Danton's Tod.

Dramatiſche Bilder

aus

Frankreichs Schreckensherrſchaft

von

Georg Büchner.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1835.

Personen.

Georg Danton,	Deputirte.
Legendre,	
Camille Desmoulins,	
Hérault-Séchelles,	
Lacroix,	
Philippeau,	
Fabre d'Eglantine,	
Mercier,	
Thomas Payne,	
Robespierre,	Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses.
St. Just,	
Barrère,	
Collot d'Herbois,	
Billand Varennes,	

Chaumette, Procurator des Gemeinderaths.

Dillon, ein General.

Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger.

Herrmann, Dumas, Präsidenten der Revolutions-Tribunals.

Paris, ein Freund Danton's.

Simon, Soufleur.

La Flatte.

Julie, Danton's Gattin.

Lucile, Gattin des Camille Desmoulins.

Rosalie, Adelaide, Marion, } Griſetten.

Manner und Weiber aus dem Volk, Griſetten, Deputirte, Henker u. ſ. w.

Erſter Act.

Hérault Séchelles, einige Damen (am Spieltiſch), Danton, Julie, ſeine Gattin, (etwas weiter weg, Danton auf einem Schemel zu den Füßen Juliens).

Danton.

Sieh die hübſche Dame, wie artig ſie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, ſie verſteht's; man ſagt, ſie halte ihrem Manne immer das Coeur und andern Leuten das Carreau hin. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie.

Glaubſt du an mich?

Danton.

Was weiß ich! Wir wiſſen wenig von einander. Wir ſind Dickhäuter, wir ſtrecken die Hände nach einander aus; aber es iſt vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir ſind ſehr einſam.

Julie.

Du kennst mich, Danton.

Danton.

Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Hérault).

Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Hérault.

Nichts.

Dame.

Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Hérault.

Seh'n Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Physiognomie. —

Danton.

Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend).

Oh!

Danton.

Die Leute ſagen, im Grab ſei Ruhe, und Grab und Ruhe ſeien eins. Wenn das iſt, lieg' ich in deinem Schooß ſchon unter der Erde. Du ſüßes Grab, deine Lippen ſind Todtenglocken, deine Stimme iſt mein Grabgeläute, deine Bruſt mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame.

Verloren!

Hérault.

Das war ein verliebtes Abentheuer, es koſtet Geld, wie alle andern.

Dame.

Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubſtummer, mit den Fingern gemacht.

Hérault.

Ei, warum nicht? Man will ſogar behaupten, gerade die würden am leichteſten verſtanden. Ich zettelte eine Liebſchaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen. Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging ſchlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick erwiſchte ſie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht ſpielen laſſen, die

Herren und Damen fallen ſo ſeltſam durcheinander und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Cammille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault.

Philippeau, welche trübe Augen! Haſt du dir ein Loch in die rothe Mütze geriſſen? Hat der heilige Jakob ein böſes Geſicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder haſt du einen ſchlechten Platz dabei bekommen und nichts ſehen können?

Camille.

Du parodirſt den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finſter und niedergeſchlagen fand? Haſt du deinen Schild auf dem Schlachtfeld verloren, biſt du im Wettlauf oder im Schwertkampf beſiegt worden? Hat ein Andrer beſſer geſungen oder beſſer die Cither geſchlagen? Welche klaſſiſchen Republikaner! Nimm einmal unſere Guillotinenromantik dagegen!

Philippeau.

Heute ſind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthum, man hat die Hebertiſten nur

auf's Schaffot geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfuhren, vielleicht auch weil die Decemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Hérault.

Sie möchtens uns zu Antediluvianern machen. St. Just säh' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau.

Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein wie neugeborne Kinder, die Guillotine zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßenen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Hérault.

Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. — Die Revolution muß auf-

hören und die Republik muß anfangen. — In unſern Staatsgrundſätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß ſich geltend machen und ſeinen Naturtrieb durchſetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böſe ſein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle ſind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern ſeine eigenthümliche Narrheit aufzudringen und ihm ein Geſetz daraus zu machen. — Jeder muß in ſeiner Art genießen können, jedoch ſo, daß Keiner auf Unkoſten eines Andern genießen oder ihn in ſeinem eigenthümlichen Genuß ſtören darf.

Camille.

Die Staatsform muß ein durchſichtiges Gewand ſein, das ſich dicht an den Leib des Volkes ſchmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß ſich darin ausdrücken. Die Geſtalt mag nun ſchön oder häßlich ſein, ſie hat einmal das Recht, zu ſein wie ſie iſt, wir ſind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuſchneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebſten

Sünderin Frankreich den Nonnenſchleier werfen wollen, auf die Finger ſchlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympiſche Spiele, und melodiſche Lippen; ach, die gliederlöſende, böſe Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, ſich in die Ecke zu ſetzen und Rüben zu kochen, aber ſie ſollen uns keine Gladiatorſpiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und Venus müſſen ſtatt der Heiligen, Marat und Chalier die Thürſteher der Republik werden. — Danton! du wirſt den Angriff im Convent machen.

Danton.

Ich werde, du wirſt, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, ſagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden ſechzig Minuten verfloſſen ſein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille.

Was ſoll das hier? das verſteht ſich von ſelbſt.

Danton.

O, es verſteht ſich Alles von ſelbſt. Wer ſoll denn aber alle die ſchönen Dinge in's Werk ſetzen?

Philippeau.

Wir und die ehrlichen Leute.

Danton.

Das „und" dazwiſchen iſt ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke iſt lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zuſammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter ſtehn und ſeine Töchter an ſie verheirathen, aber das iſt Alles!

Camille.

Wenn du das weißt, warum haſt du den Kampf begonnen?

Danton.

Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen geſpreizte Katone nie anſehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell iſt einmal ſo.

(Er erhebt ſich.)

Julie.

Du gehſt?

Danton (zu Julie).

Ich muß fort, ſie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehn) Zwiſchen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit iſt noch nicht gegoſſen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille.

Laßt ihn! Glaubt ihr: er könne die Finger davon laſſen, wenn es zum Handeln kömmt?

Hérault.

Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach ſpielt.

Eine Gaſſe.

Simon. Sein Weib.

Simon (ſchlägt das Weib).

Du Kuppelpelz, du runzliche Sublimatpille, du wurmſtichiger Sündenapfel!

Weib.

Zu Hülfe! Hülfe!

(Es kommen Leute gelaufen:)

Reißt ſie auseinander, reißt ſie auseinander!

Simon.

Nein, laßt mich, Römer! Zerſchellen will ich dies Gerippe! Du Veſtalin!

Weib.

Ich eine Veſtalin? Das will ich ſehen, ich?

Simon.

So reiß ich von den Schultern dein Gewand,

Nackt in die Sonne ſchleudr' ich dann dein Aas,
In jeder Runzel deines Leibes niſtet Unzucht.

(Sie werden getrennt.)

Erſter Bürger.

Was giebt's?

Simon.

Wo iſt die Jungfrau? Sprich! Nein, ſo kann ich nicht ſagen. Das Mädchen; nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch ein Name; o, der erſtickt mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger.

Das iſt gut, ſonſt würde der Name nach Wein riechen.

Simon.

Alter Virginius, verhülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande ſitzt darauf, und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Meſſer, Römer!

(Er ſinkt um.)

Weib.

Ach er iſt ſonſt ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Wein ſtellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger.

Dann geht er mit dreien.

Weib.

Nein, er fällt.

Zweiter Bürger.

Richtig, erſt geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte ſelbſt wieder fällt.

Simon.

Du biſt die Vampyrzunge, die mein wärmſtes Herzblut trinkt.

Weib.

Laßt ihn nur, das iſt ſo die Zeit, worin er immer gerührt wird; es wird ſich ſchon geben.

Erſter Burger.

Was gibt's denn?

Weib.

Seht ihr: ich ſaß da ſo auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich;—ſeht ihr, denn wir haben kein Holz, ſeht ihr —

Zweiter Bürger.

So nimm deines Mannes Naſe.

Weib.

Und meine Tochter war da hinunter gegangen um die Ecke, — ſie iſt ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon.

Ha, ſie bekennt.

Weib.

Du Judas, hätteſt du mir ein Paar Hoſen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht gegen ſie — artig wären? Du Weinfaß, willſt du verdurſten, wenn das Brünnlein zu laufen aufhört? He! — Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat geſchafft, wie ſie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann ſie für ihre Mutter nicht auch ſchaffen, he? Und thut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

Simon.

Ha, Lucretia! ein Meſſer; gebt mir ein Meſſer, Römer! Ha, Appius Claudius!

Erſter Bürger.

Ja, ein Meſſer, aber nicht für das arme Kind! Was that es? Nichts! Ihr Hunger bettelt. Ein Meſſer für die Leute, die das Fleiſch unſerer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, ſo mit den Töchtern des Volkes buhlen! Ihr habt Kollern im Leib und ſie haben Magendrücken, ihr habt Löcher in den Jacken und ſie haben warme Röcke, ihr habt Schwielen in den Fäuſten und ſie haben Sammthände. Ergo ihr arbeitet und ſie thun nichts, ergo

ihr habt's erworben und sie haben's gestohlen, ergo: wenn ihr von eurem gestohlnen Eigenthum ein Paar Heller wieder haben wollt, müßt ihr buhlen und betteln, ergo: sie sind Spitzbuben und man muß sie todtschlagen.

Dritter Bürger.

Sie haben kein Blut in den Adern, als was sie uns ausgesogen haben. Sie haben uns gesagt: schlagt die Aristokraten todt, das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laterne gehenkt. Sie haben gesagt: das Veto frißt euer Brod! wir haben das Veto todtgeschlagen. Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotinirt. Aber sie haben die Todten ausgegraben, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen damit schmelzen. Fort! Todtgeschlagen, wer kein Loch im Rock hat!

Erster Bürger.

Todtgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!

Zweiter Bürger.

Todtgeschlagen, wer auswärts geht!

(Alle ſchreien:)

Todtgeſchlagen, todtgeſchlagen!

(Einige ſchleppen einen jungen Menſchen herbei.)

Einige Stimmen.

Er hat ein Schnupftuch! ein Ariſtokrat! an die Laterne! an die Laterne!

Zweiter Bürger.

Was? er ſchneuzt ſich die Naſe nicht mit den Fingern? An die Laterne!

(Eine Laterne wird heruntergelaſſen.)

Junger Menſch.

Ach, meine Herrn!

Zweiter Bürger.

Es gibt hier keine Herren! An die Laterne!

Einige ſingen:

Die da liegen in der Erden,
Von de Würm gefreſſe werden;
Beſſer hangen in der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

Junger Menſch.

Erbarmen!

Dritter Bürger.

Nur ein Spielen mit einer Hanf-Locke um den Hals! Es iſt nur ein Augenblick! Wir ſind

barmherziger, als ihr. Unſer Leben iſt der Mord durch Arbeit; wir hängen ſechzig Jahre lang am Strick und zapplen, aber wir werden uns losſchneiden. — An die Laterne!

Junger Menſch.

Meinetwegen, ihr werdet deßwegen nicht heller ſehen.

Die Umſtehenden.

Bravo! Bravo!

Einige Stimmen.

Laßt ihn laufen! (Er entwiſcht.)

Robespierre tritt auf, begleitet von Weibern und Ohnehoſen.

Robespierre.

Was gibt's da, Bürger?

Dritter Bürger.

Was wird's geben? Die Paar Tropfen Bluts vom Auguſt und September haben dem Volk die Backen nicht roth gemacht. Die Guillotine iſt zu langſam. Wir brauchen einen Platzregen.

Erſter Bürger.

Unſere Weiber und Kinder ſchreien nach Brod, wir wollen ſie mit Ariſtokratenfleiſch füttern. He! todtgeſchlagen, wer kein Loch im Rock hat!

Alle.

Todtgeſchlagen! Todtgeſchlagen!

Robespierre.

Im Namen des Geſetzes!

Erſter Bürger.

Was iſt das Geſetz?

Robespierre

Der Wille des Volkes.

Erſter Bürger.

Wir ſind das Volk, und wir wollen, daß kein Geſetz ſei; ergo: iſt dieſer Wille das Geſetz, ergo: im Namen des Geſetzes gibt's kein Geſetz mehr, ergo: todtgeſchlagen.

Einige Stimmen.

Hört den Ariſtides, hört den Unbeſtechlichen!

Ein Weib.

Hört den Meſſias, der geſandt iſt, zu wählen und zu richten; er wird die Böſen mit der Schärfe des Schwertes ſchlagen. Seine Augen ſind die Augen der Wahl, und ſeine Hände ſind die Hände des Gerichts.

Robespierre.

Armes, tugendhaftes Volk! Du thuſt deine Pflicht, du opferſt deine Feinde. Volk! du biſt

groß. Du offenbarſt dich unter Blitzſtrahlen und Donnerſchlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib nicht verwunden; du mordeſt dich ſelbſt in deinem Grimm. Du kannſt nur durch deine eigne Kraft fallen, das wiſſen deine Feinde. Deine Geſetzgeber wachen, ſie werden deine Hände führen, ihre Augen ſind untrügbar, deine Hände ſind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jacobinern. Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unſere Feinde halten.

Viele der Stimmen.

Zu den Jacobinern! Es lebe Robespierre!

(Alle ab.)

Simon.

Weh mir, verlaſſen! (Er verſucht, ſich aufzurichten.

Weib.

Da! (Sie unterſtützt ihn.)

Simon.

Ach meine Baucis, du ſammelſt Kohlen auf mein Haupt.

Weib.

Da ſteh!

Simon.

Du wendeſt dich ab? Ha, kannſt du mir ver-

geben, Portia? Schlug ich dich? Das war nicht meine Hand, war nicht mein Arm, mein Wahnsinn that es. Sein Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind. Hamlet that's nicht, Hamlet verläugnet's. Wo ist unsere Tochter, wo ist mein Sannchen?

Weib.

Da um das Eck herum.

Simon.

Fort zu ihr! Komm mein tugendreich Gemal.

(Beide ab.)

Der Jacobinerklubb.

Ein Lyoner.

Die Brüder von Lyon senden uns, um in eure Brust ihren bittern Unmuth auszuschütten. Wir wissen nicht; ob der Karren, auf dem Ronsin zur Guillotine fuhr, der Todtenwagen der Freiheit war, aber wir wissen, daß seit jenem Tage die Mörder Chalier's wieder so fest auf den Boden treten, als ob es kein Grab für sie gäbe. Habt ihr vergessen, daß Lyon ein Flecken auf dem Boden Frankreichs ist, den man mit den Gebeinen der Verräther zudecken muß? Habt ihr vergessen, daß diese Metze

der Könige ihren Ausſatz nur in dem Waſſer der Rhone abwaſchen kann? Habt ihr vergeſſen, daß dieſer revolutionäre Strom die Flotten Pitt's im Mittelmeere auf den Leichen der Ariſtokraten muß ſtranden machen? Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution. Der Athemzug eines Ariſtokraten iſt das Röcheln der Freiheit. Nur ein Feigling ſtirbt für die Republik, ein Jacobiner tödtet für ſie. Wißt: finden wir in euch nicht mehr die Spannkraft der Männer des 10. Auguſt, des September und des 31. Mai, ſo bleibt uns, wie dem Patienten Gaillard, nur der Dolch des Cato.

(Beifall und verwirrtes Geſchrei.)

Ein Jacobiner.

Wir werden den Becher des Socrates mit euch trinken!

Legendre (ſchwingt ſich auf die Tribüne).

Wir haben nicht nöthig, unſere Blicke auf Lyon zu werfen. Die Leute, die ſeidene Kleider tragen, die in Kutſchen fahren, die in den Logen im Theater ſitzen und nach dem Dictionär der Akademie ſprechen, tragen ſeit einigen Tagen die Köpfe feſt auf den Schultern. Sie ſind witzig und ſagen, man muß Marat und Chalier zu einem doppel-

ten Märtyrerthum verhelfen, und ſie in effigie guillotiniren.

(Heftige Bewegung in der Verſammlung.)

Einige Stimmen.

Das ſind todte Leute. Ihre Zunge guillotinirt ſie.

Legendre.

Das Blut dieſer Heiligen komme über ſie! Ich frage die anweſenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, ſeit wann ihre Ohren ſo taub geworden ſind? —

Collot d'Herbois (unterbricht ihn).

Und ich frage dich, Legendre, weſſen Stimme ſolchen Gedanken Athem gibt, daß ſie lebendig werden und zu ſprechen wagen? Es iſt Zeit, die Masken abzureiſſen. Hört! die Urſache verklagt ihre Wirkung, der Ruf ſein Echo, der Grund ſeine Folge. Der Wohlfahrts-Ausſchuß verſteht mehr Logik, Legendre. Sei ruhig. Die Büſten der Heiligen werden unberührt bleiben, ſie werden wie Meduſenhäupter die Verräther in Stein verwandeln.

Robespierre.

Ich verlange das Wort.

Die Jacobiner.

Hört, hört den Unbeſtechlichen!

Robespierre.

Wir warteten nur auf den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten ertönt, um zu sprechen. Unsere Augen waren offen, wir sahen den Feind sich rüsten und sich erheben, aber wir haben das Lärmzeichen nicht gegeben; wir ließen das Volk sich selbst bewachen, es hat nicht geschlafen, es hat an die Waffen geschlagen. Wir ließen den Feind aus seinem Hinterhalt hervorbrechen, wir ließen ihn anrücken, jetzt steht er frei und ungedeckt in der Helle des Tages, jeder Streich wird ihn treffen, er ist todt, sobald ihr ihn erblickt habt. — Ich habe es euch schon einmal gesagt: in zwei Abtheilungen, wie in zwei Heereshaufen sind die inneren Feinde der Republik zerfallen. Unter Bannern von verschiedener Farbe und auf den verschiedensten Wegen eilen sie alle dem nämlichen Ziele zu. Die eine dieser Faktionen ist nicht mehr. In ihrem affectirten Wahnsinn suchte sie die erprobtesten Patrioten als abgenutzte Schwächlinge bei Seite zu werfen, um die Republik ihrer kräftigsten Arme zu berauben. Sie erklärte der Gottheit und dem Eigenthum den Krieg, um eine Diversion zu Gunsten der Könige zu machen. Sie parodirte das erhabene

Drama der Revolution, um dieſelbe durch ſtudirte Ausſchweifungen bloszuſtellen. Hebert's Triumph hätte die Republik in ein Chaos verwandelt, und der Despotismus war befriedigt. Das Schwert des Geſetzes hat den Verräther getroffen. Aber was liegt den Fremden daran, wenn ihnen Verbrecher einer andern Gattung zur Erreichung des nämlichen Zwecks bleiben? Wir haben nichts gethan, wenn wir noch eine andere Faction zu vernichten haben. — Sie iſt das Gegentheil der vorhergehenden. Sie treibt uns zur Schwäche, ihr Feldgeſchrei heißt: Erbarmen! Sie will dem Volk ſeine Waffen und die Kraft, welche die Waffen führt, entreißen, um es nackt und entnervt den Königen zu überantworten. — Die Waffe der Republik iſt der Schrecken, die Kraft der Republik iſt die Tugend, — die Tugend, weil ohne ſie der Schrecken verderblich, — der Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig iſt. Der Schrecken iſt ein Ausfluß der Tugend, er iſt nichts anders als die ſchnelle, ſtrenge und unbeugſame Gerechtigkeit. Sie ſagen: der Schrecken ſei die Waffe einer despotiſchen Regierung, die unſrige gleiche alſo dem Despotismus. Freilich, aber ſo wie das Schwert in den Händen

eines Freiheitshelden dem Säbel gleicht, womit der Satellit des Tyrannen bewaffnet iſt. Beherrſche der Despot ſeine thierähnlichen Unterthanen durch den Schrecken, er hat Recht als Despot; zerſchmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder Recht. Die Revolutions-Regierung iſt der Despotismus der Freiheit gegen die Tyranney. Erbarmen mit den Royaliſten! rufen gewiſſe Leute. Erbarmen mit Böſewichtern? Nein! Erbarmen für die Unſchuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menſchheit! In einer Republik ſind nur Republikaner — Bürger; Royaliſten und Fremde ſind Feinde. Die Unterdrücker der Menſchheit beſtrafen iſt Gnade, ihnen verzeihen iſt Barbarei. Alle Zeichen einer falſchen Empfindſamkeit ſcheinen mir Seufzer, welche nach England oder Öſterreich fliegen. — Aber, nicht zufrieden, den Arm des Volks zu entwaffnen, ſucht man noch die heiligſten Quellen ſeiner Kraft durch das Laſter zu vergiften. Dies iſt der feinſte, gefährlichſte und abſcheulichſte Angriff auf die Freiheit. Das Laſter iſt das Kainszeichen des Ariſtokratismus. In einer Republik iſt es nicht nur ein

meraliſches ſondern auch ein politiſches Verbrechen; der Laſterhafte iſt der politiſche Feind der Freiheit, er iſt ihm um ſo gefährlicher, je größer die Dienſte ſind, die er ihr ſcheinbar erwieſen. Der gefährlichſte Bürger iſt derjenige, welcher leichter ein Dutzend rothe Mützen verbraucht, als eine gute Handlung vollbringt. Ihr werdet mich leicht verſtehen, wenn ihr an Leute denkt, welche ſonſt in Dachſtuben lebten und jetzt in Caroſſen fahren und mit ehemaligen Marquiſinnen und Baroneſſen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen, iſt das Volk gepfändet, oder ſind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Geſetzgeber des Volkes mit allen Laſtern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir dieſe Marquiſe und Grafen reiche Weiber heirathen, üppige Gaſtmähler geben, ſpielen, Diener halten und koſtbare Kleider tragen ſehen? — Wir dürfen wohl ſtaunen, wenn wir ſie Einfälle haben, ſchöngeiſtern und ſo etwas von gutem Ton bekommen hören. Man hat vor Kurzem auf eine unverſchämte Weiſe den Tacitus parodirt, ich könnte mit dem Salluſt antworten und den Catilina traveſtiren; doch ich denke, ich habe keine Striche mehr nöthig, die Porträts ſind fertig.

— Keinen Vertrag, keinen Waffenſtillſtand mit den Menſchen, welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche dieſe Ausplünderung ungeſtraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schrecken geſetzt durch den reißenden Strom der Beiſpiele ſuchen ſie ganz leiſe die Gerechtigkeit abzukühlen. Man ſollte glauben, jeder ſage zu ſich ſelbſt: wir ſind nicht tugendhaft genug, um ſo ſchrecklich zu ſein. Philoſophiſche Geſetzgeber! erbarmt euch unſerer Schwäche; ich wage euch nicht zu ſagen, daß ich laſterhaft bin; ich ſage euch alſo: ſeid nicht grauſam. Beruhige dich, tugendhaftes Volk, beruhigt euch, ihr Patrioten, ſagt euern Brüdern zu Lyon: das Schwert des Geſetzes roſte nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habet. Wir werden der Republik ein groſſes Beiſpiel geben. (Allgemeiner Beifall.)

Viele Stimmen.

Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!

Präſident.

Die Sitzung iſt aufgehoben.

Eine Gaſſe.

Lacroix. Legendre.

Lacroix.

Was haſt du gemacht, Legendre. Weißt du auch, wem du mit deinen Büſten den Kopf herunterwirfſt?

Legendre.

Einigen Stutzern und eleganten Weibern, das iſt Alles.

Lacroix.

Du biſt ein Selbſtmörder, ein Schatten, der ſein Original und ſomit ſich ſelbſt ermordet.

Legendre.

Ich begreife nicht.

Lacroix.

Ich dächte: Collot hätte deutlich geſprochen.

Legendre.

Was macht das? Er war wieder betrunken.

Lacroix.

Narren, Kinder und — nun? — Betrunkne ſagen die Wahrheit. Wen glaubſt du denn, daß Robespierre mit dem Catilina gemeint habe?

Legendre.

Nun?

Lacroix.

Die Sache iſt einfach. Man hat die Atheiſten und Ultrarevolutionärs auf's Schaffot geſchickt; aber dem Volk iſt nicht geholfen, es läuft noch baarfuß in den Gaſſen und will ſich aus Ariſtokraten-Leder Schuhe machen. Der Guillotinen-Thermometer darf nicht fallen; noch wenige Grade, und der Wohlfahrts-Ausſchuß kann ſich ſein Bett auf dem Revolutionsplatz ſuchen.

Legendre.

Was haben damit meine Büſten zu ſchaffen?

Lacroix.

Siehſt du es noch nicht? Du haſt die Contre-Revolution officiell bekannt gemacht, du haſt die Decemvirn zur Energie gezwungen, du haſt ihnen die Hand geführt. Das Volk iſt ein Minotaurus, der wöchentlich ſeine Leichen haben muß, wenn er ſie nicht auffreſſen ſoll.

Legendre.

Wo iſt Danton?

Lacroix.

Was weiß ich! Er ſucht eben die mediceiſche

Venus ſtückweiſe bei allen Griſetten im Palais-Royal zuſammen; er macht Moſaik, wie er ſagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade iſt. Es iſt ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerſtückt, und ſie ſo in Fragmenten in die Körper geſenkt hat. — Gehn wir in's Palais-Royal! (Beide ab.)

Ein Zimmer.

Danton. Marion.

Marion.

Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton.

Du könnteſt deine Lippen beſſer gebrauchen.

Marion.

Nein, laß mich einmal ſo. Meine Mutter war eine kluge Frau; ſie ſagte mir immer: die Keuſchheit ſei eine ſchöne Tugend. Wenn Leute in's Haus kamen, und von manchen Dingen zu ſprechen anfingen, hieß ſie mich aus dem Zimmer gehen; frug ich, was die Leute gewollt hatten, ſo ſagte ſie: ich ſolle mich ſchämen; gab ſie mir ein Buch zu leſen,

ſo mußte ich faſt immer einige Seiten überſchlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war Alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff, ich mochte auch Niemand fragen, ich brütete über mir ſelbſt. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Theil hatte. Ich gerieth in eine eigene Atmoſphäre, ſie erſtickte mich faſt. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt und verſchmölze dann wieder in Eins. Ein junger Menſch kam zu der Zeit in's Haus; er war hübſch und ſprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns beiden recht. Endlich ſahen wir nicht ein, warum wir nicht eben ſo gut auf — ſonſt eine Art uns miteinander unterhalten, als bloß auf zwei Stühlen neben einander ſitzen dürften. Ich ſah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Aber ich wurde wie ein Meer, was Alles verſchlang und ſich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur Ein Gegenſatz da, alle Männer verſchmolzen in Einen Leib. Meine Natur war einmal ſo, wer kann da drüber hinaus? Endlich

merkt' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich erſticken; ſeine Arme ſchnürten ſich um meinen Hals, ich war in unſäglicher Angſt. Da ließ er mich los, und lachte, und ſagte: er hätte faſt einen dummen Streich gemacht, ich ſolle mein Kleid nur behalten und es brauchen, es würde ſich ſchon von ſelbſt abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das Einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend ſaß ich am Fenſter, ich bin ſehr reizbar und hänge mit Allem um mich nur durch eine Empfindung zuſammen; ich verſank in die Wellen der Abendröthe. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber ſahen aus den Fenſtern. Ich ſah hinunter, ſie trugen ihn in einem Korb vorbei, der Mond ſchien auf ſeine bleiche Stirn, ſeine Locken waren feucht, er hatte ſich erſäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Weſen. Die andern Leute haben Sonn- und Werktage, ſie arbeiten ſechs Tage und beten am ſiebenten, ſie ſind jedes Jahr auf ihrem Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon; ich kenne keinen

Abſatz, keine Veränderung; ich bin immer nur eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Faſſen, eine Gluth, ein Strom. Meine Mutter iſt vor Gram geſtorben; die Leute weiſen mit Fingern auf mich, das iſt dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man ſeine Freude hat, an Reliquien oder an Lebendigen, an Blumen oder Kinderſpielſachen; es iſt das nämliche Gefühl; wer am meiſten genießt, betet am meiſten.

Danton.

Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich faſſen, ſie nicht ganz umſchließen?

Marion.

Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton.

Ich möchte ein Theil des Äthers ſein, um dich in meiner Fluth zu baden, um mich auf jeder Welle deines ſchönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Adelaide, Roſalie treten ein.

Lacroix (bleibt in der Thüre ſtehn).

Ich muß lachen, ich muß lachen.

Danton.

Nun?

Lacroix.

Die Gaſſe fällt mir ein.

Danton.

Und?

Lacroix.

Auf der Gaſſe waren Hunde, eine Dogge und ein Bologneſer Schooßhündlein, die quälten ſich.

Danton.

Was ſoll das?

Lacroix.

Das fiel mir nun grade ſo ein, und da mußt' ich lachen. Es ſah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenſtern; man ſollte vorſichtig ſein und ſie nicht einmal in der Sonne ſitzen laſſen. Die unmoraliſchen Mücken erwecken ihnen ſonſt allerhand erbauliche Gedanken. Legendre und ich ſind faſt durch alle Zellen gelaufen, mehr als eine apokalyptiſche Dame hing uns an den Rockſchößen und wollte den Segen. Legendre gibt einer die Disciplin, aber er wird einen Monat dafür zu faſten bekommen. Da bringe ich zwei von ihnen.

Marion.

Guten Tag, Demoiſelle Adelaide, guten Tag Demoiſelle Roſalie.

Roſalie.

Wir hatten ſchon lange nicht das Vergnügen.

Marion.

Es war mir recht leid.

Adelaide.

Ach Gott, wir ſind Tag und Nacht beſchäftigt.

Danton (zu Roſalie).

Ei, Kleine, du haſt geſchmeidige Hüften bekommen.

Roſalie.

Ach ja, man vervollkommnet ſich täglich.

Lacroix.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen dem antiken und einem modernen Adonis?

Danton.

Und Adelaide iſt ſittſam-intereſſant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Geſicht ſieht aus wie ein Feigenblatt, das ſie ſich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer ſo gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.

Lacroix.

So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, ſondern von Säuen zerriſſen; er bekommt ſeine Wunde nicht am Schenkel, ſondern

in den Leiſten, und aus ſeinem Blut ſproſſen nicht Roſen hervor —

Danton.

O laß das; Fräulein Roſalie iſt ein reſtaurirter Torſo, woran nur die Hüften und Füße antik ſind. Sie iſt eine Magnetnadel; was der Pol-Kopf abſtößt, zieht der Pol-Fuß an.

Lacroix.

Zwei barmherzige Schweſtern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

Roſalie.

Schämen Sie ſich, unſere Ohren roth zu machen!

Adelaide.

Sie ſollten mehr Lebensart haben.

(Adelaide und Roſalie ab.)

Danton.

Gute Nacht, ihr hübſchen Kinder!

Lacroix.

Gute Nacht, ihr Silbergruben.

Danton.

Sie dauern mich, ſie kommen um ihr Nachteſſen.

Lacroix.

Höre, Danton, ich komme von den Jacobinern.

Danton.

Nichts weiter?

Lacroix.

Die Lyoner verlaſen eine Proclamation; ſie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als ſich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Geſicht, als wollte er zu ſeinem Nachbar ſagen: Pactus, es ſchmerzt nicht! — Legendre rief: man wolle Chaliers und Marats Büſten zerſchlagen. Ich glaube, er will ſich das Geſicht wieder roth machen; er iſt ganz aus der terreur herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gaſſe am Rock.

Danton.

Und Robespierre?

Lacroix.

Fingerte auf der Tribüne und ſagte: die Tugend muß durch den Schrecken herrſchen. Die Phraſe machte mir Halsweh.

Danton.

Sie hobelt Bretter für die Guilletine.

Lacroix.

Und Collot ſchrie wie beſeſſen, man müſſe die Masken abreißen.

Danton.

Da werden die Geſichter mitgehen.

(Paris tritt ein.)

Lacroix.

Was gibt's, Fabricius?

Paris.

Von den Jacobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er suchte eine Miene zu machen wie Brutus, der seine Söhne opfert. Er sprach im Allgemeinen von den Pflichten, sagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rücksicht, er würde Alles opfern, sich, seinen Bruder, seine Freunde.

Danton.

Das war deutlich; man braucht nur die Scala herumzukehren, so steht er unten, und hält seinen Freunden die Leiter. Wir sind Legendre Dank schuldig, er hat sie sprechen gemacht.

Lacroix.

Die Hebertisten sind noch nicht todt, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die Schaale des Blutes darf nicht steigen, wenn sie dem Wohlfahrts-Ausschuß nicht zur Laterne werden soll; er hat Ballast nöthig, er braucht einen schweren Kopf.

Danton.

Ich weiß wohl, — die Revolution iſt wie Saturn, ſie frißt ihre eigenen Kinder. (Nach einigem Beſinnen.) Doch, ſie werden's nicht wagen.

Lacroix.

Danton, du biſt ein todter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, ſie hat die Gebeine aller Könige auf die Gaſſe und alle Bildſäulen von den Kirchen geworfen. Glaubſt du, man würde dich als Monument ſtehen laſſen?

Danton.

Mein Name! das Volk!

Lacroix.

Dein Name! du biſt ein Gemäßigter, ich bin einer, Camille, Philippeau, Hérault. Für das Volk ſind Schwäche und Mäßigung eins; es ſchlägt die Nachzügler todt. Die Schneider von der Section der rothen Mütze werden die ganze römiſche Geſchichte in ihrer Nadel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter iſt.

Danton.

Sehr wahr, und auſſerdem — das Volk iſt wie ein Kind, es muß Alles zerbrechen, um zu ſehen, was darin ſteckt.

Lacroix.

Und ausserdem, Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt, d. h. wir genießen; und das Volk ist tugendhaft, d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht; es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat, und es schweift nicht aus, weil es nach Käse und Häring aus dem Hals stinkt, und die Mädel davor einen Ekel haben.

Danton.

Es haßt die Genießenden, wie ein Eunuch die Männer.

Lacroix.

Man nennt uns Spitzbuben und (sich zu den Ohren Danton's neigend) es ist, unter uns gesagt, so halbwegs was Wahres daran. Robespierre und das Volk werden tugendhaft sein, St. Just wird einen Roman schreiben, und Barrière wird eine Carmagnole schneidern und dem Convent das Blutmäntelchen umhängen und — ich sehe Alles.

Danton.

Du träumst. Sie hatten nie Muth ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie könnten mich noch nöthig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

Lacroix.

Wir müſſen handeln.

Danton.

Das wird ſich finden.

Lacroix.

Es wird ſich finden, wenn wir verloren ſind.

Marion (zu Danton).

Deine Lippen ſind kalt geworden, deine Worte haben deine Küſſe erſtickt.

Danton (zu Marion).

So viel Zeit zu verlieren, das wär' der Mühe werth. (Zu Lacroix.) Morgen geh' ich zu Robespierre, ich werde ihn ärgern, da kann er nicht ſchweigen. Morgen alſo! Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, ich danke euch.

Lacroix.

Packt euch, meine guten Freunde, packt euch! Gute Nacht, Danton, der mons Veneris wird dein tarpeiſcher Fels.

Zweiter Act.

Ein Zimmer.

Robespierre. Danton. Paris.

Robespierre.

Ich ſage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, iſt mein Feind, — ſeine Abſicht thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich ſo gut, als wenn er mich angriffe.

Danton.

Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich ſehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre.

Die ſociale Revolution iſt noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt ſich ſelbſt ſein Grab. Die gute Geſellſchaft iſt noch nicht todt, die geſunde Volkskraft muß ſich an die Stelle

dieſer nach allen Richtungen abgekitzelten Klaſſe ſetzen. Das Laſter muß beſtraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrſchen.

Danton.

Ich verſtehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du haſt kein Geld genommen, du haſt keine Schulden gemacht, du haſt immer einen anſtändigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du biſt empörend rechtſchaffen. Ich würde mich ſchämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphyſiognomie zwiſchen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere ſchlechter zu finden, als mich. — Iſt denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leiſe, heimlich ſagte: du lügſt, du lügſt?!

Robespierre.

Mein Gewiſſen iſt rein.

Danton.

Das Gewiſſen iſt ein Spiegel, vor dem ein Affe ſich quält; jeder putzt ſich, wie er kann und gebt auf ſeine eigne Art auf ſeinen Spaß dabei aus. Das iſt der Mühe werth, ſich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag ſich wehren, wenn ein

andrer ihm den Spaß verdirbt. Haſt du das Recht, aus der Guillotine einen Waſchzuber für die unreine Wäſche anderer Leute und aus ihren abgeſchlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre ſchmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen ſauber gebürſteten Rock trägſt? Ja, du kannſt dich wehren, wenn ſie dir drauf ſpucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, ſo lang ſie dich in Ruhe laſſen? Wenn ſie ſich nicht geniren, ſo herum zu gehen, haſt du deswegen das Recht, ſie in's Grabloch zu ſperren? Biſt du der Polizeiſoldat des Himmels? und — kannſt du es nicht eben ſo gut mit anſehn, als dein lieber Herrgott, ſo halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre.

Du läugneſt die Tugend? —

Danton.

Und das Laſter. Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Chriſtus war der feinſte; das iſt der einzige Unterſchied, den ich zwiſchen den Menſchen herausbringen kann. Jeder handelt ſeiner Natur gemäß, d. h. er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbeſtechlicher, es iſt grauſam, dir die Abſätze ſo von den Schuhen zu treten?

Robespierre.

Danton, das Laſter iſt zu gewiſſen Zeiten Hochverrath.

Danton.

Du darfſt es nicht prohibiren, um's Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du biſt ihm zu viel ſchuldig, durch den Contraſt nämlich. — Übrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unſere Streiche müſſen der Republik nützlich ſein, man darf die Unſchuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

Robespierre.

Wer ſagt dir denn, daß ein Unſchuldiger getroffen worden ſei?

Danton.

Hörſt du, Fabricius? Es ſtarb kein Unſchuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris:) Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müſſen uns zeigen!

(Danton und Paris ab.)

Robespierre (allein).

Geh' nur! Er will die Roſſe der Revolution am Zügel halten, wie ein Kutſcher ſeine dreſſirten Gäule; ſie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu ſchleifen. — Mir die Abſätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Be-

griffen zu bleiben! — Halt! Halt! Iſt's das eigentlich? — Sie werden ſagen: ſeine gigantiſche Geſtalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deßwegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn ſie Recht hätten? — Iſt's denn ſo nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es iſt lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufſichtigen. — Er muß weg. Wer in einer Maſſe, die vorwärts drängt, ſtehen bleibt, leiſtet ſo gut Widerſtand, als trät' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den ſeichten Berechnungen und den Schlammbänken dieſer Leute ſtranden laſſen, wir müſſen die Hand abhauen, die es zu halten wagt, und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Geſellſchaft, die der todten Ariſtokratie die Kleider ausgezogen und ihren Ausſatz geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Abſatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag ſo viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut ſchlägt immer durch. — (Nach einer Pauſe:) Ich weiß nicht, was in mir

das Andere belügt. (Tritt an's Fenſter.) Die Nacht ſchnarcht über der Erde und wälzt ſich im wüſten Traum. Gedanken, Wünſche, kaum geahnt, wirr und geſtaltlos, die ſcheu ſich vor des Tages Licht verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand, und ſtehlen ſich in das ſtille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, ſie ſehen aus den Fenſtern, ſie werden halbwegs Fleiſch, die Glieder ſtrecken ſich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und iſt nicht unſer Wachen ein hellerer Traum, ſind wir nicht Nachtwandler, iſt nicht unſer Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, beſtimmter, durchgeführter? Wer will uns darum ſchelten? In einer Stunde verrichtet der Geiſt mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unſeres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde iſt im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachſpielt, das iſt Zufall.

(St. Juſt tritt ein.)

Robespierre.

He, wer da im Finſtern? He, Licht, Licht!

St. Juſt.

Kennſt du meine Stimme?

Robespierre.

Ah, du St. Juſt!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Juſt.

Warſt du allein?

Robespierre.

Eben ging Danton weg.

St. Juſt.

Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte ſeine revolutionäre Stirn und ſprach in Epigrammen, er duzte ſich mit den Ohnehoſen, die Griſetten liefen hinter ſeinen Waden drein und die Leute blieben ſtehen und ziſchelten ſich in die Ohren, was er geſagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffs verlieren. Willſt du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir ſind entſchloſſen.

Robespierre.

Was wollt ihr thun?

St. Juſt.

Wir berufen den Geſetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrts-Ausſchuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre.

Viel Umſtände.

St. Juſt.

Wir müſſen die große Leiche mit Anſtand begraben, wie Prieſter, nicht wie Mörder; wir dürfen ſie nicht verſtümmeln, all ihre Glieder müſſen mit hinunter.

Robespierre.

Sprich deutlicher.

St. Juſt.

Wir müſſen ihn in ſeiner vollen Waffenrüſtung beiſetzen und ſeine Pferde und Sclaven auf ſeinem Grabhügel ſchlachten. — Lacroix.

Robespierre.

Ein ausgemachter Spitzbube, geweſener Advokatenſchreiber, gegenwärtig General-Lieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Juſt.

Hérault-Séchelles. —

Robespierre.

Ein ſchöner Kopf!

St. Juſt.

Er war der ſchöngemalte Anfangsbuchſtabe der Conſtitutions-Acte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewiſcht. — Philippeau, Camille! — —

Robespierre.

Auch den?

St. Just (überreicht ihm ein Papier).

Das dacht' ich. Da lies!

Robespierre.

Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

St. Just.

Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (lieſt).

„Dieſer Blutmeſſias Robespierre auf ſeinem Kalvarienberge zwiſchen den beiden Schächern Conthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betſchweſtern ſtehen wie Maria und Magdalena unten. St. Juſt liegt ihm wie Johannes am Herzen, und macht den Convent mit den apokalyptiſchen Offenbarungen des Meiſters bekannt; er trägt ſeinen Kopf wie eine Monſtranz."

St. Just.

Ich will ihn den ſeinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (lieſt weiter).

„Sollte man glauben, daß der ſaubere Frack des Meſſias das Leichenhemd Frankreichs iſt, und

daß ſeine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinmeſſer ſind? — Und du, Barrère, der du geſagt haſt: auf dem Revolutionsplatz werde Münze geſchlagen. Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er iſt eine Wittwe, die ſchon ein halbes Dutzend Männer hatte und die ſie begraben half. Wer kann was dafür? Das iſt ſo ſeine Gabe, er ſieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratiſche Geſicht an. Wer mag ſich auch zu Leichen ſetzen und den Geſtank riechen?" — Alſo auch du, Camille? — Weg mit ihnen! Raſch! nur die Todten kommen nicht wieder. Haſt du die Anklage bereit?

St. Juſt.

Es macht ſich leicht. Du haſt die Anklage bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre.

Ich wollte ſchrecken.

St. Juſt.

Ich brauche nur durchzuführen, die Fälſcher geben das Ei und die Fremden den Apfel. — Sie ſterben an der Mahlzeit, ich gebe dir mein Wort.

Robespierre.

Dann raſch, morgen! Keinen langen Todes-

kampf! Ich bin empfindlich ſeit einigen Tagen. Nur raſch! (St. Juſt ab.)

Robespierre (allein).

Ja wohl, Blutmeſſias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat ſie mit ſeinem Blut erlöſt und ich erlöſe ſie mit ihrem eignen. Er hat ſie ſündigen gemacht und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wolluſt des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat ſich mehr verläugnet? Ich oder er? — Und doch iſt was von Narrheit in dem Gedanken. — Was ſehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menſchen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethſemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöſt Keiner den Andern mit ſeinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es iſt Alles wüſt und leer — ich bin allein.

Ein Zimmer.

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille.

Raſch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (kleidet ſich um).

Aber die Zeit verliert uns. — Das iſt ſehr langweilig, immer das Hemd zuerſt und dann die Hoſen drüber zu ziehen, und des Abends in's Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer ſo vor den andern zu ſetzen, da iſt gar kein Abſehen, wie es anders werden ſoll. Das iſt ſehr traurig, und, daß Millionen es ſchon ſo gemacht haben, und, daß Millionen es wieder ſo machen werden, und, daß wir noch obendrein aus zwei Hälften beſtehen, die beide das Nämliche thun, ſo daß Alles doppelt geſchieht, — das iſt ſehr traurig.

Camille.

Du ſprichſt in einem ganz kindiſchen Ton.

Danton.

Sterbende werden kindiſch.

Lacroix.

Du ſtürzeſt dich durch dein Zögern in's Verderben, du reißeſt alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit iſt, ſich um dich zu verſammeln, fordere ſowohl die vom Thale als die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, ſprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirſt du die Tribüne erſchrecken, und

ſelbſt die um dich ſammeln, die man als Mitſchuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlaſſen. Laßt uns wenigſtens nicht entwaffnet und erniedrigt wie der ſchändliche Hebert ſterben.

Danton.

Du haſt ein ſchlechtes Gedächtniß, du nannteſt mich einen todten Heiligen. Du hatteſt mehr Recht, als du glaubteſt. Ich war bei den Sectionen, ſie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gaſſe; du hatteſt Recht.

Lacroix.

Warum haſt du es dazu kommen laſſen?

Danton.

Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rock herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das iſt erbärmlich, ſo ein armſeliges Inſtrument zu ſpielen, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das iſt nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution ſetzt mich in Ruhe, aber auf andere Weiſe, als ich dachte. — Übrigens auf was ſich ſtützen? — Unſere Metzen könnten es noch mit den

Guillotinen-Betſchweſtern aufnehmen; ſonſt weiß ich nichts. Es läßt ſich an den Fingern herzählen: Die Jacobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung ſei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mai, ſie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre iſt das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgeſtrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, die Revolution hat uns gemacht. — Und, — wenn es ginge — ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren laſſen. Ich habe es ſatt; wozu ſollen wir Menſchen mit einander kämpfen? Wir ſollten uns neben einander ſetzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geſchaffen wurden; es fehlt uns freilich etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was ſollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir ſind elende Alchymiſten.

Camille.

Pathetiſcher geſagt, würde es heißen: wie lange ſoll die Menſchheit in ewigem Hunger ihre eignen

Glieder freſſen? Oder, wie lange ſollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöſchbarem Durſt einander das Blut aus den Adern ſaugen? Oder, wie lange ſollen wir Algebraiſten im Fleiſch bei'm Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten X unſere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern ſchreiben?

Danton.

Du biſt ein ſtarkes Echo.

Camille.

Nicht wahr? — ein Piſtolenſchuß ſchallt gleich wie ein Donnerſchlag. Deſto beſſer für dich, du ſollteſt mich immer bei dir haben.

Philippeau.

Und Frankreich bleibt ſeinen Henkern?

Danton.

Was liegt daran? Die Leute befinden ſich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu ſein, oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? — Ob ſie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter ſterben! Es iſt noch vorzuziehen, ſie treten mit gelenken Gliedern hinter die Couliſſen und können im Abgehen noch hübſch geſtikuliren und die Zuſchauer klatſchen hören. Das

iſt ganz artig und paßt für uns, wir ſtehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernſt erſtochen werden. Es iſt recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unſere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geiſt genug für ein Epos in fünfzig oder ſechzig Geſängen? 's iſt Zeit, daß man das bischen Eſſen nicht mehr aus Zubern, ſondern aus Liqueur-Gläschen trinkt, ſo bekömmt man doch das Maul voll, ſonſt konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zuſammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte ſchreien, das iſt mir der Mühe zu viel, das Leben iſt nicht der Arbeit werth, die man ſich macht, es zu erhalten.

Paris.

So flieh', Danton!

Danton.

Nimmt man das Vaterland an den Schuhſohlen mit? — Und endlich — und das iſt die Hauptſache: ſie werden's nicht wagen. (Zu Camille.) Komm, mein Junge, ich ſage dir: ſie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu! (Danton und Camille ab.)

Philippeau.

Da geht er hin.

Lacroix.

Und glaubt kein Wort von dem, was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotiniren lassen, als eine Rede halten.

Paris.

Was thun?

Lacroix.

Heim gehen und als Lucretia auf einen anständigen Fall studiren.

Eine Promenade.

Spaziergänger.

Ein Bürger.

Meine gute Jaqueline, ich wollte sagen Corn — — wollt' ich: Cor — —

Simon.

Cornelia, Bürger, Cornelia.

Bürger.

Meine gute Cornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

Simon.

Hat der Republik einen Sohn geboren.

Bürger.

Der Republik? Das lautet zu allgemein; man könnte ſagen —

Simon.

Das iſt's grade, das Einzelne muß ſich dem Allgemeinen —

Bürger.

Ach ja, das ſagt meine Frau auch.

Bänkelſänger (ſingt).

Was doch iſt, was doch iſt
Aller Männer Freud' und Lüſt?

Bürger.

Ach mit dem Namen, da komme ich gar nicht in's Reine.

Simon.

Tauf' ihn, Pike Marat.

Bänkelſänger.

Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen,
Bis der Tag vorüber iſt.

Bürger.

Ich hätte gern drei; es iſt doch was mit der Zahl drei, und dann was Nützliches und was Rechtliches; jetzt hab' ich's: Pflug, Robespierre. Und dann das dritte?

Simon.

Pike.

Bürger.

Ich dank' Euch, Nachbar; Pike, Pflug, Robespierre, das ſind hübſche Namen, das macht ſich ſchön.

Simon.

Ich ſage dir, die Bruſt deiner Cornelia wird wie das Euter der römiſchen Wölfin — nein, das geht nicht, Romulus war ein Tyrann, das geht nicht.

(Gehn vorbei.)

Ein Bettler (ſingt.)

Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos! Liebe Herren, ſchöne Damen!

Erſter Herr.

Kerl, arbeite, du ſiehſt ganz wohlgenährt aus.

Zweiter Herr.

Da! (Er gibt ihm Geld.) Er hat eine Hand wie Sammet. Das iſt unverſchämt.

Bettler.

Mein Herr, wo habt Ihr Euren Rock her?

Zweiter Herr.

Arbeit, Arbeit! du könnteſt den nemlichen haben; ich will dir Arbeit geben, komm' zu mir, ich wohne —

Bettler.

Herr, warum habt Ihr gearbeitet?

Zweiter Herr.

Narr, um den Rock zu haben.

Bettler.

Ihr habt Euch gequält, um einen Genuß zu haben, denn ſo ein Rock iſt ein Genuß, ein Lumpen thut's auch.

Zweiter Herr.

Freilich, ſonſt geht's nicht.

Bettler.

Daß ich ein Narr wäre. Das hebt einander. Die Sonne ſcheint warm an das Eck und das geht ganz leicht. (Singt.) Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos — —

Roſalie (zu Adelaiden).

Mach fort, da kommen Soldaten.

Bettler.

Iſt auf dieſer Erde einſt mein letztes Loos! Meine Herren, meine Damen!

Soldat.

Halt! wo hinaus, meine Kinder? (Zu Roſalie.) Wie alt biſt du?

Roſalie.

So alt wie mein kleiner Finger.

Soldat.

Du biſt ſehr ſpitz.

Roſalie.

Und du ſehr ſtumpf.

Soldat.

So will ich mich an dir wetzen. (Er ſingt.)

Chriſtinlein, lieb' Chriſtinlein mein
Thut dir der Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh, Schaden weh!

Roſalie (ſingt).

Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt' es gerne meh',
Gerne meh, gerne meh, gerne meh!

Danton und Camille treten auf.

Danton.

Geht das nicht luſtig? — Ich wittre was in der Atmoſphäre, es iſt, als brüte die Sonne Unzucht aus. (Gehen vorbei.)

Junger Herr.

Ach, Madame, der Ton einer Glocke, das Abendlicht an den Bäumen, das Blinken eines Sternes — —

Madame.

Der Duft einer Blume, die natürlichen Freuden,

dieſer reine Genuß der Natur! (Zu ihrer Tochter.) Sieh, Eugenie — nur die Tugend hat Augen dafür.

Eugenie (küßt ihrer Mutter die Hand).

Ach, Mama! Ich ſehe nur Sie.

Madame.

Gutes Kind!

Junger Herr (ziſchelt Eugenien in's Ohr).

Sehen Sie dort die hübſche Dame mit dem alten Herrn?

Eugenie.

Ich kenne ſie.

Junger Herr.

Man ſagt, ihr Friſeur habe ſie à l'enfant friſirt.

Eugenie (lacht).

Böſe Zunge!

Junger Herr.

Der alte Herr geht neben ihr, er ſieht das Knöspchen ſchwellen und führt es in die Sonne ſpazieren, und meint, er ſei der Gewitterregen, der es habe wachſen machen.

Eugenie.

Wie unanſtändig! ich hätte Luſt, roth zu werden.

Junger Herr.

Das könnte mich blaß machen. —

Danton (zu Camille.)

Muthe mir nur nichts Ernſthaftes zu. Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gaſſe ſtehen bleiben und einander in's Geſicht lachen. Ich meine, ſie müßten zu den Fenſtern und zu den Gräbern herauslachen, und der Himmel müſſe berſten und die Erde müſſe ſich wälzen vor Lachen.

(Gehen ab.)

Erſter Herr.

Ich verſichere Sie, eine auſſerordentliche Entdeckung. Alle techniſchen Künſte bekommen dadurch eine andere Phyſiognomie. Die Menſchheit eilt mit Rieſenſchritten ihrer hohen Beſtimmung entgegen.

Zweiter Herr.

Haben Sie das neue Stück geſehen? Ein babyloniſcher Thurm, ein Gewirr von Gewölben, Treppchen, Gängen und das Alles ſo leicht und kühn in die Luft geſprengt. Man ſchwindelt bei jedem Tritt. Ein bizarrer Kopf. (Er bleibt verlegen ſtehen.)

Erſter Herr.

Was haben Sie denn?

Zweiter Herr.

Ach nichts! Ihre Hand, Herr! die Pfütze, ſo! Ich danke Ihnen, kaum kann ich vorbei; das konnte gefährlich werden.

Erſter Herr.

Sie fürchteten doch nicht?

Zweiter Herr.

Ja, die Erde iſt eine dünne Kruſte, ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo ſo ein Loch iſt. — Man muß mit Vorſicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehn Sie in's Theater, ich rathe es Ihnen.

Ein Zimmer.

Danton. Camille. Lucile.

Camille.

Ich ſage Euch, wenn ſie nicht Alles in hölzernen Copien bekommen, verzettelt in Theatern, Concerten und Kunſt-Ausſtellungen, ſo haben ſie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen ſieht, an dem ſie gezerrt wird, und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen, welch ein Charakter, welche Conſequenz! Nimmt Einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hoſen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Geſicht, und läßt das Ding

ſich drei Acte hindurch herumquälen, bis es ſich zuletzt verheirathet oder ſich todt ſchießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menſchlichen Leben wiedergibt, wie eine Thonpfeife mit Waſſer die Nachtigall — die Kunſt! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gaſſe — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergeſſen ihren Herrgott über ſeinen ſchlechten Copiſten. Von der Schöpfung, die glühend, brauſend und leuchtend in ihnen ſich jeden Augenblick neu gebiert, hören und ſehen ſie nichts. Sie gehen in's Theater, leſen Gedichte und Romane, ſchneiden den Fratzen darin die Geſichter nach, und ſagen zu Gottes Geſchöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was ſie ſagten, wenn ſie erzählten, Pygmalions Statue ſei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton.

Und die Künſtler gehn mit der Natur um wie David, der im September die Gemordeten, wie ſie aus der Force auf die Gaſſe geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und ſagte: ich erhaſche die letzten Zuckungen des Lebens in dieſen Böſewichtern.

(Danton wird herausgerufen.)

Camille.

Was ſagſt du, Lucile?

Lucile.

Nichts, ich ſehe dich ſo gern ſprechen.

Camille.

Hörſt mich auch?

Lucile.

Ei freilich.

Camille.

Habe ich recht? Weißt du auch, was ich geſagt habe?

Lucile.

Nein, wahrhaftig nicht.

(Danton kömmt zuruck.)

Camille.

Was haſt du?

Danton.

Der Wohlfahrts-Ausſchuß hat meine Verhaftung beſchloſſen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüßig. Mögen ſie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu ſterben wiſſen; das iſt leichter, als zu leben.

Camille.

Danton, noch iſt es Zeit.

Danton.

Unmöglich, — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille.

Deine Trägheit!

Danton.

Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.

Camille.

Wo gehſt du hin?

Danton.

Ja, wer das wüßte!

Camille.

Im Ernſt, wohin?

Danton.

Spazieren, mein Junge, ſpazieren. (Er geht.)

Lucile.

Ach, Camille!

Camille.

Sei ruhig, lieb Kind.

Lucile.

Wenn ich denke, daß ſie dies Haupt! — — Mein Camille, das iſt Narrheit, gelt, ich bin wahnſinnig?

Camille.

Sei ruhig, Danton und ich ſind nicht Eins.

Lucile.

Die Erde iſt weit und es ſind viel Dinge darauf, warum denn grade das eine? Wer ſollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten ſie auch damit anfangen?

Camille.

Ich wiederhole dir: du kannſt ruhig ſein. Geſtern ſprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir ſind ein wenig geſpannt, das iſt wahr; verſchiedene Anſichten, ſonſt nichts!

Lucile.

Such' ihn auf.

Camille.

Wir ſaßen auf einer Schulbank. Er war immer finſter und einſam. Ich allein ſuchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucile.

So ſchnell, mein Freund? Geh! Komm! Nur das (ſie küßt ihn) und das! Geh! Geh! (Camille ab.) — Das iſt eine böſe Zeit. Es geht einmal ſo. Wer kann da drüber hinaus? Man muß ſich faſſen (ſingt.)

Ach ſcheiden, ach ſcheiden, ach ſcheiden.
Wer hat ſich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das iſt nicht gut, daß es den Weg ſo von ſelbſt findet. — Wie er hinaus iſt, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müſſe immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer ſo leer iſt; die Fenſter ſtehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da eben nicht aus. (Sie geht.)

Freies Feld.

Danton.

Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieſer Stille mit dem Geplauder meiner Tritte und dem Keuchen meines Athems nicht Lärmen machen. (Er ſetzt ſich nieder, nach einer Pauſe.) Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod ſoll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache. — Wenn das wäre! — Dann lief ich wie ein Chriſt, um einen Feind, d. h. mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort ſoll ſicher ſein,

ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mu gibt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir w nigstens Vergessen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort ist leicht. (Er erhebt sich und kehrt um.) — Ich kokettire mit dem Tod, es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lorgnon mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geschichte lachen. Es ist ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir sagt: mor gen und übermorgen und weiter hinaus ist Alles wie eben. Das ist leerer Lärm, man will mich schrecken; sie werden's nicht wagen! (Ab.)

Ein Zimmer.

(Es ist Nacht.)

Danton (am Fenster).

Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühen und der Schall nie modern; will's denn nie still und dunkel werden, daß wir uns die garstigen Sünden einander nicht mehr anhören und ansehen? — September! —

Julie (ruft von innen).

Danton! Danton!

Danton.

Hey?

Julie (tritt ein).

Was rufſt du?

Danton.

Rief ich?

Julie.

Du ſprachſt von garſtigen Sünden und dann höhnteſt du: September!

Danton.

Ich, ich? Nein, ich ſprach nicht, das dacht' ich kaum, das waren nur ganz leiſe heimliche Gedanken.

Julie.

Du zitterſt, Danton.

Danton.

Und ſoll ich nicht zittern, wenn ſo die Wände plaudern? Wenn mein Leib ſo zerſchellt iſt, daß meine Gedanken unſtät, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das iſt ſeltſam.

Julie.

Georg, mein Georg!

Danton.

Ja, Julie, das iſt ſeltſam. Ich mögte nicht mehr denken, wenn das gleich ſpricht. Es gibt Gedanken, Julie, für die es keine Ohren geben ſollte. Das iſt nicht gut, daß ſie bei der Geburt gleich ſchreien, wie Kinder; das iſt nicht gut.

Julie.

Gott erhalte dir deine Sinne, Georg! Georg, erkennſt du mich?

Danton.

Ei warum nicht! Du biſt ein Menſch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Welttheile, Europa, Aſien, Afrika, Amerika, Auſtralien und zwei mal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, ſiehſt du? — Schrie's nicht September? Sagteſt du nicht ſo was?

Julie.

Ja, Danton, durch alle Zimmer hört' ich's.

Danton.

Wie ich an's Fenſter kam — (er ſieht hinaus) die Stadt ruhig, alle Lichter aus.

Julie.

Ein Kind ſchreit in der Nähe.

Danton.

Wie ich an's Fenſter kam — durch alle Gaſſen ſchrie und zetert' es: September!

Julie.

Du träumteſt, Danton; faß' dich.

Danton.

Träumteſt? ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich ſagen, mein armer Kopf iſt ſchwach, gleich! ſo, jetzt hab' ich's. Unter mir keucht die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte ſie wie ein wildes Roß gepackt, mit rieſigen Gliedern wühlt' ich in ihren Mähnen und preßt ich ihre Rippen, das Haupt abwärts gewandt, die Haare flatternd über dem Abgrund; ſo ward ich geſchleift. Da ſchrie ich in der Angſt und ich erwachte. Ich trat an's Fenſter — und da hört' ich's, Julie. — Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab' ich damit zu ſchaffen? Was ſtreckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab' es nicht geſchlagen. — O hilf mir, Julie, mein Sinn iſt ſtumpf. War's nicht im September, Julie?

Julie.

Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris.

Danton.

Die Festungen gefallen, die Aristokraten in der Stadt.

Julie.

Die Republik war verloren.

Danton.

Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken fassen, wir wären Narren gewesen, zwei Feinde auf einem Brett; wir oder sie, der Stärkere stößt den Schwächeren hinunter, ist das nicht billig?

Julie.

Ja, Ja.

Danton.

Wir schlugen sie, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

Julie.

Du hast das Vaterland gerettet.

Danton.

Ja, das hab' ich, das war Nothwehr, wir mußten. — Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht; es muß ja Ärgerniß kommen, doch wehe dem, durch welchen Ärgerniß kommt. — Es muß; das war dies Muß! — Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Muß gefallen? — Wer hat das Muß

gesprochen, wer? Was ist das, was in uns lügt, stiehlt und mordet? — Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst, — die Schwerter, mit denen Geister kämpfen! — man sieht nur die Hände nicht, wie im Mährchen. — Jetzt bin ich ruhig.

Julie.

Ganz ruhig, lieb Herz?

Danton.

Ja, Julie, komm zu Bette.

Strasse vor Danton's Hause.

Simon. Bürgersoldaten.

Simon.

Wie weit ist's in der Nacht?

Erster Bürger.

Was in der Nacht?

Simon.

Wie weit ist die Nacht?

Erſter Bürger.

So weit als zwiſchen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Simon.

Schuft, wieviel Uhr?

Erſter Bürger.

Sieh auf dein Zifferblatt.

Simon.

Wir müſſen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unſern Köpfen dafür. Todt oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehn, Bürger. Der Freiheit eine Gaſſe! — Sorgt für mein Weib! Eine Eichenkrone werde ich ihr hinterlaſſen. — Nur vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen.

Zweiter Bürger.

Ich wollte, das Vaterland machte ſich um uns verdient. Über all den Löchern, die wir in anderer Leute Körper machen, iſt noch kein einziges in unſern Hoſen zugegangen.

Erſter Bürger.

Willſt du, daß dir dein Hoſenlatz zuginge? He, he, he!

Die Andern.

He, he, he!

Simon.

Fort, fort!

(Sie dringen in Danton's Haus.)

Der National-Convent

Eine Gruppe von Deputirten.

Legendre.

Soll denn das Schlachten der Deputirten nicht aufhören? — Wer iſt noch ſicher, wenn Danton fällt?

Ein Deputirter.

Was thun?

Ein Anderer.

Er muß vor den Schranken des Convents gehört werden. — Der Erfolg dieſes Mittels iſt ſicher; was ſollen ſie ſeiner Stimme entgegen ſetzen?

Ein Anderer.

Unmöglich, ein Dekret verhindert uns.

Legendre.

Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme geſtattet werden. Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eure Unterſtützung.

Der Präsident.

Die Sitzung ist eröffnet.

Legendre (besteigt die Tribune).

Vier Mitglieder des National-Convents sind verflossene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen ist, die Namen der Übrigen kenne ich nicht. Mögen sie übrigens sein, wer sie wollen, so verlange ich, daß sie vor den Schranken gehört werden. — Bürger, ich erkläre es: ich halte Danton für eben so rein, wie mich selbst, und ich glaube nicht, daß mir irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheits-Ausschusses angreifen, aber gegründete Ursachen lassen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenschaften möchten der Freiheit Männer entreissen, die ihr die größten Dienste erwiesen haben. Der Mann, welcher im Jahr 1792 Frankreich durch seine Energie rettete, verdient gehört zu werden; er muß sich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverraths anklagt.

(Heftige Bewegung.)

Einige Stimmen.

Wir unterstützen Legendre's Vorschlag.

Ein Deputirter.

Wir ſind hier im Namen des Volkes, man kann uns ohne den Willen unſerer Wähler nicht von unſeren Plätzen reißen.

Ein Anderer.

Eure Worte riechen nach Leichen, ihr habt ſie den Girondiſten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Geſetzes ſchwebt über allen Häuptern.

Ein Anderer.

Wir können unſern Ausſchüſſen nicht erlauben, die Geſetzgeber aus dem Aſyl des Geſetzes auf die Guillotine zu ſchicken.

Ein Anderer.

Das Verbrechen hat kein Aſyl, nur gekrönte Verbrechen finden eins auf dem Thron.

Ein Anderer.

Nur Spitzbuben appelliren an das Aſylrecht.

Ein Anderer.

Nur Mörder erkennen es nicht an.

Robespierre.

Die ſeit langer Zeit in dieſer Verſammlung unbekannte Verwirrung beweiſet, daß es ſich um große

Dinge handelt. Heute entscheidet sich's, ob einige Männer den Sieg über das Vaterland davon tragen werden. — Wie könnt ihr eure Grundsätze weit genug verläugnen, um heute einigen Individuen das zu bewilligen, was ihr gestern Chabot, Delancienz und Fabre verweigert habt? Was soll dieser Unterschied zu Gunsten einiger Männer? Was kümmern mich die Lobsprüche, die man sich selbst und seinen Freunden spendet? Nur zu viele Erfahrungen haben uns gezeigt, was davon zu halten sei. Wir fragen nicht, ob ein Mann diese oder jene patriotische Handlung vollbracht habe; wir fragen nach seiner ganzen politischen Laufbahn. — Legendre scheint die Namen der Verhafteten nicht zu wissen; der ganze Convent kennt sie. Sein Freund Lacroix ist darunter. Warum scheint Legendre das nicht zu wissen? Weil er wohl weiß, daß nur die Schamlosigkeit Lacroix vertheidigen kann. Er nannte nur Danton, weil er glaubt, an diesen Namen knüpfe sich ein Privilegium. Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen! (Beifall.) Was hat Danton vor Lafayette, vor Dumouriez, vor Brissot, Fabre, Chabot, Hebert voraus? Was sagt man von diesen, was man nicht auch von ihm sagen

könnte? Wodurch verdient er einen Vorzug vor seinen Mitbürgern? Etwa, weil einige betrogene Individuen und Andere, die sich nicht betrügen ließen, sich um ihn reihten, um in seinem Gefolge dem Glück und der Macht in die Arme zu laufen? — Je mehr er die Patrioten betrogen hat, welche Vertrauen in ihn setzten, desto nachdrücklicher muß er die Strenge der Freiheitsfreunde empfinden. — Man will euch Furcht einflößen vor dem Mißbrauche einer Gewalt, die ihr selbst ausgeübt habt. Man schreit über den Despotismus der Ausschüsse, als ob das Vertrauen, welches das Volk euch geschenkt, und das ihr diesen Ausschüssen übertragen habt, nicht eine sichere Garantie ihres Patriotismus wäre. Man stellt sich, als zittre man. Aber ich sage euch, wer in diesem Augenbicke zittert, ist schuldig, denn nie zittert die Unschuld vor der öffentlichen Wachsamkeit. (Allgemeiner Beifall.) Man hat auch mich schrecken wollen; man gab mir zu verstehen, daß die Gefahr, indem sie sich Danton nähere, auch bis zu mir dringen könne. — Man schrieb mir, Danton's Freunde hielten mich umlagert, in der Meinung, die Erinnerung an eine alte Verbindung, der blinde Glaube an erheuchelte Tugenden

könnten mich bestimmen, meinen Eifer und meine Leidenschaften für die Freiheit zu mäßigen. — So erkläre ich denn: nichts soll mich aufhalten, und sollte auch Danton's Gefahr die meinige werden. Wir haben alle etwas Muth und etwas Seelengröße nöthig. Nur Verbrecher und gemeine Seelen fürchten, Ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schaar von Mitschuldigen sie mehr versteckt, sich dem Licht der Wahrheit ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es in ihr auch heroische. Die Zahl der Schurken ist nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen und das Vaterland ist gerettet. (Beifall.) Ich verlange, daß Legendre's Vorschlag zurückgewiesen werde.

(Die Deputirten erheben sich sämmtlich zum Zeichen allgemeiner Beistimmung.)

St. Just.

Es scheint in dieser Versammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort: Blut nicht wohl vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen;

der Menſch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflict kommt. Eine Änderung in den Beſtandtheilen der Luft, ein Aufiodern des telluriſchen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Waſſermaſſe und eine Seuche, ein vulkaniſcher Ausbruch, eine Überſchwemmung begraben Tauſende. — Was iſt das Reſultat? Eine unbedeutende, im groſſen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der phyſiſchen Natur, die faſt ſpurlos vorüber gegangen ſein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Wege lägen. — Ich frage nun: ſoll die geiſtige Natur in ihren Revolutionen mehr Rückſicht nehmen, als die phyſiſche? Soll eine Idee nicht eben ſo gut wie ein Geſetz der Phyſik vernichten dürfen, was ſich ihr widerſetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, was die ganze Geſtaltung der moraliſchen Natur, d. h. der Menſchheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Der Weltgeiſt bedient ſich in der geiſtigen Sphäre unſerer Arme eben ſo, wie er in der phyſiſchen Vulkane und Waſſerfluthen gebraucht. Was liegt daran, ob ſie nun an einer Seuche oder an der Revolution ſterben? — Die Schritte der Menſchheit ſind langſam, man kann ſie nur nach Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben ſich die Gräber von Genera-

tionen. Das Gelangen zu den einfachſten Erfindungen und Grundſätzen hat Millionen das Leben gekoſtet, die auf dem Wege ſtarben. Iſt es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geſchäfte raſcher iſt, auch mehr Menſchen auffer Athem kommen? — Wir ſchließen ſchnell und einfach: da Alle unter gleichen Verhältniſſen geſchaffen worden, ſo ſind Alle gleich, die Unterſchiede abgerechnet, welche die Natur ſelbſt gemacht hat. — Es darf daher Jeder Vorzüge und darf daher Keiner Vorrechte haben, weder im Einzelnen, noch eine geringere oder gröſſere Klaſſe von Individuen. Jedes Glied dieſes in der Wirklichkeit angewandten Satzes hat ſeine Menſchen getödtet. Der 14. Juli, der 10. Auguſt, der 31. Mai ſind ſeine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nöthig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umſtänden hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht, und wäre mit Generationen interpunktirt worden. Iſt es da ſo zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Abſatz, bei jeder neuen Krümmung ſeine Leichen ausſtößt? — Wir werden unſerm Satze nach einige Schlüſſe hinzuzufügen haben; ſollen einige Hundert Leichen

uns verhindern, sie zu machen? — Moses führte sein Volk durch das rothe Meer und in die Wüste, bis die alte verderbene Generation sich aufgerieben hatte, ehe er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine. Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel wie die Erde aus den Wellen der Sündfluth mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum erstenmal geschaffen.

(Langer anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.)

St. Just.

Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf, diesen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen.

(Die Zuhörer und die Deputirten stimmen die Marseillaise an.)

Dritter Act.

Das Luxemburg.

Ein Saal mit Gefangenen.

Chaumette, Payne, Mercier, Hérault de Séchelles und andere Deputirten.

Chaumette (zupft Payne am Aermel.)

Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein! Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne.

So komm, Philosoph Anaragoras, ich will dich katechisiren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt

nicht geſchaffen haben; denn entweder iſt die Schöpfung ewig wie Gott, oder ſie hat einen Anfang. Iſt letzteres der Fall, ſo muß Gott ſie zu einem beſtimmten Zeitpunkt geſchaffen haben. Gott muß alſo, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden ſein, muß alſo einmal eine Veränderung in ſich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Weſen Gottes ſtreitet. Gott kann alſo die Welt nicht geſchaffen haben. Da wir nun aber ſehr deutlich wiſſen, daß die Welt oder daß unſer Ich wenigſtens vorhanden iſt und daß ſie dem Vorhergehenden nach alſo auch ihren Grund in ſich oder in etwas haben muß, das nicht Gott iſt, ſo kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette.

Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, danke.

Mercier.

Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig iſt?!

Payne.

Dann iſt ſie ſchon keine Schöpfung mehr, dann iſt ſie Eins mit Gott oder ein Attribut deſſelben,

wie Spinoza ſagt, dann iſt Gott in Allem, in Ihnen, Wertheſter, im Philoſophen Anaxageras und in mir. Das wäre ſo übel nicht, aber ſie müſſen mir zugeſtehen, daß es gerade nicht viel um die himmliſche Majeſtät iſt, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, lebendig begraben werden, oder wenigſtens die ſehr unangenehmen Verſtellungen davon haben kann.

Mercier.

Aber eine Urſache muß doch da ſein.

Payne.

Wer läugnet das? Aber wer ſagt Ihnen denn, daß dieſe Urſache das ſei, was wir uns als Gott, d. h. als das Vollkommenſte denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier.

Nein.

Payne.

Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Urſache ſchließen? — Voltaire wagte es eben ſo wenig, es mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deswegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verſtand, und ihn

nicht einmal consequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

Mercier.

Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Ursache eine vollkommene Wirkung haben, d. h. kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — — Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört.

Chaumette.

Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne.

Beruhige dich, Philosoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheidter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brodmännchen kneten, —

aus überschwänglichem Liebesbedürfniß, wie wir uns ganz geheimnißvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das Alles, blos um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringern Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweinställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonstriren, Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse läugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier.

Und die Moral?

Payne.

Erst beweist ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Was wollt ihr denn mit eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böses oder was Gutes gibt, und habe

deswegen doch nicht nöthig, meine Handlungsweise zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemessen, ist für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, ist für mich bös und ich thue es nicht und vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenannte Laster wehren, ohne deswegen ihren Gegner verachten zu müssen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

Chaumette.

Wahr, sehr wahr!

Hérault.

O Philosoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen: damit Gott Alles sei, müsse er auch sein eignes Gegentheil sein, d. h. vollkommen und unvollkommen, bös und gut, selig und leidend; das Resultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommst glücklich durch, du kannst ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten.

Chaumette.

Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren.

Payne.

Er traut noch nicht, er wird ſich zu guter Letzt noch die Lunge geben, die Füße nach Mecca zu legen, und ſich beſchneiden laſſen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.)

Hérault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn).

Guten Morgen! Gute Nacht! — ſollte ich ſagen. Ich kann nicht fragen, wie haſt du geſchlafen? Wie wirſt du ſchlafen?

Danton.

Nun gut, man muß lachend zu Bett gehn.

Mercier (zu Payne).

Dieſe Dogge mit Taubenflügeln! Er iſt der böſe Genius der Revolution, er wagte ſich an ſeine Mutter, aber ſie war ſtärker als er.

Payne.

Sein Leben und ſein Tod ſind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton.)

Ich dachte nicht, daß ſie ſo ſchnell kommen würden.

Danton.

Ich wußt' es, man hatte mich gewarnt.

Lacroix.

Und du haſt nichts geſagt?

Danton.

Zu was? Ein Schlagfluß iſt der beſte Tod; wollteſt du zuvor krank ſein? Und — ich dachte nicht, daß ſie es wagen würden. (Zu Hérault.) Es iſt beſſer, ſich in die Erde legen, als ſich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe ſie lieber zum Kiſſen, als zum Schemel.

Hérault.

Wir werden wenigſtens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübſchen Dame Verweſung die Wangen ſtreicheln.

Camille (zu Danton).

Gib dir nur keine Mühe, du magſt die Zunge noch ſo weit zum Hals heraushängen, du kannſt dir damit doch nicht den Todesſchweiß von der Stirne lecken. O Lucile! das iſt ein großer Jammer.

(Die Gefangenen drängen ſich um die neu Angekommenen.)

Danton (zu Payne).

Was Sie für das Wohl Ihres Landes gethan, habe ich für das meinige verſucht. Ich war weniger glücklich, man ſchickt mich auf's Schaffot; meinetwegen, ich werde nicht ſtolpern.

Mercier (zu Danton).

Das Blut der Zweiundzwanzig erſäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault).

Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft ſind eins.

Ein Anderer (zu Camille.)

Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbeſſerung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein Anderer.

Laßt ihn! das ſind die Lippen, welche das Wort Erbarmen geſprochen.

(Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen ſeinem Beiſpiel.)

Philippeau.

Wir ſind Prieſter, die mit Sterbenden gebetet haben, wir ſind angeſteckt worden und ſterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen.

Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille.

Meine Herren, ich beklage ſehr, daß unſere Anſtrengungen ſo fruchtlos waren; ich gehe auf's

Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden.

Ein Zimmer.

Fouquier-Tinville, Hermann.

Fouquier.

Alles bereit?

Hermann.

Es wird ſchwer halten; wäre Danton nicht darunter, ſo ginge es leicht.

Fouquier.

Er muß vortanzen.

Hermann.

Er wird die Geſchwornen erſchrecken, er iſt die Vogelſcheuche der Revolution.

Fouquier.

Die Geſchwornen müſſen wollen.

Hermann.

Ein Mittel wüßt' ich, aber es wird die geſetzliche Form verletzen.

Fouquier.

Nur zu.

Hermann.

Wir losen nicht, sondern suchen die Handfesten aus.

Fouquier.

Das muß gehen, das wird ein gutes Heckenfeuer geben. Es sind ihrer neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewürfelt. Die vier Fälscher, dann einige Banquiers und Fremde. Das ist ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Also zuverlässige Leute. Wer zum Beispiel?

Hermann.

Leroi, er ist taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag sich den Hals bei ihm rauh schreien.

Fouquier.

Sehr gut; weiter!

Hermann.

Vilatte und Lamiere, der eine sitzt immer in der Trinkstube und der andere schläft immer. Beide öffnen den Mund nur, um das Wort: schuldig zu sagen. — Girard hat den Grundsatz, es dürfe Keiner entwischen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin —

Fouquier.

Auch der? Er half einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann.

Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man ſolle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Ader laſſen, um ſie ein wenig matt zu machen; ihre trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier.

Ah, ſehr gut. Alſo ich verlaſſe mich drauf!

Hermann.

Laß mich nur machen.

Das Luxemburg.

Ein Corridor.

Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen).

Wie, ſo viel Unglückliche, und in einem ſo elenden Zuſtande?

Der Gefangene.

Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie geſagt, daß Paris eine Schlachtbank iſt?

Mercier.

Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit ſchwingt

ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution ſtießt, die Guillotine republikaniſirt! Da klatſchen die Galerien und die Römer reiben ſich die Hände; aber ſie hören das Röcheln der Opfer nicht. Geht einmal Euern Phraſen nach, bis zu dem Punkt, wo ſie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr geſprochen, es iſt eine mimiſche Überſetzung Eurer Worte. Dieſe Elenden, ihre Henker und die Guillotine ſind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bautet Euer Syſtem, wie Bajazet ſeine Pyramiden, aus Menſchenkörpern.

Danton.

Du haſt Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menſchenfleiſch. Das iſt der Fluch unſerer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es iſt gerade ein Jahr, daß ich das Revolutions-Tribunal ſchuf. Ich bitte Gott und die Menſchen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unſchuldige zu retten, aber dieſer langſame Mord mit ſeinen Formalitäten iſt gräßlicher und eben ſo unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte, Sie Alle dieſen Ort verlaſſen zu machen.

Mercier.

O, herausgehen werden wir.

Danton.

Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden ſoll.

Das Revolutions-Tribunal.

Hermann (zu Danton).

Ihr Name, Bürger.

Danton.

Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung iſt bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geſchichte.

Hermann.

Danton, der Convent beſchuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondiſten, mit den Fremden und der Faction Ludwigs XVII. konſpirirt zu haben.

Danton.

Meine Stimme, die ich ſo oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweiſen. Die Elenden, welche mich

anklagen, mögen hier erſcheinen, und ich werde ſie mit Schande bedecken. Die Ausſchüſſe mögen ſich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe ſie als Kläger und als Zeugen nöthig. Sie mögen ſich zeigen. — Übrigens, was liegt mir an Euch und Eurem Urtheil? Ich habe es Euch ſchon geſagt: das Nichts wird bald mein Aſyl ſein; — das Leben iſt mir zur Laſt, man mag mir es entreißen, ich ſehne mich danach, es abzuſchütteln.

Hermann.

Danton, die Kühnheit iſt dem Verbrecher, die Ruhe der Unſchuld eigen.

Danton.

Privatkühnheit iſt ohne Zweifel zu tadeln, aber jene Nationalkühnheit, die ich ſo oft gezeigt, mit welcher ich ſo oft für die Freiheit gekämpft habe, iſt die verdienſtvollſte aller Tugenden. — Sie iſt meine Kühnheit, ſie iſt es, der ich mich hier zum Beſten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich faſſen, wenn ich mich auf eine ſo niedrige Weiſe verläumdet ſehe? — Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Vertheidigung erwarten. Männer meines Schlages ſind in Revolutionen unſchätzbar, auf

ihrer Stirne ſchwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konſpirirt, zu den Füßen elender Deſpoten geſeſſen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugſamen Gerechtigkeit zu antworten. — Du elender St. Juſt wirſt der Nachwelt für dieſe Läſterung verantwortlich ſein!

Hermann.

Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor ſeine Richter.

Danton.

Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, ſo mag es ſich denn aufrichten und ihnen entgegentreten, unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich ſie begraben. — Ich bin nicht ſtolz darauf. Das Schickſal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen ſind ſeine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. Auguſt geſchlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet, und den Königen einen Königskopf als Fehdehandſchuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen

von Beifall. — Er nimmt die Anklage-Acte.) — Wenn ich einen Blick auf dieſe Schandſchrift werfe, fühle ich mein ganzes Weſen beben. Wer ſind denn die, welche Danton nöthigen mußten, ſich an jenem denkwürdigen Tage (am 10. Auguſt) zu zeigen? Wer ſind denn die privilegirten Weſen, von denen er ſeine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erſcheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und ſie in das Nichts zurückſchleudern, aus dem ſie nie hätten hervorkriechen ſollen.

Hermann (ſchellt).

Hören Sie die Klingel nicht?

Danton.

Die Stimme eines Menſchen, welcher ſeine Ehre und ſein Leben vertheidigt, muß deine Schelle überſchreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerſtückten Leibern der Ariſtokraten geäzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Ariſtokraten und Reichen dem Volke Waffen geſchmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann.

Danton, Ihre Stimme iſt erſchöpft. Sie ſind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächſtemal Ihre Vertheidigung beſchließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung iſt aufgehoben.

Danton.

Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden— und er wird in den Armen des Ruhmes entſchlummern.

Das Luxemburg.

Ein Kerker.

Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon.

Kerl, leuchte mir mit deiner Naſe nicht ſo in's Geſicht. Ha, ha, ha!

Laflotte.

Halte den Mund zu, deine Mondſichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter.

Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein leſen könntet?

(Zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält.)

Dillon.

Gib her!

Wärter.

Herr, mein Mondschein hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte.

Deine Hosen sehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter.

Nein, sie ziehen Wasser. (Zu Dillon.) Sie hat sich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir das geben, das sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

Dillon.

Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab. — Liest.) Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Justizpallast und stand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich,— — hm! hm! (Er geht auf und ab, und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.) — Hätt' ich nur den Fuß auf der Gasse. Ich werde mich nicht so schlachten lassen. Ja, nur den Fuß auf der Gasse!

Laflotte.

Und auf dem Karren, das ist eins.

Dillon.

Meinſt du? Da liegen noch ein Paar Schritte dazwiſchen, lang genug, um ſie mit den Leichen der Decemviru zu meßen. — — Es iſt endlich Zeit, daß die rechtſchaffnen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für ſich).

Deſto beſſer, um ſo leichter iſt es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläſer und ich werde flott.

Dillon.

Die Schurken, die Narren, ſie werden ſich zuletzt noch ſelbſt guillotiniren. (Er läuft auf und ab.)

Laflotte (bei Seite).

Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben, wie ſein Kind, wenn man ſich's ſelbſt gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man ſo mit dem Zufall Blutſchande treiben und ſein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Ödipus!

Dillon.

Danton und Camille's Weiber mögen Aſſignaten unter das Volk werfen, das iſt beſſer als Köpfe.

Laflotte.

Ich würde mir hintennach die Augen nicht aus-

reißen; ich könnte sie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon.

Die Hand an Danton! — Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

Laflotte.

Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grab zu klettern?

Dillon.

Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondisten, Ex-Adelige; wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangenen verständigen.

Laflotte.

Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurterei. Was thut's? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechslung; es ist nicht so unangenehm, seinen eigenen Gestank zu riechen. — Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden, so lange auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geist schon zwanzigmal

durchprobirt. Es iſt auch gar nichts Pikantes mehr dran, es iſt ganz gemein geworden.

Dillon.

Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen laſſen.

Lafloite.

Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer ſteht mir dafür? Man ſagt zwar, es ſei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz iſt die einzige Sünde, und das Leiden iſt das einzige Laſter; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon.

Höre, Laflotte, wo iſt der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß gehen; wir müſſen das Eiſen ſchmieden, mein Plan iſt fertig.

Laflotte.

Gleich, gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm ſprechen, du kannſt auf mich zählen, General, wir werden aus dem Loch kommen (für ſich im Hinausgehen), um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteſte, die Welt,— er in das engſte, das Grab.

Der Wohlfahrts-Ausschuss.

St. Just, Barrère, Collot d'Herbois
Billaud, Varennes.

Barrère.

Was schreibt Fouquier?

St. Just.

Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrts-Ausschusses, sie appelliren an das Volk, wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther soll unbeschreiblich sein. — Danton parodirte den Jupiter und schüttelte die Locken.

Collot.

Um so leichter wird ihn Samson packen.

Barrère.

Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud.

Das Volk hat einen Instinkt, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken, dergleichen

insolente Physiognomien gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adliges Wappen; der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrère.

Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembriseurs hat ihn unverwundbar gemacht. — Was sagt Robespierre?

St. Just.

Er thut, als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrère.

Unmöglich, das geht nicht.

St. Just.

Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollten wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! — Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern, aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. (St. Just wird herausgerufen.)

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer.

In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, ſie verlangen einen Arzt.

Billaud.

Das iſt unnöthig, ſo viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer.

Es ſind ſchwangere Weiber dabei.

Billaud.

Deſto beſſer, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrère.

Die Schwindſucht eines Ariſtokraten ſpart dem Revolutions-Tribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot (nimmt ein Papier).

Eine Abſchrift! ein Weibername!

Barrère.

Wohl eine von denen, die gezwungen ſein möchten, zwiſchen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jacobiners zu wählen. Die wie Lucretien nach dem Verluſt ihrer Ehre ſterben, aber etwas ſpäter als die Römerin — im Kindbett, oder aus Altersſchwäche. — Es mag nicht ſo unangenehm ſein,

einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot.

Sie iſt zu alt. Madame verlangt den Tod, ſie weiß ſich auszudrücken, das Gefängniß liegt auf ihr wie ein Sargdeckel. Sie ſitzt erſt ſeit vier Wochen. Die Antwort iſt leicht. (Er ſchreibt und lieſt.) Bürgerin, es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt.

Barrère.

Gut geſagt. Aber Collot, es iſt nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben ſonſt keine Furcht mehr davor, man muß ſich nicht ſo familiär machen.

(St. Juſt kommt zurück.)

St. Juſt.

Eben erhalte ich eine Denunciation. Man conſpirirt in den Gefängniſſen; ein junger Menſch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er ſaß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrère.

Er ſchneidet ſich mit ſeiner Bouteille den Hals ab; das iſt ſchon mehr vorgekommen.

St. Juſt.

Danton's und Camille's Weiber ſollen Geld unter das Volk werfen, Dillon ſoll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent ſoll geſprengt werden.

Barrère.

Das ſind Mährchen.

St. Juſt.

Wir werden ſie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volks, die Beſtürzung der Geſchwornen; ich werde einen Bericht machen.

Barrère.

Ja, geh, St. Juſt, und ſpinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeſchlagener Kopf iſt.

St. Juſt.

Der Convent muß dekretiren, das Tribunal ſolle ohne Unterbrechung den Proceß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte ſchuldige Achtung verletzte oder ſtörende Auftritte veranlaßte, von den Debatten ausſchließen.

Barrère.

Du haſt einen revolutionären Inſtinkt, das lautet ganz gemäßigt und wird doch ſeine Wirkung thun. Sie können nicht ſchweigen, Danton muß ſchreien.

St. Juſt.

Ich zähle auf Eure Unterſtützung. Es gibt Leute im Convent, die eben ſo krank ſind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, ſie werden über Verletzung der Formen ſchreien.

Barrère (ihn unterbrechend).

Ich werde ihnen ſagen: Zu Rom wurde der Conſul, welcher die Verſchwörung des Catilina entdeckte, und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tod beſtrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt Wer waren ſeine Ankläger?

Collot (mit Pathos).

Geh, St. Juſt, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten, in ihren Umarmungen erſticken, die Majeſtät des Volkes wird ihnen wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erſcheinen und ſie zu Aſche glühen. Geh,

St. Juſt, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerſchleudern.

(St. Juſt ab.)

Barrère.

Haſt du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specificum machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, ſie kämpfen mit dem Laſter.

Billaud.

Bis jetzt geht unſer Weg zuſammen.

Barrère.

Robespierre will aus der Revolution einen Hörſaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud.

Oder als Betſchemel.

Callot.

Auf dem er aber alsdann nicht ſtehen, ſondern liegen ſoll.

Barrère.

Das wird leicht gehen. Die Welt müßte auf dem Kopf ſtehen, wenn die ſogenannten Spitzbuben von den ſogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden ſollten.

Callot (zu Barrère).

Wann kommſt du wieder nach Clichy?

Barrère.

Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

Barrère (allein).

Die Ungeheuer! — „Es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt!“ Dieſe Worte hätten die Zunge müſſen verdorren machen, die ſie geſprochen. — Und ich? — Als die Septembriſeurs in die Gefängniſſe drangen, faßt ein Gefangener ſein Meſſer, er drängt ſich unter die Mörder, er ſtößt es in die Bruſt eines Prieſters, er iſt gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrts-Ausſchuß ſetze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taſchenmeſſer nehme? Es iſt der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umſtänden, die Grundverhältniſſe ſind ſich gleich. — Und dürft' er Einen morden, dürft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerſtenkörner, machen zwei einen Haufen, dann Vier, wie viel dann? Komm, mein Gewiſſen, komm, mein Hühnchen, komm, da iſt Futter. — Doch — war ich auch Gefangener? Verdäch-

tig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. (Ab.)

Die Conciergerie.

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix.

Du haſt gut geſchrieen, Danton; hätteſt du dich früher ſo um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod Einem ſo unverſchämt nahe kommt und ſo aus dem Hals ſtinkt und immer zudringlicher wird?

Camille.

Wenn er noch ſeinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber ſo in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgeſetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen geſagt und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langſam hereinkriecht mit ſeinen kalten Gliedern!

Danton.

Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es iſt mir, als wäre ich in

ein Mühlwerk gefallen und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getödtet zu werden!

Camille.

Und dann da liegen, allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau.

Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die versetzt werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig stinken. Ist das so arg?

Danton.

Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassentheorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gefäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen.

Philippeau.

Was willst du denn?

Danton.

Ruhe.

Philippeau.

Die iſt in Gott.

Danton.

Im Nichts: Verſenke dich in was Ruhigers, als in das Nichts, und wenn die höchſte Ruhe Gott iſt, iſt nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheiſt; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das iſt der Jammer! — Die Schöpfung hat ſich ſo breit gemacht, da iſt nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat ſich ermordet, die Schöpfung iſt ſeine Wunde, wir ſind ſeine Blutstropfen, die Welt iſt das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es iſt aber doch was Wahres dran.

Camille.

Die Welt iſt der ewige Jude, das Nichts iſt der Tod, aber er iſt unmöglich. O! nicht ſterben können, nicht ſterben können! wie es im Lied heißt.

Danton.

Wir ſind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigeſetzt, unter dem Himmel, in unſern Häuſern, in unſern Röcken

und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da iſt keine Hoffnung im Tod; er iſt nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organiſirtere Fäulniß, — das iſt der ganze Unterſchied! — Aber ich bin gerad' einmal an dieſe Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn ſie mich einſam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöſte — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht ſterben, nein, ich kann nicht ſterben. Wir müſſen ſchreien, ſie müſſen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Ein Zimmer.

Fouquier, Amar, Vouland.

Fouquier.

Ich weiß nicht mehr, was ich antworten ſoll: ſie fordern eine Commiſſion.

Amar.

Wir haben die Schurken, da haſt du, was du verlangſt. (Er überreicht Jouquier ein Papier.)

Vouland.

Das wird ſie zufrieden ſtellen.

Jouquier.

Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar.

Nun raſch, daß wir und ſie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton.

Die Republik iſt in Gefahr und er hat keine Inſtruction! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme iſt noch ſtark genug, um den Decemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich widerhole es, wir verlangen eine Commiſſion, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurück ziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (Zeichen des Beifalls.)

(Jouanier, Amar, Voulaud treten ein.)

Jouquier.

Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Geſetz! Der Convent beſchließt: — In Betracht, daß in den Gefängniſſen ſich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und ſich an die Spitze der Empörer ſtellen ſollen, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß dieſe ſelbſt unruhige Auftritte herbei zu führen ſich bemüht und das Tribunal zu beleidigen verſucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Unterſuchung ohne Unterbrechung fortzuſetzen, und jeden Angeklagten, der die dem Geſetze ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen ſollte, von den Debatten auszuſchließen.

Danton.

Ich frage die Anweſenden, ob wir dem Tribunal, dem Volke, oder dem National-Convent Hohn geſprochen haben?

Viele Stimmen.

Nein! Nein!

Camille.

Die Elenden, sie wollen meine Lucile morden!

Danton.

Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe grosses Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Dictatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen. (Auf Amar und Voulaud deutend.) Seht da die feigen Mörder, seht da die Raben des Wohlfahrts-Ausschusses! Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverrathes an. Sie wollen die Republik im Blut ersticken. Die Gleise der Guillotinen-Karren sind die Heerstraßen, in welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen sollen. — Wie lange sollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber sein? — Ihr wollt Brod und sie werfen euch Köpfe hin. Ihr dürstet und sie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Justiz-Palaste.

(Ein Volkshaufe.)

Einige Stimmen.

Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

Erster Bürger.

Ja, das ist wahr, Köpfe statt Brod, Blut statt Wein!

Einige Weiber.

Die Guillotine ist eine schlechte Mühle und Samson ein schlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

Zweiter Bürger.

Euer Brod — das hat Danton gefressen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

Erster Bürger.

Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

Zweiter Bürger.

Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräther.

Erſter Bürger.

Wer ſagt, daß Danton ein Verräther ſei?

Zweiter Bürger.

Robespierre.

Erſter Bürger.

Und Robespierre iſt ein Verräther.

Zweiter Bürger

Wer ſagt das?

Erſter Bürger.

Danton.

Zweiter Bürger.

Danton hat ſchöne Kleider, Danton hat ein ſchönes Haus, Danton hat eine ſchöne Frau, er badet ſich in Burgunder, ißt das Wildpret von ſilbernen Tellern. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er das Alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geſchenkt, damit er ihm die Krone ſtehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch Alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle.

Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther!

Eine Gasse.

Dumas, ein Bürger.

Bürger.

Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige zum Tod verurtheilen?

Dumas.

Das ist in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der andern Menschen fehlt, und dieser Sinn trügt sie nie.

Bürger.

Das ist der Sinn des Tigers. — Du hast ein Weib.

Dumas.

Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger.

So ist es denn wahr?

Dumas.

Das Revolutions-Tribunal wird unsere Ehe-

ſcheidung ausſprechen; die Guillotine wird uns von Tiſch und Bette trennen.

Bürger.

Du biſt ein Ungeheuer!

Dumas.

Schwachkopf! du bewunderſt Brutus.

Bürger.

Von ganzer Seele.

Dumas.

Muß man denn gerade römiſcher Conſul ſein und ſein Haupt mit der Toga verhüllen können, um ſein Liebſtes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Ärmel meines rothen Fracks abwiſchen; das iſt der ganze Unterſchied. — Geh, du begreifſt mich nicht. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie, ein Knabe.

Julie.

Es iſt aus. Sie zitterten vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh! ich habe ihn zum letztenmal geſehen; ſag' ihm, ich könne ihn nicht ſo ſehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das — und ſag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er ver-

ſteht mich ſchon, und dann ſchnell zurück, ich will ſeine Blicke aus deinen Augen leſen.

Die Conciergerie.

Lacroix, Hérault, auf einem Bett, Danton, Camille, auf einem andern.

Lacroix.

Die Haare wachſen Einem ſo und die Nägel, man muß ſich wirklich ſchämen.

Hérault.

Nehmen Sie ſich ein wenig in Acht, Sie nießen mir das ganze Geſicht voll Sand.

Lacroix.

Und treten Sie mir nicht ſo auf die Füße, Veſter, ich habe Hühneraugen.

Hérault.

Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix.

Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Hérault.

Nun, ſchlafen Sie wohl, wir müſſen ſehen, wie

wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln. Schlaf! — So zerren Sie nicht so am Leintuch, es iſt kalt da unten.

Danton.

Ja, Camille, morgen ſind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille.

Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel ſich Pantoffel geſchnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch danach. — Meine Lucile!

Danton.

Sei ruhig, mein Junge.

Camille.

Kann ich's? Glaubſt du, Danton?! Kann ich's? Sie können die Hände nicht an ſie legen, das Licht der Schönheit, das von ihrem ſüßen Leibe ſich ausgießt, iſt unlöſchbar. Sieh, die Erde würde nicht wagen, ſie zu verſchütten, ſie würde ſich um ſie wölben, der Grabdunſt würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Kryſtalle würden wie Blumen um ihre Glieder ſprießen und helle Quellen in Schlaf ſie murmeln.

Danton.

Schlafe, mein Junge, ſchlafe.

Camille.

Höre, Danton, unter uns geſagt, es iſt ſo elend, ſterben zu müſſen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus ſeinen hübſchen Augen ſtehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton.

Du wirſt ſie ohnehin offen behalten. Samſon drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf iſt barmherziger. Schlafe, mein Junge, ſchlafe.

Camille.

Lucile, deine Küſſe phantaſiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen ſinken und ſchließen ihn feſt ein.

Danton.

Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken ſchiebt ſie die Wände enger um mich, bis ſie ſo eng ſind wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind ſo eine Geſchichte, die Haare ſtanden mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe werth, mich ſo groß zu füttern und mich warm zu halten. Blos Arbeit für den Todtengräber! — Es iſt mir,

als rëch' ich ſchon. Mein lieber Leib, ich will mir die Naſe zuhalten und mir einbilden, du ſeiſt ein Frauenzimmer, was vom Tanzen ſchwitzt, und dir Artigkeiten ſagen. Wir haben uns ſonſt ſchon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen biſt du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf iſt ausgeſpielt. Morgen biſt du eine leere Flaſche, der Wein iſt ausgetrunken, aber ich habe keinen Rauſch davon und gehe nüchtern zu Bett Das ſind glückliche Leute, die ſich noch betrinken können. Morgen biſt du eine durchgerutſchte Hoſe, du wirſt in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich freſſen. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es iſt ſo elend, ſterben müſſen. Der Tod äfft die Geburt; bei'm Sterben ſind wir ſo hülflos und nackt, wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel Was wird es helfen? Wir können im Grab ſo gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! Er ſchläft (indem er ſich über ihn bückt), ein Traum ſpielt zwiſchen ſeinen Wimpern. Ich will den goldnen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen ſtreifen. (Er erhebt ſich und tritt an's Fenſter.) Ich werde nicht allein gehn, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders ſterben

mögen, ſo ganz müheloſ, ſo wie ein Stern fällt, wie ein Ton ſich ſelbſt aushaucht, ſich mit den eignen Lippen todt küßt, wie ein Lichtſtrahl in klaren Fluthen ſich begräbt. — Wie ſchimmernde Thränen ſind die Sterne durch die Nacht geſprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge ſein, von dem ſie abträufelten.

Camille.

O! (Er hat ſich aufgerichtet und taſtet nach der Decke.)

Danton.

Was haſt du, Camille?

Camille.

O, o!

Danton (ſchüttelt ihn).

Willſt du die Decke herunterkratzen?

Camille.

Ach du, du, o halt mich, ſprich, du!

Danton.

Du bebſt an allen Gliedern, der Schweiß ſteht dir auf der Stirne.

Camille.

Das biſt du, das ich; ſo, — das iſt meine Hand! ja, jetzt beſinn' ich mich. O Danton, das war entſetzlich.

Danton.

Was denn?

Camille.

Ich lag ſo zwiſchen Traum und Wachen. Da ſchwand die Decke und der Mond ſank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Atem erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte ſich geſenkt, ich ſtieß daran, ich betaſtete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entſetzlich, Danton.

Danton.

Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das ſahſt du.

Camille.

Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verſtand verlieren zu machen. Der Wahnſinn faßte mich bei den Haaren. (Er erhebt ſich.) Ich mag nicht mehr ſchlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton.

Was nimmſt du?

Camille.

Die Nachtgedanken.

Danton.

Willſt du zum voraus ſterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betſtuhl, ſondern wie aus der Kammer eines Mädchens wegſchleichen.

Platz vor der Conciergerie.

Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

Schließer.

Wer hat Euch herfahren geheißen?

Erſter Fuhrmann.

Ich heiße nicht Herfahren, das iſt ein kurioſer Name.

Schließer.

Dummkopf, wer hat dir die Beſtallung dazu gegeben?

Erſter Fuhrmann.

Ich habe keine Stallung dazu gekriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

Zweiter Fuhrmann.

Der Schuft will mich um's Brod bringen.

Erſter Fuhrmann.

Was nennſt du dein Brod. — (Auf die Fenſter der Gefangenen deutend:) Das iſt Wurmfraß.

Zweiter Fuhrmann.

Kleine Kinder ſind auch Würmer und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht ſchlecht mit unſerm Metier und doch ſind wir die beſten Fuhrleute.

Erſter Fuhrmann.

Wie das?

Zweiter Fuhrmann.

Wer iſt der beſte Fuhrmann?

Erſter Fuhrmann.

Der am weiteſten und am ſchnellſten fährt.

Zweiter Fuhrmann.

Nun Eſel, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt ſchneller, als der's in einer Viertelſtunde thut? — Genau gemeſſen iſt's eine Viertelſtunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer.

Raſch, ihr Schlingel! Näher an's Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor.)

Zweiter Fuhrmann (zu den Weibern).

Was gafft ihr?

Ein Weib.

Wir warten auf alte Kameraden.

Zweiter Fuhrmann.

Meint ihr, mein Karren wär eure Winkelhäuſer?

Er iſt ein anſtändiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie ſetzt ſich auf einen Stein unter die Fenſter der Gefangenen).

Camille, Camille! (Camille erſcheint am Fenſter.) — Höre, Camille, du machſt mich lachen mit dem langen Steinrock und der eiſernen Maske vor dem Geſicht, kannſt du dich nicht bücken? Wo ſind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel (ſingt:)

Es ſtehen zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' ſcheint vor Feinsliebchens Fenſter,
Der andere vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leiſe die Treppe hinauf, ſie ſchlafen Alle. Der Mond hilft mir ſchon lange warten. Aber du kannſt nicht zum Thor herein, das iſt eine unleidliche Tracht. Das iſt zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührſt dich auch gar nicht, warum ſprichſt du nicht? Du machſt mir Angſt. — Höre! die Leute ſagen, du müßteſt ſterben, und machen dazu ſo ernſthafte Geſichter. — Sterben! ich muß lachen über die Geſichter. Ster-

ben! Was iſt das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da iſt's. Ich will ihm nachlaufen, komm, ſüßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm! (Sie läuft weg.)

Camille (ruft).

Lucile! Lucile!

Die Conciergerie.

Danton, an einem Fenſter, welches in das nächſte Zimmer geht, Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

Danton.

Du biſt jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen).

Am Sterben.

Danton.

Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme.

Nun?

Danton.

Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht haſt

— des vere.

Camille (für ſich).

Der Wahnſinn ſaß hinter ihren Augen. Es ſind ſchon mehr Leute wahnſinnig geworden, das iſt der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waſchen unſere Hände. Es iſt auch beſſer ſo.

Danton.

Ich laſſe Alles in einer ſchrecklichen Verwirrung. Keiner verſteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Waden hinterließe.

Lacroix.

Wir hätten die Freiheit proſtituirt!

Danton.

Ich laſſe ihm keine ſechs Monate Friſt, ich ziehe ihn mit mir.

Camille (für ſich).

Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die geſunde Vernunft tauft, ſind unerträglich langweilig. Der glücklichſte Menſch war der, welcher ſich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt ſei.

Lacroix.

Die Eſel werden ſchreien: es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehn.

Danton.

Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unſere Leichen abſetzen, wo ſie will, mit unſern foſſilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einſchlagen können.

Hérault.

Ja, wenn ſich gerade ein Simſon für unſere Kinnbacken findet.

Danton.

Sie ſind Cainsbrüder.

Lacroix.

Nichts beweiſt mehr, daß Robespierre ein Nero iſt, als der Umſtand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor deſſen Verhaftung. Iſt es nicht ſo, Camille?

Camille.

Meinetwegen, was geht das mich an? — Was ſie aus dem Wahnſinn ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zuſammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

Danton.

Wenn einmal die Geſchichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unſerer Leichen erſticken.

Hérault.

Das ſind Phraſen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen ſie eigentlich nichts an.

Camille.

Er zieht ein Geſicht, als ſolle er verſteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt ſich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu ſprechen; wir ſollten einmal die Masken abnehmen, wir ſähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahnloſen, unverwüſtlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger! Die Unterſchiede ſind ſo groß nicht, wir Alle ſind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genie's, und zwar das Alles noch in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, ſie ſind nicht ſo breit, als man ſich einbildet. Schlafen, Verdauen, — das treiben Alle; die übrigen Dinge ſind nur Variationen aus verſchiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man ſich auf die Zehen zu ſtellen und Geſichter zu ſchneiden, da braucht man ſich vor einander zu geniren! Wir haben uns Alle am nämlichen Tiſche krank gegeſſen und haben Leib-

grimmen, was haltet ihr euch die Servietten vor das Geſicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt. Schneidet nur keine ſo tugendhaften und ſo witzigen und ſo heroiſchen und ſo genialen Grimaſſen, wir kennen uns ja einander, ſpart euch die Mühe.

Hérault.

Ja, Camille, wir wollen uns bei einander ſetzen und ſchreien; nichts dummer, als die Lippen zuſammenzupreſſen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter ſchrien, Römer und Stoiker machten die heroiſche Fratze.

Danton.

Die einen waren ſo gut Epikuräer wie die andern. Sie machten ſich ein ganz behagliches Selbſtgefühl zurecht. Es iſt nicht ſo übel, ſeine Toga zu drapiren und ſich umzuſehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was ſollen wir uns zerren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Roſenkränze oder Weinlaub verbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau.

Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu ſtehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu ſehen

und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderschreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton.

Aber wir sind die armen Musikanten und unsere Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Hérault.

Sind wir wie Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruthen todt peitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton.

Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille.

Ist denn der Äther mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tisch der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig

und die Fiſche ſterben ewig und die Götter erfreuen ſich ewig am Farbenſpiel des Todtenkampfes?

Danton.

Die Welt iſt das Chaos. Das Nichts iſt der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer.

Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippeau.

Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zufallen.

(Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camille's Arm).

Freue dich, Camille, wir bekommen eine ſchöne Nacht. Die Wolken hängen am ſtillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, verſinkenden Göttergeſtalten.

Ein Zimmer.

Julie.

Das Volk lief in den Gaſſen, jetzt iſt Alles ſtill. Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten laſſen. (Sie zieht eine Phiole hervor.) Komm, liebſter Prieſter, deſſen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt an's Fenſter.) Es iſt ſo hübſch, Abſchied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt.) — Man möchte immer ſo ſtehn. — Die Sonne iſt hinunter, der Erde Züge waren ſo ſcharf in ihrem Licht, doch jetzt iſt ihr Geſicht ſo ſtill und ernſt, wie einer Sterbenden. — Wie ſchön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen ſpielt. — Stets bleicher und bleicher wird ſie, wie eine Leiche treibt ſie abwärts in der Fluth des Äthers; will denn kein Arm ſie bei den goldnen Locken faſſen und aus dem Strom ſie ziehen und begraben? — Ich gehe leiſe. Ich küſſe ſie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer ſie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, ſchlafe.

(Sie ſtirbt.)

Der Revolutions-Platz.

(Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber ſingen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen ſtimmen die Marſeillaiſe an.)

Ein Weib mit Kindern.

Platz! Platz! Die Kinder ſchreien, ſie haben Hunger. Ich muß ſie zuſehen machen, daß ſie ſtill ſind. Platz!

Ein Weib.

Höre, Danton, du kannſt jetzt die Würmer heirathen.

Eine Andere.

Hérault, aus deinen hübſchen Haaren laß ich mir eine Perücke machen.

Hérault.

Ich habe nicht Waldung genug für einen ſo abgeholzten Berg.

Camille.

Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch ſchreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib.

Der Berg iſt auf Euch oder Ihr ſeid ihm viel mehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille.)

Ruhig, mein Junge, du haſt dich heiſer geſchrien.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld).

Da, alter Charon, dein Karren iſt ein guter Präſentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerſt ſerviren. Das iſt ein klaſſiſches Gaſtmahl, wir liegen auf unſern Plätzen und verſchütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er beſteigt das Blutgerüſt, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton ſteigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke).

Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verſtand verloren habt; ihr werdet ſie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen.

Das war ſchon einmal da; wie langweilig.

Lacroix.

Die Tyrannen werden über unſern Gräbern den Hals brechen.

Hérault (zu Danton).

Er hält ſeine Leiche für ein Miſtbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schaffot).

Ich vergebe Euch; ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer als die meinige.

Hérault.

Dacht' ich's doch, er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

Fabre.

Lebe wohl, Danton. Ich sterbe doppelt.

Danton.

Adieu, mein Freund. Die Guillotine ist der beste Arzt.

Hérault (will Danton umarmen).

Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ist's Zeit.

(Ein Henker stößt ihn zurück.)

Danton (zum Henker).

Willst du grausamer sein als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

Eine Gasse.

Lucile.

Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben —! — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich Alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so Alles weiter bis da, dahin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken Alles stehn bleibt, Alles stockt, sich nichts mehr reget. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.) Das hilft nichts, das ist noch Alles wie sonst, die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssen's wohl leiden.

(Einige Weiber kommen die Gasse herunter.)

Erstes Weib.

Ein hübscher Mann, der Hérault.

Zweites Weib.

Wie er bei'm Conſtitutionsfeſt ſo im Triumphbogen ſtand, da dacht' ich ſo, der muß ſich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war ſo eine Ahnung.

Drittes Weib.

Ja, man muß die Leute in allen Verhältniſſen ſehen; es iſt recht gut, daß das Sterben ſo öffentlich wird. (Sie gehen vorbei.)

Lucile.

Mein Camille! Wo ſoll ich dich jetzt ſuchen?

Der Revolutions-Platz.

Zwei Henker an der Guillotine beſchäftigt.

Erſter Henker (ſteht auf der Guillotine und ſingt:)

Und wenn ich hame geh'
Scheint der Mond ſo ſcheeh.

Zweiter Henker.

He, holla! Biſt bald fertig?

Erſter Henker.

Gleich, gleich! (Singt:)

Scheint in meines Ellervaters Fenſter.
Kerl, wo bleibſt ſo lang? —
So, die Jacke her! (Sie gehen ſingend ab.)

Und wann ich hame geh'
Scheint der Mond ſo ſcheeh. (Ab.)

Lucile (tritt auf und ſetzt ſich auf die Stufen der Guillotine.)

Ich ſetze mich auf deinen Schooß, du ſtiller Todesengel. (Sie ſingt:)

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Roſen erſtickt haſt. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner ſüßen Zunge zu Grabe ſangſt. (Sie ſingt:)

Viel hunderttauſend ſind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

(Eine Patrouille tritt auf.)

Ein Bürger.

He, wer da?

Lucile (ſinnend und wie einen Entſchluß faſſend plötzlich)

Es lebe der König!

Bürger.

Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)

In demselben Verlage sind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesetzte Preise durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Adrian, Reise-Scenen aus Amerika. 1r Theil. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfrn. Rthlr. 3. 12 gr. — fl. 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. — fl. 6.

Die Hallische, Jenaische und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Conversationsblatt, die Blätter für literarische Unterhaltung, Hesperus u. A. haben sich über diese Werke auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Das ausgezeichnete Darstellungs-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfassers, der reizende Wechsel der Gegenstände, das Interesse, das den Leser vom Anfang bis zum Ende fesselt, und der elegante Styl sowie die Wahl der Gegenstände, die treue, nicht aus dem Leben gegriffene Darstellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfasser einführt, in welchem er uns heimisch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er so treffend schildert, — alles das sind Vorzüge, welche die eben so unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreisen einen so großen Beifall gewonnen haben.

Bechstein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geh. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

— — der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem sechszehnten Jahrhundert. 2 Bände 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Belani, H. C. R., Romantische Erzählungen aus Portugal's Geschichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — der Heimathlose. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. Rthlr. 4. fl. 7.

Byron, Lord, sämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Handschrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. fl. 11.

Diese Ausgabe ist vollständiger, als irgend eine bisher in englischer Sprache erschienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geschmack von einem Vereine rühmlichst bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rücksicht konnte das Auslassen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieselbe um 15 Octavbogen stärker wurde, wird dennoch vorerst der äußerst billige Subscriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichsten kritischen Blätter haben sich über diese Ausgabe auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Hallischen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir sehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Universalität des Geistes unserer Sprache einen ihrer glanzendsten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzose oder der Italiener die kühne Kraft des englischen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung seines Gesanges, die Tiefe zerreißender und versöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tausend bedeutungsvollen Nuancen, welche Byron gleichsam tändelnd, aber nie ohne Absicht und Bewußtseyn, hinwirft?“

Cooper's sämmtliche Werke, 81 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 14. 20 gr. fl. 23. 12 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 9. 20 gr. fl. 15. 48 kr.

Dieselben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wasserhexe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

Döring, Georg, das Kunsthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. 40 kr.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6 fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpap. Rthlr. 5. fl. 9.

— — das Opfer von Ostrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Geiselfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantasiegemälde. 5 Jahrgänge. 1829 bis 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleischmann. Geb. à Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 45 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen, aus der Geschichte dre freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaisersitz. 3. Die Wahlstadt. 4. Gustav Adolphs Abschied von Frankfurt. Cartonirt Rthlr. 1 8 gr. fl. 2. 15 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — dramatische Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

Diese Dichtungen des berühmten Herrn Verfassers haben sich des außerordentlichsten Beifalls nicht allein von Deutschland, sondern auch theilweise von England und Frankreich, wohin sie talentvolle Uebersetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritische Blätter den deutschen Cooper; denn wie er gleich diesem genialen Schriftsteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine scharfe Charakterisirung in allen Individuen aufstellt, so gelingen ihm auch ebenso die Schilderungen von Naturscenen, die Darstellungen reizender und romantischer Lokalitäten, mit allen dichterischen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunstwerke zu erheben. Daß die reinste Moralität in allen seinen Dichtun-

...n verherrliche, und sie deshalb ohne Anstand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, ist allgemein anerkannt.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. geh. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 20 kr.

Diese neueste Dichtung des ausgezeichneten und beliebten Verfassers ist ganz geeignet, die Zahl seiner Freunde und Leser zu vermehren. Der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß in den Tagen der erwachenden deutschen Freiheit; — Fehde bis in den Tod dem tausendjährigen Wahne, der Unvernunft, der geistigen Vormundschaft; — Treue bis in den Tod für Wahrheit und Recht; dies sind die Grundideen dieses dramatischen Gedichtes. — Möge der zeitgemäße Grundton des Werkes in unserer und jeder Zeit seinen kräftigen Wiederhall finden.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantasiestücke. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — die Feuertaufe. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

Der geistreiche Verfasser zeigt in diesen seinen neuesten Werken den freundlichen Lesern eine Fülle der buntesten Aus- und Ansichten. Ein frischer Hauch des Lebens und der Phantasie belebt seine Erzählungen und Phantasiestücke. Der Leser findet darin bald ein freundlich anmuthliches Genrebild, bald ein Nachtstück a la Hollenbreugbel. In der „Feuertaufe" führt der Verfasser seine Leser in die Zeiten des furchtbarsten Aberglaubens, in das Gebiet der Hexenprozesse, zugleich aber läßt er den ersten Vertheidiger der Vernunft und Menschenwurde gegen dies Unwesen, den edlen Jesuiten Friedrich Spee auftreten, einen wahren Schutzgeist seines Zeitalters und eine Zierde aller Zeiten, einen Mann im höchsten Sinne des Wortes. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns, diese beiden äußerst interessanten Schriften allen Freunden einer geistreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Duller, Eduard, Phantasiegemälde für 1835. Mit einem Kupfer von Fleischmann. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Gersbach, A., Wandervögelein oder Sammlung von Reiseliedern, nebst einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. In vierstimmigen Tonweisen. Zweite verbesserte Auflage. 12. geh. 16 gr. fl. 1. 12 kr.

Irving, Washington, sämmtliche Werke. Aus dem Englischen übersetzt. 50 Bändchen. Geh. Auf Velinpap. Rthlr. 9. 6 gr. fl. 15. 24 kr. Auf ordin. Druckp. Rthlr. 6. 12 gr. fl. 10. 42 kr.

Dieselben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Einaemachtes. — Die Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von New-York. — Reisen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reise auf den Prairien.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny ist den Freunden der Dichtkunst aus Taschenbüchern und Zeitschriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer traend ein aus der Tiefe des Gemüths- und Phantasiewelt geschöpftes Product ankündigt. Vorzualich aber sind es heitre, liebliche Melodieen, die traend eine gefühlvolle Anschauung, eine poetische Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muse des Herrn Nänny gelingen. Sie ist ein reiches Kind, aber ihr Reichthum besteht in Blumen und diese sind wiederum einfache Blumen der Wiese, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein sinniger Strauß für sinnige Freunde der Poesie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen diese Bilder, hauptsächlich der Wahrheit und Lebensfrische wegen, die sie karakterisiren, empfehlen. Es sind Erfahrungen, die der Verfasser unter dem reizenden Himmelsstriche Heperiens gesammelt, es sind *seine* oft höchst eigenthumliche Ansichten, in denen uns so Vieles schon vielfach Besprochene wiederum neu erscheint, es sind Ergebnisse heitrer und romantischer Natur, welche hier in kecken Zügen in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beschauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfasser, unabsichtlich zum Hauptzuge seiner Bilder werdend, in deren Weben sich die Menschlichkeit mit ihren tausendfachen Schattirungen spiegelt.

Platen, Graf von, Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in 3 Akten. geh. 12 gr. 54 kr.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit einer ihm in so seltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indische Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indischen Poesie Unverständliche vermieden ist, so daß sie als eine sinnige Liebeserzählung erscheint, über welche sich nur ein leiser fremdartiger, aber lieblichduftender Duft ausbreitet und sie umwebt. Das Mythologische, wenig verständlich, erscheint in der Figur, welche am bedeutendsten eingreift, nur als Allegorie des bösen Gelüstens, welches in unserer Brust wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für

wahre Poesie einwohnt, wird an dieser Dichtung, und wem Sinn für Sprachschönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Versen ein Vergnügen genießen, wie es selten geboten wird.

Schopenhauer, Johanna, sämmtliche Schriften. Wohlfeile Ausgabe. 24 Bände in Taschenformat; mit dem Bildniß der Verfasserin. Auf ordin. Pap. Rthlr. 8. fl. 14. 24 kr. Auf Velinpap. Rthlr. 12. fl. 21. 36 kr.

Die geistige Bildung unserer Nation geht mit Riesenschritten voran und durchdringt alle Stände. Das intellectuelle Leben spricht die Theilnahme der deutschen Frauen mehr als je an. Besser, gedeihlicher läßt es sich aber nicht fördern, als wenn edle Frauen die Vermittlerinnen der geistigen Fortschritte bei dem weiblichen Geschlechte werden. Durch ihre hohe Bildung, durch ihr vielseitiges Wissen, durch ihre reiche Lebenserfahrung, durch ihr sittliches Streben, durch ihren feinen, acht weiblichen Takt, durch ihr Darstellertalent und ihre Sprachgewandtheit steht Johanna Schopenhauer vor allen andern ausgezeichnet da. Ihr Name wird von unsern berühmtesten Zeitgenossen mit hoher Achtung genannt; ihre Schriften umfassen die anziehendsten Zweige der Kunst und des Wissens.

Diese ausgedehntere Verbreitung der Werke einer so geistvollen Schriftstellerin, welche mit einer wahren Meisterschaft zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geist zu kräftigen, das sittliche Gefühl zu erheben und namentlich die erhabene Bestimmung der Frauen im schönsten Lichte zu zeigen weiß, nach Kräften zu fördern, hat die Verlagshandlung zu einer **wohlfeilen Ausgabe** ihrer Schriften veranlaßt. **Dieselbe schmeichelt sich, einem Bedürfniß unserer Zeit zu genügen, indem sie den deutschen Frauen und Mädchen Gelegenheit bietet, diese Schriften, welche in keiner Damenbibliothek fehlen dürfen, für einen geringen Preis anzukaufen.**

Bieten wir gleich die **wohlfeilste** Taschenausgabe aller bis jetzt erschienenen deutschen Klassiker, so wird dieselbe doch vor allen übrigen sich durch Eleganz auszeichnen und so dem würdigen Namen der Verfasserin und dem Geschmacke derer zumal, für welche diese Schriften zunächst bestimmt sind, vollkommen entsprechen.

Um dem Publikum eine Uebersicht der Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der schriftstellerischen Leistungen der berühmten Verfasserin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der verschiedenen Lieferungen mit.

I. **Lieferung.** Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthaltend: Gernow's Leben. 2 Theile. — Ansicht an den Rhein. — Gabriele. Novelle in 3 Theilen.

II. **Lieferung.** Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthaltend: Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sidonia. Novelle in 3 Theilen.

III. **Lieferung.** Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthaltend: Die Tante. Novelle in 2 Theilen. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile.

IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthaltend: Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouni. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 4 Theile.

Schopenhauer, Johanna, Erzählungen. Acht Theile. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Auf Velinpap. Rthlr. 10. 20 gr. fl. 19. 24 kr. Auf Druckpap. Rthlr. 8. fl. 14.

Schopenhauer, Johanna, Novellen. Zwei Theile. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

— — neue Novellen. Drei Theile. Rthlr. 3. fl. 5.

Diese 5 Bände Novellen sind neu und noch nicht in der Gesammtausgabe aufgenommen.

Starkloff, L., Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

Stelldichein im Tivoli, das, oder Schuster und Schneider als Nebenbuhler. Localposse mit Gesang in zwei Acten. Vom Verfasser des „alten Bürgercapitain." Geh. 12 gr. 45 kr.

Storch, Ludwig, der Diplomat. Novelle. 8. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbesserte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

Storch, Ludwig, der Karikaturist. Novelle. 2 Theile. Rthlr. 3. 8 gr. — fl. 5. 48 kr.

— — die Beguine. Historischer Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 3.

Die Leiewelt erhält in diesen Erzählungen des allgemein bekannten und beliebten Verfassers eine reiche Gallerie von Darstellungen, welche durch ihre Lebendigkeit und innere Wahrheit, sowie durch ihre gefällige Form und treffliche Behandlung gewiß das Interesse zu fesseln vermögen. Der Verfasser hat es in den kleineren Novellen, wie in seinen größeren Romanen, verstanden, den Leser geistreich zu unterhalten; und wir hoffen, daß Niemand unbefriedigt diese Erzählungen aus der Hand legen wird, in welchen sich eine tüchtige Lebenskenntniß, ein sicherer Takt, die Spannung vom Anfang

[illegible] zum Ende rege zu erhalten, sowie überhaupt alle wackeren Eigenschaften, wodurch sich der Verfasser die Gunst des Publikums erworben, aufs Neue vortheilhaft dargethan finden.

Walker, G., Anweisung zum Schachspielen. Die vorzüglichsten Spieleröffnungen und Endspiele, nebst einigen eigenthümlichen Stellungen, und fünfzig ausgewählten Aufgaben enthaltend. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schierek. Geh. 21 gr. fl. 1. 30.

Der Uebersetzer dieses Werkchens hat allen Freunden des geistvollen Spiels durch seine Arbeit einen gewiß dankenswerthen Dienst geleistet. Nicht nur der Anfänger, der sich belehren will, gewinnt hier rasch einen klaren und vollständigen Ueberblick, sondern auch der erfahrene Schachspieler wird sich mancher geistvoll entworfenen Spiele, mancher interessanten Eröffnungen und Endigungen erfreuen. Der Verfasser hat auf Philidors System fortgebaut, allein auch andere [illegible] Meister sind nicht unbenutzt geblieben und was er selbst aus eigenen Erfahrungen hinzuthut, gehört zu den ausgezeichnetsten Leistungen in diesem Fache.

Zehner, H. G., die Treuringe. Novelle. Geh. 9 gr. 40 kr.

— — die Pietistin. Novelle. Rthlr 1. 8 gr fl. 2. 24.

***Zschokke's* popular history of Switzerland. From the German: — with the author's subsequent alterations of the original Work by W. Howard Howe. Cart. 12. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.**

Nachgelassene Schriften

von

Georg Büchner.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1850.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt.

Seite

Georg Büchner 1

Danton's Tod. Ein Drama 51

Leonce und Lena. Ein Luſtſpiel 151

Lenz. Ein Novellenfragment: 199

Briefe:

An die Familie 237

An die Braut 281

Literariſcher Nachlaß.

Aus der Probevorleſung in Zürich 291

Der .....ſche Landbote. Erſte Botſchaft . . 295

Georg Büchner

wurde am 17. Oktober 1813, am Schlachttage von Leipzig, in einem Dorfe ohnweit Darmstadt, wo sein Vater Arzt war, als erstes Kind der Familie geboren. Der Vater wurde bald in eine höhere Stellung nach Darmstadt berufen, und Büchner erhielt auf dem dortigen Gymnasium seine Schulbildung. Ein frühreifer Geist ließ ihn hier bereits unter den Besten erscheinen, und als er im Herbste des Jahres 1831, in einem Alter von 18 Jahren, das Gymnasium verließ, hielt er auf dem in Darmstadt üblichen Redeactus eine Rede, welche die Vertheidigung des Selbstmords Cato's von Utika zum Gegenstande hatte. In einer körnigen Sprache abgefaßt, ist sie ein Beweis für seine damals schon von politischem Enthusiasmus beseelte Geistesrichtung und befindet sich unter einer Reihe von Jugendarbeiten, die noch vorliegen und meist lyrischen Inhalts sind. In späterem Alter machte er niemals mehr Gedichte.

Der Wunsch des Vaters und eigne Neigung bestimmten ihn für das Studium der Medicin und der damit verwandten Naturwissenschaften. Als Studienort wurde, ebenfalls auf den Wunsch des Vaters und als Ausnahme von der Regel, Straßburg gewählt, wohin sich Büchner im Herbst 1831 begab. Mit der französischen Sprache genau vertraut,

besuchte er die in dieser Sprache vorgetragenen Vorlesungen über Chemie, Physik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, materia medica u. s. w. — Zugleich trieb er mit Vorliebe neuere Sprachstudien, namentlich Italienisch. — An die Familie des Straßburger Pfarrers Jäglé, bei dem er Wohnung und Kost hatte, wurde er sehr bald durch seine Liebe zu dessen einziger Tochter Minna aufs Engste gefesselt. Theils dieß, theils das rege Treiben der großen, lebendigen Stadt, verbunden mit häufigen Besuchen des „Münster," theils die sehr freundliche Aufnahme bei mehreren Straßburger Verwandten, ließen ihm seinen Aufenthalt in Straßburg sehr angenehm erscheinen, und seine Briefe aus jener Zeit bekunden die heiterste Stimmung. Zugleich spiegelt sich in denselben häufig das Bild der damals in Folge der Julirevolution noch tief aufgeregten Zeit; der abgedruckte erste Briefauszug vom October 1831 beschreibt den Empfang des aus dem polnischen Befreiungskampfe zurückkehrenden Generals Romarino in Straßburg, desselben, der im vorigen Jahre in Piemont durch kriegsrechtlichen Spruch den Tod erlitt; häufig auch erwähnen die Briefe des Besuchs europäischer Flüchtlinge.

Sein Glück zu Hause und eine gewisse Scheu vor geräuschvollen Vergnügungen ließen Büchner nur selten Gesellschaften, Bälle und dergleichen besuchen; dagegen machte er, den eine innige Liebe zur Natur beseelte, häufige Fußreisen in die naheliegenden Gebirge: Schwarzwald, Vogesen und weiter bis zum Jura. Der Briefauszug vom 8. Juli 1833 beschreibt eine solche Tour. — Unter seinen Straßburger Freunden nennen wir Lauth, den berühmten Professor der Anatomie,

sowie Professor Reuß, den bekannten Orientalisten; mit ersterem machten ihn seine Studien, mit letzterem verwandschaftliche Verhältnisse bekannt. —

Nach einem kurzen Ferienaufenthalt in Darmstadt im Herbst 1832 kehrte Büchner nach Straßburg zurück, um seine früheren Studien mit Eifer fortzusetzen. Bei einem Besuche des Münster, dessen Bauart einen Gegenstand seiner Lieblingsstudien bildete, und das er immer bis in die höchste Spitze, die sogenannte Kuppel, zu erklimmen pflegte, wäre er, indem er sich rasch nach einem ihm entfallenen Fernglase bückte, beinahe ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden. — Daß Büchner, wie mehrfach erzählt wurde, damals schon handelnd in der Politik aufgetreten und namentlich dem Frankfurter Attentat (April 1833) nicht fremd gewesen sei, ist durchaus falsch; er erfuhr den Vorfall erst durch Briefe von Hause, und spricht sich in dem mitgetheilten Briefauszuge vom 5. April 1833 darüber aus. — Er schreibt ferner einmal: „Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig sein; ich werde nicht nach Freiburg gehen, und eben so wenig wie im vorigen Jahre, an einer Versammlung Theil nehmen." Und ein andermal, indem er auf seinen bevorstehenden Gießener Aufenthalt hindeutet, und im Anschluß an das Brieffragment vom Juni 1833: „Ihr könnt voraussehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde."

Diese Voraussicht betrog ihn. Die Gesetze seiner Heimat riefen ihn, nach einem zweijährigen Aufenthalte in Straßburg, nach der Landesuniversität Gießen, wo er seine medicinischen Studien fortsetzte. — Gießen war damals der Mittelpunkt

eines Theils der geheimen revolutionären Beſtrebungen in den ſüddeutſchen Staaten, die ſich nach dem Mißlingen des Frankfurter Attentats mehr ein Wirken zur politiſchen Aufklärung und Aufregung der unteren Volksklaſſen zum Ziele geſetzt hatten. Die leitende Triebfeder in Oberheſſen war der drei Stunden von Gießen entfernt wohnende, bekannte Pfarrer Weidig in Butzbach, ein Mann von eben ſo viel politiſchem Wiſſen, als energiſcher Thatkraft. — Um Büchner in dieſes Treiben, das er überſah und als unter den damaligen Verhältniſſen bedeutungslos und ohne Nachhalt bereits früher erkannt hatte, hineinzuziehen, bedurfte es eigenthümlicher Anregungen. Die ihm beinahe unerträglich ſcheinende Trennung von ſeiner Braut erzeugte in ihm während der ganzen Dauer ſeines Gießener Aufenthalts eine trübe und zerriſſene Gemüthsſtimmung, die ſich in ſeinen Briefen häufig ausſpricht und den ſonſt lebensfrohen jungen Mann ſagen läßt: „Ich habe Anlagen zur Schwermuth.“ Dazu das unfreundliche Gießen, das er ſtets mit Straßburg verglich und nicht genug tadeln konnte! Dieſe Stimmung wurde genährt durch ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Je mehr ſich Büchner's Studium dem eigentlich praktiſchen Felde der Medicin näherte, deſto mehr fand ſich ſein mehr zur Speculation, als zur Beobachtung neigender Geiſt davon zurückgeſtoßen. Er ſpöttelte und wand ſich zum Studium der Grundlagen des menſchlichen Wiſſens, zur Geſchichte und zur Philoſophie, um die Löſung derjenigen Räthſel zu finden, welche in einem Alter von zwanzig Jahren jeden ſtrebenden Geiſt beſchäftigen und bei den am Tiefſten Eindringenden auch den nachhaltigſten

Seelenſchmerz zu erzeugen im Stande ſind. Das Studium der neueren Geſchichte ließ ihn die Schmach des Vaterlandes tief empfinden; dazu ſeine glühende Liebe zur Freiheit, — ſein Ekel vor der Verderbtheit der herrſchenden Kaſte, — die durch die Auflöſung des heſſiſchen Landtags von 1833 noch geſteigerte Aufregung um ihn her — und man wird ſein nunmehriges Auftreten erklärlich finden. Seine Aeußerung: „die Leute gehen in's Feuer, wenn's von einer brennenden Punſchbowle kommt“ (Brief vom 1. November 1833) beweiſt, wie wenig Vertrauen er in die Kraft der Bewegung ſetzte, — aber er ſtürzte ſich in die Politik, wie in einen Ausweg aus geiſtigen Nöthen und Schmerzen. Wir bemerken nebenbei, daß die damalige heſſiſche Kammer-Oppoſition Büchner's Beifall nicht beſaß und oft der Gegenſtand ſeiner Spöttereien wurde. Namentlich äußerte er oft ſeinen beſonderen Widerwillen gegen deren damaligen Führer, Heinrich v. Gagern. — So wurde die erſte Hälfte des Jahres 1834 zu einem der bedeutungsvollſten Zeitabſchnitte in Büchner's Leben. Es war zu derſelben Zeit, wo ein neues, geiſtiges Leben das gebildete Deutſchland zu durchzucken begann; wo Wienbarg das „Junge Deutſchland“ ſtiftete (zu dem Büchner ſpäter in nähere Beziehung gebracht wurde), und wo durch eine Revolution der Geiſter eine neue Ordnung in die politiſchen, religiöſen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe von Europa gebracht werden ſollte. Während man in Deutſchland die Emancipation des Fleiſches predigte, verſuchten die praktiſcheren Republikaner Frankreichs einen Aufſtand in Paris (13. April 1834), der blutig niedergeſchlagen wurde. Dieſe Dinge konnten nicht

ohne die ſtärkſte Rückwirkung auf die Geiſter, und namentlich auf die ſtudirende Jugend Deutſchlands bleiben, um ſo mehr, als man damals noch gewohnt war, die Univerſitäten als den Angelpunkt anzuſehen, um den ſich das geiſtige Leben der Nation drehen ſollte; und da nun alle Wege zu einer öffentlichen Discuſſion und Behandlung des politiſchen und ſocialen Fortſchritts verſchloſſen waren, ſo ergoß ſich die Bewegung in die unterirdiſchen Gänge. Ich übergehe die Geſchichte der geheimen politiſchen Bewegungen, die dieſem Jahre vorausgegangen ſind, die in Folge der Bundestagsbeſchlüſſe des Jahres 1832 ihren erſten Anfang genommen hatten, ihre Entſtehung theilweiſe dem Feſte auf der Frankfurter Mainluſt (Herbſt 1832) verdankten, ſich von da bis zum Frankfurter Attentat fortzogen und theilweiſe in den Mitte 1833 begonnenen Unterſuchungen in Heſſen ihre Auflöſung fanden. Im Jahre 1834 hatte man auch die in Folge der Frankfurter Vorfälle Verhafteten wieder freigegeben, und dieſelben nahmen ſogleich den lebhafteſten Antheil an den nun folgenden Beſtrebungen. — Wie oben bereits angedeutet, wollte man jetzt auf die Maſſe der Bevölkerung wirken, und ſuchte dieſen Zweck durch Flugſchriften zu erreichen. Weidig ſtand in Oberheſſen an der Spitze und betrieb ſeine Agitationen in Verbindung mit dem in Frankfurt am Main exiſtirenden „Männerbund," der nach „Röllner" mit der Schweiz und Frankreich communicirte und ebenfalls revolutionäre Schriften verbreitete. Beide Heſſen, Würtemberg und Baden waren unter den ſüddeutſchen Staaten am ſtärkſten betheiligt. — In Gießen ſah das Jahr 1834 zwei geheime Geſellſchaften ent-

stehen, eine Burschenschaft und eine andere rein politische, an der Studenten und Bürger Theil nahmen, und die sich namentlich das Verbreiten von Flugschriften zum Zwecke gesetzt hatte. Diese Verbindung wurde hauptsächlich durch Büchner gestiftet und erhielt von ihm den Namen „Gesellschaft der Menschenrechte." Unter ihren Haupttheilnehmern nennen wir: Klemm, Minnigerode, A. Becker, Trapp, Schütz und Andere. — „Röllner" (Aktenmäßige Darlegung des Prozesses gegen ꝛc. Weidig ꝛc., Darmstadt, 1844) erzählt über die Entstehung jener Gesellschaft: „Die Ansichten und Grundsätze, welche Büchner während eines zweijährigen Aufenthaltes zu Straßburg angenommen zu haben scheint, erfreuten sich des Beifalls der Anderen und veranlaßten deren Zusammentreten in jene Verbindung, welche sich zum Zwecke setzte, Flugschriften zu verbreiten und Gleichgesinnte an andern Orten zu ähnlichen Vereinen zu bestimmen. Die Mitglieder hatten bei Einzelnen von ihnen Zusammenkünfte, in welchen über den politischen Zustand Deutschlands, über die Mittel zu dessen Veränderung, über den nächsten Zweck einer Revolution, sodann im Speziellen über die eigne Thätigkeit und über die Ausdehnung der Gesellschaft gesprochen wurde, welche eine Zeitlang auch den ihr von Büchner beigelegten Namen „Gesellschaft der Menschenrechte" führte, sowie sich Schütz auch mit dem Entwurf einer Constitution für sie beschäftigt haben soll." — Die Idee, die Gesellschaft, abweichend von den andern, eine Gesellschaft der Menschenrechte zu nennen, mag Büchner aus dem damals schon sehr eifrig von ihm betriebenen Studium der französischen Revolution geschöpft haben. Aus dieser

Gesellschaft und aus der Feder Büchner's ging die schärfste der damals erschienenen Flugschriften, der „.....'sche Landbote" hervor, auf die wir zurückkommen werden, und die verbreitet wurde, nachdem Weidig bereits früher fünf Nummern des „Leuchters und Beleuchters für Hessen" in die Welt gesandt hatte.

Unterbrochen wurde diese revolutionäre Thätigkeit Büchner's durch eine plötzliche und heimliche Reise desselben nach Straßburg am Ende des Monats März, wohin ihn Sehnsucht und Angst um seine plötzlich erkrankte Braut getrieben hatten. Von Straßburg schrieb er an seine Eltern und entdeckte ihnen das bisher verheimlichte Verhältniß, wobei er seine Gemüthsstimmung in Gießen so beschreibt: „Ich war im Aeußeren ruhig, doch war ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen. Ich komme nach Gießen in die niedrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machen mich krank." — Die Einwilligung der beiderseitigen Eltern in die Verbindung erfolgte, und Büchner kehrte ins elterliche Haus nach Darmstadt zurück, um die Osterferien da zuzubringen. Diese Ferienzeit benutzte er, um in Darmstadt eine Zweiggesellschaft der „Gesellschaft der Menschenrechte" zu gründen. Sie bestand meist aus jungen Bürgerssöhnen und erhielt später durch Büchner ihre Instruktionen von Gießen, ohne die höheren Leiter der geheimen Gesellschaften zu kennen.

Nach Gießen zurückgekehrt ging Büchner auf dem betretenen

Wege weiter, und namentlich waren es jetzt der Druck und die Verbreitung der oben genannten Flugschrift, die ihn beschäftigten. Zu gleicher Zeit bemühte sich Weidig, indem er Verbindungen zwischen den damals noch vereinzelten Bestrebungen herstellte, der Bewegung mehr Einheit und Kraft zu geben. Büchner's Schrift wurde ihm im Manuscript durch Becker gebracht; er billigte sie in ihren Haupttheilen, änderte Einiges daran, setzte Anderes hinzu, gab ihr den Namen: „....'scher Landbote," und beschloß den Druck derselben; worauf im Anfange des Monats Juni 1834 Büchner mit Schütz nach Offenbach reiste, um dieselbe der geheimen Presse zu übergeben. Büchner war über die Veränderungen, die Weidig vorgenommen hatte, sehr aufgebracht, wollte die Schrift nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß Weidig ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt, durchgestrichen habe. Ueberhaupt vertrug er sich mit Weidig schlecht; einer seiner Freunde und Mitschuldigen sagte vor dem Untersuchungsrichter über dieses Verhältniß aus (Möllner ꝛc.):

„Weidig war in Allem der Gegensatz zu Büchner; er (Weidig) hatte den Grundsatz, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brennen solle; er war unter den Republikanern republikanisch und unter den Constitutionellen constitutionell. — Büchner war sehr unzufrieden mit dieser Bemerkung Weidig's und sagte, es sei keine Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen habe. Indessen konnte Weidig der Flugschrift seinen Beifall nicht versagen und meinte, sie müsse vortreffliche Dienste thun, wenn sie verändert werde.

Dies zu thun, behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in der sie im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich von dem Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen die Vornehmen gesetzt sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen worden ist. Das ursprüngliche Manuscript hätte man eher als eine Predigt gegen den Mammon betrachten können, nicht so das letzte. Die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig."

Und an einer andern Stelle:

„Ich erinnere mich, daß Büchner einst Streit mit Weidig über Wahlcensus hatte. Büchner meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerikanischen Staaten, müsse Jeder ohne Rücksicht auf Vermögensverhältnisse eine Stimme haben und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Pöbelherrschaft, wie in Frankreich, entstehen werde, die Verhältnisse des deutschen Volks und unserer Zeit verkenne. Büchner äußerte sich einst in Gegenwart eines Freundes sehr heftig über diesen Aristokratismus des Weidig, wie er es nannte."

Am 3. Juli veranstaltete Weidig auf der Badenburg bei Gießen zum Zwecke einer näheren Vereinigung und Besprechung eine Zusammenkunft Gleichgesinnter aus weiteren Kreisen, an der übrigens fast nur Gießener und Marburger sich betheiligten. „Bei dieser Besprechung meinte Büchner" (so sagt der Nämliche bei „Röllner" aus), daß man Gesellschaften errichten müsse; Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden

mit einander bekannt mache und durch sie Flugschriften verbreiten lasse. Büchner hoffte auf der Badenburg seine Ansichten bei den Marburgern durchzusetzen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn später über die Sache sprach, sagte er mir, daß auch die Marburger Leute seien, welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmährchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten u. s. w. Es muß demnach auf dieser Versammlung die Rede davon gewesen sein, in welchem Geiste die Flugschriften abgefaßt werden müßten, und Büchner, welcher glaubte, daß man sich an die niederen Volksklassen wenden müsse, und der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburg seine Absichten nicht gebilligt gesehen haben, weil er über die Marburger sich so ungehalten äußerte."

In demselben Monat Juli ging der „Landbote" aus der Presse hervor und wurde im Auftrage Weidig's durch die Mitglieder der geheimen Gesellschaften verbreitet. Die Hauptstellen aus diesem merkwürdigen Aktenstücke, dem eigentlich mehr soziale, als politische Tendenz zu Grunde liegt, haben wir in der Sammlung mitgetheilt. — Röllner hat noch einige andere Aussagen desselben Mitschuldigen, von dem die obigen Angaben herrühren, über Büchner und seine Flugschrift veröffentlicht; dieselben sind für den Charakter der damaligen Bewegung sowohl, als auch für Büchner's politische Ansichten und Richtung zu bezeichnend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. „Den Landboten betreffend," erzählt der-

selbe, „sei es mir erlaubt, den Verfasser desselben, Georg Büchner, in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, hier für mich reden zu lassen. — Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, die Verhältnisse Deutschland's umzustoßen, sagte er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man doch gefaßt sein müßte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen Nichts hätte entgegenstellen können, als eine handvoll undisciplinirte Liberale. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum, diese große Masse zu gewinnen, was vorderhand nur durch Flugschriften geschehen kann.

„Die früheren, zu diesem Zweck erschienenen Flugschriften entsprachen demselben nicht; es war darin die Rede vom Wiener Congreß, Preßfreiheit, Bundesordonnanzen und dergl., lauter Dinge, um welche sich die Bauern (denn an diese, meinte Büchner, müsse man sich vorzüglich wenden) nicht kümmern, so lange sie noch mit ihrer materiellen Noth beschäftigt sind; denn diese Leute haben aus sehr nahe liegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für die Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen u. s. w., sie sind gegen all das gleichgültig, und in dieser Gleichgültigkeit allein beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürsten und ihre Theilnahmlosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit; gleichwohl scheinen sie unzufrieden zu sein, und sie haben

Urſache dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen ſie aus ihrer ſauren Arbeit ziehen, und der ihnen zur Verbeſſerung ihrer Lage ſo nothwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anſpruch nimmt. So iſt es gekommen, daß man bei aller partheiiſchen Vorliebe für ſie doch ſagen muß, daß ſie eine ziemlich niederträchtige Geſinnung angenommen haben, und daß ſie, es iſt traurig genug, faſt an keiner Seite mehr zugänglich ſind, als gerade am Geldſack; dieß muß man benützen, wenn man ſie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will; man muß ihnen verrechnen, welche Laſten ſie tragen, während Andere den Vortheil davon beziehen; ..... daß die Geſetze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener ſich befinden, u. ſ. w. Dieſes Mittel muß man benutzen, ſo lange es noch Zeit iſt. Sollte es den Fürſten einfallen, den materiellen Zuſtand des Volkes zu verbeſſern, ſollten ſie ihren Hofſtaat, die koſtſpieligen, ſtehenden Heere vermindern, den künſtlichen und deßwegen theuren Organismus der Staatsmaſchine auf einfachere Principien zurückführen, dann iſt die Sache der Revolution, wenn ſich der Himmel nicht erbarmt, in Deutſchland auf immer verloren. Seht die Oeſterreicher, ſie ſind wohlgenährt und zufrieden! Fürſt Metternich, der geſchickteſte unter Allen, hat allen revolutionären Geiſt für immer in ihrem eigenen Fett erſtickt. So ſind die eigenen Worte des Büchner's geweſen.

„Die Flugſchrift hatte hiernach den Zweck, die materiellen Intereſſen des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als den einzig möglichen Weg, die letztere zu bewerkſtelligen. —

Solche Mittel, die Revolution herbeizuführen, hielt Büchner für ebenso erlaubt und ehrbar, als alle anderen. Wenigstens sagte er oft, der materielle Druck, unter dem ein großer Theil Deutschlands liege, sei eben so traurig und schimpflich, als der geistige, und es sei in seinen Augen bei weitem nicht so betrübt, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausend Familien nicht im Stande wären, ihre Kartoffeln zu schmelzen u. s. w.

„Ob ich mich gleich hier meistens der Worte Büchner's bedient habe, so dürfte es doch schwer sein, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Meinungen vertrug, zu machen.

„Büchner imponirte Allen von uns, ohne daß sie es vielleicht sich selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, als durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vertrug."

An einer anderen Stelle:

„Büchner, der bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich das deutsche Volk wenig kannte, wollte, wie er mir oft gesagt hat, sich durch diese Flugschrift überzeugen, in wie weit das deutsche Volk geneigt sei, an einer Revolution Antheil zu nehmen. Er sah indessen ein, daß das gemeine Volk eine Auseinandersetzung seiner Verhältnisse zum deutschen Bund nicht verstehen und einem Aufrufe, seine angeborenen Rechte zu erkämpfen, kein Gehör geben werde; im Gegentheile glaubte er, daß es nur dann bewogen werden könne, seine gegenwärtige Lage zu verändern, wenn man ihm seine nahe liegenden Interessen vor Augen lege. Dieß hat Büchner in

der Flugschrift gethan. Er hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die großherzoglich hessische Regierung; er meinte im Gegentheile, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Princip, welches er für die Ursache alles Elendes hielt. — Mit seiner Flugschrift wollte er vor der Hand nur die Stimmung des Volks und der deutschen Revolutionärs erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in Bezug auf ein Anderswerden auf. Er glaubte nicht, daß durch die constitutionelle landständische Opposition ein wahrhaft freier Zustand in Deutschland herbeigeführt werden könne. Sollte es diesen Leuten gelingen, sagte er oft, die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus, wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist." —

Jordan sprach sich mißbilligend über den „Landboten" aus.

„Dieser Büchner," — so erklärte weiter noch der Obige im Verhör, — „war mein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten seiner theuersten Angelegenheiten machte, von welchen er weder seiner Familie, noch einem seiner anderen Freunde Etwas gesagt hatte. Ein solches Vertrauen mußte ihm mein Herz gewinnen; seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich

keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage seines Patriotismus war wirklich das reinste Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er sprach und seine Stimme sich erhob, dann glänzte sein Auge, — ich glaubte es sonst nicht anders — wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn gethan, wovon hätte er mich nicht überzeugt?!" —

Ferner schreibt Becker noch in einem Brief an Gutzkow: „Ich habe den Büchner bei Weidig eingeführt. Er vertrug sich nicht gut mit ihm in politicis. Desto mehr enchantirt war er von seiner Frau, einem überaus herrlichen Geschöpf. Er verlor sein natürliches Ungestüm, wenn sie dazu kam, und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört."

Die abgedruckten Briefauszüge ergänzen Dasjenige, was die angeführten Druckstellen an dem Bilde von Büchner's politischem Charakter unvollendet lassen, und überheben mich der Verpflichtung, zu demselben Etwas aus besonderer Kenntniß zuzufügen.

Während nun so die Mitglieder der geheimen Gesellschaften den „Landboten" möglichst im Lande zu verbreiten suchten, indem sie die Exemplare durch die Fenster warfen oder Nachts zwischen die Läden schoben, trat ein Ereigniß ein, das unseren Revolutionären einen bedeutenden Schlag versetzte, und der Hauptanstoß zu den nun folgenden ausgedehnten Untersuchungen und Verhaftungen wurde. Nachdem Schütz und Minnigerode (zwei Mitglieder der „Gesellschaft der Menschenrechte") den Auftrag erhalten hatten, einen Theil der Exemplare des

„Landboten" aus der Druckerei in Offenbach abzuholen, wurde der Letztere am 1. August 1834 in Folge einer an das Ministerium in Darmstadt geschehenen Denunciation an einem Thore Gießens verhaftet, als er zu Wagen eine Anzahl von ungefähr einhundert und fünfzig jener Flugblätter bei sich hatte, um sie nach Gießen zu bringen. *)

Sogleich nach Empfang dieser Nachricht eilte Büchner von Gießen weg, und kam in der Nacht vom 1. auf den 2. August zu Weidig nach Butzbach; er setzte auf dessen Ansuchen sogleich seine Reise zu Fuß weiter fort nach Frankfurt und Offenbach, um die dortigen Theilhaber zu warnen. Der Brief, d. d. Frankfurt, 3. August 1834, erzählt diese Reise. Während seiner Abwesenheit von Gießen ließ der Universitätsrichter Georgi, der Verdacht geschöpft haben mußte, Haussuchung bei Büchner halten, seine Papiere mit Beschlag belegen und das Uebrige versiegeln, jedoch die

*) Karl Minnigerode, ein zwanzigjähriger, talentvoller Jüngling, Stud. jur. in Gießen, wurde in Folge 3jähriger Kerkerleiden im Jahre 1837 wahnsinnig, verbunden mit schweren körperlichen Leiden. Nachdem man ihn endlich gegen Caution freigelassen hatte, und nachdem sein Verhorreszenz-Gesuch gegen den nach dem einstimmigen Ausspruche der Aerzte damals an Säuferwahnsinn leidenden Untersuchungsrichter Georgi von den obersten Gerichten verworfen worden war, beruhte die Untersuchung gegen ihn am 3. April 1839 auf Verfügung des Großherzogs auf sich. Er wurde später wiederhergestellt und ging nach Amerika. — Minnigerode's Name erscheint oft in Büchner's Briefen, und sein Schicksal schmerzte ihn um so tiefer, als er eine gewisse Mitschuld an seinem gräßlichen Unglücke zu tragen glaubte.

Siegel wieder abnehmen, als Büchner unerwartet schon am 4. August wieder zurückkam. Die Briefe vom 5. und 8. August 1834 besprechen diese Vorfälle ausführlich. Das Zurückbehalten der französischen Briefe geschah, weil man Verbindungen mit Frankreich witterte, — um so mehr, als Büchner bei derselben Reise zufällig in Frankfurt einen Straßburger Freund, Namens Böckel, getroffen hatte. (Böckel wurde bei seiner Weiterreise in Mainz angehalten und verhört, aber sogleich wieder entlassen.) Die Untersuchung muß damals keine weiteren Indicien gegen Büchner ergeben haben, denn man ließ ihn fortan in Ruhe. Doch erzeugte der Vorfall in ihm eine sehr gesteigerte Erbitterung. — Seine und seiner Freunde revolutionäre Thätigkeit blieb natürlich in der nächstfolgenden Zeit etwas gelähmt.

Den Winter 1834 auf 1835 brachte Büchner auf Wunsch seines Vaters im elterlichen Haus in Darmstadt zu. Im September 1834 hatte er das Vergnügen, seine Braut, welche in Darmstadt einen Besuch abstattete, für einige Zeit zu sehen. — Unter Anleitung seines Vaters hielt er während dieses Winters Vorlesungen über Anatomie für junge Leute, die sich für das Studium vorbereiteten. Außer diesen streng-wissenschaftlichen Arbeiten waren es, wie früher, Geschichte, Philosophie und Literatur, die ihn beschäftigten. Shakspeare war sein Ideal, und eine gewisse Nachahmung desselben in der dramatischen Diktion ist bei ihm nicht zu verkennen. Nächst Shakspeare schlug Byron die meisten verwandten Saiten in seinem Geiste an. Unter den deutschen Schriftstellern behauptete eine Zeitlang Tieck den ersten Platz; es hatte zu jener

Zeit die sogenannte romantische Schule, deren Haupt Tieck war, großen Anhang unter der deutschen Jugend, und so auch bei Büchner und seinen nächsten Freunden gefunden. Während der Anwesenheit seiner Braut in Darmstadt las er mit derselben Tieck's „Aufstand in den Cevennen."

Seine politische Thätigkeit konnte natürlich in diesem Winter nicht die Ausdehnung von früher haben; doch blieb er fortwährend in Verbindung mit Gießen, und stand der im verhergegangenen Frühjahr in Darmstadt von ihm gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte" vor, die bald bedeutend stärker aufblühte, als ihre Gießner Muttergesellschaft. Man versammelte sich bald im Freien, bald in einem abgelegenen Hause, und bewahrte große Vorsicht vor Entdeckung. Die Mitglieder übten sich sehr eifrig in den Waffen und hatten bedeutende Schießvorräthe verborgen. Als Führer ragten noch Nievergelter, Kahlert, Koch hervor. (Ersterer lebt jetzt als Wirth in Amerika; Kahlert kämpfte den Freiheitskampf von Texas mit und starb kurz darauf; beide waren noch vor Büchner flüchtig geworden. Koch starb im Gefängniß Die meisten Mitglieder der Gesellschaft saßen später längere Zeit in Darmstadt in Untersuchungshaft und wurden durch die hessische Amnestie vom Jahre 1839 befreit.) Büchner verfaßte für die Gesellschaft nach dem Muster der französischen eine Erklärung der Menschenrechte, die mit ihren Ausführungen damals als Programm der vorgeschrittensten Fraktion der revolutionären Partei gelten konnte. Diese Schriftstücke wurden während der Periode der Untersuchungen mit anderen Papieren verbrannt. Büchner besaß auch hier denselben über-

wiegenden Einfluß auf ſeine politiſchen Freunde wie in Gießen; er war die Seele des Ganzen, und nach ſeiner Flucht im März 1835 löſte ſich die Geſellſchaft von ſelbſt auf, nachdem ſie ein Jahr beſtanden hatte. —

Dieſer Winter ſah Büchner's erſte literariſche Schöpfung, das Drama „Danton's Tod" entſtehen. Sein revolutionärer Inſtinct und ſeine geiſtige Verwandtſchaft mit den großen und außergewöhnlichen Männern und Thaten der franzöſiſchen Revolution, gegenüber der politiſchen Dürre, die ihn umgab, hatten ihn immer tiefer in das Studium jenes geſchichtlichen Dramas hineingezogen; die große Bibliothek in Darmſtadt lieferte ihm die nöthigen Materialien zur Erwerbung von Detailkenntniſſen, und namentlich waren es die Memoiren von Barrère, die er eifrig ſtudirte. Der merkwürdige Charakter und Thatenlauf dieſes Mannes, den er eine Rolle in ſeinem „Danton" ſpielen läßt, und der als der Einzige von Allen mithandelnd alle Phaſen der Revolution durchlief, ohne von ihr verſchlungen zu werden, zogen ihn beſonders an. Barrère's geheime Genüſſe, ſeine menſchlichen Empfindungen, gegenüber der öffentlichen „Tugend" Robespierre's, gegen den er im Wohlfahrtsausſchuß die Tugendmiene zog, gehören zu den bedeutungsvollſten Zügen jener Epoche. — So entſtand in dem ſchöpferiſchen Geiſte Büchner's die Idee und das innere Bedürfniß zur Produktion ſeines dramatiſchen Gemäldes; er wählte diejenige Periode der Revolution, die zum Markſtein zwiſchen Auf- und Niedergang derſelben geworden iſt. Nur wie eine Verzweifelnde und von Gewiſſensbiſſen Gereinigte ſteigerte ſie ſich nach Danton's Tod noch für wenige Augen-

blicke zur höchsten Estase, um dann erschöpft niederzusinken, nachdem sie alle ihre Erzeuger und Nährer in ihren Armen erstickt hatte. — Büchner's Arbeiten geschah im Verborgenen und war mannigfach gestört; während an seinem Arbeitstische die anatomischen Tafeln und Schriften obenauf lagen, zog er furchtsam unter denselben die Papierbogen hervor, auf denen er seine Gedanken mit einer gewissen geistigen Hast niederwarf. — Die politischen Untersuchungen in Hessen nahmen unterdeß, gestützt auf neue Entdeckungen, einen eifrigen Fortgang, namentlich wegen der Flugschriften, und rückten Büchner immer näher. Fast jede Woche hörte man von neuen Verhaftungen. Nachdem Büchner zweimal, in Friedberg und Offenbach, verhört, jedoch immer wieder entlassen worden war, wuchs der Verdacht gegen ihn, und die Straße, in der er wohnte, war täglich an beiden Enden durch Polizisten bewacht. Die fortwährende Angst vor Verhaftung, verbunden mit der angestrengtesten Arbeit an „Danton" hatten ihn in der letzten Zeit seines Darmstädter Aufenthalts in eine unbeschreibliche geistige Aufregung versetzt; er sprach selten, aß wenig und zeigte immer eine verstörte und stiere Miene. Man muß auf diesen Zustand, während dessen der größte Theil von „Danton" geschrieben wurde, aufmerksam gemacht sein, um für manches Subjektive in dem Drama eine Erklärung zu finden. Büchner schrieb später darüber an Gutzkow: „Für Danton sind die Darmstädtischen Polizeidiener meine Musen gewesen." Endlich entschloß er sich zur Flucht, nachdem er einige Tage vorher das Manuscript seines „Danton" an Gutzkow nach Frankfurt am Main gesandt hatte. Er wartete die Antwort Gutzkow's

nicht ab, und das von dem Verleger bezahlte Honorar kam erst in Darmstadt an, als er bereits über der Grenze war. Er nahm seinen Weg durch Würtemberg und Baden und wurde überall von den Anhängern der geheimen Gesellschaften weitergefördert. Sein erster Brief aus Weißenburg, über der französischen Grenze, vom 9. März 1835, befindet sich unter den abgedruckten Briefauszügen.

Ueber das Schicksal seines Manuscripts in Frankfurt und über das dadurch rasch entstandene Verhältniß zu dem berühmten Kritiker Gutzkow lassen wir am Besten den Letzteren selbst reden. Gutzkow hat zuerst in der Zeitschrift „Telegraph" und später in seinen gesammelten Schriften unter dem Abschnitt „Oeffentliche Charaktere" eine Biographie und Charakteristik Georg Büchner's geliefert, der wir die bezügliche Stelle entlehnen:

„In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unsrer neueren schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sah. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript mit einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

„Mein Herr!

„„Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber

zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verbindern, seinen Leib zum Rothanker zu machen, um ihn von dem Wracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dieß erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

„...Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dieß, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakspeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

„...Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

„„Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner.""

„Dieser Brief reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: Danton's Tod. Man sah es der Production an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. . . . Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. . . . . Aber diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen, scharfen Umrissen schnell, im Fluge, an die Wand zu schreiben. — Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch jenem nicht, nur bloß Gesinnungen und Ueberschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden, krystallhellen und munteren Worte. Danton's Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme des Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon erregte Bewunderung vor dem Talente des jugendlichen Verfassers.

„Kaum hatte G. Büchner einen Bescheid, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief

folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in die politischen Wirnisse verwickelt . . . . .; ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beschuldigung verfolgten, weiß ich nicht... Vielleicht hatten ihn nur seine Straßburger Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergriff Büchner die Parthie der Flucht gern. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg verlobt; das Exil, für Andere eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er gestand mir ein, daß er die Theilnahme seiner Eltern durch seine tollkühnen Streiche auf eine harte Probe stelle, und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dieß brannte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Dantons, daher das Pistol und die unschuldige Phrase: la bourse ou la vie!

„Mehrere der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchner's sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Dantons. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. . . . . Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unseren Sitten und unseren Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigen-

thümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft oder krumm gebogen werden. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen." —

So erschien denn „Danton's Tod," während sein Verfasser als Flüchtling in der Fremde lebte, im Sommer 1835 bei Sauerländer in Frankfurt im Druck, und wurde durch Gutzkow mit einer der glänzendsten Kritiken in die literarische Welt eingeführt. Diese Kritik, welche in dem Literaturblatte des „Phönix" vom 11. Juli 1835 abgedruckt ist, beginnt mit den Worten: „Die Kritik ist immer verlegen, wenn sie an die Werke des Genies herantritt; sie kann hier nicht mehr sein, als der Kammerdiener, der die Thüre des Salons öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft; das Uebrige wird das Genie selbst vollbringen" — und schließt: „Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat." — Die kritische Welt kam in Bewegung. Während das „Junge Deutschland" unter seiner literarischen Zünftherrschaft (Wienbarg, Gutzkow, Heine, Laube, Mundt), das damals noch in dem süßen Wahne lebte, mit der Macht der Idee die Macht der Bajonnette und des Geldes bekämpfen zu können, und das noch nicht die traurige Erfahrung des Verbotenwerdens gemacht hatte, — während das junge Deutschland in Büchner einen starken Mitkämpfer erblickte und seinen Beifall nicht sparte, konnte es natürlich von reactionär-pietistischer Seite nicht an der Bekämpfung

eines Autors fehlen, der die Principien der Revolution und der Aufgeisterei so offen und mit so seltenem Talent entwickelt hatte, und zwar gerade aus derjenigen Periode der französischen Umwälzung, welche man bisher nur verstehlen und alsdann nicht ohne die lebhaftesten Aeußerungen eines frommen Abscheues zu nennen gewohnt war. Büchner selbst blieb diesem Treiben ziemlich fremd; nur versprengte Nachrichten über das Schicksal seines Erstlings kamen zu ihm über den Rhein; dagegen blieb er von jetzt an in fortwährender brieflicher Verbindung mit Gutzkow. In den abgedruckten Briefen aus Straßburg vom 5. März und vom 28. Juli 1835 gibt er einen zur Beurtheilung wesentlichen Commentar zu „Danton" und eine Selbstrecension desselben. —

Der großen geistigen Aufregung folgte in Straßburg Abspannung, aber auch eine wohlthätige Ruhe und Erholung in der Nähe der Geliebten. Büchner fühlte sich sicher vor den gefürchteten Leiden eines langwierigen Nerkers, und eine heitere Stimmung spricht aus seinen Briefen, die nur durch die Sorge um seine Zukunft und den Schmerz über die Leiden seiner politischen Freunde in Deutschland getrübt wird. Dem politischen Treiben, das um jene Zeit durch den in Lausanne in der Schweiz zwischen den Abgesandten des „Jungen Europa" und denen der französischen Republikaner geschlossenen Verbrüderungsvertrag (10. April 1835) neue Nahrung erhielt, blieb er von jetzt an fern. Gutzkow schreibt darüber: „Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene

zunimmt, deſto mehr ſchwindet ihm eine Ausſicht auf dieſe. Er ſchrieb mir unter anderm: „...Die ganze Revolution hat ſich ſchon in Liberale und Abſolutiſten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klaſſe aufgefreſſen werden; das Verhältniß zwiſchen Armen und Reichen iſt das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moſes, der uns die ſieben egyptiſchen Plagen auf den Hals ſchickte, könnte ein Meſſias werden. Mäſten Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den galliſchen Hahn verenden.“ “

An ſeinen Bruder ſchreibt Büchner über den nämlichen Gegenſtand: „..... Ich würde Dir das nicht ſagen, wenn ich im Entfernteſten jetzt an die Möglichkeit einer politiſchen Umwälzung glauben könnte. Ich habe mich ſeit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu thun iſt, und daß Jeder, der im Augenblicke ſich auflehnt, ſeine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres ſagen, aber ich kenne die Verhältniſſe, ich weiß, wie ſchwach, wie unbedeutend, wie zerſtückelt die liberale Partei iſt, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinſtimmendes Handeln unmöglich iſt, und daß jeder Verſuch auch nicht zum geringſten Reſultate führt.“ — An einer andern Stelle: „Eine genaue Bekanntſchaft mit dem Treiben der deutſchen Revolutionärs im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieſer Seite nicht das Geringſte zu hoffen iſt. Es herrſcht unter ihnen eine babyloniſche Verwirrung, die nie gelöſt werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!“

In Straßburg wandte ſich Büchner wieder ganz ſeinen ernſten Studien zu; beinahe auf ſich allein angewieſen, ſuchte er ſich mit Macht eine Stellung zu erringen. Sein Erfolg auf dem Felde der dramatiſchen Poeſie war weit entfernt, ihn ſeinem urſprünglichen Studienplane zu entfremden. Wenn er auch die praktiſche Medicin entſchieden aufgab, ſo ſetzte er doch die naturwiſſenſchaftlichen Studien um ſo eifriger fort. Nachrichten aus Zürich über die ſchlechte Beſetzung einiger naturwiſſenſchaftlichen Fächer ließen ihn den Gedanken faſſen, ſich für einen Lehrcurſus über vergleichende Anatomie, die in Zürich noch nicht vorgetragen worden war, vorzubereiten. Der berühmte Lauth und Düverney, Profeſſor der Zoologie, leiſteten ihm für dieſe Studien allen Vorſchub, und machten ihm den Gebrauch der Stadtbibliothek ſowohl, als einiger bedeutenden Privatbibliotheken möglich. Einige leichte literariſche Arbeiten, die ihn zwiſchendurch beſchäftigten, betrachtete er mehr als Erholung. Auf Sauerländer's Anſtehen überſetzte er in der Serie von Victor Hugo's übertragenen Werken die „Tudor" und „Borgia" mit ächt dichteriſcher Verwandtſchaft zum Original. Alfred de Müſſet zog ihn, wie Gutzkow erzählt, an, während er nicht wußte, „wie er ſich durch Victor Hugo durchnagen" ſolle. Hugo gäbe nur „aufrauchende Situationen." Alfred de Müſſet aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeſchnitzte." — In Gutzkow's Literaturblatt ſollte Büchner auf deſſen Wunſch Kritiken der neu erſcheinenden franzöſiſchen Literatur liefern. — Zugleich mit den naturwiſſenſchaftlichen Studien betrieb Büchner in Straßburg philoſophiſche, und zwar namentlich als

Grundlage „Geſchichte der Philoſophie.“ Unter den neueren Philoſophen waren es Carteſius und Spineza, mit deren Syſtemen er ſich hauptſächlich beſchäftigte und aufs Innigſte vertraut machte. Daneben fand ſein raſtloſer Eifer noch Zeit, das Engliſche zu erlernen. Er ſtudirte meiſt anhaltend von Morgens früh bis um Mitternacht. — Seine vergleichend anatomiſchen Studien führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fiſches, welches ihm die Idee gab, eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben. Er ging ſogleich an die Arbeit, und dieſelbe beſchäftigte ihn faſt ausſchließlich in dem Winter von 1835 auf 1836.

Im October 1835 erhielt Büchner durch beſondere Vergünſtigung eine franzöſiſche Sicherheitskarte, die ihn aller Chikanen überhob, welche damals gegen die Refügies in Folge auswärtiger Noten im Schwange waren. Es waren kaum acht bis zehn deutſche Flüchtlinge in Straßburg, alle mit ihren Studien beſchäftigt, und die deutſchen Regierungen träumten von Einfällen derſelben über den Rhein. Von politiſchen Leidensgenoſſen und Freunden aus Deutſchland traf Büchner in Straßburg nach und nach: Koch, Geilfuß, Dittmar, Stamm, Schütz, Walleth, Heumann, Schulz, Nievergelter, Becker, Roſenſtiel, Wiener und Andere; ſie zerſtreuten ſich immer bald wieder, einige nach Paris, andere in die Schweiz, nach Belgien und nach Amerika. — In Straßburg ſelbſt beſaß er einen kleinen, aber bedeutenden Kreis von Freunden, worunter der jetzige Profeſſor Baum, der um jene Zeit mit einer Abhandlung über die Methodiſten einen franzöſiſchen Preis von

3000 Franken gewonnen hatte, ferner die beiden Dichter Stöber (Adolph und August), Dr. Böckel, Follenius und Andere. —

Im September 1835 wurde bekanntlich als Organ des „Jungen Deutschland" die deutsche Revue durch Gutzkow und Wienbarg gegründet, und sollte mit Anfang des Jahres 1836 erscheinen. Büchner wurde zum Mitarbeiten eingeladen. Er sagte zu, wenn auch nicht zu regelmäßigen Beiträgen, und sein Name wurde unter den Mitarbeitern in der Ankündigung aufgeführt. Für diese deutsche Revue hatte Büchner seine Novelle „Lenz" bestimmt. Er hatte in Straßburg interessante und bis da unbekannte Notizen über Lenz, den unglücklichen Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, den Jugendfreund Goethe's, erhalten. Lenz, nachdem er sich längere Zeit mit Goethe zugleich in Straßburg aufgehalten, verliebte sich in die bekannte Goethe'sche Friederike und wurde zuletzt verrückt. Die Novelle ist, da die deutsche Revue noch vor ihrem Erscheinen unterdrückt wurde, leider Fragment geblieben und behandelt in dieser Form jenen Moment in Lenzen's Leben, wo derselbe, nachdem er in Weimar nicht bleiben konnte, zum zweiten Mal in das Elsaß und in einem halbwahnsinnigen Zustand zu dem durch seine pietistische Frömmigkeit bekannten Pfarrer Oberlin in Waldbach kam. Büchner hat seine Erkundigungen über diesen Aufenthalt Lenzen's an Ort und Stelle eingezogen. Das Fragment bildet das dritte Stück in der Sammlung und ist zuerst in Gutzkow's Telegraph im Jahre 1839, als der Verfasser schon zwei Jahre todt war, abgedruckt worden. Wir setzen die Bemerkung her, mit der Gutzkow damals den Abdruck begleitete:

„Dieſe Probe von Büchner's Genie wird aufs Neue beweiſen, was wir mit ſeinem Tod an ihm verloren haben. Welche Naturſchilderungen, welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinſten Nervenzuſtände eines, im Poetiſchen wenigſtens, ihm verwandten Gemüthes zu belauſchen! Da iſt Alles mitempfunden, aller Seelenſchmerz mitdurchdrungen; wir müſſen erſtaunen über eine ſolche Anatomie der Lebens- und Gemüthsſtörung. G. Büchner offenbart in dieſer Reliquie eine reproduktive Phantaſie, wie uns eine ſolche ſelbſt bei Jean Paul nicht ſo rein, durchſichtig und wahr entgegentritt."

Mit dem Verbot der deutſchen Revue war die literariſche Verbindung und Richtung, die man das „Junge Deutſchland" nannte, ſo ziemlich zu Ende, und ſeine Korypbäen verfolgten von nun an jeder ſeinen eigenen Weg. Was Büchner's Verhältniß zum Jungen Deutſchland und ſeine Meinung über daſſelbe angeht, ſo verweiſen wir auf den Brief vom 1. Januar 1836, worin er ſich entſchieden darüber ausſpricht. — Da nun Büchner die Abſicht hatte, ſchon im Frühjahre des Jahres 1836 nach Zürich als Privatdocent zu gehen, ſo beeilte er ſich mit ſeiner Abhandlung ſehr. Im März 1836 war ſie fertig, und nachdem er in der Straßburger gelehrten Geſellſchaft für Naturwiſſenſchaften mit ſehr großem Beifall drei Vorträge über den Gegenſtand gehalten hatte, beſchloß die Geſellſchaft auf Antrag der Profeſſoren Lauth und Düvernoy, die Abhandlung in ihre Annalen aufzunehmen und dieſelbe zum Druck auf ihre Koſten zuzulaſſen. Zugleich ernannte ſie Büchner zum correſpondirenden Mitglied. Die Schrift erhielt den Titel: *Sur le système nerveux du barbeau* (über das

Nervenſyſtem der Fiſche), und wurde von den ausgezeichnetſten Kennern der Naturwiſſenſchaften für eine meiſterhafte Arbeit erklärt, die zu den höchſten Erwartungen berechtige. Theils die Verzögerung des Druckes der Schrift, theils politiſche Maßregeln, die damals gegen die Flüchtlinge in der Schweiz ergriffen wurden, bewegen Büchner, ſeine Ueberſiedelung nach Zürich noch bis zum Herbſte zu verſchieben. Die ihm dadurch freigewordene Zeit benutzte er, um ſowohl ſeinen anatomiſchen Curſus bis zu Ende vorzubereiten, als auch namentlich zur Vervollſtändigung ſeiner philoſophiſchen Studien. Er präparirte, um mit zwei Fächern ausgerüſtet nach Zürich zu kommen, einen vollſtändigen Lehrcurs über „die philoſophiſchen Syſteme der Deutſchen ſeit Carteſius und Spinoza.“ In dem Nachlaſſe befindet ſich ſowohl eine mit großer Gründlichkeit geſchriebene Geſchichte und Darſtellung der Syſteme von Carteſius und Spinoza, als auch eine ganz ausgearbeitete Geſchichte der älteren griechiſchen Philoſophie. Da Büchner in demſelben Sommer auch dramatiſche Poeſien vollendete, von denen wir noch reden werden, ſo beweiſen dieſe Arbeiten einen enormen Fleiß. Seine Mutter und Schweſter, die ihn dieſen Sommer in ſeinem Exil beſuchten, fanden ihn zwar geſund, aber doch in einer großen nervöſen Aufgeregtheit und ermattet von den anhaltenden geiſtigen Anſtrengungen. Er äußerte damals oft: „Ich werde nicht alt werden.“ Dennoch ließen ſein angeborner Lebensmuth und die Ausſicht in eine ruhmreiche Zukunft ihn oft ſehr heiter ſein. Er ſchreibt um dieſe Zeit an Gutzkow:

„Lieber Freund!

„War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Curs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danten den Doktorhut aufzusetzen.

„Was war da zu machen?

„Sie sind in Frankfurt und unangefochten!

„Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als Nichts; nur einige verirrengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

„Es zeigt sich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

„Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

„Uebrigens, um aufrichtig zu ſein, Sie und Ihre Freunde ſcheinen mir nicht grade den klügſten Weg gegangen zu ſein. Die Geſellſchaft mittelſt der Idee, von der gebildeten Klaſſe aus reformiren? Unmöglich! Unſere Zeit iſt rein materiell; wären Sie je directer politiſch zu Werke gegangen, ſo wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von ſelbſt aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwiſchen der gebildeten und ungebildeten Geſellſchaft hinauskommen.

„Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, ſo viel Conceſſionen ſie auch von der Gewalt für ſich begehrt, wird nie ihr ſpitzes Verhältniß zur großen Klaſſe aufgeben wollen. Und die große Klaſſe ſelbſt? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöſer Fanatismus. Jede Partei, welche dieſe Hebel anzuſetzen verſteht, wird ſiegen. Unſere Zeit braucht Eiſen und Brod — und dann ein Kreuz oder ſonſt ſo was. Ich glaube, man muß in ſocialen Dingen von einem abſoluten Rechtsgrundſatz ausgehen, die Bildung eines neuen geiſtigen Lebens im Volke ſuchen, und die abgelebte moderne Geſellſchaft zum Teufel gehen laſſen. Zu was ſoll ein Ding, wie dieſe, zwiſchen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben deſſelben beſteht nur in Verſuchen, ſich die entſetzlichſte Langeweile zu vertreiben. Sie mag ausſterben, das iſt das einzig Neue, was ſie noch erleben kann.

„Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen ſind ſchön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der

Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil ſie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch iſt mir das Büchlein lieb; ſollten Sie nichts Günſtiges darüber zu ſagen wiſſen, ſo bitte ich Sie, lieber zu ſchweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogeſen ſind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergſpitze und jedes Thal, und die alten Sagen ſind ſo originell und heimlich, und die beiden Stöber ſind alte Freunde, mit denen ich zum erſten Mal das Gebirg durchſtrich. Adolph hat unſtreitig Talent, auch wird Ihnen ſein Name durch den Muſenalmanach bekannt ſein. Auguſt ſteht ihm nach, doch iſt er gewandt in der Sprache.

„Die Sache iſt nicht ohne Bedeutung für das Elſaß, ſie iſt einer von den ſeltenen Verſuchen, die noch manche Elſäſſer machen, um die deutſche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren, und wenigſtens das geiſtige Band zwiſchen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu laſſen. Es wäre traurig, wenn das Münſter einmal ganz auf fremdem Boden ſtände. Die Abſicht, welche zum Theil das Büchlein erſtehen ließ, würde ſehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutſchland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen beſonders.

„Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philoſophie; ich lerne die Armſeligkeit des menſchlichen Geiſtes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man ſich nur einbilden könnte, die Löcher in unſeren Hoſen ſeien Palaſtfenſter, ſo könnte man ſchon wie ein König leben! ſo aber friert man erbärmlich.“ —

Das Luſtſpiel „Leonce und Lena,“ das zweite Stück der Sammlung, iſt in demſelben Sommer entſtanden und zum erſten Mal hier vollſtändig abgedruckt. Die Cotta'ſche Buchhandlung hatte bis zum 1. Juli 1836 einen Preis auf das beſte Luſtſpiel ausgeſetzt, und Büchner wollte mit ſeiner Arbeit concurriren. Seine Trägheit im Abſchreiben des Concepts ließ ihn leider die Zeit verſäumen; er ſchickte das Manuſcript zwei Tage zu ſpät, und erhielt es unerö̈ffnet zurück. Außerdem muß er in derſelben Zeit noch ein zweites Drama vollendet haben, das nicht mehr vorhanden iſt; wenigſtens ſchreibt er im September 1836, nachdem er von zwei fertigen Dramen ſchon in früheren Briefen geſprochen: „Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchem unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erſte Mal. Das ſind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer beſtimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit ſeinem Kleid.“

Unterdeſſen war die Abhandlung über das Nervenſyſtem der Fiſche nach Zürich geſchickt, und auf Grund derſelben das Doctordiplom der philoſophiſchen Fakultät ſogleich an Büchner ausgefertigt worden. Zugleich wurde er eingeladen, eine Probevorleſung in Zürich zu halten, um, wenn dieſe gefiele, das Recht des Docirens zu erhalten.

Am 18. October 1836 reiſte Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrcurſe, einen über vergleichende Anatomie, den anderen über Philoſophie. Dem letzteren gab ſeine eigne Neigung den Vorzug; doch da Profeſſor Vehrli bereits philoſophiſche Vorleſungen angekündigt hatte, ſo fragte er, um

Collisionen zu vermeiden, diesen Plan für das folgende Sommersemester auf und entschloß sich zur vergleichenden Anatomie. Büchner's Probevorlesung, aus deren Eingang wir einen kurzen Abriß in der Sammlung gegeben haben, wurde vor einem sehr zahlreichen Publikum gehalten und erntete den allgemeinsten Beifall. Der berühmte Oken, Professor in Zürich, war entzückt davon, und sowohl er, als Arnold, Professor der Anatomie, wurden sehr für Büchner eingenommen, nachdem sie bereits früher das günstigste Urtheil über die Abhandlung gefällt hatten. Arnold stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung; und Oken, nachdem der Züricher Erziehungsrath Büchner zum Privatdocenten ernannt hatte, empfahl die Vorlesungen desselben vom Katheder herab und schickte seinen eigenen Sohn in dieselben. Dadurch wurde Büchner mit Oken und dessen Familie bald sehr befreundet, und lernte in seinem Haus im Verlaufe des Winters mehrere der bedeutendsten Männer jener Zeit kennen. Schönlein, der damals noch in Zürich docirte, erkundigte sich bald nach Büchner, lud denselben ein, und stellte ihm seine werthvollen Präparate zur Verfügung. Ueberhaupt wurde der junge Gelehrte von allen Seiten auf das Zuvorkommendste aufgenommen, und man hatte sogar im Züricher Erziehungsrathe die Absicht, sehr bald für ihn eine Professur der vergleichenden Anatomie zu creiren. Seine Vorlesung beschäftigte ihn vollauf, da es damals in Zürich beinahe völlig an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, und er dieselben fast alle selbst anfertigen mußte. Er schreibt an seinen Bruder: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern.“ — Von früheren poli-

tiſchen Leidensgenoſſen fand er in Zürich außer Schulz: Trapp, Weitfuß und Braubach. Mit Dr. Wilhelm Schulz und deſſen Frau, die ihn mit der aufopferndſten Sorgfalt auf ſeinem Krankenlager gepflegt hat, war er namentlich aufs Innigſte befreundet; ebenſo mit Profeſſor Sell und dem damaligen Tagſatzungsgeſandten Dr. Zehnder, bei dem er wohnte.

Die Briefe aus der Zeit des Züricher Aufenthaltes ſind meiſt heiter und voll Zufriedenheit. Häufig fragt er in denſelben nach den Darmſtädter Gefangenen (Minnigerode, Büchler, Gladbach und Andere), deren Unterſuchungen damals mit beſonderer Strenge geführt wurden, und immer wirft die Erinnerung an ſeine unglücklichen Freunde, die leiden müſſen, während er frei iſt, einen düſtern Schatten in ſeine ſonſt fröhliche Stimmung.

Was Büchner's literariſch-produktive Thätigkeit in Zürich angeht, ſo iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, ob hier etwas Neues entſtanden oder nur früher Angefangenes weiter geführt worden iſt. Kurz vor Beginn der tödtlichen Krankheit ſchrieb er an ſeine Braut, er würde „in längſtens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei anderen Dramen erſcheinen laſſen.“ Dieſe Briefſtelle iſt räthſelhaft, wie die früher ſchon angeführte. In dem Nachlaſſe fand ſich außer Leonce und Lena und einem ziemlich weit gediehenen Fragment eines bürgerlichen Trauerſpiels ohne Titel, Nichts von dramatiſchen Sachen vor. Das dritte Drama, deſſen Büchner Erwähnung thut, kann nur daſſelbe ſein, das ſchon in dem angeführten Straßburger Briefe vorkommt, und von dem keine Spur aufgefunden werden konnte. Es handelte, wie aus mündlichen Mittheilungen des Dichters an ſeine Braut hervorzugehen ſcheint, von

dem Florentiner Pietro Aretino. — Es iſt bemerkenswerth, daß Büchner während der Fieberdelirien ſeiner Krankheit ſich vergebens anſtrengte, von etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen ſchien. Der Tod ſchloß ſeine Zunge.*) Als man unter ſeinen Papieren das Drama nicht fand, vermuthete man, daß jene Anſtrengung zu reden ſich auf daſſelbe bezogen haben möchte, und ließ das Zimmer nochmals genau durchſuchen, ohne etwas zu finden. — Was das erwähnte Trauerſpielfragment anlangt, ſo iſt daſſelbe zum größten Theile mit blaſſer Tinte geſchrieben und durchaus unleſerlich; die einzelnen Scenen, die entziffert werden konnten, ſind durch das Ausfallende ſo wenig unter einander in Zuſammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgetheilt werden konnte.

Mit Anfang des Jahres 1837 ſcheint Büchner's Stimmung trüber geworden zu ſein, wohl nur durch das Unangenehme der längeren Trennung von ſeiner Braut, da mit ſeinen ſonſtigen Angelegenheiten Alles nach Wunſch ging. Aus den in den letzten Wochen vor ſeinem Tod an ſeine Braut geſchriebenen Briefen heben wir die folgenden Stellen aus:

Vom 13. Januar 1837: „Mein lieb Kind! . . . . . Ich zähle die Wochen bis zu Oſtern an den Fingern. Es wird immer öder. So im Anfange ging's: neue Umgebungen, Menſchen, Verhältniſſe, Beſchäftigungen — aber jetzt, da ich an Alles gewöhnt bin, Alles mit Regelmäßigkeit vor ſich geht,

*) Auf dieſen Moment beziehen ſich einige, ſonſt unverſtändliche, Verſe in Herwegh's Gedicht an Büchner.

man vergißt ſich nicht mehr. Das Beſte iſt, meine Phantaſie iſt thätig, und die mechaniſche Beſchäftigung des Präparirens läßt ihr Raum. Ich ſehe dich immer ſo halb durch zwiſchen Fiſchſchwänzen, Froſchzehen ꝛc. Iſt das nicht rührender, als die Geſchichte von Abälard, wie ſich ihm Heloiſe immer zwiſchen die Lippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag poetiſcher, alle meine Gedanken ſchwimmen in Spiritus. Gott ſei Dank, ich träume wieder viel Nachts, mein Schlaf iſt nicht mehr ſo ſchwer."

Vom 20. Januar: „Ich habe mich verkältet und im Bett gelegen. Aber jetzt iſt's beſſer. Wenn man ſo ein wenig unwohl iſt, hat man ein ſo großes Gelüſten nach Faulheit; aber das Mühlrad dreht ſich als fort ohne Raſt und Ruh. . . . Heute und geſtern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und leſe nicht; morgen geht's wieder im alten Trab, du glaubſt nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gehe faſt ſo richtig, wie eine Schwarzwälder Uhr. Doch iſt's gut: auf all das aufgeregte, geiſtige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetiſchen Produkte. Der arme Shakſpeare war Schreiber den Tag über und mußte Nachts dichten, und ich, der ich nicht werth bin, ihm die Schuhriemen zu löſen, hab's weit beſſer. — . . . . . Lernſt Du bis Oſtern die Volkslieder ſingen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk ſingt nicht, und Du weißt, wie ich die Frauenzimmer lieb habe, die in einer Soiree oder einem Concerte einige Töne todtſchreien oder winſeln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelt, du ſingſt die Lieder? Ich

bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie ſumme. . . . . Jeden Abend ſitz' ich eine oder zwei Stunden im Caſino; Du kennſt meine Vorliebe für ſchöne Säle, Lichter und Menſchen um mich." . . . .

Vom 27. Januar: „Mein lieb Kind, Du biſt voll zärtlicher Beſorgniß und willſt krank werden vor Angſt; ich glaube gar, Du ſtirbſt — aber ich habe keine Luſt zum Sterben und bin geſund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich geſund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm geweſen, und ich hätte mich mit dem größten Behagen in's Bett gelegt, vierzehn Tage lang, rue St. Guillaume Nro. 66, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzwergen Zimmer, mit grüner Tapete! Hätt' ich dort umſonſt geklingelt? Es iſt mir heut einigermaßen innerlich wohl, ich zehre noch von geſtern, die Sonne war groß und warm im reinſten Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöſcht und einen edlen Menſchen an die Bruſt gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der ausſieht, wie ein betrunkenes Kaninchen, und mir in ſeinem prächtigen Hauſe vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermiethet hat. (Edler Menſch! Das Haus ſteht nicht weit vom See, vor meinen Fenſtern die Waſſerfläche und von allen Seiten die Alpen, wie ſonnenglänzendes Gewölk. — Du kommſt bald? mit dem Jugendmuth iſt's fort, ich bekomme ſonſt graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückſeligkeit ſtärken und Deiner göttlichen Unbefangenheit und Deinem lieben Leichtſinn und all Deinen böſen Eigenſchaften, böſes Mädchen. Adio piccolo mia!" —

Die neue Wohnung am See bei dem kleinen Wirth ſollte

Büchner nicht mehr beziehen. Am 2. Februar klagte er das erste Unwohlsein, das sich rasch zu einer heftigen Krankheit ausbildete. Dr. Zehnder und Schönlein leiteten die ärztliche Behandlung. Seine Freunde Wilhelm Braubach und Schmid, sowie die Frau von Schulz, pflegten ihn mit aufopfernder Sorgfalt und mit der Liebe, die er bei allen ihm näher Stehenden für sich erweckt hatte. Schulz selbst erzählt die letzten Lebensaugenblicke des Dichters in seinem damals in der Züricher Zeitung erschienenen Nekrolog folgendermaßen:

„Keiner von Büchner's Freunden hatte diesen Tag noch vor wenigen Wochen nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war er während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Aeußeres schien mit seinem Innern in Harmonie zu stehen, und die breit gewölbte Stirne schien noch lange seinem umfassenden Geiste eine sichre Stätte zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines nahen Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem hinterlassenen Tagebuche den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabend und schließt mit den Worten: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!"

„Am 2. Februar mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenige Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Aerzte und der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltbare Fortschritte, und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus. Am zwölften Tage fingen die Delirien an. Der Gegenstand seiner Phantasieen waren seine Braut, seine Eltern und Geschwister, deren er mit der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner poli-

tiſchen Jugendgenoſſen, die ſeit Jahren in den Kerkern ſeiner Heimat ſchmachten. Wie vor ſeiner Krankheit, ſo ſprach er auch jetzt in bittern aber wahren Worten, die in dem Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unſerer Tage ſich aus, über die verwerfliche Behandlung der politiſchen Schlachtopfer, die nach geſetzlichen Formen und mit dem Anſcheine der Milde in Jahre langer Unterſuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geiſt zum Wahnſinne getrieben und ihr Körper zu Tode gequält iſt. „In jener franzöſiſchen Revolution," ſo rief er aus, „die wegen ihrer Grauſamkeit ſo verrufen iſt, war man milder als jetzt. Man ſchlug ſeinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ ſie nicht Jahre lang hinſchmachten und hinſterben." Später jedoch, als ihm der Tod näher gerückt war, ſchien er ſich bereits von allen irdiſchen Banden losgeriſſen zu haben, und mit gehobner Sprache, deren Worte die erhabenſten Stellen der Bibel ins Gedächtniß riefen, ergoß ſich ſeine Seele in religiöſe Phantaſien.

„Auf die erſte Nachricht von ſeiner Krankheit eilte ſeine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in ſeine Träume hinein, und ſeine ſichtbar freudige Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei denen, die ihm nahe ſtanden. Aber es war nur ein kurzes Aufflackern des verglimmenden Lebens! Von Landsleuten und Freunden umgeben, ſtarb er am 19. Februar, Nachmittags gegen 4 Uhr, und ſeine treue Braut ſchloß ihm das gebrochene Auge. Sein Verſcheiden war ſchmerzlos und ſanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!" —

Herwegh ſingt von ihm in einem größeren Gedichte, das zu ſeinen ſchönſten gezählt werden muß:

„— Es bricht die müde Brust in Staub!
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze;
Auf's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben,
Und seine Träume müssen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab." —

Büchner's Krankheit und Tod erregten die lebhafteste Theilnahme an dem Orte, wo er erst seit wenigen Monaten gelebt hatte. Die ausgezeichnetsten Bewohner der Stadt, die beiden Bürgermeister an der Spitze, folgten seiner Bahre. — Große Hoffnungen und das Lebensglück eines edlen Mädchens wurden mit ihm zu Grabe getragen. „Mein Leben," schrieb damals seine Braut, „gleicht einem schwülen Sommertage! Morgens heitere angenehme Luft — in etlichen Stunden Sturm und Gewitter, zerknickte Blumen, zerschlagene Pflanzen. Meine Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft zu Grabe getragen, Alles, Alles verloren — —"

Am 15. Februar 1837 wurde Ludwig Börne zu Paris, am 21. Februar Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Zwei Tage später, am 23. Februar, erlitt sein unglücklicher Glaubensgenosse, Pfarrer Weidig, in den Darmstädter Kerkern seinen schauervollen und immer noch in die Geheimnisse eines fürchterlichen Augenblickes begrabenen Tod. Keiner von den Dreien sollte die Wonne haben, die Zeit zu sehen, an deren Herbeiführung sie die Kräfte ihres Lebens gesetzt hatten; aber

auch der Schmerz wurde ihnen erspart, die Wiedervernichtung alles dessen zu erleben, was diese Zeit als Groß und Wahr für ewig errungen zu haben glaubte! —

Büchner zählte 23½ Jahr, als ihn der Tod ereilte, und das, was dieser kräftige Geist in so jungen Jahren bereits geleistet hatte, mag zeigen, was er geleistet haben würde, wenn ein bitteres Geschick milder gegen ihn gewesen wäre. Büchner war groß, schlank, von schönen und einnehmenden Gesichtszügen; das lodernde Feuer seines Geistes wurde gedämpft durch eine gewisse Milde und Sanftmuth seines Wesens, die oft selbst zum Melancholischen hinneigte. Wer ihn nach „Danton" und seinem politischen Auftreten beurtheilt und ihn für einen wilden, das Maaß überschreitenden Charakter hält, irrt sich sehr. Die innige Harmonie seiner Seelenkräfte ließ keine derselben auf Kosten der anderen sich verdrängen, und ein tiefes, weiches Gemüth spricht sich fast in jeder Zeile seiner Briefe aus. „Er hatte die Rede und den Gedanken," sagt Gutzkow, „stets in gleicher Gewalt, und wußte mit einer, an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren." — Sein inniges, fast schwärmerisches Zusammenleben mit der Natur, deren Geheimnisse zu ergründen sein Studium war, und die er mit dem doppelten Auge des Dichters und Forschers betrachtete, spricht nicht minder für die Weichheit seiner Seele. Tagelang streifte er in den schönen Gebirgen des Elsaß umher, gleich seinem „Lenz," und schien gleich ihm mit seiner Umgebung zu verwachsen, sich in sie aufzulösen.

„Du haſt ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefſte Seele ſah."

ſingt Herwegh. In Lenzen's Leben und Sein fühlte er verwandte Seelenzuſtände, und das Fragment iſt halb und halb des Dichters eigenes Porträt. Sonderbar und auffallend iſt dabei die ſchwermüthige und zerriſſene Gemüthsſtimmung, in die er ſich mit einer gewiſſen Luſt am Wehe hineinzuwühlen ſchien; immer ſpielt ſeine Phantaſie, wie auch ſchon früher in „Danton," am Liebſten mit Tod und Verweſung, mit der raſchen Vergänglichkeit des Irdiſchen.

Dieſe gemüthliche und tiefſinnige Seite ſeines Charakters, verbunden mit ſeinem Haſſe gegen die ſogenannte idealiſtiſche Richtung in der Literatur, hatte in ihm eine große Vorliebe für Volkslieder, namentlich mehr ſchmerzlichen Inhalts, erzeugt; er ſammelte ſie, wo er konnte, und das Trauerſpiel-Fragment, deſſen wir Erwähnung thaten, enthält deren faſt auf jeder Seite. Lenzen läßt er darüber ausführlich reden. Dieſelbe Stelle im „Lenz" gibt zugleich eine Darlegung ſeiner Anſichten über die Grundregeln der Aeſthetik und deren Beziehungen zur Wirklichkeit und zum Leben; ſeine darin ausgeſprochene Hinneigung zum Natürlichen, ſeine Meinung, daß die Kunſt nur der Geſchichte und der Natur dienen, ſie aber nicht meiſtern ſolle, ſein Haß gegen den Idealismus ſind die Urſache und Erklärung für Manches in ſeinen literariſchen Erzeugniſſen, was ſich vielleicht weiter als zuläſſig von dem idealen Standpunkte der Kunſt entfernt. Seine Anſichten waren die richtigen; nur trieb ihn die Verkehrtheit und Fadheit der extrem-idealiſtiſchen Richtung manchmal etwas zu ſehr auf die entgegengeſetzte Seite.

In der Gesellschaft war Büchner munter, nie zurückstoßend, nur scharf und eine übermüthige Satyre entwickelnd, wo gemeine Gesinnung oder hohlköpfige Anmaßung an ihn herantraten. Sein treffender Witz, seine launigen Einfälle, die, wenn er in guter Stimmung war, in sprudelnder Fülle einander drängten, belebten die Unterhaltung, und machten ihn zum angenehmen Gesellschafter.

Was seinen politischen Charakter anlangt, so war Büchner noch mehr Socialist, als Republikaner; sein tiefes Mitgefühl für die Leiden des Volkes und sein richtiger Scharfblick hatten ihn damals schon erkennen lassen, daß es sich bei den Stürmen der Zukunft nicht um eine Reform der Gesetze, sondern um eine solche der Gesellschaft handle. Während er die moralische Verderbtheit der höheren Klassen völlig durchblickte, erkannte er zugleich vorurtheilslos die Schwäche der geheimen revolutionären Kräfte, und beurtheilte damals schon völlig richtig die Unfähigkeit und den lächerlichen Doctrinärismus derjenigen Partei, die sich die „liberale" schelten ließ; seine Streitigkeiten mit Weidig, seine Briefe sind Belege dafür. Seine Schrift: „der Landbote," ist, wie sein Mitschuldiger im Verhör richtig bemerkte, mehr eine Predigt für die Armen und gegen die Reichen, als eine politische Flugschrift. In „Danton" läßt er den Proletarier ausrufen; „Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln; aber wir werden uns losschneiden!" — Büchner würde niemals, hätte er das Jahr 1848 erlebt, auf Seite derjenigen gestanden haben, die durch lächerlichen Eigendünkel und kindische Furcht die Freiheit verrathen haben, die man in ihren Händen für gesichert hielt.

Die Philoſophie betrieb Büchner nicht wie ein Gelehrter, ſondern wie Einer, der von dem Baume der Wiſſenſchaft die Früchte des Lebens pflücken will. „Büchner würde," ſagt Gutzkow, „wie Schiller, ſeine Dichterkraft durch die Philoſophie geregelt und in der Philoſophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelſten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle dieſe Hoffnungen knickte der Sturm. Zu dem Trotze, der aus dieſem Charakter ſprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der ſich über dieſe gährende Kampfes- und Lebensluſt zog, war die Senſe des Schnitters, von welcher ſo frühe gemäht zu werden, uns ſchmerzlich und faſt mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schickſals anklagen läßt."

Als Büchner geſtorben war, verſprach Gutzkow in öffentlichen Ankündigungen die Herausgabe ſeines Nachlaſſes, und ließ eine Bitte an Büchner's Freunde zur Abgabe von Notizen über Leben und Charakter deſſelben ergehen, die aber nicht von allen Seiten genügend beantwortet wurde. Eigenthümliche Verhältniſſe, die hier nicht erörtert werden können, und die bedeutenden Schwierigkeiten, welche die damals beſtehende Cenſur der Herausgabe in den Weg zu legen ſchien, machten, daß das Unternehmen liegen blieb. Heute, wo die Zeit ſo Vieles aus dem Wege geräumt und einen verſöhnenden Schleier über Anderes geworfen hat, hielten wir es für unſere Pflicht, ſowohl gegen das Publikum, als gegen die Manen des Verſtorbenen, dieſe Lücke auszufüllen. Das Drama „Danton" wurde nach dem Manuſcript vervollſtändigt und corrigirt. In

den Briefauszügen wurde beinahe nur das gegeben, was zur Kenntniß der politischen Bewegungen jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien. Die Briefe an seine Braut, die mehr künstlerischen und poetischen Werth besitzen, konnten leider nur zum kleinsten Theile benutzt werden. Die wenigen gegebenen Auszüge rühren aus der Zeit des ersten Aufenthaltes in Gießen her, und die ihnen eigne unmotivirte Färbung der Trauer und inneren Zerfahrenheit muß aus den damaligen Lebensverhältnissen des Dichters erklärt werden. Eine heftige Krankheit ließ ihn die erste Trennung von seiner Braut herrlich schmerzlich empfinden, und es war dieselbe Zeit, in der er sich, getrieben von innerer Rastlosigkeit, mit Macht in die revolutionären Umtriebe stürzte. — Von dem „Landboten" konnten wir nur den kleinsten Theil wiedergeben; Vieles darin bezog sich auf ehemalige specielle Landesverhältnisse, Anderes würde noch heutzutage Staatsverbrechen involviren. Die gegebenen Stellen mögen zur Beurtheilung des Ganzen hinreichen, dessen Hauptwerth ein historischer ist. —

Mögen die Urtheile und Angaben, welche oft in richtiger, manchmal in schiefer Weise, seit Büchner's Tod über denselben durch die biographische und ästhetische Literatur gegangen sind, nach dem vorliegenden Buche und im Lichte einer Zeit, die vieles Neue erlebt und gelernt hat, berichtigt werden!

Danton's Tod.

Ein Drama.

Perſonen.

Georg Danton,	Deputirte.
Legendre,	
Camille Desmoulins,	
Hérault-Séchelles,	
Lacroix,	
Philippeau,	
Fabre d'Eglantine,	
Mercier,	
Thomas Payne,	
Robespierre,	Mitglieder des Wohlfahrts-Ausſchuſſes.
St. Juſt,	
Barrère,	
Collot d'Herbois,	
Billaud Varennes,	

Chaumette, Procurator des Gemeinderaths.

Dillon, ein General.

Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger.

Herrmann,	Präſidenten des Revolutions-Tribunals.
Dumas,	

Paris, ein Freund Danton's.
Simon, Sousteur.
Lafiette.
Julie, Danton's Gattin.
Lucile, Gattin des Camille Desmoulins.
Rosalie, Adelaide, Marien, } Grisetten.
Männer und Weiber aus dem Volke, Grisetten, Deputir
Henker u. s. w.

Erſter Act.

Hérault Séchelles, einige Damen (am Spieltiſche), Danton, Julie, ſeine Gattin (etwas weiter weg. Danton auf einem Schemel zu den Füßen Julien's).

Danton. Sieh die hübſche Dame, wie artig ſie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, ſie verſteht's; man ſagt, ſie halte ihrem Manne immer das Coeur und anderen Leuten das Carreau hin. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubſt du an mich?

Danton. Was weiß ich! Wir wiſſen wenig von einander. Wir ſind Dickhäuter, wir ſtrecken die Hände nach einander aus, aber es iſt vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir ſind ſehr einſam.

Julie. Du kennſt mich, Danton.

Danton. Ja, was man ſo kennen heißt. Du haſt dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und ſagſt immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns

die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Hérault). Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Hérault. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Hérault. Seh'n Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Physiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend). Oh!

Danton. Die Leute sagen, im Grabe sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooße schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren!

Hérault. Das war ein verliebtes Abenteuer, es kostet Geld, wie alle anderen.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

Hérault. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade die würden am leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen. Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wehen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen

fallen so seltsam durcheinander, und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault. Philippeau, welch trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rothe Mütze gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz dabei bekommen und nichts sehen können?

Camille. Du paradirst den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finster und niedergeschlagen fand: „Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfelde verloren, bist du im Wettlauf oder im Schwerdtkampfe besiegt worden? Hat ein Anderer besser gesungen oder besser die Cither geschlagen?“ Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinenromantik dagegen!

Philippeau. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthume, man hat die Hebertisten nur aufs Schaffot geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfuhren, vielleicht auch weil die Decemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Hérault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just sähe es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Heergott erfände.

Philippeau. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein, wie neugeborne Kinder, die Guillotine zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßenen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Hérault. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. — Die Revolution muß aufhören, und die Republik muß anfangen. — In unseren Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seinen Naturtrieb durchsetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzudringen und ihm ein Gesetz daraus zu machen. — Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin ausdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht, zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden. — Wir werden den

Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebſten Sünderin Frankreich den Nonnenſchleier werfen wollen, auf die Finger ſchlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympiſche Spiele und melodiſche Lyren; ach, die gliederlöſende, böſe Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, ſich in die Ecke zu ſetzen und Rüben zu kochen, aber ſie ſollen uns keine Gladiatorenſpiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und Venus müſſen ſtatt der Heiligen Marat und Chalier die Thürſteher der Republik werden. — Danton! du wirſt den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirſt, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, ſagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden ſechzig Minuten verfloſſen ſein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was ſoll das hier? das verſteht ſich von ſelbſt.

Danton. O, es verſteht ſich Alles von ſelbſt. Wer ſoll denn aber alle die ſchönen Dinge ins Werk ſetzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und" dazwiſchen iſt ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke iſt lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zuſammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter ſtehen und ſeine Töchter an ſie verheirathen, aber das iſt Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum haſt du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte

dergleichen gespreizte Katone nie ansehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (Er erhebt sich.)

Julie. Du gehst?

Danton (zu Julie). Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kömmt?

Hérault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

Eine Gasse.

Soufleur Simon. Sein Weib.

Simon (schlägt das Weib). Du Kuppelpelz, du runzliche Sublimatpille, du wurmstichiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen:)

Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerschellen will ich dieß Gerippe! Du Vestalin!

Weib. Ich eine Vestalin? Das will ich sehen, ich?

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand,
Nackt in die Sonne schleudr' ich dann dein Aas,
In jeder Runzel deines Leibes nistet Unzucht.

(Sie werden getrennt.)

Erſter Bürger. Was giebt's?

Simon. Wo iſt die Jungfrau? Sprich! Nein, ſo kann ich nicht ſagen. Das Mädchen! nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch Ein Name; o, der erſtickt mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das iſt gut, ſonſt würde der Name nach Wein riechen.

Simon. Alter Virginius, verhülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande ſitzt darauf, und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Meſſer, Römer! (Er ſinkt um.)

Weib. Ach, er iſt ſonſt ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Wein ſtellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erſt geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte ſelbſt wieder fällt.

Simon. Du biſt die Vampyrzunge, die mein wärmſtes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das iſt ſo die Zeit, worin er immer gerührt wird; es wird ſich ſchon geben.

Erſter Bürger. Was gibt's denn?

Weib. Seht ihr: ich ſaß da ſo auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich; — ſeht ihr, denn wir haben kein Holz, ſeht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Naſe.

Weib. Und meine Tochter war da hinunter gegangen um die Ecke, — ſie iſt ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon. Ha, ſie bekennt.

Weib. Du Judas, hätteſt du ein Paar Hoſen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht gegen ſie — artig wären? Du Weinfaß, willſt du verdurſten, wenn das Brünnlein zu laufen aufhört? He! — Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat geſchafft, wie ſie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann ſie für ihre Mutter nicht auch ſchaffen, he? Und thut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

Simon. Ha, Lucretia! ein Meſſer; gebt mir ein Meſſer, Römer! Ha, Appius Claudius!

Erſter Bürger. Ja, ein Meſſer, aber nicht für das arme Kind! Was that es? Nichts! Ihr Hunger bettelt. Ein Meſſer für die Leute, die das Fleiſch unſerer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, ſo mit den Töchtern des Volkes buhlen! Ihr habt Kollern im Leib, und ſie haben Magendrücken, ihr habt Löcher in den Jacken, und ſie haben warme Röcke, ihr habt Schwielen in den Fäuſten, und ſie haben Sammthände. Ergo ihr arbeitet und ſie thun nichts, ergo ihr habt's erworben und ſie haben's geſtohlen, ergo: wenn ihr von eurem geſtohlnen Eigenthum ein Paar Heller wieder haben wollt, müßt ihr buhlen und betteln, ergo: ſie ſind Spitzbuben, und man muß ſie todtſchlagen.

Dritter Bürger. Sie haben kein Blut in den Adern, als das ſie uns ausgeſogen haben. Sie haben uns geſagt: ſchlagt die Ariſtokraten todt, das ſind Wölfe! Wir haben die Ariſtokraten an die Laterne gehenkt. Sie haben geſagt: das Veto frißt euer Brod! wir haben das Veto todtgeſchlagen.

Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotinirt. Aber sie haben die Todten ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen damit schmelzen. Fort! Todtgeschlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Erster Bürger. Todtgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!

Zweiter Bürger. Todtgeschlagen, wer auswärts geht!

Alle schreien: Todtgeschlagen, todtgeschlagen!

(Einige schleppen einen jungen Menschen herbei.)

Einige Stimmen. Er hat ein Schnupftuch! ein Aristokrat! an die Laterne! an die Laterne!

Zweiter Bürger. Was? er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne!

(Eine Laterne wird heruntergelassen.)

Junger Mensch. Ach, meine Herren!

Zweiter Bürger. Es gibt hier keine Herren! An die Laterne!

Einige singen:

Die da liegen in der Erden,
Von den Würm gefressen werden;
Besser hangen in der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

Junger Mensch. Erbarmen!

Dritter Bürger. Nur ein Spielen mit einer Hanf-

Lecke um den Hals! Es iſt nur ein Augenblick! Wir ſind barmherziger, als ihr. Unſer Leben iſt der Mord durch Arbeit; wir hängen ſechzig Jahre lang am Strick und zappeln, aber wir werden uns loeſchneiden. — An die Laterne!

Junger Menſch. Meinetwegen, ihr werdet deßwegen nicht heller ſehen.

Die Umſtehenden. Brave! Brave!

Einige Stimmen. Laßt ihn laufen! (Er entwiſcht.)

(Robespierre tritt auf, begleitet von Weibern und Ohnehoſen.)

Robespierre. Was gibt's da, Bürger?

Dritter Bürger. Was wird's geben? Die Paar Treyſen Bluts vom Auguſt und September haben dem Volke die Backen nicht roth gemacht. Die Guillotine iſt zu langſam. Wir brauchen einen Platzregen.

Erſter Bürger. Unſere Weiber und Kinder ſchreien nach Brod, wir wollen ſie mit Ariſtokratenfleiſch füttern. He! todtgeſchlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Alle. Todtgeſchlagen! Todtgeſchlagen!

Robespierre. Im Namen des Geſetzes!

Erſter Bürger. Was iſt das Geſetz?

Robespierre. Der Wille des Volkes.

Erſter Bürger. Wir ſind das Volk, und wir wollen, daß kein Geſetz ſei; ergo: iſt dieſer Wille das Geſetz. ergo: im Namen des Geſetzes gibt's kein Geſetz mehr. ergo: todtgeſchlagen!

Einige Stimmen. Hört den Ariſtides, hört den Unbeſtechlichen!

Ein Weib. Hört den Meſſias, der geſandt iſt, zu wählen und zu richten; er wird die Böſen mit der Schärfe des Schwerdtes ſchlagen. Seine Augen ſind die Augen der Wahl, und ſeine Hände ſind die Hände des Gerichts.

Robespierre. Armes, tugendhaftes Volk! Du thuſt deine Pflicht, du opferſt deine Feinde. Volk! du biſt groß. Du offenbarſt dich unter Blitzſtrahlen und Donnerſchlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib nicht verwunden; du mordeſt dich ſelbſt in deinem Grimm. Du kannſt nur durch deine eigne Kraft fallen, das wiſſen deine Feinde. Deine Geſetzgeber wachen, ſie werden deine Hände führen, ihre Augen ſind untrügbar, deine Hände ſind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jacobinern. Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unſere Feinde halten.

Viele Stimmen. Zu den Jacobinern! Es lebe Robespierre! (Alle ab.)

Simon. Weh' mir, verlaſſen! (Er verſucht, ſich aufzurichten.)

Weib. Da! (Sie unterſtützt ihn.)

Simon. Ach meine Baucis, du ſammelſt Kohlen auf mein Haupt.

Weib. Da ſteh!

Simon. Du wendeſt dich ab? Ha, kannſt du mir vergeben, Portia? Schlug ich dich? Das war nicht meine Hand, war nicht mein Arm, mein Wahnſinn that es. Sein Wahnſinn iſt des armen Hamlet Feind. Hamlet that's nicht, Hamlet verläugnet's. Wo iſt unſere Tochter, wo iſt mein Sannchen?

Weib. Dort um das Eck herum.

Simon. Fort zu ihr! Komm, mein tugendreich Gemahl.

(Beide ab.)

Der Jacobinerklubb.

Ein Lyoner. Die Brüder von Lyon senden uns, um in eure Bruſt ihren bitteren Unmuth auszuſchütten. Wir wiſſen nicht, ob der Karren, auf dem Renſin zur Guilletine fuhr, der Todtenwagen der Freiheit war, aber wir wiſſen, daß ſeit jenem Tage die Mörder Chalier's wieder ſo feſt auf den Boden treten, als ob es kein Grab für ſie gäbe. Habt ihr vergeſſen, daß Lyon ein Flecken auf dem Boden Frankreichs iſt, den man mit den Gebeinen der Verräther zudecken muß? Habt ihr vergeſſen, daß dieſe Metze der Könige ihren Ausſatz nur in dem Waſſer der Rhone abwaſchen kann? Habt ihr vergeſſen, daß dieſer revolutionäre Strom die Flotten Pitt's im Mittelmeer auf den Leichen der Ariſtokraten muß ſtranden machen? Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution. Der Athemzug eines Ariſtokraten iſt das Röcheln der Freiheit. Nur ein Feigling ſtirbt für die Republik, ein Jacobiner tödtet für ſie. Wißt: finden wir in euch nicht mehr die Spannkraft der Männer des 10. Auguſt, des September und des 31. Mai, ſo bleibt uns, wie dem Patrioten Gaillard, nur der Dolch des Cato. (Beifall und verwirrtes Geſchrei.)

Ein Jacobiner. Wir werden den Becher des Socrates mit euch trinken!

Legendre (ſchwingt ſich auf die Tribüne.) Wir haben

nicht nöthig, unſere Blicke auf Lyon zu werfen. Die Leute, die ſeidene Kleider tragen, die in Kutſchen fahren, die in den Logen im Theater ſitzen und nach dem Dictionär der Akademie ſprechen, tragen ſeit einigen Tagen die Köpfe feſt auf den Schultern. Sie ſind witzig und ſagen, man muß Marat und Chalier zu einem doppelten Märtyrerthum verhelfen, und ſie in effigie guillotiniren. (Heftige Bewegung in der Verſammlung.)

Einige Stimmen. Das ſind todte Leute, ihre Zunge guillotinirt ſie.

Legendre. Das Blut dieſer Heiligen komme über ſie! Ich frage die anweſenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, ſeit wann ihre Ohren ſo taub geworden ſind? —

Collot d'Herbois (unterbricht ihn). Und ich frage dich, Legendre, weſſen Stimme ſolchen Gedanken Athem gibt, daß ſie lebendig werden und zu ſprechen wagen? Es iſt Zeit, die Masken abzureißen. Hört! die Urſache verklagt ihre Wirkung, der Ruf ſein Echo, der Grund ſeine Folge. Der Wohlfahrts-Ausſchuß verſteht mehr Logik, Legendre. Sei ruhig. Die Büſten der Heiligen werden unberührt bleiben, ſie werden wie Meduſenhäupter die Verräther in Stein verwandeln.

Robespierre. Ich verlange das Wort.

Die Jacobiner. Hört, hört den Unbeſtechlichen!

Robespierre. Wir warteten nur auf den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten ertönt, um zu ſprechen. Unſere Augen waren offen, wir ſahen den Feind ſich rüſten und ſich erheben, aber wir haben das Lärmzeichen nicht gegeben; wir ließen das Volk ſich ſelbſt bewachen, es hat nicht geſchlafen.

es hat an die Waffen geſchlagen. Wir ließen den Feind aus ſeinem Hinterhalt hervorbrechen, wir ließen ihn anrücken, jetzt ſteht er frei und ungedeckt in der Helle des Tages, jeder Streich wird ihn treffen, er iſt todt, ſobald ihr ihn erblickt habt. — Ich habe es euch ſchon einmal geſagt: in zwei Abtheilungen, wie in zwei Heereshaufen, ſind die inneren Feinde der Republik zerfallen. Unter Bannern von verſchiedener Farbe und auf den verſchiedenſten Wegen eilen ſie Alle dem nämlichen Ziele zu. Die eine dieſer Faktionen iſt nicht mehr. In ihrem affectirten Wahnſinne ſuchte ſie die erprobteſten Patrioten als abgenutzte Schwächlinge bei Seite zu werfen, um die Republik ihrer kräftigſten Arme zu berauben. Sie erklärte der Gottheit und dem Eigenthume den Krieg, um eine Diverſion zu Gunſten der Könige zu machen. Sie parodirte das erhabene Drama der Revolution, um dieſelbe durch ſtudirte Ausſchweifungen bloszuſtellen. Hebert's Triumph hätte die Republik in ein Chaos verwandelt, und der Despotismus war befriedigt. Das Schwerdt des Geſetzes hat den Verräther getroffen. Aber was liegt den Fremden daran, wenn ihnen Verbrecher einer andern Gattung zur Erreichung des nämlichen Zweckes bleiben? Wir haben Nichts gethan, wenn wir noch eine andere Factien zu vernichten haben. — Sie iſt das Gegentheil der verbergehenden. Sie treibt uns zur Schwäche, ihr Feldgeſchrei heißt: Erbarmen! Sie will dem Volke ſeine Waffen und die Kraft, welche die Waffen führt, entreißen, um es nackt und entnervt den Königen zu überantworten. — Die Waffe der Republik iſt der Schrecken, die Kraft der Republik iſt die Tugend, — die Tugend, weil ohne ſie der Schrecken verderblich, — der

Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig iſt. Der Schrecken iſt ein Ausfluß der Tugend, er iſt nichts Anderes, als die ſchnelle, ſtrenge und unbeugſame Gerechtigkeit. Sie ſagen: der Schrecken ſei die Waffe einer deſpotiſchen Regierung, die unſrige gleiche alſo dem Deſpotismus. Freilich, aber ſo, wie das Schwerdt in den Händen eines Freiheitshelden dem Säbel gleicht, womit der Satellit des Tyrannen bewaffnet iſt. Beherrſche der Deſpot ſeine thierähnlichen Unterthanen durch den Schrecken, er hat Recht als Deſpot. Zerſchmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder Recht. Die Revolutionsregierung iſt der Deſpotismus der Freiheit gegen die Tyrannei. Erbarmen mit den Royaliſten! rufen gewiſſe Leute. Erbarmen mit Böſewichtern? Nein! Erbarmen für die Unſchuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menſchheit! Nur dem friedlichen Bürger gebührt der Schuß der Geſellſchaft! In einer Republik ſind nur Republikaner — Bürger; Royaliſten und Fremde ſind Feinde. Die Unterdrücker der Menſchheit beſtrafen, iſt Gnade, ihnen verzeihen, iſt Barbarei. Alle Aeußerungen einer falſchen Empfindſamkeit ſcheinen mir Seufzer, welche nach England oder Oeſtreich fliegen. — Aber, nicht zufrieden, den Arm des Volkes zu entwaffnen, ſucht man noch die heiligſten Quellen ſeiner Kraft durch das Laſter zu vergiften. Dies iſt der feinſte, gefährlichſte und abſcheulichſte Angriff auf die Freiheit. Das Laſter iſt das Kainszeichen des Ariſtokratismus. In einer Republik iſt es nicht nur ein moraliſches, ſondern auch ein politiſches Verbrechen; der Laſterhafte iſt der

politiſche Feind der Freiheit, er iſt ihr um ſo gefährlicher, je größer die Dienſte ſind, die er ihr ſcheinbar erwieſen. Der gefährlichſte Bürger iſt derjenige, welcher leichter ein Dutzend rothe Mützen verbraucht, als eine gute Handlung vollbringt. Ihr werdet mich leicht verſtehen, wenn ihr an Leute denkt, welche ſonſt in Dachſtuben lebten und jetzt in Carroſſen fahren, und mit ehemaligen Marquiſinnen und Baroneſſen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen, iſt das Volk geſchändet, oder ſind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Geſetzgeber des Volkes mit allen Laſtern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir dieſe Marquiſe und Grafen reiche Weiber heirathen, üppige Gaſtmähler geben, ſpielen, Diener halten und koſtbare Kleider tragen ſehen? — Wir dürfen wohl ſtaunen, wenn wir ſie Einfälle haben, ſchöngeiſtern und ſo Etwas von gutem Tone bekommen hören. Man hat vor Kurzem auf eine unverſchämte Weiſe den Tacitus paradirt, ich könnte mit dem Salluſt antworten und den Catilina traveſtiren; doch ich denke, ich habe keine Stiche mehr nöthig, die Porträts ſind fertig. — Keinen Vertrag, keinen Waffenſtillſtand mit den Menſchen, welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche dieſe Ausplünderung ungeſtraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schrecken geſetzt durch den reißenden Strom der Beiſpiele, ſuchen ſie ganz leiſe die Gerechtigkeit abzukühlen. Man ſollte glauben, jeder ſage zu ſich ſelbſt: wir ſind nicht tugendhaft genug, um ſo ſchrecklich zu ſein. Philoſerbiſche Geſetzgeber! erbarmt euch unſerer Schwäche; ich wage euch nicht zu ſagen,

daß ich lasterhaft bin; ich sage euch also: seid nicht grausam. Beruhige dich, tugendhaftes Volk, beruhigt euch, ihr Patrioten, sagt euern Brüdern zu Lyon: das Schwerdt des Gesetzes reste nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habt. Wir werden der Republik ein großes Beispiel geben. (Allgemeiner Beifall.)

Viele Stimmen: Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!

Präsident. Die Sitzung ist aufgehoben.

Eine Gasse.

Lacroix. Legendre.

Lacroix. Was hast du gemacht, Legendre? Weißt du auch, wem du mit deinen Büsten den Kopf herunterwirfst?

Legendre. Einigen Stutzern und eleganten Weibern, das ist Alles.

Lacroix. Du bist ein Selbstmörder, ein Schatten, der sein Original und somit sich selbst ermordet.

Legendre. Ich begreife nicht.

Lacroix. Ich dächte: Collot hätte deutlich gesprochen.

Legendre. Was macht das? Er war wieder betrunken.

Lacroix. Narren, Kinder und — nun? — Betrunkene sagen die Wahrheit. Wen glaubst du denn, daß Robespierre mit dem Catilina gemeint habe?

Legendre. Nun?

Lacroix. Die Sache ist einfach. Man hat die Atheisten und Ultrarevolutionäre aufs Schaffot geschickt; aber dem Volk

iſt nicht geholfen, es läuft noch barfuß in den Gaſſen und will ſich aus Ariſtokraten-Leder Schuhe machen. Der Guillotinen-Thermometer darf nicht fallen; noch wenige Grade, und der Wohlfahrts-Ausſchuß kann ſich ſein Bett auf dem Revolutionsplatz ſuchen.

Legendre. Was haben damit meine Büſten zu ſchaffen?

Lacroix. Siehſt du es noch nicht? Du haſt die Centre-Revolution officiell bekannt gemacht, du haſt die Decemvirn zur Energie gezwungen, du haſt ihnen die Hand geführt. Das Volk iſt ein Minotaurus, der wöchentlich ſeine Leichen haben muß, wenn er ſie nicht auffreſſen ſoll.

Legendre. Wo iſt Danton?

Lacroix. Was weiß ich! Er ſucht eben die mediceiſche Venus ſtückweiſe bei allen Griſetten im Palais-Royal zuſammen; er macht Moſaik, wie er ſagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade iſt. Es iſt ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerſtückt und ſie ſo in Fragmenten in die Körper geſenkt hat. — Gehn wir ins Palais-Royal! (Beide ab.)

Ein Zimmer.

Danton. Marion.

Marion. Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton. Du könnteſt deine Lippen beſſer gebrauchen.

Marion. Nein, laß mich einmal ſo. Meine Mutter war eine kluge Frau; ſie ſagte mir immer: die Keuſchheit ſei

eine ſchöne Tugend. Wenn Leute ins Haus kamen, und von manchen Dingen zu ſprechen anfingen, hieß ſie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hatten, ſo ſagte ſie: ich ſolle mich ſchämen; gab ſie mir ein Buch zu leſen, ſo mußte ich faſt immer einige Seiten überſchlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war Alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch Niemand fragen, ich brütete über mir ſelbſt. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Theil hatte. Ich gerieth in eine eigene Atmoſphäre, ſie erſtickte mich faſt. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich dreyelt und verſchmölze dann wieder in Eins. Ein junger Menſch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübſch und ſprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns Beiden recht. Endlich ſahen wir nicht ein, warum wir nicht eben ſo gut auf — ſonſt eine Art uns miteinander unterhalten, als bloß auf zwei Stühlen neben einander ſitzen dürften. Ich ſah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich, und das ging ſo fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das Alles verſchlang und ſich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur Ein Gegenſatz da, alle Männer verſchmelzen in Einen Leib. Meine Natur war einmal ſo, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich erſticken; ſeine Arme ſchnürten ſich um meinen Hals, ich war in unſäglicher Angſt. Da ließ er mich los, und lachte

und ſagte: er hätte faſt einen dummen Streich gemacht, ich ſolle mein Kleid nur behalten und es brauchen, es würde ſich ſchon von ſelbſt abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das Einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Des Abends ſaß ich am Fenſter, ich bin ſehr reizbar und hänge mit Allem um mich nur durch eine Empfindung zuſammen; ich verſank in die Wellen der Abendröthe. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber ſahen aus den Fenſtern. Ich ſah hinunter, ſie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond ſchien auf ſeine bleiche Stirn, ſeine Locken waren feucht, er hatte ſich erſäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Weſen. Die anderen Leute haben Sonn- und Werktage, ſie arbeiten ſechs Tage und beten am ſiebenten, ſie ſind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon; ich kenne keinen Abſatz, keine Veränderung; ich bin immer nur Eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Faſſen, eine Gluth, ein Strom. Meine Mutter iſt vor Gram geſtorben; die Leute weiſen mit Fingern auf mich, das iſt dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man ſeine Freude hat, an Reliquien oder an Lebendigen, an Blumen oder Kinderſpielſachen; es iſt das nämliche Gefühl; wer am meiſten genießt, betet am meiſten.

Danton. Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich faſſen, ſie nicht ganz umſchließen?

Marion. Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton. Ich möchte ein Theil des Äthers ſein, um

dich in meiner Fluth zu baden, um mich auf jeder Welle deines ſchönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Adelaide, Roſalie treten ein.

Lacroix (bleibt in der Thüre ſtehn). Ich muß lachen, ich muß lachen.

Danton. Nun?

Lacroix. Die Gaſſe fällt mir ein.

Danton. Und?

Lacroix. Auf der Gaſſe waren Hunde, eine Dogge und ein Bologneſer Schoßhündlein, die quälten ſich.

Danton. Was ſoll das?

Lacroix. Das fiel mir nun grade ſo ein, und da mußt' ich lachen. Es ſah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenſtern; man ſollte vorſichtig ſein und ſie nicht einmal in der Sonne ſitzen laſſen. Die unmoraliſchen Mücken erwecken ihnen ſonſt allerhand erbauliche Gedanken. Legendre und ich ſind faſt durch alle Zellen gelaufen, die Nönnlein von der Offenbarung durch das Fleiſch hingen uns an den Rockſchößen und wollten den Segen. Legendre gibt Einer die Disciplin, aber er wird einen Monat dafür zu faſten bekommen. Da bringe ich zwei von ihnen.

Marion. Guten Tag, Demoiſelle Adelaide, guten Tag, Demoiſelle Roſalie.

Roſalie. Wir hatten ſchon lange nicht das Vergnügen.

Marion. Es war mir recht leid.

Adelaide. Ach Gott, wir ſind Tag und Nacht beſchäftigt.

Danton (zu Roſalie). Ei, Kleine, du haſt geſchmeidige Hüften bekommen.

Roſalie. Ach ja, man vervollkommnet ſich täglich.

Lacroix. Was iſt der Unterſchied zwiſchen dem antiken und einem modernen Adonis?

Danton. Und Adelaide iſt ſittſam-intereſſant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Geſicht ſieht aus wie ein Feigenblatt, das ſie ſich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer ſo gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.

Lacroix. So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, ſondern von Säuen zerriſſen; er bekommt ſeine Wunde nicht am Schenkel, ſondern in den Leiſten, und aus ſeinem Blute ſproſſen nicht Roſen hervor —

Danton. O laß das; Fräulein Roſalie iſt ein reſtaurirter Torſe, woran nur die Hüften und Füße antik ſind. Sie iſt eine Magnetnadel; was der Pol-Kopf abſtößt, zieht der Pol-Fuß an.

Lacroix. Zwei barmherzige Schweſtern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

Roſalie. Schämen Sie ſich, unſere Ohren roth zu machen!

Adelaide. Sie ſollten mehr Lebensart haben.

(Adelaide und Roſalie ab.)

Danton. Gute Nacht, ihr hübſchen Kinder!

Lacroix. Gute Nacht, ihr Metallgruben.

Danton. Sie dauern mich, ſie kommen um ihr Nachteſſen.

Lacroix. Höre, Danton, ich komme von den Jakobinern.

Danton. Nichts weiter?

Lacroix. Die Lyoner verlaſen eine Proclamation; ſie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als ſich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Geſicht, als wollte er zu ſeinem Nachbar ſagen: Pactus, es ſchmerzt nicht! — Legendre rief: man wolle Chalier's und Marat's Büſten zerſchlagen. Ich glaube, er will ſich das Geſicht wieder roth machen; er iſt ganz aus der terreur herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gaſſe am Rock.

Danton. Und Robespierre?

Lacroix. Fingerte auf der Tribüne und ſagte: die Tugend muß durch den Schrecken herrſchen. Die Phraſe machte mir Halsweh.

Danton. Sie hobelt Bretter für die Guillotine.

Lacroix. Und Collot ſchrie wie beſeſſen, man müſſe die Masken abreißen.

Danton. Da werden die Geſichter mitgehen.

(Paris tritt ein.)

Lacroix. Was gibt's, Fabricius?

Paris. Von den Jakobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er ſuchte eine Miene zu machen wie Brutus, der ſeine Söhne opfert. Er ſprach im Allgemeinen von den Pflichten, ſagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rückſicht, er würde Alles opfern, ſich, ſeinen Bruder, ſeine Freunde.

Danton. Das war deutlich; man braucht nur die Scala herumzukehren, ſo ſteht er unten, und hält ſeinen Freunden

die Leiter. Wir ſind Legendre Dank ſchuldig, er hat ſie ſprechen gemacht.

Lacroix. Die Hebertiſten ſind noch nicht todt, das Volk iſt materiell elend, das iſt ein furchtbarer Hebel. Die Schaale des Blutes darf nicht ſteigen, wenn ſie dem Wohlfahrts-Ausſchuß nicht zur Laterne werden ſoll; er hat Ballaſt nöthig, er braucht einen ſchweren Kopf.

Danton. Ich weiß wohl, — die Revolution iſt wie Saturn, ſie frißt ihre eigenen Kinder. (Nach einigem Beſinnen.) Doch, ſie werden's nicht wagen.

Lacroix. Danton, du biſt ein todter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, ſie hat die Gebeine aller Könige auf die Gaſſe und alle Bildſäulen von den Kirchen geworfen. Glaubſt du, man würde dich als Monument ſtehen laſſen?

Danton. Mein Name! das Volk!

Lacroix. Dein Name! du biſt ein Gemäßigter, ich bin einer, Camille, Philipeau, Hérault. Für das Volk ſind Schwäche und Mäßigung eins; es ſchlägt die Nachzügler todt. Die Schneider von der Section der rothen Mütze werden die ganze römiſche Geſchichte in ihrer Nadel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter iſt.

Danton. Sehr wahr, und außerdem — das Volk iſt wie ein Kind, es muß Alles zerbrechen, um zu ſehen, was darin ſteckt.

Lacroix. Und außerdem, Danton, ſind wir laſterhaft, wie Robespierre ſagt, d. h. wir genießen; und das Volk iſt tugendhaft, d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die

Genußorgane ſtumpf macht; es beſäuft ſich nicht, weil es kein Geld hat, und es ſchweift nicht aus, weil es nach Käſe und Häring aus dem Halſe riecht, und die Mädel davor einen Ekel haben.

Danton. Es haßt die Genießenden, wie ein Eunuch die Männer.

Lacroix. Man nennt uns Spitzbuben und (ſich zu den Ohren Danton's neigend) es iſt, unter uns geſagt, ſo halbwegs was Wahres daran. Robespierre und das Volk werden tugendhaft ſein, St. Juſt wird einen Roman ſchreiben, und Barrère wird eine Carmagnole ſchneidern und dem Convent das Blutmäntelchen umhängen und — ich ſehe Alles.

Danton. Du träumſt. Sie hatten nie Muth ohne mich, ſie werden keinen gegen mich haben; die Revolution iſt noch nicht fertig, ſie könnten mich noch nöthig haben, ſie werden mich im Arſenal aufheben.

Lacroix. Wir müſſen handeln.

Danton. Das wird ſich finden.

Lacroix. Es wird ſich finden, wenn wir verloren ſind.

Marion (zu Danton). Deine Lippen ſind kalt geworden, deine Worte haben deine Küſſe erſtickt.

Danton (zu Marion). So viel Zeit zu verlieren! das war der Mühe werth! (zu Lacroix) Morgen geh' ich zu Robespierre, ich werde ihn ärgern, da kann er nicht ſchweigen. Morgen alſo! Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, ich danke euch.

Lacroix. Packt euch, meine guten Freunde, packt euch! Gute Nacht, Danton, der mons Veneris wird dein tarpejiſcher Fels.

Ein Zimmer.

Robespierre. Danton. Paris.

Robespierre. Ich ſage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwerdt ziehe, iſt mein Feind, — ſeine Abſicht thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich ſo gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich ſehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre. Die ſociale Revolution iſt noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt ſich ſelbſt ſein Grab. Die gute Geſellſchaft iſt noch nicht todt, die geſunde Volkskraft muß ſich an die Stelle dieſer nach allen Richtungen abgekitzelten Klaſſe ſetzen. Das Laſter muß beſtraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrſchen.

Danton. Ich verſtehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du haſt kein Geld genommen, du haſt keine Schulden gemacht, du haſt immer einen anſtändigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du biſt empörend rechtſchaffen. Ich würde mich ſchämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphyſiognomie zwiſchen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere ſchlechter zu finden, als mich. — Iſt denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leiſe, heimlich ſagte: du lügſt, du lügſt?!

Robespierre. Mein Gewiſſen iſt rein.

Danton. Das Gewiſſen iſt ein Spiegel, vor dem ein Affe ſich quält; jeder putzt ſich, wie er kann und geht auf ſeine

eigne Art auf ſeinen Spaß dabei aus. Das iſt der Mühe werth, ſich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag ſich wehren, wenn ein Anderer ihm den Spaß verdirbt. Haſt du das Recht, aus der Guillotine einen Waſchzuber für die unreine Wäſche anderer Leute und aus ihren abgeſchlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre ſchmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen ſauber gebürſteten Rock trägſt? Ja, du kannſt dich wehren, wenn ſie dir darauf ſpucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, ſo lange ſie dich in Ruhe laſſen? Wenn ſie ſich nicht geniren, ſo herum zu gehen, haſt du deßwegen das Recht, ſie ins Grabloch zu ſperren? Biſt du der Polizeiſoldat des Himmels? und — kannſt du es nicht eben ſo gut mit anſehen, als dein lieber Herrgott, ſo halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du läugneſt die Tugend? —

Danton. Und das Laſter. Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Chriſtus war der feinſte; das iſt der einzige Unterſchied, den ich zwiſchen den Menſchen herausbringen kann. Jeder handelt ſeiner Natur gemäß, das heißt, er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbeſtechlicher, es iſt grauſam, dir die Abſätze ſo von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laſter iſt zu gewiſſen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfſt es nicht proſcribiren, ums Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du biſt ihm zu viel ſchuldig, durch den Contraſt nämlich. — Uebrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unſere Streiche müſſen der Repu-

blik nützlich sein, man darf die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris): Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen! (Danton und Paris ab.)

Robespierre (allein). Geh' nur! Er will die Rosse der Revolution am Zügel halten, wie ein Kutscher seine dressirten Gäule; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen. — Mir die Absätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Ist's das eigentlich? — Sie werden sagen: seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deßwegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn sie Recht hätten? — Ist's denn so nothwendig? Ja ja, die Republik! Er muß weg! — Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen. — Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als trät' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichten Berechnungen und den Schlammbänken dieser Leute stranden lassen, wir müssen die Hand abhauen, die es zu halten wagt, und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Gesellschaft, die der todten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Aussatz geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Absatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie

das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag ſo viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut ſchlägt immer durch. — (Nach einer Pauſe:) Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. (Tritt ans Fenſter.) Die Nacht ſchnarcht über der Erde und wälzt ſich im wüſten Traum. Gedanken, Wünſche, kaum geahnt, wirr und geſtaltlos, die ſcheu vor des Tages Licht ſich verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und ſtehlen ſich in das ſtille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, ſie ſehen aus den Fenſtern, ſie werden halbwegs Fleiſch, die Glieder ſtrecken ſich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und iſt nicht unſer Wachen ein hellerer Traum, ſind wir nicht Nachtwandler, iſt nicht unſer Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, beſtimmter, durchgeführter? Wer will uns darum ſchelten? In einer Stunde verrichtet der Geiſt mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unſeres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde iſt im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachſpielt, das iſt Zufall.

(St. Juſt tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finſtern? He, Licht, Licht!

St. Juſt. Kennſt du meine Stimme?

Robespierre. Ah, du St. Juſt!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Juſt. Warſt du allein?

Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Juſt. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal.

Er machte ſeine revolutionäre Stirn und ſprach in Epigrammen, er duzte ſich mit den Ohnehoſen, die Griſetten liefen hinter ſeinen Waden drein, und die Leute blieben ſtehen und ziſchelten ſich in die Ohren, was er geſagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffes verlieren. Willſt du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir ſind entſchloſſen.

Robespierre. Was wollt ihr thun?

St. Juſt. Wir berufen den Geſetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrts-Ausſchuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umſtände.

St. Juſt. Wir müſſen die große Leiche mit Anſtand begraben, wie Prieſter, nicht wie Mörder; wir dürfen ſie nicht verſtümmeln, alle ihre Glieder müſſen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Juſt. Wir müſſen ihn in ſeiner Waffenrüſtung beiſetzen, und ſeine Pferde und Sclaven auf ſeinem Grabhügel ſchlachten: Lacroix —

Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, geweſener Advokatenſchreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Juſt. Hérault-Séchelles —

Robespierre. Ein ſchöner Kopf!

St. Juſt. Er war der ſchöngemalte Anfangsbuchſtabe der Conſtitutionsacte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewiſcht. — Philippeau, Camille! —

Robespierre. Auch den?

St. Juſt (überreicht ihm ein Papier). Das dacht' ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

St. Just. Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (liest). „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betschwestern stehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Convent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz."

St. Just. Ich will ihn den seinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (liest weiter). „Sollte man glauben, daß der saubere Frack des Messias das Leichenhemd Frankreichs ist, und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmesser sind? — Und du, Barrère, der du gesagt hast: auf dem Revolutionsplatze werde Münze geschlagen! Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er ist eine Wittwe, die schon ein halbes Dutzend Männer hatte, und die sie begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Gabe, er sieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?" — Also auch du, Camille? — Weg mit ihnen! Rasch! nur die Todten kommen nicht wieder. Hast du die Anklage bereit?

St. Just. Es macht sich leicht. Du hast die Anklage bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte ſchrecken.

St. Juſt. Ich brauche nur durchzuführen, die Fälſcher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie ſterben an der Mahlzeit, ich gebe dir mein Wort.

Robespierre. Dann raſch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich ſeit einigen Tagen. Nur raſch! (St. Juſt ab.)

Robespierre. Ja wohl, Blutmeſſias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat ſie mit ſeinem Blut erlöſt, und ich erlöſe ſie mit ihrem eigenen. Er hat ſie ſündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wolluſt des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat ſich mehr verleugnet? Ich oder er? — Und doch iſt was von Narrheit in dem Gedanken. — Was ſehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menſchen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethſemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöſt Keiner den Andern mit ſeinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es iſt Alles wüſt und leer — ich bin allein.

Zweiter Act.

Ein Zimmer.

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille-Desmoulins.

Camille. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (kleidet sich um). Aber die Zeit verliert uns. — Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen darüber zu ziehen, und des Abends ins Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das Nämliche thun, so daß Alles doppelt geschieht, — das ist sehr traurig.

Camille. Du sprichst in einem ganz kindischen Tone.

Danton. Sterbende werden kindisch.

Lacroix. Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reißest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich zu versammeln, fordere sowohl die vom Thal, als die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, sprich von Dolchen, rufe

Brutus an, dann wirſt du die Tribüne erſchrecken und ſelbſt die um dich ſammeln, die man als Mitſchuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlaſſen. Laßt uns wenigſtens nicht entwaffnet und erniedrigt, wie der ſchändliche Hebert, ſterben.

Danton. Du haſt ein ſchlechtes Gedächtniß, du nannteſt mich einen todten Heiligen. Du hatteſt mehr Recht, als du glaubteſt. Ich war bei den Sectionen, ſie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gaſſe; du hatteſt Recht.

Lacroix. Warum haſt du es dazu kommen laſſen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rocke herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das iſt erbärmlich. So ein armſeliges Inſtrument zu ſein, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das iſt nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution ſetzt mich in Ruhe, aber auf andere Weiſe, als ich dachte. — Uebrigens auf was ſich ſtützen? — Unſere Metzen könnten es noch mit den Guillotinen-Betſchweſtern aufnehmen; ſonſt weiß ich nichts. Es läßt ſich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung ſei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mai, ſie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre iſt das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgeſtrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, die Revolution hat

uns gemacht. — Und — wenn es ginge — ich will lieber guilletinirt werden, als guilletiniren laſſen. Ich habe es ſatt; wozu ſollen wir Menſchen mit einander kämpfen? Wir ſollten uns neben einander ſetzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, als wir geſchaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was ſollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir ſind elende Alchymiſten.

Camille. Pathetiſcher geſagt, würde es heißen: wie lange ſoll die Menſchheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder freſſen? Oder, wie lange ſollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöſchbarem Durſt einander das Blut aus den Adern ſaugen? Oder, wie lange ſollen wir Algebraiſten im Fleiſch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten x unſere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern ſchreiben?

Danton. Du biſt ein ſtarkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Piſtolenſchuß ſchallt gleich wie ein Donnerſchlag. Deſto beſſer für dich, du ſollteſt mich immer bei dir haben.

Philippeau. Und Frankreich bleibt ſeinen Henkern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden ſich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu ſein, oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? — Ob ſie nun an der Guilletine oder am Fieber oder am Alter ſterben! Es iſt noch vorzuziehen, ſie treten mit gelenken Gliedern hinter die Couliſſen und können im Abgehen noch hübſch geſtikuliren

und die Zuſchauer klatſchen hören. Das iſt ganz artig und paßt für uns, wir ſtehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernſt erſtochen werden. Es iſt recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unſere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geiſt genug für ein Epos in fünfzig oder ſechzig Geſängen? 's iſt Zeit, daß man das bischen Eſſenz nicht mehr aus Zubern, ſondern aus Liqueurgläschen trinkt, ſo bekömmt man doch das Maul voll; ſonſt konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zuſammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte ſchreien, das iſt mir der Mühe zu viel, das Leben iſt nicht der Arbeit werth, die man ſich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh, Danton!

Danton. Nimmt man das Vaterland an den Schuhſohlen mit? — Und endlich — und das iſt die Hauptſache: ſie werden's nicht wagen. (Zu Camille.) Komm, mein Junge, ich ſage dir: ſie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(Danton und Camille ab.)

Philippeau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er geſagt hat. Nichts als Faulheit! Er will ſich lieber guillotiniren laſſen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Lucretia auf einen anſtändigen Fall ſtudiren.

Eine Promenade.

Spaziergänger.

Ein Bürger. Meine gute Jaqueline, ich wollte ſagen Corn — — wollt' ich: Cor — —

Simon. Cornelia, Bürger, Cornelia.

Bürger. Meine gute Cornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

Simon. Hat der Republik einen Sohn geboren.

Bürger. Der Republik? Das lautet zu allgemein; man könnte ſagen —

Simon. Das iſt's gerade, das Einzelne muß ſich dem Allgemeinen —

Bürger. Ach ja, das ſagt meine Frau auch.

Bänkelſänger (ſingt).

Was doch iſt, was doch iſt
Aller Männer Freud' und Lüſt?

Bürger. Ach mit dem Namen, da komme ich gar nicht ins Reine.

Simon. Taüf' ihn: Pike, Marat.

Bänkelſänger.

Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen,
Bis der Tag vorüber iſt.

Bürger. Ich hätte gern drei; es iſt doch was mit der Zahl Drei, und dann was Nützliches und was Rechtliches; jetzt hab' ich's: Pflug, Robespierre. Und dann das dritte?

Simon. Pike.

Bürger. Ich dank' Euch, Nachbar; Pike, Pflug, Robespierre, das sind hübsche Namen, das macht sich schön.

Simon. Ich sage dir, die Brust deiner Cornelia wird wie das Euter der römischen Wölfin — nein, das geht nicht, Romulus war ein Tyrann, das geht nicht. (Gehn vorbei.)

Ein Bettler (singt). „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos!" Liebe Herren, schöne Damen!

Erster Herr. Kerl, arbeite, du siehst ganz wohlgenährt aus.

Zweiter Herr. Da! (Er gibt ihm Geld.) Er hat eine Hand wie Sammet. Das ist unverschämt.

Bettler. Mein Herr, wo habt Ihr Euren Rock her?

Zweiter Herr. Arbeit, Arbeit! du könntest den nämlichen haben; ich will dir Arbeit geben, komm' zu mir, ich wohne —

Bettler. Herr, warum habt Ihr gearbeitet?

Zweiter Herr. Narr, um den Rock zu haben.

Bettler. Ihr habt Euch gequält, um einen Genuß zu haben, denn so ein Rock ist ein Genuß, ein Lumpen thut's auch.

Zweiter Herr. Freilich, sonst geht's nicht.

Bettler. Daß ich ein Narr wäre. Das hebt einander. Die Sonne scheint warm an das Eck und das geht ganz leicht. (Singt): „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos — —"

Rosalie (zu Adelaiden). Mach fort, da kommen Soldaten.

Bettler. „Ist auf dieser Erde einst mein letztes Loos!" Meine Herren, meine Damen!

Soldat. Halt! wo hinaus, meine Kinder? (Zu Roſalie.) Wie alt biſt du?

Roſalie. So alt wie mein kleiner Finger.

Soldat. Du biſt ſehr ſpitz.

Roſalie. Und du ſehr ſtumpf.

Soldat. So will ich mich an dir wetzen. (Er ſingt.)

Chriſtinlein, lieb' Chriſtinlein mein,
Thut dir der Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh, Schaden weh!

Roſalie (ſingt):

Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt' es gerne meh',
Gerne meh, gerne meh, gerne meh!

Danton und Camille treten auf.

Danton. Geht das nicht luſtig? — Ich wittre was in der Atmoſphäre, es iſt, als brüte die Sonne Unzucht aus. (Gehen vorbei.)

Junger Herr. Ach, Madame, der Ton einer Glocke, das Abendlicht an den Bäumen, das Blinken eines Sternes — —

Madame. Der Duft einer Blume, die natürlichen Freuden, dieſer reine Genuß der Natur! (Zu ihrer Tochter) Sieh, Eugenie — nur die Tugend hat Augen dafür.

Eugenie (küßt ihrer Mutter die Hand). Ach, Mama! Ich ſehe nur Sie.

Madame. Gutes Kind!

Junger Herr (ziſchelt Eugenien ins Ohr). Sehen Sie dort die hübſche Dame mit dem alten Herrn?

Eugenie. Ich kenne ſie.

Junger Herr. Man ſagt, ihr Friſeur habe ſie à l'enfant friſirt.

Eugenie (lacht). Böſe Zunge.

Junger Herr. Der alte Herr geht neben ihr, er ſieht das Knöspchen ſchwellen und führt es in die Sonne ſpazieren, und meint, er ſei der Gewitterregen, der es habe wachſen machen.

Eugenie. Wie unanſtändig! ich hätte Luſt, roth zu werden.

Junger Herr. Das könnte mich blaß machen. —

Danton (zu Camille). Muthe mir nur nichts Ernſthaftes zu. Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gaſſe ſtehen bleiben und einander ins Geſicht lachen. Ich meine, ſie müßten zu den Fenſtern und aus den Gräbern herauslachen, und der Himmel müſſe berſten, und die Erde müſſe ſich wälzen vor Lachen. (Gehen ab.)

Erſter Herr. Ich verſichere Sie, eine außerordentliche Entdeckung. Alle techniſchen Künſte bekommen dadurch eine andere Phyſiognomie. Die Menſchheit eilt mit Rieſenſchritten ihrer hohen Beſtimmung entgegen.

Zweiter Herr. Haben Sie das neue Stück geſehen? Ein babyloniſcher Thurm, ein Gewirr von Gewölben, Treppchen, Gängen, und das Alles ſo leicht und kühn in die Luft geſprengt. Man ſchwindelt bei jedem Tritt. Ein bizarrer Kopf. (Er bleibt verlegen ſtehen.)

Erſter Herr. Was haben Sie denn?

Zweiter Herr. Ach nichts! Ihre Hand, Herr! die

Pfütze, so! Ich danke Ihnen, kaum kann ich vorbei; das konnte gefährlich werden.

Erſter Herr. Sie fürchteten doch nicht?

Zweiter Herr. Ja, die Erde iſt eine dünne Kruſte, ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo ſo ein Loch iſt. — Man muß mit Vorſicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehn Sie ins Theater, ich rathe es Ihnen.

Ein Zimmer.

Danton. Camille. Lucile.

Camille. Ich ſage Euch, wenn ſie nicht Alles in hölzernen Copien bekommen, verzettelt in Theatern, Concerten und Kunſt-Ausſtellungen, ſo haben ſie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt Einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen ſieht, an dem ſie gezerrt wird, und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen, — welch' ein Charakter, welche Conſequenz! — Nimmt Einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Reck und Hoſen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Geſicht, und läßt das Ding ſich drei Acte hindurch herumquälen, bis es ſich zuletzt verheirathet oder todt ſchießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menſchlichen Leben wiedergibt, wie eine Thonpfeife mit Waſſer die Nachtigall — die Kunſt! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gaſſe — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergeſſen ihren Herrgott über ſeinen ſchlechten Copiſten. Von der Schöpfung, die glühend, brauſend und leuchtend in

ihnen ſich jeden Augenblick neu gebiert, hören und ſehen ſie nichts. Sie gehen ins Theater, leſen Gedichte und Romane, ſchneiden den Fratzen darin die Geſichter nach und ſagen zu Gottes Geſchöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was ſie ſagten, wenn ſie erzählten, Pygmalion's Statue ſei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton. Und die Künſtler gehn mit der Natur um, wie David, der im September die Gemordeten, wie ſie aus der Force auf die Gaſſe geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und ſagte: ich erhaſche die letzten Zuckungen des Lebens in dieſen Böſewichtern. (Danton wird herausgerufen.)

Camille. Was ſagſt du, Lucile?

Lucile. Nichts, ich ſehe dich ſo gern ſprechen.

Camille. Hörſt mich auch?

Lucile. Ei freilich.

Camille. Habe ich recht? Weißt du auch, was ich geſagt habe?

Lucile. Nein, wahrhaftig nicht. (Danton kommt zurück.)

Camille. Was haſt du?

Danton. Der Wohlfahrts-Ausſchuß hat meine Verhaftung beſchloſſen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüſſig. Mögen ſie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu ſterben wiſſen; das iſt leichter, als zu leben.

Camille. Danton, noch iſt es Zeit.

Danton. Unmöglich, — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille. Deine Trägheit!

Danton. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.

Camille. Wo gehſt du hin?

Danton. Ja, wer das wüßte!

Camille. Im Ernſt, wohin?

Danton. Spazieren, mein Junge, ſpazieren. (Er geht.)

Lucile. Ach, Camille!

Camille. Sei ruhig, lieb Kind.

Lucile. Wenn ich denke, daß ſie dies Haupt! — — Mein Camille, das iſt Narrheit, gelt, ich bin wahnſinnig?

Camille. Sei ruhig. Danton und ich ſind nicht Eins.

Lucile. Die Erde iſt weit, und es ſind viel Dinge darauf, — warum denn grade das eine? Wer ſollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten ſie auch damit anfangen?

Camille. Ich wiederhole dir: du kannſt ruhig ſein. Geſtern ſprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir ſind ein wenig geſpannt, das iſt wahr; verſchiedene Anſichten, ſonſt nichts!

Lucile. Such' ihn auf.

Camille. Wir ſaßen auf einer Schulbank. Er war immer finſter und einſam. Ich allein ſuchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucile. So ſchnell, mein Freund? Geh'! Komm! Nur das (ſie küßt ihn) und das! Geh'! Geh'! (Camille ab.) — Das iſt eine böſe Zeit. Es geht einmal ſo. Wer kann da drüber hinaus? Man muß ſich faſſen (ſingt.)

Ach ſcheiden, ach ſcheiden, ach ſcheiden,
Wer hat ſich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das iſt nicht gut, daß es den Weg ſo von ſelbſt findet. — Wie er hinaus iſt, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müſſe immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer ſo leer iſt; die Fenſter ſtehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da oben nicht aus. (Sie geht.)

Freies Feld.

Danton. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieſer Stille mit dem Geplauder meiner Tritte und dem Keuchen meines Athems nicht Lärmen machen. (Er ſetzt ſich nieder, nach einer Pauſe.) Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod ſoll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache. — Wenn das wäre! — Dann lief' ich wie ein Chriſt, um einen Feind, das heißt mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort ſoll ſicher ſein, ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es ſchafft mir wenigſtens Vergeſſen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort iſt leicht. (Er erhebt ſich und kehrt um.) — Ich kokettire mit dem Tod, es iſt ganz angenehm, ſo aus der Ferne mit dem Lorgnon mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geſchichte lachen. Es iſt ein Gefühl

des Bleibens in mir, was mir ſagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus iſt Alles wie eben. Das iſt ein leerer Lärm, man will mich ſchrecken; ſie werden's nicht wagen! (Ab.)

Ein Zimmer.

(Es iſt Nacht.)

Danton (am Fenſter). Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühen und der Schall nie modern? Will's denn nie ſtill und dunkel werden, daß wir uns die garſtigen Sünden einander nicht mehr anhören und anſehen? — September! —

Julie (ruft von innen). Danton! Danton!

Danton. He?

Julie (tritt ein). Was rufſt du?

Danton. Rief ich?

Julie. Du ſprachſt von garſtigen Sünden und dann ſtöhnteſt du: September!

Danton. Ich, ich? Nein, ich ſprach nicht, das dacht' ich kaum, das waren nur ganz leiſe, heimliche Gedanken.

Julie. Du zitterſt, Danton.

Danton. Und ſoll ich nicht zittern, wenn ſo die Wände plaudern? Wenn mein Leib ſo zerſchellt iſt, daß meine Gedanken unſtät, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das iſt ſeltſam.

Julie. Georg, mein Georg!

Danton. Ja, Julie, das iſt ſeltſam. Ich möchte nicht mehr denken, wenn das gleich ſpricht. Es gibt Gedanken,

Julie, für die es keine Ohren geben ſollte. Das iſt nicht gut, daß ſie bei der Geburt gleich ſchreien, wie Kinder; das iſt nicht gut.

Julie. Gott erhalte dir deine Sinne, Georg! Georg, erkennſt du mich?

Danton. Ei warum nicht! Du biſt ein Menſch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Welttheile, Europa, Aſien, Afrika, Amerika, Auſtralien, und zwei mal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, ſiehſt du? — Schrie's nicht September? Sagteſt du nicht ſo was?

Julie. Ja, Danton, durch alle Zimmer hört' ich's.

Danton. Wie ich ans Fenſter kam — (er ſieht hinaus) die Stadt ruhig, alle Lichter aus.

Julie. Ein Kind ſchreit in der Nähe.

Danton. Wie ich ans Fenſter kam — durch alle Gaſſen ſchrie und zetert' es: September!

Julie. Du träumteſt, Danton; faſſ dich.

Danton. Träumteſt? ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich ſagen, mein armer Kopf iſt ſchwach, gleich! ſo, jetzt hab' ich's. Unter mir keuchte die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte ſie wie ein wildes Roß gepackt, mit rieſigen Gliedern wühlt' ich in ihren Mähnen und preßt' ich ihre Rippen, das Haupt abwärts gewandt, die Haare flatternd über dem Abgrund; ſo ward ich geſchleift. Da ſchrie ich in der Angſt und ich erwachte. Ich trat ans Fenſter — und da hört' ich's, Julie. — Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab' ich damit zu ſchaffen? Was ſtreckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab' es

nicht geſchlagen. — O hilf mir, Julie, mein Sinn iſt ſtumpf. War's nicht im September, Julie?

Julie. Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris.

Danton. Die Feſtungen gefallen, die Ariſtokraten in der Stadt.

Julie. Die Republik war verloren.

Danton. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken faſſen, wir wären Narren geweſen, zwei Feinde auf einem Brett; wir oder ſie, der Stärkere ſtößt den Schwächeren hinunter, iſt das nicht billig?

Julie. Ja, Ja.

Danton. Wir ſchlugen ſie, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

Julie. Du haſt das Vaterland gerettet.

Danton. Ja, das hab' ich, das war Nothwehr, wir mußten. — Der Mann am Kreuze hat ſich's bequem gemacht: es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! — Es muß; das war dies Muß! — Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Muß gefallen? — Wer hat das Muß geſprochen, wer? Was iſt das, was in uns lügt, ſtiehlt und mordet? — Puppen ſind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir ſelbſt, — die Schwerter, mit denen Geiſter kämpfen! — man ſieht nur die Hände nicht, wie im Mährchen. — Jetzt bin ich ruhig.

Julie. Ganz ruhig, lieb Herz?

Danton. Ja, Julie, komm zu Bette.

Straße vor Danton's Hause.

Simon. Bürgerſoldaten.

Simon. Wie weit iſt's in der Nacht?

Erſter Bürger. Was in der Nacht?

Simon. Wie weit iſt die Nacht?

Erſter Bürger. So weit als zwiſchen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Simon. Schuft, wieviel Uhr?

Erſter Bürger. Sieh' auf dein Zifferblatt. . . .

Simon. Wir müſſen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unſeren Köpfen dafür. Todt oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehen, Bürger. Der Freiheit eine Gaſſe! — Sorgt für mein Weib! Eine Eichenkrone werde ich ihr hinterlaſſen. — Nur vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen.

Zweiter Bürger. Ich wollte, das Vaterland machte ſich um uns verdient. Ueber all den Löchern, die wir in anderer Leute Körper machen, iſt noch kein einziges in unſeren Hoſen zugegangen.

Erſter Bürger. Willſt du, daß dir dein Hoſenlatz zuginge? Ha, ha, ha!

Die Anderen. Ha, ha, ha!

Simon. Fort, fort! (Sie dringen in Danton's Haus.)

Der National-Convent.

Eine Gruppe von Deputirten.

Legendre. Soll denn das Schlachten der Deputirten nicht aufhören? — Wer iſt noch ſicher, wenn Danton fällt?

Ein Deputirter. Was thun?

Ein Anderer. Er muß vor den Schranken des Convents gehört werden. — Der Erfolg dieſes Mittels iſt ſicher; was ſollen ſie ſeiner Stimme entgegenſetzen?

Ein Anderer. Unmöglich, ein Dekret verbindert uns.

Legendre. Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme geſtattet werden. Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eure Unterſtützung.

Der Präſident. Die Sitzung iſt eröffnet.

Legendre (beſteigt die Tribüne.) Vier Mitglieder des National-Convents ſind verfloſſene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen iſt, die Namen der Uebrigen kenne ich nicht. Mögen ſie übrigens ſein, wer ſie wollen, ſo verlange ich, daß ſie vor den Schranken gehört werden. — Bürger, ich erkläre es: ich halte Danton für eben ſo rein, wie mich ſelbſt, und ich glaube nicht, daß mir irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheits-Ausſchuſſes angreifen, aber gegründete Urſachen laſſen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenſchaften möchten der Freiheit Männer entreißen, die ihr die größten Dienſte erwieſen haben. Der Mann, welcher im Jahr 1792 Frankreich durch ſeine Energie rettete,

verdient gehört zu werden; er muß ſich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverraths anklagt. (Heftige Bewegung.)

Einige Stimmen. Wir unterſtützen Legendre's Vorſchlag.

Ein Deputirter. Wir ſind hier im Namen des Volkes, man kann uns ohne den Willen unſerer Wähler nicht von unſeren Plätzen reißen.

Ein Anderer. Eure Worte riechen nach Leichen, ihr habt ſie den Girondiſten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Geſetzes ſchwebt über allen Häuptern.

Ein Anderer. Wir können unſeren Ausſchüſſen nicht erlauben, die Geſetzgeber aus dem Aſyl des Geſetzes auf die Guillotine zu ſchicken.

Ein Anderer. Das Verbrechen hat kein Aſyl, nur gekrönte Verbrecher finden eins auf dem Throne.

Ein Anderer. Nur Spitzbuben appelliren an das Aſylrecht.

Ein Anderer. Nur Mörder erkennen es nicht an.

Robespierre. Die ſeit langer Zeit in dieſer Verſammlung unbekannte Verwirrung beweiſt, daß es ſich um große Dinge handelt. Heute entſcheidet ſich's, ob einige Männer den Sieg über das Vaterland davon tragen werden. — Wie könnt ihr eure Grundſätze weit genug verläugnen, um heute einigen Individuen das zu bewilligen, was ihr geſtern Chabot, Delaunai und Fabre verweigert habt? Was ſoll dieſer Unterſchied zu Gunſten einiger Männer? Was kümmern mich die Lobſprüche, die man ſich ſelbſt und ſeinen

Freunden ſpendet? Nur zu viele Erfahrungen haben uns gezeigt, was davon zu halten ſei. Wir fragen nicht, ob ein Mann dieſe oder jene patriotiſche Handlung vollbracht habe; wir fragen nach ſeiner ganzen politiſchen Laufbahn. — Legendre ſcheint die Namen der Verhafteten nicht zu wiſſen; der ganze Convent kennt ſie. Sein Freund Lacroix iſt darunter. Warum ſcheint Legendre das nicht zu wiſſen? Weil er wohl weiß, daß nur die Schamloſigkeit Lacroix vertheidigen kann. Er nannte nur Danton, weil er glaubt, an dieſen Namen knüpfe ſich ein Privilegium. Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen! (Beifall) Was hat Danton vor Lafayette, vor Dumouriez, vor Briſſot, Fabre, Chabot, Hebert voraus? Was ſagt man von dieſen, was man nicht auch von ihm ſagen könnte? Wodurch verdient er einen Vorzug vor ſeinen Mitbürgern? Etwa, weil einige betrogene Individuen und Andere, die ſich nicht betrügen ließen, ſich um ihn reihten, um in ſeinem Gefolge dem Glück und der Macht in die Arme zu laufen? — Je mehr er die Patrioten betrogen hat, welche Vertrauen in ihn ſetzten, deſto nachdrücklicher muß er die Strenge der Freiheitsfreunde empfinden. — Man will euch Furcht einflößen vor dem Mißbrauche einer Gewalt, die ihr ſelbſt ausgeübt habt. Man ſchreit über den Deſpotismus der Ausſchüſſe, als ob das Vertrauen, welches das Volk euch geſchenkt, und das ihr dieſen Ausſchüſſen übertragen habt, nicht eine ſichere Garantie ihres Patriotismus wäre. Man ſtellt ſich, als zittre man. Aber ich ſage euch, wer in dieſem Augenblicke zittert, iſt ſchuldig, denn nie zittert die Unſchuld vor der öffentlichen Wachſamkeit. (Allgemeiner Beifall.) Man

hat auch mich ſchrecken wollen; man gab mir zu verſtehen, daß die Gefahr, indem ſie ſich Danton nähere, auch bis zu mir dringen könne. — Man ſchrieb mir, Danton's Freunde hielten mich umlagert, in der Meinung, die Erinnerung an eine alte Verbindung, der blinde Glaube an erheuchelte Tugenden könnten mich beſtimmen, meinen Eifer und meine Leidenſchaften für die Freiheit zu mäßigen. — So erkläre ich denn: nichts ſoll mich aufhalten, und ſollte auch Danton's Gefahr die meinige werden. Wir haben alle etwas Muth und etwas Seelengröße nöthig. Nur Verbrecher und gemeine Seelen fürchten, Ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu ſehen, weil ſie, wenn keine Schaar von Mitſchuldigen ſie mehr verſteckt, ſich dem Lichte der Wahrheit ausgeſetzt ſehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieſer Verſammlung gibt, ſo gibt es in ihr auch heroiſche. Die Zahl der Schurken iſt nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen und das Vaterland iſt gerettet. (Beifall.) Ich verlange, daß Legendre's Vorſchlag zurückgewieſen werde.

(Die Deputirten erheben ſich ſämmtlich zum Zeichen allgemeiner Beiſtimmung.)

St. Juſt. Es ſcheint in dieſer Verſammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort: Blut nicht wohl vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen mögen ſie überzeugen, daß wir nicht grauſamer ſind, als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderſtehlich ihren Geſetzen; der Menſch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflict kommt. Eine Aenderung in den Beſtandtheilen der Luft, ein Auflodern des telluriſchen Feuers, ein Schwanken

in dem Gleichgewicht einer Waſſermaſſe und eine Seuche, ein vulkaniſcher Ausbruch, eine Ueberſchwemmung begraben Tauſende. — Was iſt das Reſultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der phyſiſchen Natur, die faſt ſpurlos vorüber gegangen ſein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Wege lägen. — Ich frage nun: ſoll die geiſtige Natur in ihren Revolutionen mehr Rückſicht nehmen, als die phyſiſche? Soll eine Idee nicht eben ſo gut wie ein Geſetz der Phyſik vernichten dürfen, was ſich ihr widerſetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze Geſtaltung der moraliſchen Natur, das heißt der Menſchheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Der Weltgeiſt bedient ſich in der geiſtigen Sphäre unſerer Arme eben ſo, wie er in der phyſiſchen Vulkane und Waſſerfluthen gebraucht. Was liegt daran, ob ſie nun an einer Seuche oder an der Revolution ſterben? — Die Schritte der Menſchheit ſind langſam, man kann ſie nur nach Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben ſich die Gräber von Generationen. Das Gelangen zu den einfachſten Erfindungen und Grundſätzen hat Millionen das Leben gekoſtet, die auf dem Wege ſtarben. Iſt es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geſchäfte raſcher iſt, auch mehr Menſchen außer Athem kommen? — Wir ſchließen ſchnell und einfach: da Alle unter gleichen Verhältniſſen geſchaffen worden, ſo ſind Alle gleich, die Unterſchiede abgerechnet, welche die Natur ſelbſt gemacht hat. — Es darf daher Jeder Vorzüge und darf daher Keiner Vorrechte haben, weder im Einzelnen, noch eine geringere oder größere Klaſſe von Individuen. Jedes Glied dieſes in der

Wirklichkeit angewandten Satzes hat seine Menschen getödtet. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind seine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nöthig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht, und wäre mit Generationen interpunktirt worden. Ist es da so zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Absatz, bei jeder neuen Krümmung seine Leichen ausstößt? — Wir werden unserm Satze noch einige Schlüsse hinzuzufügen haben; sollen einige hundert Leichen uns verhindern, sie zu machen? — Moses führte sein Volk durch das rothe Meer und in die Wüste, bis die alte verderbene Generation sich aufgerieben hatte, ehe er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer, noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine. Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel, wie die Erde aus den Wellen der Sündfluth, mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen. (Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.)

St. Just. Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf, diesen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen. (Die Zuhörer und die Deputirten stimmen die Marseillaise an.)

Das Luxemburg.

Ein Saal mit Gefangenen.

Chaumette, Payne, Mercier, Hérault de Séchelles und andere Deputirte.

Chaumette (zupft Payne am Aermel). Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein! Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisiren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen, oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen haben. Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden sein, muß also einmal eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes streitet. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder daß unser Ich wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem Vorhergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke.

Mercier. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig iſt?!

Payne. Dann iſt ſie ſchon keine Schöpfung mehr, dann iſt ſie Eins mit Gott oder ein Attribut deſſelben, wie Spinoza ſagt, dann iſt Gott in Allem, in Ihnen, Wertheſter, im Philoſophen Anaxagoras und in mir. Das wäre ſo übel nicht, aber Sie müſſen mir zugeſtehen, daß es gerade nicht viel um die himmliſche Majeſtät iſt, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, lebendig begraben werden, oder wenigſtens die ſehr unangenehmen Vorſtellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Urſache muß doch da ſein.

Payne. Wer leugnet das? Aber wer ſagt Ihnen denn, daß dieſe Urſache das ſei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenſte denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier. Nein.

Payne. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Urſache ſchließen? — Voltaire wagte es eben ſo wenig, es mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deßwegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verſtand, und ihn nicht einmal conſequent zu gebrauchen weiß oder wagt, iſt ein Stümper.

Mercier. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Urſache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt, kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes ſchaffen? — Iſt das

nicht unmöglich, weil das Geſchaffene doch nie ſeinen Grund in ſich haben kann, was doch, wie Sie ſagten, zur Vollkommenheit gehört?

Chaumette. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne. Beruhige dich, Philoſoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal ſchaffen, kann er nur was Unvollkommenes ſchaffen, ſo läßt er es geſcheidter ganz bleiben. Iſt's nicht ſehr menſchlich, uns Gott nur als ſchaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und ſchütteln müſſen, um uns nur immer ſagen zu können: wir ſind! müſſen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müſſen wir, wenn ſich unſer Geiſt in das Weſen einer harmoniſch in ſich ruhenden, ewigen Seligkeit verſenkt, gleich annehmen, ſie müſſe den Finger ausſtrecken und über Tiſch Brodmännchen kneten, — aus überſchwänglichem Liebesbedürfniß, wie wir uns ganz geheimnißvoll in die Ohren ſagen? Müſſen wir das Alles, bloß um uns zu Götterſöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigſtens werde ich ihm nicht nachſagen können, daß er mich unter ſeinem Stande in Schweinſtällen oder auf den Galeeren habe erziehen laſſen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonſtriren, Spinoza hat es verſucht. Man kann das Böſe leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verſtand kann Gott beweiſen, das Gefühl empört ſich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das iſt der Fels des Atheismus. Das leiſeſte Zucken des Schmerzes, und rege es ſich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier. Und die Moral?

Payne. Erſt beweiſt ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Was wollt ihr denn mit eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für ſich was Böſes oder was Gutes gibt, und habe deßwegen doch nicht nöthig, meine Handlungsweiſe zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemeſſen, iſt für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, iſt für mich bös, und ich thue es nicht und vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man ſo ſagt, tugendhaft bleiben und ſich gegen das ſogenannte Laſter wehren, ohne deßwegen Ihren Gegner verachten zu müſſen, was ein gar trauriges Gefühl iſt.

Chaumette. Wahr, ſehr wahr!

Hérault. O Philoſoph Anaxagoras, man könnte aber auch ſagen: damit Gott Alles ſei, müſſe er auch ſein eignes Gegentheil ſein, das heißt vollkommen und unvollkommen, bös und gut, ſelig und leidend; das Reſultat freilich würde gleich Null ſein, es würde ſich gegenſeitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommſt glücklich durch, du kannſt ganz ruhig in Madame Momoro das Meiſterſtück der Natur anbeten.

Chaumette. Ich danke Ihnen verbindlichſt, meine Herren. (Ab.)

Payne. Er traut noch nicht, er wird ſich zu guter Letzt noch die Oelung geben, die Füße nach Mekka zu legen, und ſich beſchneiden laſſen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.)

Hérault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn). Guten Morgen! Gute Nacht! — ſollte ich ſagen. Ich kann nicht fragen, wie haſt du geſchlafen? Wie wirſt du ſchlafen?

Danton. Nun gut, man muß lachend zu Bett gehn.

Mercier (zu Payne). Dieſe Dogge mit Taubenflügeln! Er iſt der böſe Genius der Revolution, er wagte ſich an ſeine Mutter, aber ſie war ſtärker als er.

Payne. Sein Leben und ſein Tod ſind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton). Ich dachte nicht, daß ſie ſo ſchnell kommen würden.

Danton. Ich wußt' es, man hatte mich gewarnt.

Lacroix. Und du haſt nichts geſagt?

Danton. Zu was? Ein Schlagfluß iſt der beſte Tod; wollteſt du zuvor krank ſein? Und — ich dachte nicht, daß ſie es wagen würden. (Zu Hérault.) Es iſt beſſer, ſich in die Erde legen, als ſich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe ſie lieber zum Kiſſen, als zum Schemel.

Hérault. Wir werden wenigſtens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübſchen Dame Verweſung die Wangen ſtreicheln.

Camille (zu Danton). Gib dir nur keine Mühe, du magſt die Zunge noch ſo weit zum Hals heraushängen, du kannſt dir damit doch nicht den Todesſchweiß von der Stirne lecken. O Lucile! das iſt ein großer Jammer.

(Die Gefangenen drängen ſich um die neu Angekommenen.)

Danton (zu Payne). Was Sie für das Wohl Ihres

Landes gethan, habe ich für das meinige verſucht. Ich war weniger glücklich, man ſchickt mich aufs Schaffot; meinetwegen, ich werde nicht ſtolpern.

Mercier (zu Danton). Das Blut der Zwei und zwanzig erſäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault). Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft ſind eins.

Ein Anderer (zu Camille). Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbeſſerung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein Anderer. Laßt ihn! das ſind die Lippen, welche das Wort Erbarmen geſprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen ſeinem Beiſpiele.)

Philippeau. Wir ſind Prieſter, die mit Sterbenden gebetet haben, wir ſind angeſteckt worden und ſterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage ſehr, daß unſere Anſtrengungen ſo fruchtlos waren; ich gehe aufs Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden.

Ein Zimmer.

Fouquier-Tinville. Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird ſchwer halten; wäre Danton nicht darunter, ſo ginge es leicht.

Fouquier. Er muß verlanzen.

Hermann. Er wird die Geſchwornen erſchrecken, er iſt die Vogelſcheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geſchwornen müſſen wollen.

Hermann. Ein Mittel wüßt' ich, aber es wird die geſetzliche Form verletzen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir leſen nicht, ſondern ſuchen die Handfeſten aus.

Fouquier. Das muß gehen. — Das wird ein gutes Heckenfeuer geben. Es ſind ihrer Neunzehn. Sie ſind geſchickt zuſammengewürfelt. Die vier Fälſcher, dann einige Banquiers und Fremde. Das iſt ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Alſo zuverläſſige Leute! Wer zum Beiſpiel?

Hermann. Lerei, er iſt taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag ſich den Hals bei ihm rauh ſchreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Vilatte und Lamière, der eine ſitzt immer in der Trinkſtube, und der andere ſchläft immer. Beide öffnen den Mund nur, um das Wort: ſchuldig zu ſagen. — Girard hat den Grundſatz, es dürfe Keiner entwiſchen, der einmal vor das Tribunal geſtellt ſei. Renaudin —

Fouquier. Auch der? Er half einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man ſolle allen Verurtheilten vor der

Hinrichtung zur Ader laſſen, um ſie ein wenig matt zu machen; ihre trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ah, ſehr gut. Alſo ich verlaſſe mich drauf!

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Luxemburg.

Ein Corridor.

Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf- und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen). Wie, ſo viel Unglückliche in einem ſo elenden Zuſtande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie geſagt, daß Paris eine Schlachtbank iſt?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit ſchwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikaniſirt! Da klatſchen die Gallerien, und die Römer reiben ſich die Hände; aber ſie hören das Röcheln der Opfer nicht. Geht einmal Euern Phraſen nach, bis zu dem Punkte, wo ſie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr geſprochen, es iſt eine mimiſche Ueberſetzung Eurer Worte. Dieſe Elenden, ihre Henker und die Guillotine ſind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bautet Euer Syſtem, wie Bajazet ſeine Pyramiden, aus Menſchenköpfen.

Danton. Du haſt Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menſchenfleiſch. Das iſt der Fluch unſerer

Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es iſt gerade ein Jahr, daß ich das Revolutions-Tribunal ſchuf. Ich bitte Gott und die Menſchen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unſchuldige zu retten, aber dieſer langſame Mord mit ſeinen Formalitäten iſt gräßlicher und eben ſo unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte, Sie Alle dieſen Ort verlaſſen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden ſoll.

Das Revolutions-Tribunal.

Hermann (zu Danton). Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung iſt bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geſchichte.

Hermann. Danton, der Convent beſchuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondiſten, mit den Fremden und der Factien Ludwig's XVII. konſpirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich ſo oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweiſen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erſcheinen, und ich werde ſie mit Schande bedecken. Die Ausſchüſſe mögen ſich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe ſie als Kläger und als Zeugen nöthig.

Sie mögen ſich zeigen. — Uebrigens, was liegt mir an Euch und Eurem Urtheil? Ich habe es Euch ſchon geſagt: das Nichts wird bald mein Aſyl ſein; — das Leben iſt mir zur Laſt, man mag mir es entreißen, ich ſehne mich darnach, es abzuſchütteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit iſt dem Verbrecher, die Ruhe der Unſchuld eigen.

Danton. Privatkühnheit iſt ohne Zweifel zu tadeln, aber jene Nationalkühnheit, die ich ſo oft gezeigt, mit welcher ich ſo oft für die Freiheit gekämpft habe, iſt die verdienſtvollſte aller Tugenden. — Sie iſt meine Kühnheit, ſie iſt es, der ich mich hier zum Beſten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich faſſen, wenn ich mich auf eine ſo niedrige Weiſe verläumdet ſehe? — Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Vertheidigung erwarten. Männer meines Schlages ſind in Revolutionen unſchätzbar, auf ihrer Stirne ſchwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konſpirirt, zu den Füßen elender Deſpoten geſeſſen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugſamen Gerechtigkeit zu antworten! — Du elender St. Juſt wirſt der Nachwelt für dieſe Läſterung verantwortlich ſein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor ſeine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, ſo mag es ſich denn aufrichten und ihnen entgegentreten; unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich

ſie begraben. — Ich bin nicht ſtolz darauf. Das Schickſal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen ſind ſeine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. Auguſt geſchlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet und den Königen einen Königskopf als Fehdehandſchuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklage-Acte.) — Wenn ich einen Blick auf dieſe Schandſchrift werfe, fühle ich mein ganzes Weſen beben. Wer ſind denn die, welche Danton nöthigen mußten, ſich an jenem denkwürdigen Tage (am 10. Auguſt) zu zeigen? Wer ſind denn die privilegirten Weſen, von denen er ſeine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erſcheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und ſie in das Nichts zurückſchleudern, aus dem ſie nie hätten hervorkriechen ſollen.

Hermann (ſchellt.) Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menſchen, welcher ſeine Ehre und ſein Leben vertheidigt, muß deine Schelle überſchreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerſtückten Leibern der Ariſtokraten geäzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Ariſtokraten und Reichen dem Volke Waffen geſchmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonnetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme iſt erſchöpft. Sie ſind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächſtemal Ihre Vertheidigung beſchließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung iſt aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden — und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern.

Das Luxemburg.

Ein Kerker.

Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Nase nicht so ins Gesicht. Ha, ha, ha!

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondsichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein lesen könntet?

(Zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält.)

Dillon. Gib her!

Wärter. Herr, meine Mondsichel hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hosen sehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter. Nein, sie ziehen Wasser. (Zu Dillon.) Sie hat sich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir das geben, das sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab. — Liest.) Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Justizpalast und stand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich, — — hm! hm! (Er geht auf und ab, und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.) — Hätt' ich

nur den Fuß auf der Gaſſe. Ich werde mich nicht ſo ſchlachten laſſen. Ja, nur den Fuß auf der Gaſſe!

Laflotte. Und auf dem Karren, das iſt eins.

Dillon. Meinſt du? Da liegen noch ein Paar Schritte dazwiſchen, lang genug, um ſie mit den Leichen der Decemvirn zu meſſen. — — Es iſt endlich Zeit, daß die rechtſchaffenen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für ſich.) Deſto beſſer, um ſo leichter iſt es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläſer und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, ſie werden ſich zuletzt noch ſelbſt guillotiniren. (Er läuft auf und ab.)

Laflotte (bei Seite.) Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben, wie ſein Kind, wenn man ſich's ſelbſt gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man ſo mit dem Zufall Blutſchande treiben und ſein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Oedipus!

Dillon. Man füttert das Volk nicht mit Leichen; Danton's und Camille's Weiber mögen Aſſignaten unter das Volk werfen, das iſt beſſer als Köpfe.

Laflotte (bei Seite). Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte ſie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danton! — Wer iſt noch ſicher? Die Furcht wird ſie vereinigen.

Laflotte (bei Seite). Er iſt doch verloren. Was iſt's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grabe zu klettern?

Dillon. Nur den Fuß auf der Gaſſe! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondiſten, Ex-Adelige; wir

erbrechen die Gefängniſſe, wir müſſen uns mit den Gefangenen verſtändigen.

Laflotte (bei Seite). Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurkerei. Was thut's? Ich hätte Luſt, auch das zu verſuchen; ich war bisher zu einſeitig. Man bekommt Gewiſſensbiſſe, das iſt doch eine Abwechſelung; es iſt nicht ſo unangenehm, ſeinen eigenen Geſtank zu riechen. — Die Ausſicht auf die Guillotine iſt mir langweilig geworden; ſo lange auf die Sache zu warten! Ich habe ſie im Geiſte ſchon zwanzigmal durchprobirt. Es iſt auch gar nichts Pikantes mehr daran, es iſt ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen laſſen.

Laflotte (bei Seite). Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer ſteht mir dafür? Man ſagt zwar, es ſei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz iſt die einzige Sünde, und das Leiden iſt das einzige Laſter; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo iſt der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß geben; wir müſſen das Eiſen ſchmieden, mein Plan iſt fertig.

Laflotte. Gleich, Gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm ſprechen, du kannſt auf mich zählen, General, wir werden aus dem Loche kommen (für ſich im Hinausgehen), um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteſte, die Welt, — er in das engſte, das Grab.

Der Wohlfahrts-Ausschuß.

St. Just, Barrère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes.

Barrère. Was schreibt Fouquier?

St. Just. Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrts-Ausschusses, sie appelliren an das Volk wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther soll unbeschreiblich sein. — Danton parodirte den Jupiter und schüttelte die Locken.

Collot. Um so leichter wird ihn Samson packen.

Barrère. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud. Das Volk hat einen Instinct, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken; dergleichen insolente Physiognomien gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adeliges Wappen; der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrère. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembriseurs hat ihn unverwundbar gemacht. — Was sagt Robespierre?

St. Just. Er thut, als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrère. Unmöglich, das geht nicht.

St. Just. Sie müssen weg, um jeden Preis, und

ſollten wir ſie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! — Danton ſoll uns das Wort nicht umſonſt gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht ſtolpern, aber bleibt Danton am Leben, ſo wird er ſie am Gewand faſſen, und er hat etwas in ſeiner Geſtalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. (St. Juſt wird herausgerufen.)

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, ſie verlangen einen Arzt.

Billaud. Das iſt unnöthig, ſo viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer. Es ſind ſchwangere Weiber dabei.

Billaud. Deſto beſſer, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrère. Die Schwindſucht eines Ariſtokraten ſpart dem Revolutions-Tribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot (nimmt ein Papier). Eine Bittſchrift! ein Weibername!

Barrère. Wohl eine von denen, die gezwungen ſein möchten, zwiſchen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jacobiners zu wählen. Die wie Lucretia nach dem Verluſt ihrer Ehre ſterben, aber etwas ſpäter als die Römerin — im Kindbett oder aus Altersſchwäche. — Es mag nicht ſo unangenehm ſein, einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot. Sie iſt zu alt. Madame verlangt den Tod, ſie weiß ſich auszudrücken, das Gefängniß liegt auf ihr wie

ein Sargdeckel. Sie ſitzt erſt ſeit vier Wochen. Die Antwort iſt leicht. (Er ſchreibt und lieſt.) „Bürgerin, es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt.“

Barrère. Gut geſagt. Aber Collot, es iſt nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben ſonſt keine Furcht mehr davor, man muß ſich nicht ſo familiär machen.

(St. Juſt kommt zurück.)

St. Juſt. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man conſpirirt in den Gefängniſſen; ein junger Menſch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er ſaß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrère. Er ſchneidet ſich mit ſeiner Bouteille den Hals ab; das iſt ſchon mehr vorgekommen.

St. Juſt. Danton's und Camille's Weiber ſollen Geld unter das Volk werfen, Dillon ſoll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent ſoll geſprengt werden.

Barrère. Das ſind Mährchen.

St. Juſt. Wir werden ſie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volkes, die Beſtürzung der Geſchwornen; ich werde einen Bericht machen.

Barrère. Ja, geh, St. Juſt, und ſpinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeſchlagener Kopf iſt.

St. Juſt. Der Convent muß dekretiren, das Tribunal ſolle ohne Unterbrechung den Proceß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte ſchuldige Achtung

verletze oder ſtörende Auftritte veranlaſſe, von den Debatten ausſchließen.

Barrère. Du haſt einen revolutionären Inſtinct, das lautet ganz gemäßigt und wird doch ſeine Wirkung thun. Sie können nicht ſchweigen, Danton muß ſchreien.

St. Juſt. Ich zähle auf Eure Unterſtützung. Es gibt Leute im Convent, die eben ſo krank ſind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, ſie werden über Verletzung der Formen ſchreien.

Barrère (ihn unterbrechend.) Ich werde ihnen ſagen: Zu Rom wurde der Conſul, welcher die Verſchwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tode beſtrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren ſeine Ankläger?

Collot (mit Pathos). Geh', St. Juſt, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten, in ihren Umarmungen erſticken, die Majeſtät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erſcheinen und ſie zu Aſche glühen. Geh', St. Juſt, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerſchleudern.

(St. Juſt ab.)

Barrère. Haſt du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specifikum machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, ſie kämpfen mit dem Laſter.

Billaud. Bis jetzt geht unſer Weg zuſammen.

Barrère. Robespierre will aus der Revolution einen Hörſaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Betſchemel.

Collot. Auf dem er aber alsdann nicht ſtehen, ſondern liegen ſoll.

Barrère. Das wird leicht geben. Die Welt müßte auf dem Kopfe ſtehen, wenn die ſogenannten Spitzbuben von den ſogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden ſollten.

Collot (zu Barrère). Wann kommſt du wieder nach Clichy?

Barrère. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

Collot. Nicht wahr, über dem Ort ſteht ein Stern, deſſen verſengende Strahlen deinen Rücken verdorren machen?

Billaud. Was machen die niedlichen Finger der reizenden Demaly?

Barrère (zuckt die Achſeln). Pſt! davon darf der Tugendhafte nichts wiſſen.

Billaud. Er iſt ein impotenter Maſenet. (Billaud und Collot ab.)

Barrère (allein). Die Ungeheuer! — „Es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt!“ Dieſe Worte hätten die Zunge müſſen verdorren machen, die ſie geſprochen. — Und ich? — Als die Septembriſeurs in die Gefängniſſe drangen, faßt ein Gefangener ſein Meſſer, er drängt ſich unter die Mörder, er ſtößt es in die Bruſt eines Prieſters, er iſt gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrts-Ausſchuß ſetze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taſchenmeſſer nehme? Es iſt der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umſtänden, die Grundverhältniſſe ſind ſich gleich. — Und durft'

er Einen morden, durft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerſtenkörner, machen zwei einen Haufen, drei, vier, wie viel dann? Komm, mein Gewiſſen, komm, mein Hühnchen, komm, da iſt Futter. — Doch — war ich auch Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. (Ab.)

Die Conciergerie.

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du haſt gut geſchrieen, Danton; hätteſt du dich früher ſo um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod Einem ſo unverſchämt nahe kommt und ſo aus dem Halſe ſtinkt und immer zudringlicher wird?

Camille. Wenn er noch ſeinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber ſo in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgeſetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen geſagt, und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langſam hereinkriecht mit ſeinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es iſt mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langſam ſyſtematiſch von der kalten phyſiſchen Gewalt abgedreht. So mechaniſch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen, allein, kalt, ſteif in dem feuchten Dunſt der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod

das Leben langſam aus den Fibern martert, mit Bewußtſein vielleicht, ſich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir ſind wie die Herbſtzeitloſe, welche erſt nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die verſetzt werden, unterſcheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Verſuch ein wenig ſtinken. Iſt das ſo arg?

Danton. Eine erbauliche Ausſicht! Von einem Miſthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klaſſentheorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und ſo weiter? Ich habe die Schulbänke ſatt, ich habe mir Geſäßſchwielen wie ein Affe darauf geſeſſen.

Philippeau. Was willſt du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die iſt in Gott.

Danton. Im Nichts: Verſenke dich in was Ruhigers, als in das Nichts, und wenn die höchſte Ruhe Gott iſt, iſt nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheiſt; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das iſt der Jammer! — Die Schöpfung hat ſich ſo breit gemacht, da iſt nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat ſich ermordet, die Schöpfung iſt ſeine Wunde, wir ſind ſeine Blutstropfen, die Welt iſt das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es iſt aber doch was Wahres daran.

Camille. Die Welt iſt der ewige Jude, das Nichts iſt der Tod, aber er iſt unmöglich. O! nicht ſterben können, nicht ſterben können! wie es im Liede heißt.

Danton. Wir ſind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigeſetzt, unter dem Himmel, in unſeren Häuſern, in unſeren Röcken und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da iſt keine Hoffnung im Tod; er iſt nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organiſirtere Fäulniß, — das iſt der ganze Unterſchied! — Aber ich bin gerad' einmal an dieſe Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn ſie mich einſam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöſte — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht ſterben, nein, ich kann nicht ſterben. Wir müſſen ſchreien, ſie müſſen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Ein Zimmer.

Fouquier. Amar. Vouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten ſoll; ſie fordern eine Commiſſion.

Amar. Wir haben die Schurken, da haſt du, was du verlangſt. (Er überreicht Fouquier ein Papier.)

Vouland. Das wird ſie zufrieden ſtellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun raſch, daß wir und ſie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton. Die Republik iſt in Gefahr, und er hat keine Inſtruction! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme iſt noch ſtark genug, um den Decemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commiſſion, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurückziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (Zeichen des Beifalls.)

Fouquier, Amar und Vouland treten ein.

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik. Achtung dem Geſetze! Der Convent beſchließt: — In Betracht, daß in den Gefängniſſen ſich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und ſich an die Spitze der Empörer ſtellen ſollen, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß dieſe ſelbſt unruhige Auftritte herbei zu führen ſich bemüht und das Tribunal zu beleidigen verſucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Unterſuchung ohne Unterbrechung fortzuſetzen und jeden Angeklagten, der die dem Geſetze ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen ſollte, von den Debatten auszuſchließen.

Danton. Ich frage die Anweſenden, ob wir dem Tribunal, dem Volk, oder dem National-Convent Hohn geſprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

Camille. Die Elenden, ſie wollen meine Lucile morden!

Danton. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich ſehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das iſt die Dictatur; ſie hat ihren Schleier zerriſſen, ſie trägt die Stirne hoch, ſie ſchreitet über unſere Leichen. (Auf Amar und Vouland deutend.) Seht da die feigen Mörder, ſeht da die Raben des Wohlfahrts-Ausſchuſſes! Ich klage Robespierre, St. Juſt und ihre Henker des Hochverraths an. Sie wollen die Republik im Blut erſticken. Die Gleiſe der Guillotinen-Karren ſind die Heerſtraßen, in welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen ſollen. — Wie lange ſollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber ſein? — Ihr wollt Brod und ſie werfen euch Köpfe hin. Ihr dürſtet und ſie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern. Geſchrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Juſtiz-Palaſte.

Ein Volkshaufe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

Erſter Bürger. Ja, das iſt wahr, Köpfe ſtatt Brod, Blut ſtatt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine iſt eine ſchlechte Mühle und Samſon ein ſchlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

Zweiter Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefreſſen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

Erſter Bürger. Danton war unter uns am 10. Auguſt, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

Zweiter Bürger. Und Lafayette war mit euch in Verſailles und war doch ein Verräther.

Erſter Bürger. Wer ſagt, daß Danton ein Verräther ſei?

Zweiter Bürger. Robespierre.

Erſter Bürger. Und Robespierre iſt ein Verräther.

Zweiter Bürger. Wer ſagt das?

Erſter Bürger. Danton.

Zweiter Bürger. Danton hat ſchöne Kleider, Danton hat ein ſchönes Haus, Danton hat eine ſchöne Frau, er badet ſich in Burgunder, ißt das Wildpret von ſilbernen Tellern. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er das Alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geſchenkt, damit er ihm die Krone ſtehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch Alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther!

Dritter Act.

Eine Straße.

Dumas. Ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem ſolchen Verhör ſo viel Unſchuldige zum Tode verurtheilen?

Dumas. Das iſt in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der anderen Menſchen fehlt, und dieſer Sinn trügt ſie nie.

Bürger. Das iſt der Sinn des Tigers. — Du haſt ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So iſt es denn wahr?

Dumas. Das Revolutions-Tribunal wird unſere Eheſcheidung ausſprechen; die Guilletine wird uns von Tiſch und Bett trennen.

Bürger. Du biſt ein Ungeheuer!

Dumas. Schwachkopf! du bewunderſt Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade römiſcher Conſul ſein und ſein Haupt mit der Toga verhüllen können, um ſein Liebſtes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Aermel meines rothen Fracks abwiſchen; das iſt der ganze Unterſchied. — Geh', du begreifſt mich nicht. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie, ein Knabe.

Julie. Es iſt aus. Sie zitterten vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh'! ich habe ihn zum letzten Mal geſehen; ſag' ihm, ich könne ihn nicht ſo ſehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das — und ſag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er verſteht mich ſchon, und dann ſchnell zurück, ich will ſeine Blicke aus deinen Augen leſen.

Die Conciergerie.

Lacroix, Hérault auf einem Bett, Danton, Camille auf einem andern.

Lacroix. Die Haare wachſen Einem ſo und die Nägel, man muß ſich wirklich ſchämen.

Hérault. Nehmen Sie ſich ein wenig in Acht, Sie nießen mir das ganze Geſicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht ſo auf die Füße, Beſter, ich habe Hühneraugen.

Hérault. Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Hérault. Nun, ſchlafen Sie wohl, wir müſſen ſehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! zerren Sie nicht ſo am Leintuch, es iſt kalt da unten. —

Danton. Ja, Camille, morgen ſind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille. Das Rindsleder, woraus nach Platen die Engel ſich Pantoffel geſchnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch darnach. — Meine Lucile!

Danton. Sei ruhig, mein Junge.

Camille. Kann ich's? Glaubſt du, Danton?! Kann ich's? Sie können die Hände nicht an ſie legen, das Licht der Schönheit, das von ihrem ſüßen Leibe ſich ausgießt, iſt unlöſchbar. Siehe, die Erde würde nicht wagen, ſie zu verſchütten, ſie würde ſich um ſie wölben, der Grabdunſt würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Kryſtalle würden wie Blumen um ihre Glieder ſprießen und helle Quellen in Schlaf ſie murmeln.

Danton Schlafe, mein Junge, ſchlafe.

Camille. Höre, Danton, unter uns geſagt, es iſt ſo elend, ſterben zu müſſen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus ſeinen hübſchen Augen ſtehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton. Du wirſt ſie ohnehin offen behalten. Samſon drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf iſt barmherziger. Schlafe, mein Junge, ſchlafe.

Camille. Lucile, deine Küſſe phantaſiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen ſinken und ſchließen ihn feſt ein.

Danton. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken ſchiebt ſie die Wände enger um mich, bis ſie ſo eng ſind, wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind ſo eine Geſchichte, die Haare ſtanden mir zu Berg. — Ja, als Kind!

das war der Mühe werth, mich ſo groß zu füttern und mich warm zu halten. Blos Arbeit für den Todtengräber! — Es iſt mir, als röch' ich ſchon. Mein lieber Leib, ich will mir die Naſe zuhalten und mir einbilden, du ſeiſt ein Frauenzimmer, das vom Tanzen ſchwitzt, und dir Artigkeiten ſagen. Wir haben uns ſonſt ſchon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen biſt du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf iſt ausgeſpielt. Morgen biſt du eine leere Flaſche, der Wein iſt ausgetrunken, aber ich habe keinen Rauſch davon und gehe nüchtern zu Bett. Das ſind glückliche Leute, die ſich noch betrinken können. Morgen biſt du eine durchgerutſchte Hoſe, du wirſt in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich freſſen. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es iſt ſo elend, ſterben müſſen. Der Tod äfft die Geburt; bei'm Sterben ſind wir ſo hilflos und nackt, wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe ſo gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! Er ſchläft (indem er ſich über ihn bückt), ein Traum ſpielt zwiſchen ſeinen Wimpern. Ich will den goldenen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen ſtreifen. (Er erhebt ſich und tritt ans Fenſter.) Ich werde nicht allein gehn, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders ſterben mögen, ſo ganz müheloſ, ſo wie ein Stern fällt, wie ein Ton ſich ſelbſt aushaucht, ſich mit den eignen Lippen todt küßt, wie ein Lichtſtrahl in klaren Fluthen ſich begräbt. — Wie ſchimmernde Thränen ſind die Sterne durch die Nacht geſprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge ſein, von dem ſie abträufelten.

Camille. O! (Er hat ſich aufgerichtet und taſtet nach der Decke.)

Danton. Was haſt du, Camille?

Camille. O, o!

Danton (ſchüttelt ihn). Willſt du die Decke herunterkratzen?

Camille. Ach du, du, o halt mich, ſprich, du!

Danton. Du bebſt an allen Gliedern, der Schweiß ſteht dir auf der Stirne.

Camille. Das biſt du, das ich; ſo, — das iſt meine Hand! ja, jetzt beſinn' ich mich. O Danton, das war entſetzlich.

Danton. Was denn?

Camille. Ich lag ſo zwiſchen Traum und Wachen. Da ſchwand die Decke und der Mond ſank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte ſich geſenkt, ich ſtieß daran, ich betaſtete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entſetzlich, Danton.

Danton. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das ſahſt du.

Camille. Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verſtand verlieren zu machen. Der Wahnſinn faßte mich bei den Haaren. (Er erhebt ſich.) Ich mag nicht mehr ſchlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton. Was nimmſt du?

Camille. Die Nachtgedanken.

Danton. Willſt du zum voraus ſterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betſtuhl, ſondern wie aus der Kammer eines Mädchens wegſchleichen.

Platz vor der Conciergerie.

Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

Schließer. Wer hat Euch herfahren geheißen?

Erſter Fuhrmann. Ich heiße nicht Herfahren, das iſt ein kurioſer Name.

Schließer. Dummkopf, wer hat dir die Beſtallung dazu gegeben?

Erſter Fuhrmann. Ich habe keine Stallung dazu gekriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

Zweiter Fuhrmann. Der Schuft will mich um's Brod bringen.

Erſter Fuhrmann. Was nennſt du dein Brod? — (Auf die Fenſter der Gefangenen deutend): Das iſt Wurmfraß.

Zweiter Fuhrmann. Kleine Kinder ſind auch Würmer, und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht ſchlecht mit unſerem Metier, und doch ſind wir die beſten Fuhrleute.

Erſter Fuhrmann. Wie das?

Zweiter Fuhrmann. Wer iſt der beſte Fuhrmann?

Erſter Fuhrmann. Der am weiteſten und am ſchnellſten fährt.

Zweiter Fuhrmann. Nun, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt ſchneller, als der's in einer

Viertelſtunde thut? — Genau gemeſſen iſt's eine Viertelſtunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer. Raſch, ihr Schlingel! Näher ans Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor.)

Zweiter Fuhrmann (zu den Weibern). Was gafft ihr?

Ein Weib. Wir warten auf alte Kunden.

Zweiter Fuhrmann. Meint ihr, mein Karren wär' ein Winkelhaus? Er iſt ein anſtändiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie ſetzt ſich auf einen Stein unter die Fenſter der Gefangenen). Camille, Camille! (Camille erſcheint am Fenſter.) — Höre, Camille, du machſt mich lachen mit dem langen Steinrock und der eiſernen Maske vor dem Geſicht, kannſt du dich nicht bücken? Wo ſind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel (ſingt):

Es ſtehen zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' ſcheint vor Feinsliebchens Fenſter,
Der andre vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leiſe die Treppe herauf, ſie ſchlafen Alle. Der Mond hilft mir ſchon lange warten. Aber du kannſt nicht zum Thore herein, das iſt eine unleidliche Tracht. Das iſt zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührſt dich auch gar nicht, warum ſprichſt du nicht? Du machſt mir Angſt. — Höre! die Leute ſagen, du müßteſt ſterben, und machen dazu ſo ernſthafte Geſichter. — Sterben! ich muß lachen über die Geſichter. Sterben! Was iſt das für ein Wort? Sag' mir es,

Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da iſt's. Ich will ihm nachlaufen, komm, ſüßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm! (Sie läuft weg.)

Camille (ruft.) Lucile! Lucile!

Die Conciergerie.

Danton an einem Fenſter, welches in das nächſte Zimmer geht, Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

Danton. Du biſt jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht haſt — des vers.

Camille (für ſich). Der Wahnſinn ſaß hinter ihren Augen. Es ſind ſchon mehr Leute wahnſinnig geworden, das iſt der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waſchen unſere Hände. Es iſt auch beſſer ſo.

Danton. Ich laſſe Alles in einer ſchrecklichen Verwirrung. Keiner verſteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Weiber und Couthon meine Waden hinterließe.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit zur Dirne gemacht!

Danton. Die Tempelherren citirten ihren Mörder, Philipp den Schönen, vor das Tribunal der Unterwelt, und

es verging kein Jahr, als er dort erſchien; ich laſſe meinen Mördern keine ſechs Monate Friſt, ich ziehe ſie mit mir.

Camille (für ſich). Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die geſunde Vernunft tauft, ſind unerträglich langweilig. Der glücklichſte Menſch war der, welcher ſich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt ſei.

Lacroix. Die Eſel werden ſchreien: es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unſere Leichen abſetzen, wo ſie will, mit unſern feſſilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einſchlagen können.

Hérault. Ja, wenn ſich gerade ein Simſon für unſere Kinnbacken findet.

Danton. Sie ſind Kainsbrüder.

Lacroix. Nichts beweiſt mehr, daß Robespierre ein Nero iſt, als der Umſtand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor deſſen Verhaftung. Iſt es nicht ſo, Camille?

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — (Für ſich.) Was ſie aus dem Wahnſinn ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zuſammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geſchichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unſerer Leichen erſticken.

Hérault. Das ſind Phraſen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen ſie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Geſicht, als ſolle er verſteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt ſich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu ſprechen; wir ſollten einmal die Masken abnehmen, wir ſähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahlloſen, unverwüſtlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterſchiede ſind ſo groß nicht, wir Alle ſind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genie's, und zwar das Alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, ſie ſind nicht ſo breit, als man ſich einbildet. Schlafen, Verdauen, — das treiben Alle; die übrigen Dinge ſind nur Variationen aus verſchiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man ſich auf die Zehen zu ſtellen und Geſichter zu ſchneiden, da braucht man ſich vor einander zu geniren! Wir haben uns Alle am nämlichen Tiſche krank gegeſſen und haben Leibgrimmen, was haltet ihr euch die Servietten vor das Geſicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt. Schneidet nur keine ſo tugendhaften und ſo witzigen und ſo bereiſchen und ſo genialen Grimaſſen, wir kennen uns ja einander, ſpart euch die Mühe.

Hérault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander ſetzen und ſchreien; nichts dummer, als die Lippen zuſammenzu preſſen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter ſchrieen, Römer und Stoiker machten die hereiſche Fratze.

Danton. Die einen waren ſo gut Epikuräer, wie die

andern. Sie machten ſich ein ganz behagliches Selbſtgefühl zurecht. Es iſt nicht ſo übel, ſeine Toga zu drapiren und ſich umzuſehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was ſollen wir uns zerren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Roſenkränze oder Weinlaub verbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu ſtehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu ſehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderſchreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien ſind.

Danton. Aber wir ſind die armen Muſikanten und unſere Körper die Inſtrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuſcht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leiſe verhallend wie ein wollüſtiger Hauch in himmliſchen Ohren zu ſterben?

Hérault. Sind wir wie Ferkel, die man für fürſtliche Tafeln mit Ruthen todt peitſcht, damit ihr Fleiſch ſchmackhafter werde?

Danton. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieſer Welt gebraten und mit Lichtſtrahlen gekitzelt werden, damit die Götter ſich über ihr Lachen freuen?

Camille. Iſt denn der Aether mit ſeinen Goldaugen eine Schüſſel mit Goldkarpfen, die am Tiſche der ſeligen Götter ſteht, und die ſeligen Götter lachen ewig und die Fiſche ſterben ewig und die Götter erfreuen ſich ewig am Farbenſpiel des Todtenkampfes?

Danton. Die Welt iſt das Chaos. Das Nichts iſt der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philipveau. Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zufallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camille's Arm). Freue dich, Camille, wir bekommen eine ſchöne Nacht. Die Wolken hängen am ſtillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, verſinkenden Göttergeſtalten. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie. Das Volk lief in den Gaſſen, jetzt iſt Alles ſtill. Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten laſſen. (Sie zieht eine Phiole hervor) Komm liebſter Prieſter, deſſen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt ans Fenſter.) Es iſt ſo hübſch, Abſchied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt.) — Man möchte immer ſo ſtehen. — Die Sonne iſt hinunter, der Erde Züge waren ſo ſcharf in ihrem Lichte, doch jetzt iſt ihr Geſicht ſo ſtill und ernſt, wie einer Sterbenden. — Wie ſchön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen ſpielt. — Stets bleicher und bleicher wird ſie, wie eine Leiche treibt ſie abwärts in der Fluth des Aethers; will denn kein Arm ſie bei den goldenen Locken faſſen

und aus dem Strom ſie ziehen und begraben? — Ich gehe leiſe. Ich küſſe ſie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer ſie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, ſchlafe. (Sie ſtirbt.)

Der Revolutions-Platz.

(Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber ſingen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen ſtimmen die Marſeillaiſe an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Platz! Die Kinder ſchreien, ſie haben Hunger. Ich muß ſie zuſehen machen, daß ſie ſtill ſind. Platz!

Ein Weib. Höre, Danton, du kannſt jetzt mit den Würmern buhlen.

Eine Andere. Hérault, aus deinen hübſchen Haaren laß ich mir eine Perücke machen.

Hérault. Ich habe nicht Waldung genug für einen ſo abgeholzten Berg.

Camille. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch ſchreien: hr Berge fallet auf uns!

Ein Weib. Der Berg iſt auf Euch, oder Ihr ſeid ihn ielmehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille). Ruhig, mein Junge, du haſt dich heiſer geſchrieen.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld). Da, alter Charon, dein Karren iſt ein guter Präſentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerſt ſerviren. Das iſt ein klaſſiſches Gaſtmahl,

wir liegen auf unſeren Plätzen und verſchütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er beſteigt das Blutgerüſt, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton ſteigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verſtand verloren habt; ihr werdet ſie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war ſchon einmal da; wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unſern Gräbern den Hals brechen.

Hérault (zu Danton). Er hält ſeine Leiche für ein Miſtbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schaffot). Ich vergebe Euch; ich wünſche, Eure Todesſtunde ſei nicht bitterer, als die meinige.

Hérault. Dacht' ich's doch, er muß ſich noch einmal in den Buſen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäſche hat.

Fabre. Lebe wohl, Danton. Ich ſterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine iſt der beſte Arzt.

Hérault (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da iſt's Zeit.

(Ein Henker ſtößt ihn zurück.)

Danton (zum Henker). Willſt du grauſamer ſein, als der Tod? Kannſt du verhindern, daß unſere Köpfe ſich auf dem Boden des Korbes küſſen?

Eine Straße.

Lucile. Es iſt doch was wie Ernſt daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, ſo was zu begreifen. Sterben — Sterben —! — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte ſtocken, wenn nur der eine Tropfen verſchüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt ſich Alles, die Uhren gehen, die Glocken ſchlagen, die Leute laufen, das Waſſer rinnt, und ſo Alles weiter bis da, dahin! — Nein, es darf nicht geſchehen, nein, ich will mich auf den Boden ſetzen und ſchreien, daß erſchrocken Alles ſtockt, ſich nichts mehr regt. (Sie ſetzt ſich nieder, verhüllt ſich die Augen und ſtößt einen Schrei aus. Nach einer Pauſe erhebt ſie ſich.) Das hilft nichts, das iſt noch Alles wie ſonſt, die Häuſer, die Gaſſe, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müſſen's wohl leiden.

(Einige Weiber kommen die Gaſſe herunter.)

Erſtes Weib. Ein hübſcher Mann, der Hérault.

Zweites Weib. Wie er beim Conſtitutionsfeſte ſo im Triumphbogen ſtand, da dacht' ich ſo, der muß ſich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war ſo eine Ahnung.

Drittes Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältniſſen ſehen; es iſt recht gut, daß das Sterben ſo öffentlich wird. (Sie gehen vorbei).

Lucile. Mein Camille! Wo ſoll ich dich jetzt ſuchen?

Der Revolutions-Platz.

Zwei Henker an der Guillotine beſchäftigt.

Erſter Henker (ſteht auf der Guillotine und ſingt:)

Wenn ich nach Hauſe geh',
Scheint der Mond ſo ſchön.

Zweiter Henker. He, holla! Biſt bald fertig?

Erſter Henker. Gleich, gleich! (Singt:)

Scheint in meines Eltervaters Fenſter.

Kerl, wo bleibſt ſo lang? — So! die Jacke her! (Sie gehen ſingend ab:)

Wenn ich nach Hauſe geh',
Scheint der Mond ſo ſchön.

Lucile (tritt auf und ſetzt ſich auf die Stufen der Guillotine). Ich ſetze mich auf deinen Schooß, du ſtiller Todesengel. (Sie ſingt:)

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Roſen erſtickt haſt. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner ſüßen Zunge zu Grabe ſangſt. (Sie ſingt:)

Viel hunderttauſend ſind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

(Eine Patrouille tritt auf.)

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile (ſinnend und wie einen Entſchluß faſſend, plötzlich:) Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)

Leonce und Lena.

Ein Luſtſpiel.

Vorrede.

Alfieri: „E la fama?"
Gozzi: „E la fame?"

Perſonen.

König Peter vom Reiche Pepe.
Prinz Leonce, ſein Sohn, verlobt mit
Prinzeſſin Lena vom Reiche Pipi.
Valerie.
Die Gouvernante.
Der Hofmeiſter.
Der Präſident des Staatsrathes.
Der Hofprediger.
Der Landrath.
Der Schulmeiſter.
Roſetta.
Bediente. Staatsräthe. Bauern u. ſ. w.

Erſter Act.

„O wär' ich doch ein Narr!
Mein Ehrgeiz geht auf meine bunte Jacke."
Wie es Euch gefallt.

Erſte Scene.

Ein Garten.

Leonce (halb ruhend auf einer Bank). Der Hofmeiſter.

Leonce. Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehen Sie, erſt habe ich auf den Stein hier dreihundert fünf und ſechzig Mal hintereinander zu ſpuken. Haben Sie das noch nicht probirt? Thun Sie es, es gewährt eine ganz eigne Unterhaltung. — Dann, ſehen Sie dieſe Hand voll Sand? — (er nimmt Sand auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn mit dem Rücken der Hand wieder auf) — jetzt werf' ich ſie in die Höhe. Wollen wir wetten? Wieviel Körnchen hab' ich jetzt auf dem Handrücken? Grad oder ungrad? Wie? Sie wollen nicht wetten? Sind Sie ein Heide? Glauben Sie an Gott? Ich wette gewöhnlich mit mir ſelbſt und kann es tagelang ſo treiben. Wenn Sie einen Menſchen aufzutreiben wiſſen, der

Luſt hätte, manchmal mit mir zu wetten, ſo werden Sie mich ſehr verbinden. Dann — habe ich nachzudenken, wie es wohl angehen mag, daß ich mir einmal auf den Kopf ſehe. — O wer ſich einmal auf den Kopf ſehen könnte! Das iſt eines von meinen Idealen. Und dann — und dann — noch unendlich Viel der Art. — Bin ich ein Müßiggänger? Habe ich keine Beſchäftigung? — Ja, es iſt traurig ....

Hofmeiſter. Sehr traurig, Eure Hoheit.

Leonce. Daß die Wolken ſchon ſeit drei Wochen von Weſten nach Oſten ziehen. Es macht mich ganz melancholiſch.

Hofmeiſter. Eine ſehr gegründete Melancholie.

Leonce. Menſch, warum widerſprechen Sie mir nicht? Sie haben dringende Geſchäfte, nicht wahr? Es iſt mir leid, daß ich Sie ſo lange aufgehalten habe. (Der Hofmeiſter entfernt ſich mit einer tiefen Verbeugung.) Mein Herr, ich gratulire Ihnen zu der ſchönen Parentheſe, die Ihre Beine machen, wenn Sie ſich verbeugen.

Leonce (allein, ſtreckt ſich auf der Bank aus). Die Bienen ſitzen ſo träg an den Blumen, und der Sonnenſchein liegt ſo faul auf dem Boden. Es graſſirt ein entſetzlicher Müßiggang. — Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Was die Leute nicht Alles aus Langeweile treiben! Sie ſtudiren aus Langeweile, ſie beten aus Langeweile, ſie verlieben, verheirathen und vermehren ſich aus Langeweile und ſterben endlich aus Langeweile, und — und das iſt der Humor davon — Alles mit den wichtigſten Geſichtern, ohne zu merken, warum, und meinen Gott weiß was dazu. Alle dieſe Helden, dieſe Genies, dieſe Dummköpfe, dieſe Heiligen, dieſe Sünder, dieſe Familienväter ſind

im Grunde nichts als raffinirte Müßiggänger. — Warum muß ich es grade wiſſen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehen und einen Regenſchirm in die Hand geben, daß ſie ſehr rechtlich und ſehr nützlich und ſehr moraliſch würde? — Der Mann, der eben von mir ging, ich beneidete ihn, ich hätte ihn aus Neid prügeln mögen. O wer einmal jemand Anderes ſein könnte! Nur 'ne Minute lang. Wie der Menſch läuft! Wenn ich nur etwas unter der Sonne wüßte, was mich noch könnte laufen machen.

(Valerio, etwas betrunken, tritt auf.)

Valerio (ſtellt ſich dicht vor den Prinzen, legt den Finger an die Naſe und ſieht ihn ſtarr an). Ja!

Leonce (eben ſo). Richtig!

Valerio. Haben Sie mich begriffen?

Leonce. Vollkommen.

Valerio. Nun, ſo wollen wir von etwas Anderem reden. (Er legt ſich ins Gras). Ich werde mich indeſſen in das Gras legen und meine Naſe oben zwiſchen den Halmen herausblühen laſſen und romantiſche Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge ſich darauf wiegen, wie auf einer Roſe.

Leonce. Aber Beſter, ſchnaufen Sie nicht ſo ſtark, oder die Bienen und Schmetterlinge müſſen verhungern über den ungeheuren Priſen, die Sie aus den Blumen ziehen.

Valerio. Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras ſteht ſo ſchön, daß man ein Ochs ſein möchte, um es freſſen zu können, und dann wieder ein Menſch, um den Ochſen zu eſſen, der ſolches Gras gefreſſen.

Leonce. Unglücklicher, Sie ſcheinen auch an Idealen zu laboriren.

Valerio. Es iſt ein Jammer. Man kann keinen Kirchthurm herunterſpringen, ohne den Hals zu brechen. Man kann keine vier Pfund Kirſchen mit den Steinen eſſen, ohne Leibweh zu kriegen. Seht, Herr, ich könnte mich in eine Ecke ſetzen und ſingen vom Abend bis zum Morgen: „Hei, da ſitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!“ und ſo fort bis zum Ende meines Lebens.

Leonce. Halt's Maul mit deinem Lied, man könnte darüber ein Narr werden.

Valerio. So wäre man doch etwas. Ein Narr! Ein Narr! Wer will mir ſeine Narrheit gegen meine Vernunft verhandeln? Ha, ich bin Alexander der Große! Wie mir die Sonne eine goldne Krone in die Haare ſcheint, wie meine Uniform blitzt! Herr Generaliſſimus Heupferd, laſſen Sie die Truppen anrücken! Herr Finanzminiſter Kreuzſpinne, ich brauche Geld! Liebe Hofdame Libelle, was macht meine theure Gemahlin Bohnenſtange? Ach beſter Herr Leibmedicus Cantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen. Und zu dieſen köſtlichen Phantaſieen bekommt man gute Suppe, gutes Fleiſch, gutes Brod, ein gutes Bett und das Haar umſonſt geſcheren, — im Narrenhaus nämlich, — während ich mit meiner geſunden Vernunft mich höchſtens noch zur Beförderung der Reiſe auf einen Kirſchbaum verdingen könnte, um — nun? — um?

Leonce. Um die Kirſchen durch die Löcher in deinen Hoſen ſchamroth zu machen! Aber Edelſter, dein Handwerk, deine Profeſſion, dein Gewerbe, dein Stand, deine Kunſt?

Valerio (mit Würde). Herr, ich habe die große Beſchäftigung, müßig zu gehen, ich habe eine ungemeine Fertigkeit im Nichtsthun, ich beſitze eine ungeheure Ausdauer in der Faulheit. Keine Schwiele ſchändet meine Hände, der Boden hat noch keinen Tropfen von meiner Stirne getrunken, ich bin noch Jungfrau in der Arbeit, und wenn es mir nicht der Mühe zu viel wäre, würde ich mir die Mühe nehmen, Ihnen dieſe Verdienſte weitläufiger auseinanderzuſetzen.

Leonce (mit komiſchem Enthuſiasmus). Komm an meine Bruſt! Biſt du einer von den Göttlichen, welche müheloſ mit reiner Stirne durch den Schweiß und Staub über die Heerſtraße des Lebens wandeln, und mit glänzenden Sohlen und blühenden Leibern gleich ſeligen Göttern in den Olympus treten? Komm! Komm!

Valerio (ſingt im Abgehen). Hei! da ſitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!

(Beide Arm in Arm ab.)

Zweite Scene.

Ein Zimmer.

(König Peter wird von zwei Kammerdienern angekleidet.)

Peter (während er angekleidet wird). Der Menſch muß denken, und ich muß für meine Unterthanen denken; denn ſie denken nicht, ſie denken nicht. — Die Subſtanz iſt das an ſich, das bin ich. (Er läuft im Zimmer herum.) Begriffen? An ſich iſt an ſich, verſteht Ihr? Jetzt kommen meine Attribute,

Modificationen, Affectionen und Accidenzien, wo ſind meine Schuhe, meine Hoſen? — Halt, der freie Wille ſteht ganz offen. Wo iſt die Moral, wo ſind die Manſchetten? Die Kategorien ſind in der ſchändlichſten Verwirrung, es ſind zwei Knöpfe zuviel zugeknöpft, die Doſe ſteckt in der rechten Taſche. Mein ganzes Syſtem iſt ruinirt. — He, was bedeutet der Knopf im Schnupftuch? Kerl, was bedeutet der Knopf, an was wollte ich mich erinnern?

Erſter Kammerdiener. Als Eure Majeſtät dieſen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten, ſo wollten Sie —

König. Nun?

Erſter Kammerdiener. Sich an Etwas erinnern.

Peter. Eine verwickelte Antwort! — Ei! Nun, und was meint Er?

Zweiter Kammerdiener. Eure Majeſtät wollten ſich an Etwas erinnern, als ſie dieſen Knopf in ihr Schnupftuch zu knöpfen geruhten.

Peter (läuft auf und ab). Was? Was? Die Menſchen machen mich confus, ich bin in der größten Verwirrung. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen.

(Ein Diener tritt auf.)

Diener. Eure Majeſtät, der Staatsrath iſt verſammelt.

Peter (freudig). Ja, das iſt's, das iſt's. — Kommen Sie, meine Herren! Gehen Sie ſymmetriſch. Iſt es nicht ſehr heiß? Nehmen Sie doch auch Ihre Schnupftücher und wiſchen Sie ſich das Geſicht. Ich bin immer ſo in Verlegenheit, wenn ich öffentlich ſprechen ſoll. (Alle ab.)

König Peter. Der Staatsrath.

Peter. Meine Lieben und Getreuen, ich wollte Euch hiermit kund und zu wissen thun, kund und zu wissen thun, — denn, entweder verheirathet sich mein Sohn, oder nicht (legt den Finger an die Nase), entweder, oder — Ihr versteht mich doch? (Ein Drittes gibt es nicht. Der Mensch muß denken. (Steht eine Zeit lang sinnend). Wenn ich so laut rede, so weiß ich nicht, wer es eigentlich ist, ich oder ein Anderer, das ängstigt mich. (Nach langem Besinnen). Ich bin ich. — Was halten Sie davon, Präsident?

Präsident (gravitätisch langsam). Eure Majestät, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Der ganze Staatsrath im Chor. Ja, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Peter (mit Rührung). O meine Weisen! — Also von was war eigentlich die Rede? Von was wollte ich sprechen? Präsident, was haben Sie ein so kurzes Gedächtniß bei einer so feierlichen Gelegenheit? Die Sitzung ist aufgehoben.

(Er entfernt sich feierlich, der ganze Staatsrath folgt ihm.)

Dritte Scene.

Ein reichgeschmückter Saal, Kerzen brennen.

Leonce mit einigen Dienern.

Leonce. Sind alle Läden geschlossen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambrosische Nacht. Stellt die Lampen unter Krystallglocken zwischen die

Oleander, daß ſie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Roſen näher, daß der Wein wie Thautropfen auf die Kelche ſprudle. Muſik! Wo ſind die Violinen? Wo iſt die Roſetta? Fort! Alle hinaus!

(Die Diener gehen ab. Leonce ſtreckt ſich auf ein Ruhebett. Roſetta, zierlich gekleidet, tritt ein. Man hört Muſik aus der Ferne.)

Roſetta (nähert ſich ſchmeichelnd). Leonce!

Leonce. Roſetta!

Roſetta. Leonce!

Leonce. Roſetta!

Roſetta. Deine Lippen ſind träg. Vom Küſſen?

Leonce. Vom Gähnen!

Roſetta. Oh!

Leonce. Ach Roſetta, ich habe die entſetzliche Arbeit ...

Roſetta. Nun?

Leonce. Nichts zu thun ...

Roſetta. Als zu lieben?

Leonce. Freilich Arbeit!

Roſetta (beleidigt). Leonce!

Leonce. Oder Beſchäftigung.

Roſetta. Oder Müßiggang.

Leonce. Du haſt Recht wie immer. Du biſt ein kluges Mädchen, und ich halte viel auf deinen Scharfſinn.

Roſetta. So liebſt Du mich aus Langeweile?

Leonce. Nein, ich habe Langeweile, weil ich dich liebe. Aber ich liebe meine Langeweile wie dich. Ihr ſeid eins.

O dolce far niente, ich träume über deinen Augen, wie an wunderheimlichen tiefen Quellen, das Rosen deiner Lippen schläfert mich ein, wie Wellenrauschen. (Er umfaßt sie). Komm liebe Langeweile, deine Küsse sind ein wollüstiges Gähnen, und deine Schritte sind ein zierlicher Hiatus.

Rosetta. Du liebst mich, Leonce?

Leonce. Ei warum nicht?

Rosetta. Und immer?

Leonce. Das ist ein langes Wort: immer! Wenn ich dich nun noch fünftausend Jahre und sieben Monate liebe, ist's genug? Es ist zwar viel weniger, als immer, ist aber doch eine erkleckliche Zeit, und wir können uns Zeit nehmen, uns zu lieben.

Rosetta. Oder die Zeit kann uns das Lieben nehmen.

Leonce. Oder das Lieben uns die Zeit. Tanze, Rosetta, tanze, daß die Zeit mit dem Takt deiner niedlichen Füße geht.

Rosetta. Meine Füße gingen lieber aus der Zeit.

(Sie tanzt und singt.)

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühn
Im milden Rosen,
Und möchtet lieber blühn —
Zwei weiße Rosen.

O meine armen Augen, ihr müßt blißen
Im Strahl der Kerzen,
Und ſchlieft im Dunkel lieber aus
Von euren Schmerzen.

Leonce (indeß träumend vor ſich hin). O, eine ſterbende Liebe iſt ſchöner, als eine werdende. Ich bin ein Römer; bei dem köſtlichen Mahle ſpielen zum Deſert die goldnen Fiſche in ihren Todesfarben. Wie ihr das Roth von den Wangen ſtirbt, wie ſtill das Auge ausglüht, wie leis das Wogen ihrer Glieder ſteigt und fällt! Adio, adio meine Liebe, ich will deine Leiche lieben. (Roſetta nähert ſich ihm wieder.) Thränen, Roſetta? Ein feiner Gyikuräismus — weinen zu können. Stelle dich in die Sonne, damit die köſtlichen Tropfen kryſtalliſiren, es muß prächtige Diamanten geben. Du kannſt dir ein Halsband machen laſſen.

Roſetta. Wohl Diamanten, ſie ſchneiden mir in die Augen. Ach Leonce! (Will ihn umfaſſen.)

Leonce. Gib Acht! Mein Kopf! Ich habe unſere Liebe darin beigeſetzt. Sieh zu den Fenſtern meiner Augen hinein. Siehſt du, wie ſchön todt das arme Ding iſt? Siehſt du die zwei weißen Roſen auf ſeinen Wangen und die zwei rothen auf ſeiner Bruſt? Steß mich nicht, daß ihm kein Aermchen abbricht, es wäre Schade. Ich muß meinen Kopf gerade auf den Schultern tragen, wie die Todtenfrau einen Kindersarg.

Roſetta (ſcherzend). Narr!

Leonce. Roſetta! (Roſetta macht ihm eine Fratze.) Gott ſei Dank! (Hält ſich die Augen zu.)

Roſetta (erſchrocken). Leonce, ſieh mich an.

Leonce. Um keinen Preis!

Roſetta. Nur einen Blick!

Leonce. Keinen! Meinſt du? Um ein klein wenig, und meine liebe Liebe käme wieder auf die Welt. Ich bin froh, daß ich ſie begraben habe. Ich behalte den Eindruck.

Roſetta (entfernt ſich traurig und langſam, ſie ſingt im Abgehn:)

Ich bin eine arme Waiſe,
Ich fürchte mich ganz allein.
Ach lieber Gram —
Willſt du nicht kommen mit mir heim?

Leonce (allein). Ein ſonderbares Ding um die Liebe. Man liegt ein Jahr lang ſchlafwachend zu Bette, und an einem ſchönen Morgen wacht man auf, trinkt ein Glas Waſſer, zieht ſeine Kleider an und fährt ſich mit der Hand über die Stirn und beſinnt ſich — und beſinnt ſich. — Mein Gott, wieviel Weiber hat man nötbig, um die Scala der Liebe auf und ab zu ſingen? Kaum daß Eine einen Ton ausfüllt. Warum iſt der Dunſt über unſrer Erde ein Prisma, das den weißen Gluthſtrahl der Liebe in einen Regenbogen bricht? — (Er trinkt.) In welcher Bouteille ſteckt denn der Wein, an dem ich mich heute betrinken ſoll? Bringe ich es nicht einmal mehr ſo weit? Ich ſitze wie unter einer Luftpumpe. Die Luft ſo ſcharf und dünn, daß mich friert, als ſollte ich in Rankinbeſen Schlittſchuh laufen. — Meine Herren, meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es. — Komm Leonce, halte mir einen Monolog, ich will zuhören. Mein Leben gähnt mich an, wie ein großer weißer Bogen

Papier, den ich vollſchreiben ſoll, aber ich bringe keinen Buchſtaben heraus. Mein Kopf iſt ein leerer Tanzſaal, einige verwelkte Roſen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geberſtene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und ſehen mit todmüden Augen einander an. Ich ſtülpe mich jeden Tag vier und zwanzigmal herum, wie einen Handſchuh. O ich kenne mich, ich weiß was ich in einer Viertelſtunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbrochen, daß du mich, wie einen Schulbuben, meine Lection ſo oft herſagen läßt? —

Brave Leonce! Brave! (Er klatſcht.) Es thut mir ganz wohl, wenn ich mir ſo rufe. He! Leonce! Leonce!

Valerie (unter einem Tiſch hervor). Eure Hoheit ſcheint mir wirklich auf dem beſten Weg, ein wahrhaftiger Narr zu werden.

Leonce. Ja, beim Licht beſehen, kommt es mir eigentlich eben ſo vor.

Valerie. Warten Sie, wir wollen uns darüber ſogleich ausführlicher unterhalten. Ich habe nur noch ein Stück Braten zu verzehren, das ich aus der Küche, und etwas Wein, den ich von Ihrem Tiſche geſtohlen. Ich bin gleich fertig.

Leonce. Das ſchmatzt. Der Kerl verurſacht mir ganz idylliſche Empfindungen; ich könnte wieder mit dem Einfachſten anfangen, ich könnte Käs eſſen, Bier trinken, Tabak rauchen. Mach fort, grunze nicht ſo mit deinem Rüſſel, und klappre mit deinen Hauern nicht ſo.

Valerie. Werthester Adonis, ſind Sie in Angſt um

Ihre Schenkel? Sein Sie unbesorgt, ich bin weder ein Besenbinder, noch ein Schulmeister. Ich brauche keine Gerten zu Ruthen.

Leonce. Du bleibst nichts schuldig.

Valerie. Ich wollte, es ginge meinem Herrn eben so.

Leonce. Meinst du, damit du zu deinen Prügeln kämst? Bist du so besorgt um deine Erziehung?

Valerie. O Himmel, man kömmt leichter zu seiner Erzeugung, als zu seiner Erziehung. Es ist traurig, in welche Umstände Einen andere Umstände versetzen können! Was für Wochen hab' ich erlebt, seit meine Mutter in die Wochen kam! Wieviel Gutes hab' ich empfangen, das ich meiner Empfängniß zu danken hätte?

Leonce. Was deine Empfänglichkeit betrifft, so könnte sie es nicht besser treffen, um getroffen zu werden. Drück dich besser aus, oder du sollst den unangenehmsten Eindruck von meinem Nachdruck haben.

Valerie. Als meine Mutter um das Vorgebirg der guten Hoffnung schiffte . . . .

Leonce. Und dein Vater an Cap Horn Schiffbruch litt . . . .

Valerie. Richtig, denn er war Nachtwächter. Doch setzte er das Horn nicht so oft an die Lippen, als die Väter edler Söhne an die Stirn.

Leonce. Mensch, du besitzest eine himmlische Unverschämtheit. Ich fühle ein gewisses Bedürfniß, mich in nähere Berührung mit ihr zu setzen. Ich habe eine große Passion dich zu prügeln.

Valerie. Das iſt eine ſchlagende Antwort und ein triftiger Beweis.

Leonce (geht auf ihn los). Oder du biſt eine geſchlagene Antwort. Denn du bekommſt Prügel für deine Antwort.

Valerie (läuft weg. Leonce ſtolpert und fällt). Und Sie ſind ein Beweis, der noch geführt werden muß, denn er fällt über ſeine eigenen Beine, die im Grund genommen ſelbſt noch zu beweiſen ſind. Es ſind höchſt unwahrſcheinliche Waden und ſehr problematiſche Schenkel.

Der Staatsrath tritt auf. Leonce bleibt auf dem Boden ſitzen. Valerie.

Präſident. Eure Hoheit verzeihen . . .

Leonce. Wie mir ſelbſt! Wie mir ſelbſt! Ich verzeihe mir die Gutmüthigkeit, Sie anzuhören. Meine Herren, wollen Sie nicht Platz nehmen? — Was die Leute für Geſichter machen, wenn ſie das Wort Platz hören! Setzen Sie ſich nur auf den Boden und geniren Sie ſich nicht. Es iſt doch der letzte Platz, den Sie einſt erhalten, aber er trägt Niemanden etwas ein — außer dem Todtengräber.

Präſident (verlegen mit den Fingern ſchnipſend). Geruhen Eure Hoheit . . .

Leonce. Aber ſchnipſen Sie nicht ſo mit den Fingern, wenn Sie mich nicht zum Mörder machen wollen.

Präſident (immer ſtärker ſchnipſend). Wollten gnädigſt, in Betracht . . .

Leonce. Mein Gott, ſtecken Sie doch die Hände in die Hoſen, oder ſetzen Sie ſich darauf. Er iſt ganz aus der Faſſung. Sammeln Sie ſich.

Valerio. Man darf Kinder nicht während des P..... unterbrechen, ſie bekommen ſonſt eine Verhaltung.

Leonce. Mann, faſſen Sie ſich. Bedenken Sie Ihre Familie und den Staat. Sie riskiren einen Schlagfluß, wenn Ihnen Ihre Rede zurücktritt.

Präſident (zieht ein Papier aus der Taſche). Erlauben Eure Hoheit . . .

Leonce. Was! Sie können ſchon leſen? Nun denn . . .

Präſident. Daß man der zu erwartenden Ankunft von Eurer Hoheit verlobter Braut, der durchlauchtigſten Prinzeſſin Lena von Pipi, auf morgen ſich zu gewärtigen habe, davon läßt Ihre königliche Majeſtät Eure Hoheit benachrichtigen.

Leonce. Wenn meine Braut mich erwartet, ſo werde ich ihr den Willen thun und ſie auf mich warten laſſen. Ich habe ſie geſtern Nacht im Traume geſehen, ſie hatte ein Paar Augen, ſo groß, daß die Tanzſchuhe meiner Roſetta zu Augenbrauen darüber gepaßt hätten, und auf den Wangen waren keine Grübchen, ſondern ein Paar Abzugsgräben für das Lachen. Ich glaube an Träume. Träumen Sie auch zuweilen, Herr Präſident? Haben Sie auch Ahnungen?

Valerio. Verſteht ſich. Immer die Nacht vor dem Tag, an dem ein Braten verbrennt, ein Kapaun krepirt, oder Ihre königliche Majeſtät Leibweh bekommt.

Leonce. A propos, hatten Sie nicht noch etwas auf der Zunge? Geben Sie nur Alles von ſich.

Präſident. An dem Tage der Vermählung iſt ein höchſter Wille geſonnen, ſeine allerhöchſten Willensäußerungen in die Hände Eurer Hoheit niederzulegen.

Leonce. Sagen Sie einem höchſten Willen, daß ich Alles thun werde, das ausgenommen, was ich werde bleiben laſſen, was aber jedenfalls nicht ſoviel ſein wird, als wenn es noch einmal ſoviel wäre. — Meine Herren, Sie entſchuldigen, daß ich Sie nicht begleite, ich habe gerade die Paſſion zu ſitzen, aber meine Gnade iſt ſo groß, daß ich ſie mit den Beinen kaum ausmeſſen kann. (Er ſpreizt die Beine auseinander.) Herr Präſident, nehmen Sie doch das Maaß, damit Sie mich ſpäter daran erinnern. Valerio, gieb den Herren das Geleite.

Valerio. Das Geläute? Soll ich dem Herrn Präſidenten eine Schelle anhängen? Soll ich ſie führen, als ob ſie auf allen Vieren gingen?

Leonce. Menſch, du biſt nichts, als ein ſchlechtes Wortſpiel. Du haſt weder Vater noch Mutter, ſondern die fünf Vokale haben dich miteinander erzeugt.

Valerio. Und Sie, Prinz, ſind ein Buch ohne Buchſtaben, mit nichts als Gedankenſtrichen. Kommen Sie jetzt, meine Herren. Es iſt eine traurige Sache um das Wort Kommen. Will man ein Einkommen, ſo muß man ſtehlen, an ein Auskommen iſt nicht zu denken, als wenn man ſich hängen läßt, ein Unterkommen findet man erſt, wenn man begraben wird, und ein Auskommen hat man jeden Augenblick mit ſeinem Witz, wenn man nichts mehr zu ſagen weiß, wie ich zum Beiſpiel eben, und Sie, ehe Sie noch etwas geſagt haben. Ihr Abkommen haben Sie gefunden, und Ihr Fortkommen werden Sie jetzt zu ſuchen erſucht.

(Staatsrath und Valerio ab.)

Leonce (allein). Wie gemein ich mich zum Ritter an den armen Teufeln gemacht habe! Es ſteckt nun aber doch einmal ein gewiſſer Genuß in einer gewiſſen Gemeinheit. — Hm! Heirathen! Das heißt einen Ziehbrunnen leer trinken. O Shandy, alter Shandy, wer mir deine Uhr ſchenkte! — (Valerio kommt zurück.) Ach Valerio, haſt du es gehört?

Valerio. Nun, Sie ſollen König werden. Das iſt eine luſtige Sache. Man kann den ganzen Tag ſpazieren fahren und den Leuten die Hüte verderben durch's viele Abziehen, man kann aus ordentlichen Menſchen ordentliche Soldaten ausſchneiden, ſo daß Alles ganz natürlich wird, man kann ſchwarze Fräcke und weiße Halsbinden zu Staatsdienern machen, und wenn man ſtirbt, ſo laufen alle blanken Knöpfe blau an, und die Glockenſtricke reißen wie Zwirnsfäden vom vielen Läuten. Iſt das nicht unterhaltend?

Leonce. Valerio! Valerio! Wir müſſen was Anderes treiben. Rathe!

Valerio. Ach die Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft! Wir wollen Gelehrte werden! a priori? oder a posteriori?

Leonce. a priori, das muß man bei meinem Herrn Vater lernen; und a posteriori fängt Alles an, wie ein altes Mährchen: es war einmal!

Valerio. So wollen wir Helden werden. (Er marſchirt trompetend und trommelnd auf und ab.) Trom — trom — plärr — plem!

Leonce. Aber der Heroismus fuſelt abſcheulich und bekommt das Lazarethfieber und kann ohne Lieutenants und

Rekruten nicht beſtehen. Pack dich mit deiner Alexanders- und Napoleonsromantik!

Valerio. So wollen wir Genies werden.

Leonce. Die Nachtigall der Poeſie ſchlägt den ganzen Tag über unſerm Haupt, aber das Feinſte geht zum Teufel, bis wir ihr die Federn ausreißen und in die Tinte oder die Farbe tauchen.

Valerio. So wollen wir nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft werden.

Leonce. Lieber möchte ich meine Demiſſion als Menſch geben.

Valerio. So wollen wir zum Teufel gehen.

Leonce. Ach der Teufel iſt nur des Contraſtes wegen da, damit wir begreifen ſollen, daß am Himmel doch eigentlich etwas ſei. (Aufſpringend.) Ah Valerio, Valerio, jetzt hab' ich's! Fühlſt du nicht das Wehen aus Süden? Fühlſt du nicht, wie der tiefblaue, glühende Aether auf und ab wogt, wie das Licht blitzt von dem goldnen, ſonnigen Boden, von der heiligen Salzfluth und von den Marmor-Säulen und Leibern? Der große Pan ſchläft, und die ehernen Geſtalten träumen im Schatten über den tiefrauſchenden Wellen von dem alten Zauberer Virgil, von Tarantella und Tambourin und tiefen, tollen Nächten voll Masken, Fackeln und Guitarren. Ein Lazzareni! Valerio! Ein Lazzareni! Wir gehen nach Italien.

Vierte Scene.

Ein Garten.

Prinzessin Lena im Brautschmuck. Die Gouvernante.

Lena. Ja, jetzt. Da ist es. Ich dachte die Zeit an nichts. Es ging so hin, und auf einmal richtet sich der Tag vor mir auf. Ich habe den Kranz im Haar — und die Glocken, die Glocken! (Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen.) Sieh, ich wollte, der Rasen wüchse so über mich und die Bienen summten über mir hin; sieh, jetzt bin ich eingekleidet und habe Rosmarin im Haar. Gibt es nicht ein altes Lied:

Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen.

Gouvernante. Armes Kind, wie Sie bleich sind unter Ihren blitzenden Steinen.

Lena. O Gott, ich könnte lieben, warum nicht? Man geht ja so einsam und tastet nach einer Hand, die einen hielte, bis die Leichenfrau die Hände auseinandernähme und sie Jedem über der Brust faltete. Aber warum schlägt man einen Nagel durch zwei Hände, die sich nicht suchten? Was hat meine arme Hand gethan? (Sie zieht einen Ring vom Finger.) Dieser Ring sticht mich wie eine Natter.

Gouvernante. Aber — er soll ja ein wahrer Don Carlos sein.

Lena. Aber — ein Mann —

Gouvernante. Nun?

Lena. Den man nicht liebt. (Sie erhebt ſich.) Pfui! Siehſt du, ich ſchäme mich. — Morgen iſt aller Duft und Glanz von mir geſtreift. Bin ich denn, wie die arme, hilfloſe Quelle, die jedes Bild, das ſich über ſie bückt, in ihrem ſtillen Grund abſpiegeln muß? Die Blumen öffnen und ſchließen, wie ſie wollen, ihre Kelche der Morgenſonne und dem Abendwind. Iſt denn die Tochter eines Königs weniger, als eine Blume?

Gouvernante (weinend). Lieber Engel, du biſt doch ein wahres Opferlamm.

Lena. Ja wohl — und der Prieſter hebt ſchon das Meſſer. — Mein Gott, mein Gott, iſt es denn wahr, daß wir uns ſelbſt erlöſen müſſen mit unſerem Schmerz? Iſt es denn wahr, die Welt ſei ein gekreuzigter Heiland, die Sonne ſeine Dornenkrone und die Sterne die Nägel und Speere in ſeinen Füßen und Lenden?

Gouvernante. Mein Kind, mein Kind! ich kann dich nicht ſo ſehen. — Es kann nicht ſo gehen, es tödtet dich. Vielleicht, wer weiß! Ich habe ſo etwas im Kopf. Wir wollen ſehen. Komm! (Sie führt die Prinzeſſin weg).

Zweiter Act.

Wie iſt mir eine Stimme doch erklungen
Im tiefſten Innern,
Und hat mit einemmale mir verſchlungen
All mein Erinnern.

Adalbert von Chamiſſo.

Erſte Scene.

Freies Feld. Ein Wirthshaus im Hintergrund.

Leonce und Valerio, der einen Pack trägt, treten auf.

Valerio (keuchend). Auf Ehre, Prinz, die Welt iſt doch ein ungeheuer weitläufiges Gebäude.

Leonce. Nicht doch! Nicht doch! Ich wage kaum die Hände auszuſtrecken, wie in einem engen Spiegelzimmer, aus Furcht überall anzuſtoßen, daß die ſchönen Figuren in Scherben auf dem Boden lägen und ich vor der kahlen nackten Wand ſtände.

Valerio. Ich bin verloren.

Leonce. Da wird Niemand einen Verluſt dabei haben, als wer dich findet.

Valerio. Ich werde mich nächſtens in den Schatten meines Schattens ſtellen.

Leonce. Du verflüchtigſt dich ganz an der Sonne. Siehſt du die ſchöne Wolke da oben? Sie iſt wenigſtens ein Viertel von dir. Sie ſieht ganz wohlbehaglich auf deine gröberen materiellen Stoffe herab.

Valerio. Die Wolke könnte Ihrem Kopfe nichts ſchaden, wenn man ſie Ihnen Tropfen für Tropfen darauf fallen ließe. — Ein köſtlicher Einfall. Wir ſind ſchon durch ein Dutzend Fürſtenthümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogthümer und durch ein paar Königreiche gelaufen, und das in der größten Uebereilung in einem halben Tag und warum? Weil man König werden und eine ſchöne Prinzeſſin heirathen ſoll. Und Sie leben noch in einer ſolchen Lage? Ich begreife Ihre Reſignation nicht. Ich begreife nicht, daß Sie nicht Arſenik genommen, ſich auf das Geländer des Kirchthurms geſtellt und ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, um es ja nicht zu verfehlen.

Leonce. Aber Valerio, die Ideale! Ich habe das Ideal eines Frauenzimmers in mir und muß es ſuchen. Sie iſt unendlich ſchön und unendlich geiſtlos. Die Schönheit iſt da ſo hilflos, ſo rührend, wie ein neugebornes Kind. Es iſt ein köſtlicher Contraſt: dieſe himmliſch ſtupiden Augen, dieſer göttlich einfältige Mund, dieſes ſchafnaſige griechiſche Profil, dieſer geiſtige Tod in dieſem geiſtigen Leib.

Valerio. Teufel! da ſind wir ſchon wieder auf der Grenze. Das iſt ein Land, wie eine Zwiebel, nichts als Schaalen, oder wie ineinandergeſteckte Schachteln, in der größten ſind nichts als Schachteln und in der kleinſten iſt gar nichts. (Er wirft ſeinen Pack zu Boden.) Soll denn dieſer Pack mein Grabſtein werden? Sehen Sie Prinz, ich werde philoſophiſch, ein Bild des menſchlichen Lebens. Ich ſchleppe dieſen Pack mit wunden Füßen durch Froſt und Sonnenbrand, weil ich Abends ein reines Hemd anziehen will, und wenn

endlich der Abend kommt, ſo iſt meine Stirne gefurcht, meine Wange hohl, mein Auge dunkel und ich habe grade noch Zeit, mein Hemd anzuziehen als Todtenhemd. Hätte ich nun nicht geſcheidter gethan, ich hätte mein Bündel vom Stecken gehoben und es in der erſten beſten Kneipe verkauft, und hätte mich dafür betrunken und im Schatten geſchlafen, bis es Abend geworden wäre, und hätte nicht geſchwitzt und mir keine Leichdörner gelaufen? Und Prinz, jetzt kommt die Anwendung und die Praxis. Aus lauter Schamhaftigkeit wollen wir jetzt auch den inneren Menſchen bekleiden und Rock und Hoſen inwendig anziehen. (Beide gehen auf das Wirthshaus los.) Hi du lieber Pack, welch' ein köſtlicher Duft, welche Weindüfte und Bratengerüche! Hi ihr lieben Hoſen, wie wurzelt ihr im Boden und grünt und blüht, und die langen, ſchweren Trauben hängen mir in den Mund und der Moſt gährt unter der Kelter. (Sie gehen ab.)

Prinzeſſin Lena. Die Gouvernante (kommen).

Die Gouvernante. Es muß ein bezauberter Tag ſein, die Sonne geht nicht unter, und es iſt ſo unendlich lang ſeit unſrer Flucht.

Lena. Nicht doch, meine Liebe, die Blumen ſind ja kaum welk, die ich zum Abſchied brach, als wir aus dem Garten gingen.

Gouvernante. Und wo ſollen wir ruhen? Wir ſind noch auf gar nichts geſtoßen. Ich ſehe kein Kloſter, keinen Eremiten, keinen Schäfer.

Lena. Wir haben Alles wohl anders geträumt mit unſeren

Büchern, hinter der Mauer unſeres Gartens, zwiſchen unſeren Myrthen und Oleandern.

Gouvernante. O die Welt iſt abſcheulich! An einen irrenden Königsſohn iſt gar nicht zu denken.

Lena. O ſie iſt ſchön und ſo weit, ſo unendlich weit. Ich möchte immer ſo fort gehen, Tag und Nacht. Es rührt ſich nichts. Ein rother Blumenſchein ſpielt über die Wieſen, und die fernen Berge liegen auf der Erde wie ruhende Wolken.

Gouvernante. Du mein Jeſus, was wird man ſagen? Und doch iſt es ſo zart und weiblich! Es iſt eine Entſagung. Es iſt wie die Flucht der heiligen Otilia. Aber wir müſſen ein Obdach ſuchen. Es wird Abend.

Lena. Ja, die Pflanzen legen ihre Fiederblättchen zum Schlaf zuſammen, und die Sonnenſtrahlen wiegen ſich an den Grashalmen, wie müde Libellen.

Zweite Scene.

Das Wirthshaus auf einer Anhöhe, an einem Fluß, weite Ausſicht. Der Garten vor demſelben.

Valerio. Leonce.

Valerio. Nun Prinz, liefern Ihre Hoſen nicht ein köſtliches Getränk? Laufen Ihnen Ihre Stiefel nicht mit der größten Leichtigkeit die Kehle hinunter?

Leonce. Siehſt du die alten Bäume, die Hecken, die Blumen, das Alles hat ſeine Geſchichten, ſeine lieblichen, heimlichen Geſchichten. Siehſt du die großen freundlichen Geſichter

unter den Reben an der Hausthüre? Wie ſie ſitzen und ſich bei den Händen halten und Angſt haben, daß ſie ſo alt ſind und die Welt noch ſo jung iſt. O Valerio, und ich bin ſo jung, und die Welt iſt ſo alt. Ich bekomme manchmal eine Angſt um mich und könnte mich in eine Ecke ſetzen und heiße Thränen weinen aus Mitleid mit mir.

Valerio (gibt ihm ein Glas). Nimm dieſe Glocke, dieſe Taucherglocke, und ſenke dich in das Meer des Weines, daß es Perlen über dir ſchlägt. Sieh', wie die Elfen über den Kelch der Weinblume ſchweben, goldbeſchuht, die Cymbeln ſchlagend.

Leonce (aufſpringend). Komm Valerio, wir müſſen was treiben, was treiben. Wir wollen uns mit tiefen Gedanken abgeben, wir wollen unterſuchen, wie es kommt, daß der Stuhl nur auf drei Beinen ſteht und nicht auf zweien. Komm, wir wollen Ameiſen zergliedern, Staubfäden zählen; ich werde es doch noch zu einer Liebhaberei bringen. Ich werde doch noch eine Kinderraſſel finden, die mir erſt aus der Hand fällt, wenn ich Flocken leſe und an der Decke zupfe. Ich habe noch eine gewiſſe Doſis Enthuſiasmus zu verbrauchen; aber wenn ich Alles recht warm gekocht habe, ſo brauche ich eine unendliche Zeit, um einen Löffel zu finden, mit dem ich das Gericht eſſe, und darüber ſteht es ab.

Valerio. Ergo bibamus. Dieſe Flaſche iſt keine Geliebte, keine Idee, ſie macht keine Geburtsſchmerzen, ſie wird nicht langweilig, wird nicht treulos, ſie bleibt eins vom erſten Tropfen bis zum letzten. Du brichſt das Siegel, und alle Träume, die in ihr ſchlummern, ſprühen Dir entgegen.

Leonce. O Gott! Die Hälfte meines Lebens ſoll ein

Gebet ſein, wenn mir nur ein Strohhalm beſcheert wird, auf dem ich reite, wie auf einem prächtigen Roß, bis ich ſelbſt auf dem Stroh liege. — Welch' unheimlicher Abend! Da unten iſt Alles ſtill, und da oben wechſeln und ziehen die Wolken, und der Sonnenſchein geht und kommt wieder. Sieh, was ſeltſame Geſtalten ſich dort jagen, ſieh die langen weißen Schatten mit den entſetzlich mageren Beinen und Fledermausſchwingen, und Alles ſo raſch, ſo wirr, und da unten rührt ſich kein Blatt, kein Halm. Die Erde hat ſich ängſtlich zuſammengeſchmiegt, wie ein Kind,, und über ihre Wiege ſchreiten die Geſpenſter.

Valerie. Ich weiß nicht, was Ihr wollt, mir iſt ganz behaglich zu Muth. Die Sonne ſieht aus, wie ein Wirthshausſchild, und die feurigen Wolken darüber wie die Aufſchrift: „Wirthshaus zur goldenen Sonne." Die Erde und das Waſſer da unten ſind wie ein Tiſch, auf dem Wein verſchüttet iſt, und wir liegen darauf wie Spielkarten, mit denen Gott und der Teufel aus Langeweile eine Parthie machen, und Ihr ſeid ein Kartenkönig, und ich bin ein Kartenbube, es fehlt nur noch eine Dame, eine ſchöne Dame, mit einem großen Lebkuchenherz auf der Bruſt und einer mächtigen Tulpe, worin die lange Naſe ſentimental verſinkt (die Gouvernante und die Prinzeſſin treten auf), und — bei Gott — da iſt ſie! Es iſt aber eigentlich keine Tulpe, ſondern eine Priſe Tabak, und es iſt eigentlich keine Naſe, ſondern ein Rüſſel! (Zur Gouvernante): Warum ſchreiten Sie, Wertheſte, ſo eilig, daß man Ihre weiland Waden bis zu Ihren reſpectabeln Strumpfbändern ſieht?

Gouvernante (heftig erzürnt, bleibt ſtehen). Warum

reißen Sie, Geehrteſter, den Mund ſo weit auf, daß Sie einem ein Loch in die Ausſicht machen?

Valerio. Damit Sie, Geehrteſte, ſich die Naſe am Horizont nicht blutig ſtoßen. Solch' eine Naſe iſt wie der Thurm auf Libanen, der gen Damascum ſteht.

Lena (zur Gouvernante). Meine Liebe, iſt denn der Weg ſo lang?

Leonce (träumend vor ſich hin). O jeder Weg iſt lang. Das Picken der Todtenuhr in unſerer Bruſt iſt langſam, und jeder Tropfen Blut mißt ſeine Zeit, und unſer Leben iſt ein ſchleichend Fieber. Für müde Füße iſt jeder Weg zu lang...

Lena (die ihm ängſtlich ſinnend zuhört). Und müden Augen jedes Licht zu ſcharf, und müden Lippen jeder Hauch zu ſchwer (lächelnd), und müden Ohren jedes Wort zu viel. (Sie tritt mit der Gouvernante in das Haus).

Leonce. O lieber Valerio! Könnte ich nicht auch ſagen: „ſollte nicht dies und ein Wald von Federbüſchen nebſt ein Paar gepuffſten Roſen auf meinen Schuhen —?" Ich hab' es, glaub' ich, ganz melancholiſch geſagt. Gott ſei Dank, daß ich anfange, mit der Melancholie niederzukommen. Die Luft iſt nicht mehr ſo hell und kalt, der Himmel ſenkt ſich glühend dicht um mich, und ſchwere Tropfen fallen. — O dieſe Stimme: iſt denn der Weg ſo lang? Es reden viele Stimmen über die Erde, und man meint, ſie ſprächen von anderen Dingen, aber ich habe ſie verſtanden. Sie ruht auf mir wie der Geiſt, da er über den Waſſern ſchwebte, — eh' das Licht ward. Welch' Gähren in der Tiefe, welch' Werden in mir, wie ſich die Stimme durch den Raum gießt. — Iſt denn der Weg ſo lang? (Geht ab.)

Valerie. Nein, der Weg zum Narrenhaus iſt nicht ſo lang, er iſt leicht zu finden, ich kenne alle Fußpfade, alle Vicinalwege und Chauſſeen. Ich ſehe ihn ſchon auf einer breiten Allee dahin, an einem eiskalten Wintertage, den Hut unter dem Arm, wie er ſich in die langen Schatten unter die kahlen Bäume ſtellt und mit dem Schnupftuch fächelt. — Er iſt ein Narr! (Folgt ihm.)

Dritte Scene.

Ein Zimmer.

Lena. Die Gouvernante.

Gouvernante. Denken Sie nicht an den Menſchen.

Lena. Er war ſo alt unter ſeinen blonden Locken. Den Frühling auf den Wangen, und den Winter im Herzen. Das iſt traurig. Der müde Leib findet ſein Schlafkiſſen überall, doch wenn der Geiſt müd' iſt, wo ſoll er ruhen? Es kommt mir ein entſetzlicher Gedanke, ich glaube, es gibt Menſchen, die unglücklich ſind, unheilbar, blos weil ſie ſind. (Sie erhebt ſich.)

Gouvernante. Wohin mein Kind?

Lena. Ich will hinunter in den Garten.

Gouvernante. Aber —

Lena. Aber, liebe Mutter, du weißt, man hätte mich eigentlich in eine Scherbe ſetzen ſollen. Ich brauche Thau und Nachtluft, wie die Blumen. — Hörſt du die Harmonie des Abends? Wie die Grillen den Tag einſingen und die

Nachtviolen ihn mit ihrem Duft einſchläfern! Ich kann nicht im Zimmer bleiben. Die Wände fallen auf mich.

Vierte Scene.

Der Garten. Nacht und Mondſchein.

Man ſieht Lena auf dem Raſen ſitzend.

Valerio (in einiger Entfernung). Es iſt eine ſchöne Sache um die Natur, ſie wäre aber doch noch ſchöner, wenn es keine Schnaken gäbe, die Wirthsbetten etwas reinlicher wären und die Todtenuhren nicht ſo an den Wänden pickten. Drin ſchnarchen die Menſchen, und da außen quaken die Fröſche, drin pfeifen die Hausgrillen und da außen die Feldgrillen. Lieber Raſen, dies iſt ein raſender Entſchluß.

Leonce tritt auf, bemerkt die Prinzeſſin und nähert ſich ihr leiſe.

Lena (ſpricht vor ſich hin). Die Grasmücke hat im Traum gezwitſchert. — Die Nacht ſchläft tiefer, ihre Wange wird bleicher und ihr Athem ſtiller. Der Mond iſt wie ein ſchlafendes Kind, die goldnen Locken ſind ihm im Schlaf über das liebe Geſicht heruntergefallen. — Oh, ſein Schlaf iſt Tod. Wie der todte Engel auf ſeinem dunkeln Kiſſen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen! Armes Kind! Es iſt traurig, todt und ſo allein.

Leonce. Steh' auf in deinem weißen Kleid und wandle hinter der Leiche durch die Nacht und ſinge ihr das Sterbelied.

Lena. Wer ſpricht da?

Leonce. Ein Traum.

Lena. Träume ſind ſelig.

Leonce. So träume dich ſelig und laß mich dein ſeliger Traum ſein.

Lena. Der Tod iſt der ſeligſte Traum.

Leonce. So laß mich dein Todesengel ſein. Laß meine Lippen ſich gleich ſeinen Schwingen auf deine Augen ſenken. (Er küßt ſie) Schöne Leiche, du ruhſt ſo lieblich auf dem ſchwarzen Bahrtuche der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und ſich in den Tod verliebt.

Lena. Nein, laß mich. (Sie ſpringt auf und entfernt ſich raſch.)

Leonce. Zu viel! Zu viel! Mein ganzes Sein iſt in dem einen Augenblick. Jetzt ſtirb. Mehr iſt unmöglich. Wie friſchathmend, ſchönheitglänzend ringt die Schöpfung ſich aus dem Chaos mir entgegen. Die Erde iſt eine Schale von dunklem Gold, wie ſchäumt das Licht in ihr und fluthet über ihren Rand, und hellauf perlen daraus die Sterne. Dieſer eine Tropfen Seligkeit macht mich zu einem köſtlichen Gefäß. Hinab, heiliger Becher! (Er will ſich in den Fluß ſtürzen.)

Valerio (ſpringt auf und umfaßt ihn). Halt, Sereniſſime!

Leonce. Laß mich!

Valerio. Ich werde Sie laſſen, ſobald Sie gelaſſen ſind und das Waſſer zu laſſen verſprechen.

Leonce. Dummkopf!

Valerio. Iſt denn Eure Hoheit noch nicht über die Lieutenantsromantik hinaus: das Glas zum Fenſter hinaus

zu werfen, womit man die Geſundheit ſeiner Geliebten getrunken?

Leonce. Ich glaube halbwegs, du haſt Recht.

Valerio. Tröſten Sie Sich. Wenn Sie auch nicht heute Nacht unter dem Raſen ſchlafen, ſo ſchlafen Sie wenigſtens darauf. Es wäre ein eben ſo ſelbſtmörderiſcher Verſuch, in eins von den Betten gehen zu wollen. Man liegt auf dem Stroh, wie ein Todter, und wird von dem Ungeziefer geſtochen, wie ein Lebendiger.

Leonce. Meinetwegen. (Er legt ſich ins Gras.) Menſch, du haſt mich um den ſchönſten Selbſtmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen ſo vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden, und das Wetter iſt vortrefflich. Jetzt bin ich ſchon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit ſeiner gelben Weſte und ſeinen himmelblauen Hoſen Alles verdorben. — Der Himmel beſcheere mir einen recht geſunden, plumpen Schlaf.

Valerio. Amen — und ich habe ein Menſchenleben gerettet und werde mir mit meinem guten Gewiſſen heute Nacht den Leib warm halten. Wohl bekomm's, Valerio!

Dritter Act.

Erſte Scene.

Leonce. Valerio.

Valerio. Heirathen? Seit wann hat es Eure Hoheit zum ewigen Kalender gebracht?

Leonce. Weißt du auch, Valerio, daß ſelbſt der Geringſte unter den Menſchen ſo groß iſt, daß das Leben noch viel zu kurz iſt, um ihn lieben zu können? Und dann kann ich doch einer gewiſſen Art von Leuten, die ſich einbilden, daß nichts ſo ſchön und heilig ſei, daß ſie es nicht noch ſchöner und heiliger machen müßten, die Freude laſſen. Es liegt ein gewiſſer Genuß in dieſer lieben Arroganz. Warum ſoll ich ihnen denſelben nicht gönnen?

Valerio. Sehr human und philobeſtialiſch. Aber weiß ſie auch, wer Sie ſind?

Leonce. Sie weiß nur, daß ſie mich liebt.

Valerio. Und weiß Eure Hoheit auch, wer ſie iſt?

Leonce. Dummkopf! Frag' doch die Nelke und die Thauperle nach ihrem Namen.

Valerio. Das heißt, ſie iſt überhaupt etwas, wenn das nicht ſchon zu unzart iſt und nach dem Signalement ſchmeckt. — Aber wie ſoll das gehen? Hm! — Prinz, bin ich Miniſter, wenn Sie heute vor Ihrem Vater mit der unausſprechlichen,

Namenloſen mittelſt des Eheſegens zuſammengeſchmiedet werden? Ihr Wort?

Leonce. Mein Wort!

Valerio. Der arme Teufel Valerio empfiehlt ſich Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminiſter Valerio von Valerienthal. — „Was will der Kerl? Ich kenne ihn nicht. Fort Schlingel!"

(Er läuft weg; Leonce folgt ihm.)

Zweite Scene.

Freier Platz vor dem Schloſſe des Königs Peter.

Der Landrath. Der Schulmeiſter. Bauern im Sonntagsputz, Tannenzweige haltend.

Landrath. Lieber Herr Schulmeiſter, wie halten ſich eure Leute?

Schulmeiſter. Sie halten ſich ſo gut in ihren Leiden, daß ſie ſich ſchon ſeit geraumer Zeit aneinander halten. Sie gießen brav Spiritus an ſich, ſonſt könnten ſie ſich in der Hitze unmöglich ſo lange halten. Courage, Ihr Leute! Streckt Eure Tannenzweige gerade vor Euch hin, damit man meint, ihr wäret ein Tannenwald und Eure Naſen die Erdbeeren und Eure Dreimaſter die Hörner vom Wildpret und Eure hirſchledernen Hoſen der Mondſchein darin, und, merkt's Euch, der Hinterſte läuft immer wieder vor den Verderſten, damit es ausſieht, als wäret Ihr ins Quadrat erhoben.

Landrath. Und, Schulmeiſter, Ihr ſteht vor die Nüchternheit.

Schulmeiſter. Verſteht ſich, denn ich kann vor Nüchternheit kaum noch ſtehen.

Landrath. Gebt Acht, Leute, im Programm ſteht: ſämmtliche Unterthanen werden von freien Stücken, reinlich gekleidet, wohlgenährt und mit zufriedenen Geſichtern ſich längs der Landſtraße aufſtellen. Macht uns keine Schande.

Schulmeiſter. Seid ſtandhaft! Kratzt euch nicht hinter den Ohren und ſchneuzt euch die Naſen nicht, ſo lange das hohe Paar vorbeifährt, und zeigt die gehörige Rührung, oder es werden rührende Mittel gebraucht werden. Erkennt, was man für euch thut, man hat euch gerade ſo geſtellt, daß der Wind von der Küche über euch geht und ihr auch einmal in eurem Leben einen Braten riecht. Könnt ihr noch eure Lection? He! Vi!

Die Bauern. Vi!

Schulmeiſter. Vat!

Die Bauern. Vat!

Schulmeiſter. Vivat!

Die Bauern. Vivat!

Schulmeiſter. So Herr Landrath, Sie ſehen, wie die Intelligenz im Steigen iſt. Bedenken Sie, es iſt Latein. Wir geben aber auch heut Abend einen transparenten Ball mittelſt der Löcher in unſeren Jacken und Hoſen, und ſchlagen uns mit unſeren Fäuſten Cocarden an die Köpfe.

Dritte Scene.

Großer Saal. Geputzte Herren und Damen, ſorgfältig gruppirt.

Der Ceremonienmeiſter mit einigen Bedienten auf dem Vordergrunde.

Ceremonienmeiſter. Es iſt ein Jammer. Alles geht zu Grund. Die Braten ſchnurren ein. Alle Glückwünſche ſtehen ab. Alle Vatermörder legen ſich um, wie melancholiſche Schweinsohren. Den Bauern wachſen die Nägel und der Bart wieder. Den Soldaten gehen die Locken auf. Von den zwölf Unſchuldigen iſt Keine, die nicht das horizontale Verhalten dem ſenkrechten vorzöge. Sie ſehen in ihren weißen Kleidchen aus, wie erſchöpfte Seidenhaſen, und der Hofpoet grunzt um ſie herum, wie ein bekümmertes Meerſchweinchen. Die Herren Offiziere kommen um all ihre Haltung, und die Hofdamen ſtehen da, wie Gradierbäue. Das Salz cryſtalliſirt an ihren Halsketten.

Zweiter Bediente. Sie machen es ſich wenigſtens bequem; man kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie auf den Schultern trügen. Wenn ſie auch nicht offenherzig ſind, ſo ſind ſie doch offen bis zum Herzen.

Ceremonienmeiſter. Ja, ſie ſind gute Karten vom türkiſchen Reiche, man ſieht die Dardanellen und das Marmormeer. Fort, ihr Schlingel! An die Fenſter! Da kommt Ihre Majeſtät.

König Peter und der Staatsrath treten ein.

Peter. Auch die Prinzessin ist verschwunden. Hat man noch keine Spur von unserm geliebten Erbprinzen? Sind meine Befehle befolgt? Werden die Grenzen beobachtet?

Ceremonienmeister. Ja, Majestät. Die Aussicht von diesem Saale gestattet uns die strengste Aufsicht. (Zu dem ersten Bedienten.) Was hast du gesehen?

Erster Bedienter. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, ist durch das Reich gelaufen.

Ceremonienmeister (zu einem andern.) Und du?

Zweiter Bedienter. Es geht Jemand auf der Reichsgrenze spazieren, aber es ist nicht der Prinz, ich könnte ihn erkennen.

Ceremonienmeister. Und du?

Dritter Bedienter. Sie verzeihen. Nichts.

Ceremonienmeister. Das ist sehr wenig. Und du?

Vierter Diener. Auch nichts.

Ceremonienmeister. Das ist eben so wenig.

Peter. Aber, Staatsrath, habe ich nicht den Beschluß gefaßt, daß meine königliche Majestät sich an diesem Tage freuen, und daß an ihm die Hochzeit gefeiert werden sollte? War das nicht unser festester Entschluß?

Präsident. Ja, Eure Majestät, so ist es protokollirt und aufgezeichnet.

Peter. Und würde ich mich nicht kompromittiren, wenn ich meinen Beschluß nicht ausführte?

Präsident. Wenn es anders für Eure Majestät mög-

lich wäre, ſich zu kompromittiren, ſo wäre dieß ein Fall, worin ſie ſich kompromittiren könnte.

Peter. Habe ich nicht mein königliches Wort gegeben? — Ja, ich werde meinen Beſchluß ſogleich ins Werk ſetzen, ich werde mich freuen. (Er reibt ſich die Hände.) O ich bin außerordentlich froh!

Präſident. Wir theilen ſämmtlich die Gefühle Eurer Majeſtät, ſo weit es für Unterthanen möglich und ſchicklich iſt.

Peter. O, ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich werde meinen Kammerherren rothe Röcke machen laſſen, ich werde einige Cadetten zu Lieutenants machen, ich werde meinen Unterthanen erlauben — aber, aber — die Hochzeit? Lautet die andere Hälfte des Beſchluſſes nicht, daß die Hochzeit gefeiert werden ſollte?

Präſident. Ja, Eure Majeſtät.

Peter. Ja, wenn aber der Prinz nicht kommt und die Prinzeſſin auch nicht?

Präſident. Ja, wenn der Prinz nicht kommt und die Prinzeſſin auch nicht, — dann — dann —

Peter. Dann, dann?

Präſident. Dann können ſie ſich eben nicht heirathen.

Peter. Halt, iſt der Schluß logiſch? Wenn — dann. — Richtig! Aber mein Wort, mein königliches Wort!

Präſident. Tröſte Eure Majeſtät ſich mit anderen Majeſtäten. Ein königliches Wort iſt ein Ding, — ein Ding, — ein Ding, — das nichts iſt.

Peter (zu den Dienern). Seht Ihr noch nichts?

Die Diener. Eure Majestät, nichts, gar nichts.

Peter. Und ich hatte beschlossen, mich so zu freuen; grade mit dem Glockenschlag wollte ich anfangen und wollte mich freuen volle zwölf Stunden, — ich werde ganz melancholisch.

Präsident. Alle Unterthanen werden aufgefordert, die Gefühle Ihrer Majestät zu theilen.

Ceremonienmeister. Denjenigen, welche kein Schnupftuch bei sich haben, ist das Weinen jedoch Anstandes halber untersagt.

Erster Bedienter. Halt! Ich sehe etwas! Es ist etwas wie ein Vorsprung, wie eine Nase, das Uebrige ist noch nicht über der Grenze; und dann seh' ich noch einen Mann, und dann zwei Personen entgegengesetzten Geschlechtes.

Ceremonienmeister. In welcher Richtung?

Erster Bedienter. Sie kommen näher. Sie gehen auf das Schloß zu. Da sind sie.

(Valerio, Leonce, die Gouvernante und die Prinzessin treten maskirt auf.)

Peter. Wer seid Ihr?

Valerio. Weiß ich's? (Er nimmt langsam hintereinander mehrere Masken ab). Bin ich das? oder das? oder das? Wahrhaftig, ich bekomme Angst, ich könnte mich so ganz auseinanderschälen und blättern.

Peter (verlegen). Aber — aber etwas müßt Ihr dann doch sein?

Valerio. Wenn Eure Majestät es so befehlen. Aber,

meine Herren, hängen sie alsdann die Spiegel herum und verstecken Sie Ihre blanken Knöpfe etwas und sehen Sie mich nicht so an, daß ich mich in ihren Augen spiegeln muß, oder ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich eigentlich bin.

Peter. Der Mensch bringt mich in Confusion, zur Desperation. Ich bin in der größten Verwirrung.

Valerio. Aber eigentlich wollte ich einer hohen und geehrten Gesellschaft verkündigen, daß hiermit die zwei weltberühmten Automaten angekommen sind, und daß ich vielleicht der dritte und merkwürdigste von beiden bin, wenn ich eigentlich selbst recht wüßte, wer ich wäre, worüber man übrigens sich nicht wundern dürfte, da ich selbst gar nichts von dem weiß, was ich rede, ja auch nicht einmal weiß, daß ich es nicht weiß, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß man mich nur so reden läßt, und es eigentlich nichts als Walzen und Windschläuche sind, die das Alles sagen. (Mit schnarrendem Ton): Sehen Sie hier, meine Herren und Damen, zwei Personen beiderlei Geschlechts, ein Männchen und ein Weibchen, einen Herrn und eine Dame. Nichts als Kunst und Mechanismus, nichts als Pappendeckel und Uhrfedern! Jede hat eine feine, feine Feder von Rubin unter dem Nagel der kleinen Zehe am rechten Fuß, man drückt ein klein wenig, und die Mechanik läuft volle fünfzig Jahre. Diese Personen sind so vollkommen gearbeitet, daß man sie von anderen Menschen gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie bloßer Pappdeckel sind; man könnte sie eigentlich zu Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Sie sind sehr edel, denn sie sprechen hochdeutsch. Sie sind sehr moralisch, denn sie

ſtehn auf den Glockenſchlag auf, eſſen auf den Glockenſchlag zu Mittag und gehn auf den Glockenſchlag zu Bett, auch haben ſie eine gute Verdauung, was beweiſt, daß ſie ein gutes Gewiſſen haben. Sie haben ein feines ſittliches Gefühl, denn die Dame hat gar kein Wort für den Begriff Beinkleider, und dem Herrn iſt es rein unmöglich, hinter einem Frauenzimmer eine Treppe hinauf oder vor ihm hinunterzugehen. Sie ſind ſehr gebildet, denn die Dame ſingt alle neuen Opern, und der Herr trägt Manſchetten. Geben Sie Acht, meine Herren und Damen, ſie ſind jetzt in einem intereſſanten Stadium, der Mechanismus der Liebe fängt an ſich zu äußern, der Herr hat der Dame ſchon einige Mal den Shwal getragen, die Dame hat ſchon einige Mal die Augen verdreht und gen Himmel geblickt. Beide haben ſchon mehrmals geflüſtert: Glaube, Liebe, Hoffnung. Beide ſehen bereits ganz accordirt aus, es fehlt nur noch das winzige Wörtchen: Amen.

Peter (den Finger an die Naſe): In effigie? in effigie? Präſident, wenn man einen Menſchen in effigie hängen läßt, iſt das nicht eben ſo gut, als wenn er ordentlich gehängt würde?

Präſident. Verzeihen, Eure Majeſtät, es iſt noch viel beſſer, denn es geſchieht ihm kein Leid dabei, und er wird dennoch gehängt.

Peter. Jetzt hab' ich's. Wir feiern die Hochzeit in effigie. (Auf Lena und Leonce deutend). Das iſt die Prinzeſſin, das iſt der Prinz. — Ich werde meinen Beſchluß durchſetzen, ich werde mich freuen. Laßt die Glocken läuten, macht Eure Glückwünſche zurecht, hurtig, Herr Hofprediger!

(Der Hofprediger tritt vor, räuſpert ſich, blickt einige Mal gen Himmel.)

Valerio. Fang' an! Laß deine vermaledeiten Geſichter und fang' an! Wohlauf!

Hofprediger (in der größten Verwirrung). Wenn wir — oder — aber —

Valerio. Sintemal und Alldieweil —

Hofprediger. Denn —

Valerio. Es war vor Erſchaffung der Welt —

Hofprediger. Daß —

Valerio. Gott lange Weile hatte —

Peter. Machen Sie es nur kurz, Bester.

Hofprediger (ſich faſſend). Geruhen Eure Hoheit, Prinz Leonce vom Reiche Popo, und geruhen Eure Hoheit, Prinzeſſin Lena vom Reiche Pipi, und geruhen Eure Hoheiten gegenſeitig, ſich beiderſeitig einander haben zu wollen, ſo ſprechen Sie ein lautes und vernehmliches Ja.

Lena und Leonce. Ja.

Hofprediger. So ſage ich Amen.

Valerio. Gut gemacht, kurz und bündig; ſo wären dann das Männlein und Fräulein erſchaffen, und alle Thiere im Paradies ſtehen um ſie.

(Leonce nimmt die Maske ab.)

Alle. Der Prinz!

Peter. Der Prinz! Mein Sohn! Ich bin verleten, ich bin betrogen! (Er geht auf die Prinzeſſin los). Wer iſt die Perſon? Ich laſſe Alles für ungiltig erklären.

Gouvernante (nimmt der Prinzeſſinn die Maske ab, triumphirend). Die Prinzeſſin!

Leonce. Lena?

Lena. Leonce?

Leonce. Ei Lena, ich glaube, das war die Flucht in das Paradies.

Lena. Ich bin betrogen.

Leonce. Ich bin betrogen.

Lena. O Zufall!

Leonce. O Verſehung!

Valerio. Ich muß lachen, ich muß lachen. Eure Hoheiten ſind wahrhaftig durch den Zufall einanderzugefallen; ich hoffe, Sie werden dem Zufall zu Gefallen — Gefallen aneinander finden.

Gouvernante. Daß meine alten Augen endlich das ſehen konnten! Ein irrender Königsſohn! Jetzt ſterb' ich ruhig.

Peter. Meine Kinder, ich bin gerührt, ich weiß mir vor Rührung kaum zu helfen. Ich bin der glücklichſte Mann! Ich lege aber auch hiermit feierlichſt die Regierung in deine Hände, mein Sohn, und werde ſogleich ungeſtört zu denken anfangen. Mein Sohn, du überläſſeſt mir dieſe Weiſen (er deutet auf den Staatsrath), damit ſie mich in meinen Bemühungen unterſtützen. Kommen Sie, meine Herren, wir müſſen denken, ungeſtört denken. (Er entfernt ſich mit dem Staatsrath.) Der Menſch hat mich verbin cenſus gemacht, ich muß mir wieder heraushelfen.

Leonce (zu den Anweſenden). Meine Herren! meine Gemahlin und ich bedauern unendlich, daß Sie uns heute

ſo lange zu Dienſten geſtanden ſind. Ihre Stellung iſt ſo traurig, daß wir um keinen Preis ihre Standhaftigkeit länger auf die Probe ſtellen möchten. Gehen Sie jetzt nach Hauſe, aber vergeſſen Sie Ihre Reden, Predigten und Verſe nicht, denn morgen fangen wir in aller Ruhe und Gemüthlichkeit den Spaß noch einmal von vorne an. Auf Wiederſehen!

(Alle entfernen ſich, Leonce, Lena, Valerio und die Gouvernante ausgenommen.)

Leonce. Nun Lena, ſiehſt du jetzt, wie wir die Taſchen voll haben, voll Puppen und Spielzeug? Was wollen wir damit anfangen, wollen wir ihnen Schnurrbärte machen und ihnen Säbel anhängen? Oder wollen wir ihnen Fräcke anziehen und ſie infuſoriſche Politik und Diplomatie treiben laſſen, und uns mit dem Mikroskop daneben ſetzen? Oder haſt du Verlangen nach einer Drehorgel, auf der die milchweißen äſthetiſchen Spitzmäuſe herumhuſchen? Wollen wir ein Theater bauen? (Lena lehnt ſich an ihn und ſchüttelt den Kopf.) Aber ich weiß beſſer, was du willſt, wir laſſen alle Uhren zerſchlagen, alle Kalender verbieten, und zählen Stunden und Monden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüthe und Frucht. Und dann umſtellen wir das Ländchen mit Brennſpiegeln, daß es keinen Winter mehr gibt, und wir uns im Sommer bis Iſchia und Capri hinausdeſtilliren, und das ganze Jahr zwiſchen Roſen und Veilchen, zwiſchen Orangen und Lorbeer ſtecken.

Valerio. Und ich werde Staatsminiſter, und es wird ein Dekret erlaſſen, daß, wer ſich Schwielen in die Hände ſchafft, unter Kuratel geſtellt wird; daß, wer ſich krank arbeitet,

kriminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und eine kommende Religion!

Lenz.

Ein Novellenfragment.

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm Alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Thäler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald

wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brauſten, in Tönen, als wollten ſie in ihrem wilden Jubel die Erde beſingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Roſſe heranſprengten, und der Sonnenſchein dazwiſchen durchging und kam und ſein blitzendes Schwerdt an den Schneeflächen zog, ſo daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler ſchnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen, wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufſummte, und am tiefen Blau ein leiſes Roth hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf ſilbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel ſcharf und feſt, weit über das Land hin glänzten und blitzten, riß es ihm in der Bruſt, er ſtand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müſſe den Sturm in ſich ziehen, Alles in ſich faſſen, er dehnte ſich aus und lag über der Erde, er wühlte ſich in das All hinein, es war eine Luſt, die ihm wehe that; oder er ſtand ſtill und legte das Haupt ins Moos und ſchloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, ſie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte ſich in einen brauſenden Strom, der ſeine klare Fluth unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er ſich nüchtern, feſt, ruhig, als wäre ein Schattenſpiel vor ihm vorübergezogen, er wußte von nichts mehr. Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabſtieg in die Ebene nach Weſten, er ſetzte ſich eben nieder. Es war gegen Abend ruhiger

gewerden; das Gewölk lag feſt und unbeweglich am Himmel; ſo weit der Blick reichte, nichts als Girfel, von denen ſich breite Flächen hinabzogen, und Alles ſo ſtill, grau, dämmernd; es wurde ihm entſetzlich einſam, er war allein, ganz allein, er wollte mit ſich ſprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen ſeines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte ſich niederſetzen; es faßte ihn eine namenloſe Angſt in dieſem Nichts, er war im Leeren, er riß ſich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finſter gewerden, Himmel und Erde verſchmelzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müſſe ihn was Entſetzliches erreichen, etwas das Menſchen nicht ertragen können, als jage der Wahnſinn auf Roſſen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er ſah Lichter, es wurde ihm leichter, man ſagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter ſchienen durch die Fenſter, er ſah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tiſche, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, ſtille Geſichter, es war ihm, als müſſe das Licht von ihnen ausſtrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhauſe. Man ſaß am Tiſch, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Geſicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, ſeine Kleider waren zerriſſen. Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker. „Sein Sie mir willkommen, ebſchen Sie mir unbekannt.“ — Ich bin ein Freund von .... und bringe Ihnen Grüße von ihm. — „Der Name, wenn's beliebt“ ... — Lenz. — „Ha, ha, ha, iſt er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen geleſen, die einem Herrn dieſes Namens zuge-

ſchrieben werden?" — Ja, aber belieben Sie, mich nicht darnach zu beurtheilen. — Man ſprach weiter, er ſuchte nach Worten und erzählte raſch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die ſtillen Geſichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergeſicht, auf dem alles Licht zu ruhen ſchien und das neugierig, vertraulich aufſchaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich ſtille ſaß. Er fing an zu erzählen, von ſeiner Heimat; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte ſich theilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, ſein blaſſes Kindergeſicht, das jetzt lächelte, ſein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm als träten alte Geſtalten, vergeſſene Geſichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg. Endlich war es Zeit zum Gehen, man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhauſe. Er ging hinauf, es war kalt eben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund; er ſtellte das Licht auf den Tiſch, und ging auf und ab, er beſann ſich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war, das Zimmer im Pfarrhauſe mit ſeinen Lichtern und lieben Geſichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg, aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloſchen, die Finſterniß verſchlang Alles; eine unnennbare Angſt erfaßte ihn, er ſprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vor's Haus; aber umſonſt, Alles finſter, nichts, er war ſich ſelbſt ein Traum, einzelne Gedanken huſchten auf, er hielt ſie feſt, es war ihm als müſſe er immer

„Vater unſer“ ſagen; er konnte ſich nicht mehr finden, ein dunkler Inſtinct trieb ihn, ſich zu retten, er ſtieß an die Steine, er riß ſich mit den Nägeln; — der Schmerz fing an, ihm das Bewußtſein wiederzugeben, er ſtürzte ſich in den Brunnenſtein, aber das Waſſer war nicht tief, er patſchte darin. Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen; Lenz war wieder zu ſich gekommen, das ganze Bewußtſein ſeiner Lage ſtand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt ſchämte er ſich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angſt gemacht; er ſagte ihnen, daß er gewohnt ſei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erſchöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Thal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe ſich in ein ſchmales, gewundenes Thal zuſammenzogen, das in mannichfachen Richtungen ſich hoch an den Bergen hinaufzog; große Felſenmaſſen, die ſich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernſten Anflug, eine Ausſicht nach Weſten in das Land hinein und auf die Bergkette, die ſich gerade hinunter nach Süden und Norden zog, und deren Gipfel gewaltig, ernſthaft oder ſchweigend ſtill, wie ein dämmernder Traum, ſtanden. Gewaltige Lichtmaſſen, die manchmal aus den Thälern, wie ein goldner Strom, ſchwellen, dann wieder Gewölk, das an dem höchſten Gipfel lag und dann langſam den Wald herab in das Thal klemm oder in den Sonnenblitzen ſich wie ein fliegendes, ſilbernes Geſpenſt herabſenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch

erſchienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von ſchwarzer, ernſter Farbe. Die Leute, ſchweigend und ernſt, als wagten ſie die Ruhe ihres Thales nicht zu ſtören, grüßten ruhig, wie ſie vorbeiritten. In den Hütten war es lebendig, man drängte ſich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröſtete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann raſch ins praktiſche Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule beſucht. Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend ſein Begleiter, bald in Geſpräch, bald thätig am Geſchäft, bald in die Natur verſunken. Es wirkte Alles wohlthätig und beruhigend auf ihn, er mußte Oberlin oft in die Augen ſehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, ſchmelzenden Sommernächten überfällt, ſchien ihm noch näher in dieſem ruhigen Auge, dieſem ehrwürdigen ernſten Geſicht. Er war ſchüchtern; aber er machte Bemerkungen, er ſprach. Oberlin war ſein Geſpräch ſehr angenehm, und das anmuthige Kindergeſicht Lenzen's machte ihm große Freude. Aber nur ſo lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine ſonderbare Angſt, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenſtände nach und nach ſchattiger wurden, kam ihm Alles ſo traumartig, ſo zuwider vor, es kam ihm die Angſt an wie Kindern, die im Dunkeln ſchlafen; es war ihm als ſei er blind; jetzt wuchs ſie, der Alp des Wahnſinns ſetzte ſich zu ſeinen Füßen, der rettungsloſe Gedanke, als ſei Alles nur ſein Traum, öffnete ſich vor ihm, er klammerte ſich an alle Gegenſtände; Geſtalten zogen raſch an ihm vorbei, er drängte ſich an ſie, es waren

Schatten, das Leben wich aus ihm und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er recitirte Stellen aus Shakspeare, er griff nach Allem, was sein Blut sonst hatte rascher fließen machen, er versuchte Alles, aber kalt, kalt. Er mußte dann hinaus ins Freie — das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser, auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit; er verrichtete sein Bad jetzt mit weniger Geräusch. Doch jemehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger, er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte, vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das neue Testament trat ihm hier so entgegen, und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen, und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich seine Loose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er thun sollte — dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott: jetzt erst ging ihm die heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien! aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut! — Er ging des Morgens hinaus, die Nacht war Schnee gefallen, im Thale lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwalde hin, die Sonne

ſchnitt Kryſtalle, der Schnee war leicht und fleckig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die ſich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft, als ein leiſes Wehen, als das Rauſchen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanze ſtäubte. Alles ſo ſtill, und die Bäume weithin mit ſchwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach, die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob ſie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beſchlich ihn, er meinte manchmal, ſeine Mutter müſſe hinter einem Baume hervortreten, greß. und ihm ſagen, ſie hätte ihm dieſes Alles beſcheert; wie er hinunterging, ſah er, daß um ſeinen Schatten ſich ein Regenbogen von Strahlen legte, es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Weſen ſprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu, und ſagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?“ — Ja! — „Gut, nächſten Sonntag.“ —

Lenz ging vergnügt auf ſein Zimmer, er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und ſeine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Thauwetter eingefallen. Verüberſtreifende Wolken, Blau dazwiſchen, die Kirche lag neben am Berge hinauf, auf einem Vorſprunge, der Kirchhof drum herum. Lenz ſtand eben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernſten ſchwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Geſangbuch und den Rosmarinzweig, von den verſchiedenen Seiten die ſchmalen Pfade zwiſchen den Felſen herauf- und

herabkamen. Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte ſich langſam, die Landſchaft ſchwamm im Duft, fernes Geläute, es war, als löſte ſich Alles in eine harmoniſche Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den ſchwarzen Kreuzen, ein verſpäteter Roſenſtrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verſpätete Blumen dazu unter dem Moose hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menſchenſtimmen begegneten ſich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als ſchaue man in reines, durchſichtiges Bergwaſſer. Der Geſang verhallte, Lenz ſprach, er war ſchüchtern, unter den Tönen hatte ſein Starrkrampf ſich ganz gelegt, ſein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte ſich in ſein Herz. Ein ſüßes Gefühl unendlichen Wohls beſchlich ihn. Er ſprach einfach mit den Leuten, ſie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Troſt, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieſes von materiellen Bedürfniſſen gequälte Sein, dieſe dumpfen Leiden, gen Himmel leiten konnte. Er war feſter geworden, wie er ſchloß, da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
Tiefe Wunden ganz aufbrechen;
Leiden ſei all' mein Gewinnſt,
Leiden ſei mein Gottesdienſt.

Das Drängen in ihm, die Muſik, der Schmerz erſchütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein, gött-

liche, zuckende Lippen bückten ſich über ihm aus und ſogen ſich an ſeine Lippen; er ging auf ſein einſames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauſchte die Quelle, Ströme brachen aus ſeinen Augen, er krümmte ſich in ſich, es zuckten ſeine Glieder, es war ihm, als müſſe er ſich auflöſen, er kennte kein Ende finden der Wolluſt; endlich dämmerte es in ihm, er empfand ein leiſes tiefes Mitleid mit ſich ſelbſt, er weinte über ſich, ſein Haupt ſank auf die Bruſt, er ſchlief ein, der Vollmond ſtand am Himmel, die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Geſicht, die Thränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen — ſo lag er nun da allein, und Alles war ruhig und ſtill und kalt, und der Mond ſchien die ganze Nacht und ſtand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht ſeine Mutter erſchienen ſei; ſie ſei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten, und habe eine weiße und eine rothe Roſe an der Bruſt ſtecken gehabt; ſie ſei dann in eine Ecke geſunken, und die Roſen ſeien langſam über ſie gewachſen, ſie ſei gewiß todt; er ſei ganz ruhig darüber. Oberlin verſetzte ihm nun, wie er bei dem Tode ſeines Vaters allein auf dem Felde geweſen ſei, und er dann eine Stimme gehört habe, ſo daß er wußte, daß ſein Vater todt ſei! und wie er heimgekommen, ſei es ſo geweſen. Das führte ſie weiter, Oberlin ſprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Waſſer und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiſte rängen; er ſagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch

das Schauen in ein leeres tiefes Bergwaſſer in eine Art von Somnambulismus verſetzt werden ſei. Lenz ſagte, daß der Geiſt des Waſſers über ihn gekommen ſei, daß er dann etwas von ſeinem eigenthümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachſte, reinſte Natur hinge am nächſten mit der elementariſchen zuſammen; je ſeiner der Menſch geiſtig fühlt und lebt, um ſo abgeſtumpfter würde dieſer elementariſche Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zuſtand, er ſei nicht ſelbſtſtändig genug, aber er meine, es müſſe ein unendliches Wonnegefühl ſein, ſo von dem eigenthümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Geſteine, Metalle, Waſſer und Pflanzen eine Seele zu haben, ſo traumartig jedes Weſen in der Natur in ſich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er ſprach ſich ſelbſt weiter aus, wie in Allem eine unausſprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit ſei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus ſich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um ſo tiefer afficirt würde; wie in den niedrigen Formen Alles zurückgedrängter, beſchränkter, dafür aber auch die Ruhe in ſich größer ſei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von ſeiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er ſetzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menſchen ſtände; er brachte zwölf Apoſtel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräſentirt würde. Lenz faßte das auf, er ſpann die Sache weiter, kam in ängſtliche Träume, fing an wie Stilling die Apocalypſe zu leſen, und las viel in der Bibel.

Um dieſe Zeit kam Kaufmann mit ſeiner Braut ins Steinthal. Lenzen war Anfangs das Zuſammentreffen unangenehm, er hatte ſich ſo ein Plätzchen zurechtgemacht, das bischen Ruhe war ihm ſo koſtbar, — und jetzt kam ihm Jemand entgegen, der ihn an ſo vieles erinnerte, mit dem er ſprechen, reden mußte, der ſeine Verhältniſſe kannte. Oberlin wußte von Allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er ſah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugeſandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es Allen nothwendig, daß er da war, er gehörte zu ihnen, als wäre er ſchon längſt da, und Niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde. Ueber Tiſch war Lenz wieder in guter Stimmung, man ſprach von Literatur, er war auf ſeinem Gebiete; die idealiſtiſche Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widerſprach heftig. Er ſagte: Die Dichter, von denen man ſage, ſie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch ſeien ſie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er ſagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie ſie ſein ſoll, und wir können wohl nicht was Beſſeres kleckſen, unſer einziges Beſtreben ſoll ſein, ihm ein wenig nachzuſchaffen. Ich verlange in Allem — Leben, Möglichkeit des Daſeins, und dann iſt's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es ſchön, ob es häßlich iſt. Das Gefühl, daß Was geſchaffen ſei, Leben habe, ſtehe über dieſen Beiden und ſei das einzige Kriterium n Kunſtſachen. Uebrigens begegne es uns nur ſelten: in Shakſpeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen. Alles Uebrige kann

man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsſtall zeichnen. Da wollte man idealiſtiſche Geſtalten, aber Alles, was ich davon geſehen, ſind Holzpuppen. Dieſer Idealismus iſt die ſchmählichſte Verachtung der menſchlichen Natur. Man verſuche es einmal, und ſenke ſich in das Leben des Geringſten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenſpiel; er hätte dergleichen verſucht im „Hofmeiſter“ und den „Soldaten.“ Es ſind die proſaiſchſten Menſchen unter der Sonne; aber die Gefühlsader iſt in faſt allen Menſchen gleich; nur iſt die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die ſie brechen muß. Man muß nur Aug' und Ohren dafür haben. Wie ich geſtern neben am Thale hinaufging, ſah ich auf einem Steine zwei Mädchen ſitzen, die eine band ihre Haare auf, die andere half ihr, das goldne Haar hing herab, ein ernſtes bleiches Geſicht, und doch ſo jung, und die ſchwarze Tracht, und die andre ſo ſorgſam bemüht. Die ſchönſten, innigſten Bilder der altdeutſchen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Meduſenhaupt ſein, um ſo eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie ſtanden auf, die ſchöne Gruppe war zerſtört; aber wie ſie ſo hinabſtiegen, zwiſchen den Felſen, war es wieder ein anderes Bild. Die ſchönſten Bilder, die ſchwellendſten Töne gruppiren, löſen ſich auf.

Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann ſie aber freilich nicht immer feſthalten und in Muſeen ſtellen und auf Noten ziehen, und dann Alt und Jung herbei-

rufen, und die Buben und Alten darüber radotiren und ſich entzücken laſſen. Man muß die Menſchheit lieben, um in das eigenthümliche Weſen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich ſein, erſt dann kann man ſie verſtehen; das unbedeutendſte Geſicht macht einen tieferen Eindruck, als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Geſtalten aus ſich heraustreten laſſen, ohne etwas vom Aeußeren hinein zu kopiren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenſchwillt und pocht. Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaeliſche Madonna finden würde. Was liegt daran, verſetzte er, ich muß geſtehen, ich fühle mich dabei ſehr todt. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich thue das Beſte daran. Der Dichter und Bildende iſt mir der Liebſte, der mir die Natur am Wirklichſten gibt, ſo daß ich über ſeinem Gebild fühle; alles Uebrige ſtört mich. Die holländiſchen Maler ſind mir lieber, als die italieniſchen, ſie ſind auch die einzigen faßlichen; ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das neue Teſtament; das Eine iſt, ich weiß nicht von wem, Chriſtus und die Jünger von Emaus: Wenn man ſo lieſt, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es iſt ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger rother Streifen am Horizont, halbfinſter auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, ſie ſprechen, er bricht das Brod, da erkennen ſie ihn, in einfach-menſchlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und

ſie erſchrecken, denn es iſt finſter geworden, und es tritt ſie etwas Unbegreifliches an, aber es iſt kein geſpenſtiſches Grauen, es iſt, wie wenn einem ein geliebter Todter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte; ſo iſt das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben ſtillen Abend. Dann ein Anderes: Eine Frau ſitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es iſt ſonntäglich aufgeputzt, der Sand zerſtreut, ſo heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt und ſie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenſter iſt offen, ſie ſitzt darnach hingewandt, und es iſt, als ſchwebten zu dem Fenſter über die weite ebne Landſchaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallt der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau lieſt den Text nach. — In der Art ſprach Lenz weiter, man horchte auf, es traf Vieles, er war roth geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernſt, ſchüttelte er die blonden Locken. Er hatte ſich ganz vergeſſen. Nach dem Eſſen nahm ihn Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzen's Vater erhalten, ſein Sohn ſollte zurück, ihn unterſtützen. Kaufmann ſagte ihm, wie er ſein Leben hier verſchleudre, unnütz verliere, er ſolle ſich ein Ziel ſtecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend ſehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus, durch den Garten gehn, und zum Fenſter hineinſehn, — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bischen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich

verſtehe das nicht, mit den zwei Worten iſt die Welt verhunzt. Jeder hat was nöthig; wenn er ruhen kann, was könnt' er mehr haben! Immer ſteigen, ringen und ſo in Ewigkeit Alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürſten, während einem helle Quellen über den Weg ſpringen! Es iſt mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben; warum? warum? Eben weil es mir wohl iſt; was will mein Vater? Kann er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe. — Er wurde heftig. Kaufmann ging. Lenz war verſtimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg, er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunſch, Lavater, den er längſt durch Briefe kannte, auch perſönlich kennen zu lernen, beſtimmte ihn. Er ſagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüſtungen warten. Lenz fiel das aufs Herz, er hatte, um ſeiner unendlichen Qual los zu werden, ſich ängſtlich an Alles geklammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er ſich Alles nur zurecht mache; er ging mit ſich um wie mit einem kranken Kinde, manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angſt los, da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar ſträubte ihm faſt, bis er es in der ungeheuerſten Anſpannung erſchöpfte. Er rettete ſich in eine Geſtalt, die ihm immer vor Augen ſchwebte, und in Oberlin; ſeine Worte, ſein Geſicht thaten ihm unendlich wohl. So ſah er mit Angſt deſſen Abreiſe entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hauſe zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beſchloß, Oberlin

zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Thäler in die Ebne ausliefen, trennten ſie ſich. Er ging allein zurück. Er durchſtrich das Gebirg in verſchiedenen Richtungen, breite Flächen zogen ſich in die Thäler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebne, in der Luft ein gewaltiges Weben, nirgends eine Spur von Menſchen, als hie und da eine verlaſſene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen gelehnt. Er wurde ſtill, vielleicht faſt träumend, es verſchmelz ihm Alles in eine Linie, wie eine ſteigende und ſinkende Welle, zwiſchen Himmel und Erde, es war ihm als läge er an einem unendlichen Meer, das leiſe auf und ab wegte. Manchmal ſaß er, dann ging er wieder, aber langſam träumend. Er ſuchte keinen Weg. Es war finſter Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steinthal. Die Thüre war verſchloſſen, er ging ans Fenſter, durch das ein Lichtſchimmer fiel. Eine Lampe erhellte faſt nur einen Punkt, ihr Licht fiel auf das bleiche Geſicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leiſe die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel ſaß ein altes Weib, das mit ſchnarrender Stimme aus einem Geſangbuche ſang. Nach langem Klopfen öffnete ſie; ſie war halb taub, ſie trug Lenz einiges Eſſen auf und wies ihm eine Schlafſtelle an, wobei ſie beſtändig ihr Lied fortſang. Das Mädchen hatte ſich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein, er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem, verwirrtem Geſicht. Er trat zum Mädchen, ſie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes

Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, ſo daß ſie ruhiger wurde und verſtändliche Worte in langſam ziehenden, durchſchneidenden Tönen ſummte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Thälern ein Wetterleuchten geſehen habe, auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf ſich nieder und betete leiſe mit Inbrunſt, während die Kranke in einem langſam ziehenden, leiſe verhallenden Tone ſang. Dann gab er ſich zur Ruhe.

Lenz ſchlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlafe, wie die Uhr rückte. Durch das leiſe Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sauſen des Windes bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf ſein wechſelndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und beſtimmt, ſie ſagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche ſtehe. Lenz ſah auf, und ſie ſaß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tiſch, und der Mond warf ſein ſtilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu ſtrahlen ſchien; zugleich ſchnarrte die Alte, und über dieſem Wechſeln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen ſchlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh, in der dämmernden Stube ſchlief Alles, auch das Mädchen war ruhig geworden, ſie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geiſterhafte aus ihren Zügen war verſchwunden, ſie hatte jetzt einen Ausdruck unbeſchreiblichen Leidens. Er trat ans Fenſter und öffnete es, die kalte Morgenluft ſchlug ihm entgegen. Das

Haus lag am Ende eines ſchmalen, tiefen Thales, das ſich nach Oſten öffnete, rothe Strahlen ſchoſſen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Thal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Geſtein und trafen in die Fenſter der Hütten. Der Mann erwachte, ſeine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an der Wand, ſie richteten ſich feſt und ſtarr darauf, nun fing er an die Lippen zu bewegen und betete leiſe, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, ſie warfen ſich ſchweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte ſchnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn. Die Leute erzählten Lenzen, der Mann ſei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wiſſe nicht woher; er ſtehe im Ruf eines Heiligen, er ſehe das Waſſer unter der Erde und könne Geiſter beſchwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steinthal abgekommen, er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es that ihm wohl, Geſellſchaft zu finden; es war ihm jetzt unheimlich mit dem gewaltigen Menſchen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entſetzlichen Tönen. Auch fürchtete er ſich vor ſich ſelbſt in der Einſamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verfloſſene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle geweſen, und er ſpürte an ſich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrunde, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in ſich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltſames Drängen, und dann erſchöpft zurückgeſchlagen; er lag in den heiße-

ſten Thränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob ſich kalt und gleichgiltig, ſeine Thränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er ſich aufriß, deſto tiefer ſtürzte er hinunter. Alles ſtrömte wieder zuſammen. Ahnungen von ſeinem alten Zuſtande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüſte Chaos ſeines Geiſtes. Des Tags ſaß er gewöhnlich unten im Zimmer; Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerſtreuung, Alles haſtig von einem zum andern. Doch ſchloß er ſich jetzt beſonders an Madame Oberlin an, wenn ſie ſo da ſaß, das ſchwarze Geſangbuch vor ſich, neben eine Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngſte Kind zwiſchen den Knieen; auch machte er ſich viel mit dem Kinde zu thun. So ſaß er einmal, da wurde ihm ängſtlich, er ſprang auf, ging auf und ab. Die Thüre halb offen, da hörte er die Magd ſingen, erſt unverſtändlich, dann kamen die Worte:

Auf dieſer Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' mein Schatz und der iſt weit.

Das fiel auf ihn, er verging faſt unter den Tönen. Madame Oberlin ſah ihn an. Er faßte ſich ein Herz, er konnte nicht mehr ſchweigen, er mußte davon ſprechen. „Beſte Madame Oberlin, können Sie mir nicht ſagen, was das Frauenzimmer macht, deſſen Schickſal mir ſo centnerſchwer auf dem Herzen liegt?“ *) — „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts.“ —

Er ſchwieg dann wieder und ging haſtig im Zimmer auf

*) Goethe's Friederike.

und ab; dann fing er wieder an: Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie ſind noch die einzigen Menſchen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu ihr — aber ich kann nicht, ich darf nicht. — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er ſetzte ſich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie," fing er wieder an, „wenn ſie ſo durchs Zimmer ging und ſo halb für ſich allein ſang, und jeder Tritt war eine Muſik, es war ſo eine Glückſeligkeit in ihr, und das ſtrömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich ſie anſah, oder ſie ſo den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — ich war ſchon lange nicht mehr ruhig. . . . Ganz Kind; es war, als wär' ihr die Welt zu weit, ſie zog ſich ſo in ſich zurück, ſie ſuchte das engſte Plätzchen im ganzen Haus, und da ſaß ſie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch ſo; wie ein Kind hätte ich dann ſpielen können. Jetzt iſt es mir ſo eng, ſo eng, ſehen Sie, es iſt mir manchmal, als ſtieß ich mit den Händen an den Himmel; o ich erſticke! Es iſt mir dabei oft, als fühlt' ich phyſiſchen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich ſie ſonſt faßte. Doch kann ich ſie mir nicht mehr vorſtellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, ſo iſt mir wieder recht wohl." — Er ſprach ſpäter noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meiſt in abgebrochenen Sätzen; ſie wußte wenig zu antworten, doch that es ihm wohl.

Unterdeſſen ging es fort mit ſeinen religiöſen Quälereien.

Je leerer, je kälter, je ſterbender er ſich innerlich fühlte, deſto mehr drängte es ihn, eine Gluth in ſich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo Alles in ihm ſich drängte, wo er unter all ſeinen Empfindungen keuchte; und jetzt ſo todt! Er verzweifelte an ſich ſelbſt, dann warf er ſich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in ſich auf; aber todt! todt! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm thun, dann wühlte er in ſich, faſtete, lag träumend am Boden. Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday ſei geſtorben, er faßte es auf, wie eine fixe Idee. Er zog ſich in ſein Zimmer und faſtete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin, er hatte ſich das Geſicht mit Aſche beſchmiert und forderte einen alten Sack; ſie erſchrack, man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um ſich, wie ein Büßender, und ſchlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Thale waren ihn ſchon gewohnt; man erzählte ſich allerlei Seltſames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgiltig ihrem Geſchäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Streh, auf einem Holztiſch.

Lenz ſchauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläſernen Augen ſah. Das Kind kam ihm ſo verlaſſen vor, und er ſich ſo allein und einſam; er warf ſich über die Leiche nieder; der Tod erſchreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, dieſe Züge, dieſes ſtille Geſicht ſollten verweſen, er warf ſich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm thue, und das Kind beleben möge, wie er ſchwach und unglücklich ſei; dann

ſank er ganz in ſich und wühlte all' ſeinen Willen auf einen Punkt; ſo ſaß er lange ſtarr. Dann erhob er ſich und faßte die Hände des Kindes und ſprach laut und feſt: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu ſpotten ſchien, und die Leiche blieb kalt. Da ſtürzte er halb wahnſinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg. Wolken zogen raſch über den Mond; bald Alles im Finſtern, bald zeigten ſie die nebelhaft verſchwindende Landſchaft im Mondſchein. Er rannte auf und ab. In ſeiner Bruſt war ein Triumphgeſang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Fauſt hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwiſchen ſeinen Wolken ſchleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und ſie dem Schöpfer ins Geſicht ſpeien; er ſchwur, er läſterte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewiſſe Licht dehnte ſich hinunter, wo die weißen Steinmaſſen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond ſtand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz ſicher und ruhig und feſt. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin ſo bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerſchütterlich durch das unheimliche Dunkel, — es war ihm Alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor ſeinem geſtrigen Zuſtand, er ſtand nun am Abgrunde, wo eine wahnſinnige Luſt ihn trieb, immer wieder hineinzuſchauen

und ſich dieſe Qual zu wiederholen. Dann ſteigerte ſich ſeine Angſt, die Sünde und der heilige Geiſt ſtanden vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von ſeinen Freunden im Elſaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeiſtlichen glücklich preiſend. Dabei ermahnte er ihn, ſich in den Wunſch ſeines Vaters zu fügen, ſeinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er ſagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Geſpräch gerieth Lenz in heftige Unruhe; er ſtieß tiefe Seufzer aus, Thränen drangen ihm aus den Augen, er ſprach abgebrochen. Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verſtoßen? Nur in Ihnen iſt der Weg zu Gott. Doch mit mir iſt's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude. Oberlin ſagte ihm, dafür ſei Jeſus geſtorben, er möge ſich brünſtig an ihn wenden, und er würde Theil haben an ſeiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und ſagte: Ach! ach! göttlicher Troſt. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin ſagte, er wiſſe von nichts, er wolle ihm aber in Allem helfen und rathen, er müſſe ihm aber Ort, Umſtände und Perſon angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte: ach ſie iſt todt! Lebt ſie noch? du Engel, ſie liebte mich — ich liebte ſie, ſie war's würdig, o du Engel! Verfluchte Eiferſucht, ich habe ſie aufgeopfert — ſie liebte noch einen Andern — ich liebte ſie, ſie war's

würdig. — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin verſetzte: vielleicht lebten alle dieſe Perſonen noch, vielleicht vergnügt; es möge ſein, wie es wolle, ſo könne und werde Gott, wenn er ſich zu ihm bekehrt haben würde, dieſen Perſonen auf ſein Gebet und Thränen ſoviel Gutes erweiſen, daß der Nutzen, den ſie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an ſein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebſt einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er ſollte ihn damit ſchlagen. Oberlin nahm die Gerten aus ſeiner Hand, drückte ihm einige Küſſe auf den Mund und ſagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte, er möchte ruhig ſein, ſeine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige ſeiner Sünden tilgen; dafür hätte Jeſus geſorgt, zu dem möchte er ſich wenden. Er ging.

Beim Nachteſſen war er wie gewöhnlich etwas tiefſinnig. Doch ſprach er von allerlei, aber mit ängſtlicher Haſt. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräuſch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerſter Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgeſprochen, er ſtürzte ſich dann in den Brunnentrog, patſchte darin, wieder heraus und herauf in ſein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und ſo einige Mal, endlich wurde er ſtill. Die Mägde, die in der Kinderſtube

unter ihm ſchliefen, ſagten, ſie hätten oft, inſonderheit aber in ſelbiger Nacht, ein Brummen gehört, das ſie mit nichts als mit dem Tone einer Haberſeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es ſein Winſeln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in ſein Zimmer, er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich ſagte er: Ja, Herr Pfarrer, ſehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! ſo langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich ſagen ſoll, ich habe ſchon alle Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin ſagte ihm, er möge ſich zu Gott wenden; da lachte er und ſagte: ja wenn ich ſo glücklich wäre, wie Sie, einen ſo behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte ſich die Zeit ſchon ſo ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meiſten beten aus Langeweile, die Anderen verlieben ſich aus Langeweile, die Dritten ſind tugendhaft, die Vierten laſterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es iſt zu langweilig:

O Gott! in Deines Lichtes Welle,
In Deines glüh'nden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht.
Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huſchte ihm nach und, indem er ihn mit unheimlichen Augen anſah: Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterſcheiden könnte, ob ich träume oder wache; ſehn Sie, das iſt ſehr wichtig, wir wollen es unterſuchen, — er huſchte

dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Beſuch machen; ſeine Frau war ſchon fort; er war im Begriffe wegzugehen, als es an ſeine Thüre klopfte, und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Geſicht über und über und das Kleid hie und da mit Aſche beſtreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte ſich zum Fenſter heruntergeſtürzt; weil es aber Niemand geſehen, wolle er es auch Niemand ſagen. Oberlin erſchrack heftig, doch ſagte er nichts, er that, was Lenz begehrte; zugleich ſchrieb er an den Schulmeiſter von Belleſoße, er möge herunterkommen, und gab ihm Inſtruktionen, dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn ſchon oft geſehen und hatte ſich an ihn attachirt. Er that, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und ſo blieben ſie beiſammen. Lenz ſchlug noch einen Spaziergang nach Fouday vor. Er beſuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verſchiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, ſchien betend, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von den auf dem Grabe ſtehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebaſtian mit. Bald ging er langſam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landſchaft beängſtigte ihn, ſie war ſo eng, daß er an Alles zu ſtoßen fürchtete. Ein unbeſchreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, ſein Begleiter ward ihm endlich läſtig, auch mochte er ſeine Abſicht errathen und ſuchte

ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen mit seiner Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, sein Gesicht veränderte sich vortheilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und that es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?" — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Him-

mel geſchaut und wieder: ja geſterben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er ſetzte ſich und ſchrieb einige Briefe, gab ſie dann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu ſetzen. Siehe die Briefe. *)

Sein Zuſtand war indeſſen immer troſtloſer geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Thales geſchöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine ſchreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, ſie auszufüllen. Er hatte Nichts. Was er that, that er mit Bewußtſein, und doch zwang ihn ein innerlicher Inſtinct. Wenn er allein war, war es ihm ſo entſetzlich einſam, daß er beſtändig laut mit ſich redete, rief, und dann erſchrack er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm geſprochen. Im Geſpräche ſtotterte er oft, eine unbeſchreibliche Angſt befiel ihn, er hatte das Ende ſeines Satzes verloren; dann meinte er, er müſſe das zuletzt geſprochene Wort behalten und immer ſprechen, nur mit großer Anſtrengung unterdrückte er dieſe Gelüſte. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen ſaß und unbefangen ſprach, und er dann ſtotterte, und eine unausſprechliche Angſt ſich in ſeinen Zügen malte, er die Perſonen, die ihm zunächſt ſaßen, krampfhaft am Arme faßte und erſt nach und nach wieder zu ſich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all ſeine geiſtige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken

*) Büchner ſcheint hier ächte, nicht gedichtete, zu verſtehen.

hängen; dachte er an eine fremde Perſon, oder ſtellte er ſie ſich lebhaft vor, ſo war es ihm, als würde er ſie ſelbſt, er verwirrte ſich ſelbſt, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geiſte willkürlich umzugehn; die Natur, Menſchen, nur Oberlin ausgenommen, — Alles traumartig, kalt; er amüſirte ſich die Häuſer auf die Dächer zu ſtellen, die Menſchen an- und auszukleiden, die wahnwitzigſten Poſſen auszuſinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderſtehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann ſchnitt er entſetzliche Fratzen. Einſt ſaß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden ſeine Augen ſtarr, er hielt ſie unverrückt auf das Thier gerichtet; dann glitt er langſam den Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls, ſie war wie bezaubert von ſeinem Blick, ſie gerieth in ungeheure Angſt, ſie ſträubte ſich ſcheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem, entſtelltem Geſichte; wie in Verzweiflung ſtürzten Beide aufeinander los, da endlich erhob ſich Madame Oberlin, um ſie zu trennen. Dann war er wieder tief beſchämt. Die Zufälle des Nachts ſteigerten ſich auf's Schrecklichſte. Nur mit der größten Mühe ſchlief er ein, während er zuvor noch die ſchreckliche Leere zu füllen verſucht hatte. Dann gerieth er zwiſchen Schlaf und Wachen in einen entſetzlichen Zuſtand; er ſtieß an etwas Grauenhaftes, Entſetzliches, der Wahnſinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erſt nach und nach fand er ſich wieder. Er mußte dann mit den einfachſten Dingen anfangen, um wieder zu ſich zu kommen. Eigentlich nicht er that es, ſondern ein mächtiger Erhaltungstrieb; es

war als ſei er doppelt, und der eine Theil ſuche den andern zu retten, und rieſe ſich ſelbſt zu; er erzählte, er ſagte in der heftigſten Angſt Gedichte her, bis er wieder zu ſich kam.

Auch bei Tage bekam er dieſe Zufälle, ſie waren dann noch ſchrecklicher; denn ſonſt hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als exiſtire er allein, als beſtände die Welt nur in ſeiner Einbildung, als ſei nichts, als er; er ſei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit ſeinen folternden Vorſtellungen. Er jagte mit raſender Schnelligkeit ſein Leben durch, und dann ſagte er: conſequent, conſequent; wenn Jemand etwas ſprach: inconſequent, inconſequent; es war die Kluft unrettbaren Wahnſinns, eines Wahnſinns durch die Ewigkeit. Der Trieb der geiſtigen Erhaltung jagte ihn auf; er ſtürzte ſich in Oberlin's Arme, er klammerte ſich an ihn, als wolle er ſich in ihn drängen; er war das einzige Weſen, das für ihn lebte und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlin's Worte dann zu ſich, er lag auf den Knieen vor Oberlin, ſeine Hände in den Händen Oberlin's, ſein mit kaltem Schweiße bedecktes Geſicht auf deſſen Schooß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knieen und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Beſeſſenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes, er ſchluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit ſich ſelbſt; das waren auch ſeine ſeligſten Augenblicke. Oberlin ſprach von Gott. Lenz wand ſich ruhig los und ſah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an und ſagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig,

ſehen Sie, wenn ich ſo wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um ſchlafen zu können. Oberlin ſagte, dies ſei eine Profanation. Lenz ſchüttelte treſtlos mit dem Kopfe. Die halben Verſuche zum Entleiben, die er indeß fortwährend machte, waren nicht ganz Ernſt. Es war weniger der Wunſch des Todes, — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode, — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichſten Angſt oder der dumpfen, ans Nichtſein gränzenden Ruhe ein Verſuch, ſich zu ſich ſelbſt zu bringen durch phyſiſchen Schmerz. Augenblicke, worin ſein Geiſt ſonſt auf irgend einer wahnwitzigen Idee zu reiten ſchien, waren noch die glücklichſten. Es war doch ein wenig Ruhe, und ſein wirrer Blick war nicht ſo entſetzlich, als die nach Rettung dürſtende Angſt, die ewige Qual der Unruhe! Oft ſchlug er ſich den Kopf an die Wand, oder verurſachte ſich ſonſt einen heftigen phyſiſchen Schmerz.

Den 8. Morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag faſt nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber ſehr, wie ſchwer Alles ſei, ſo ſchwer, er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin ſprach ihm Muth zu. Er blieb aber in ſeiner frühern Lage und blieb den größten Theil des Tages ſo, auch nahm er keine Nahrung zu ſich. Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Belleſeße gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondſchein. Auf dem Rückwege begegnete ihm Lenz. Er ſchien ganz vernünftig und ſprach ruhig und freundlich

mit Oberlin. Der bat ihn nicht zurück zu gehen; er verſprach's; im Weggehn wandte er ſich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und ſagte raſch: Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen. — „Was denn, mein Lieber?" — Hören Sie denn nichts, hören Sie denn nicht die entſetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont ſchreit, und die man gewöhnlich die Stille heißt. Seitdem ich in dem ſtillen Thale bin, hör ich's immer, es läßt mich nicht ſchlafen, ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal ſchlafen könnte! Er ging dann kopfſchüttelnd weiter. Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm Jemand nachſchicken, als er ihn die Stiege hinauf in ſein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hofe mit ſo ſtarkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menſchen herzukommen ſchien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd. . . . . .

Er ſaß mit kalter Reſignation im Wagen, wie ſie das Thal hervor nach Weſten fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte; mehrmals, wo der Wagen bei dem ſchlechten Wege in Gefahr gerieth, blieb er ganz ruhig ſitzen; er war vollkommen gleichgiltig. In dieſem Zuſtande legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren ſie im Rheinthale. Sie entfernten ſich allmählig vom Gebirge, das nun wie eine tiefblaue Kryſtallwelle ſich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Fluth die rothen Strahlen des Abends ſpielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein

ſchimmerndes, bläuliches Geſpinnſt. Es wurde finſter, jemehr ſie ſich Straßburg näherten; heher Vollmond, alle fernen Gegenſtände dunkel, nur der Berg neben bildete eine ſcharfe Linie; die Erde war wie ein goldener Pokal, über den, ſchäumend die Goldwellen des Neckers liefen. Lenz ſtarrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angſt in ihm, je mehr die Gegenſtände ſich in der Finſterniß verloren. Sie mußten einkehren, da machte er wieder mehrere Verſuche, Hand an ſich zu legen, war aber zu ſcharf bewacht. Am folgenden Morgen, bei trübem, regneriſchem Wetter, traf er in Straßburg ein. Er ſchien ganz vernünftig, ſprach mit den Leuten; er that Alles wie es die Andern thaten; es war aber eine entſetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angſt mehr, kein Verlangen, ſein Daſein war ihm eine nothwendige Laſt. — — So lebte er hin. .....

Briefe.

Aus den Briefen an die Familie.

Straßburg, im October 1831.

. . . . . Als sich das Gerücht verbreitete, daß Romarino durch Straßburg reisen würde, eröffneten die Studenten sogleich eine Subscription und beschlossen, ihm mit einer schwarzen Fahne entgegenzuziehen. Endlich traf die Nachricht hier ein, daß Romarino den Nachmittag mit den Generälen Schneider und Langermann ankommen würde. Wir versammelten uns sogleich in der Academie; als wir aber durch das Thor ziehen wollten, ließ der Offizier, der von der Regierung Befehl erhalten hatte, uns mit der Fahne nicht passiren zu lassen, die Wache unter das Gewehr treten, um uns den Durchgang zu wehren. Doch wir brachen mit Gewalt durch und stellten uns drei- bis vierhundert Mann stark an der großen Rheinbrücke auf. An uns schloß sich die Nationalgarde an. Endlich erschien Romarino, begleitet von einer Menge Reiter; ein Student hält eine Anrede, die er beantwortet, ebenso ein Nationalgardist. Die Nationalgarden umgeben den Wagen und ziehen ihn; wir stellen uns mit der Fahne an die Spitze des Zugs, dem ein großes Musikchor vormarschirt. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren

Volksmenge unter Absingung der Marseillaise und der Carmagnole; überall erschallt der Ruf: Vive la liberté! vive Romarino! à bas les ministres! à bas le juste milieu! Die Stadt selbst illuminirt, an den Fenstern schwenken die Damen ihre Tücher, und Romarino wird im Triumph bis zum Gasthof gezogen, wo ihm unser Fahnenträger die Fahne mit dem Wunsch überreicht, daß diese Trauerfahne sich bald in Polens Freiheitsfahne verwandeln möge. Darauf erscheint Romarino auf dem Balken, dankt, man ruft Vivat! — und die Comödie ist fertig. . . .

Straßburg, im December 1831.

. . . . . Es sieht verzweifelt kriegerisch aus; kommt es zum Kriege, dann gibt es in Deutschland vornehmlich eine babylonische Verwirrung, und der Himmel weiß, was das Ende vom Liede sein wird. Es kann Alles gewonnen und Alles verloren werden; wenn aber die Russen über die Oder gehn, dann nehme ich den Schießprügel, und sollte ich's in Frankreich thun. Gott mag den allerdurchlauchtigsten und gesalbten Schafsköpfen gnädig sein; auf der Erde werden sie hoffentlich keine Gnade mehr finden. . . . .

Straßburg, im Februar 1832.

. . . . Das einzige Interessante in politischer Beziehung ist, daß die hiesigen republikanischen Zierbengel mit rothen Hüten herumlaufen, und daß Herr Périer die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn. *) . . . . .

---

*) Périer, der damalige Minister des Innern, der das aufgestandene Polen im Interesse des Louis Philipp'schen Friedenssystems fallen ließ.

Straßburg, im December 1832.

. . . . Ich hätte beinahe vergeſſen zu erzählen, daß der Platz in Belagerungsſtand geſetzt wird (wegen der holländiſchen Wirren). Unter meinem Fenſter raſſeln beſtändig die Kanonen vorbei, auf den öffentlichen Plätzen exerciren die Truppen und das Geſchütz wird auf den Wällen aufgefahren. Für eine politiſche Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe werth, das Ganze iſt doch nur eine Comödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatſcht und bezahlt. . . . .

Straßburg, im Januar 1833.

. . . . . Auf Weihnachten ging ich Morgens um vier Uhr in die Frühmette ins Münſter. Das düſtere Gewölbe mit ſeinen Säulen, die Roſe und die farbigen Scheiben und die knieende Menge waren nur halb vom Lampenſchein erleuchtet. Der Geſang des unſichtbaren Chores ſchien über dem Chor und dem Altare zu ſchweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten. Ich bin kein Katholik und kümmerte mich wenig um das Schellen und Knieen der buntſcheckigen Pfaffen, aber der Geſang allein machte mehr Eindruck auf mich, als die faden, ewig wiederkehrenden Phraſen unſerer meiſten Geiſtlichen, die Jahr aus Jahr ein an jedem Weihnachtstag meiſt nichts Geſcheidteres zu ſagen wiſſen, als, der liebe Herrgott ſei doch ein geſcheidter Mann geweſen, daß er Chriſtus grade um dieſe Zeit auf die Welt habe kommen laſſen. —

Straßburg, den 5. April 1833.

Heute erhielt ich Euren Brief mit den Erzählungen aus Frankfurt. *) Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Nothwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen, wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug, um dem ewigen Maulaffen Volk seine zu eng geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen. Es ist eine blecherne Flinte und ein hölzerner Säbel, womit nur ein Deutscher die Abgeschmacktheit begehen konnte, Soldatchens zu spielen. Unsere Landstände sind eine Satyre auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20,000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Weil wir in Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch stecken mit angeschmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verderbenen Minderzahl

*) Das Frankfurter Attentat betreffend.

zu befriedigen? Und dies Geſetz, unterſtützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit ſeiner Agenten, dies Geſetz iſt eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der geſunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geſchehen, keinen Theil genommen und an dem, was vielleicht geſchieht, keinen Theil nehmen werde, ſo geſchieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, ſondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer theile, welche in den Deutſchen ein zum Kampf für ſein Recht bereites Volk ſehen. Dieſe tolle Meinung führte die Frankfurter Vorfälle herbei, und der Irrthum büßte ſich ſchwer. Irren iſt übrigens keine Sünde, und die deutſche Indifferenz iſt wirklich von der Art, daß ſie alle Berechnung zu Schanden macht. Ich bedaure die Unglücklichen von Herzen. Sollte keiner von meinen Freunden in die Sache verwickelt ſein? . . . . . .

Straßburg, im Mai 1833.

. . . . . So eben erhalten wir die Nachricht, daß in Neuſtadt die Soldateska über eine friedliche und unbewaffnete Verſammlung hergefallen ſei und ohne Unterſchied mehrere Perſonen niedergemacht habe. Aehnliche Dinge ſollen ſich im übrigen Rheinbayern zugetragen haben. Die liberale Partei kann ſich darüber grade nicht beklagen; man vergilt Gleiches mit Gleichem, Gewalt mit Gewalt. Es wird ſich finden, wer der Stärkere iſt. — Wenn Ihr neulich bei hellem Wetter bis

auf das Münſter hättet ſehen können, ſo hättet Ihr mich bei einem langhaarigen, bärtigen, jungen Mann ſitzend gefunden. Beſagter hatte ein rothes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen Caſhmir-Shawl, um den Cadaver einen kurzen deutſchen Rock, auf die Weſte war der Name „Rouſſeau" geſtickt, an den Beinen enge Hoſen mit Stegen, in der Hand ein mediſches Stöckchen. Ihr ſeht, die Carricatur iſt aus mehreren Jahrhunderten und Welttheilen zuſammengeſetzt: Aſien um den Hals, Deutſchland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er iſt ein Kosmopolit — nein, er iſt mehr, er iſt St. Simoniſt! Ihr denkt nun, ich hätte mit einem Narren geſprochen, und Ihr irrt. Es iſt ein liebenswürdiger junger Mann, viel gereiſt. — Ohne ſein fatales Coſtüm hätte ich nie den St. Simoniſten verſpürt, wenn er nicht von der femme in Deutſchland geſprochen hätte. Bei den Simoniſten ſind Mann und Frau gleich, ſie haben gleiche politiſche Rechte. Sie haben nun ihren père, der iſt St. Simon, ihr Stifter; aber billigerweiſe müßten ſie auch eine mère haben. Die iſt aber noch zu ſuchen, und da haben ſie ſich denn auf den Weg gemacht, wie Saul nach ſeines Vaters Eſeln, mit dem Unterſchied, daß — denn im neunzehnten Jahrhundert iſt die Welt gar weit vorangeſchritten, — daß die Eſel diesmal den Saul ſuchen. Rouſſeau mit noch einem Gefährten (beide verſtehen kein Wort deutſch) wollten die femme in Deutſchland ſuchen, man beging aber die intolerante Dummheit, ſie zurückzuweiſen. Ich ſagte ihm, er hätte nicht viel an den Weibern, die Weiber aber viel an ihm verloren; bei den Einen hätte er

ſich ennuyirt und über die Anderen gelacht. Er bleibt jetzt in Straßburg, ſteckt die Hände in die Taſchen und predigt dem Volke die Arbeit, wird für ſeine Capacität gut bezahlt und marche vers les femmes, wie er ſich ausdrückt. Er iſt übrigens beneidenswerth, führt das bequemſte Leben unter der Sonne, und ich möchte aus purer Faulheit St. Simenist werden, denn man müßte mir meine Capacität gehörig honoriren. . . . . .

Straßburg, im Juni 1833.

. . . . . Ich werde zwar immer meinen Grundſätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das nothwendige Bedürfniß der großen Maſſe Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der Einzelnen vergebliches Thorenwerk iſt. Sie ſchreiben, man lieſt ſie nicht; ſie ſchreien, man hört ſie nicht; ſie handeln, man hilft ihnen nicht.

Straßburg, den 8. Juli 1833.

(Reiſe in die Vogeſen.)

Bald im Thal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum ſogenannten weißen und ſchwarzen See. Es ſind zwei finſtere Lachen in tiefer Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felſenwänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unſeren Füßen lag ſtill das dunkle Waſſer. Ueber die nächſten Höhen hinaus ſahen wir im Oſten die Rheinebenen und den Schwarzwald, nach Weſt und Nordweſt das Lothringer Hochland; im Süden

hingen düſtere Wetterwolken, die Luft war ſtill. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf, zu unſerer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerriſſenen Gewölk über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletſcher in der Abendſonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir beſtiegen nämlich den höchſten Punkt der Vogeſen, den an 5000 Fuß hohen Bölgen. Man überſieht den Rhein von Baſel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen franche Comté, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entfernteſten Savoy'ſchen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blaſſes Abendroth über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel in einer Sennerhütte zu. Die Hirte haben hundert Kühe und bei neunzig Farren und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunſtig, die Sonne warf einen rothen Schein über die Landſchaft. Ueber den Schwarzwald und den Jura ſchien das Gewölk wie ein ſchäumender Waſſerfall zu ſtürzen, nur die Alpen ſtanden hell darüber, wie eine blitzende Milchſtraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, ſoweit der Blick reicht, eine ungeheure, ſchimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken und Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen. Vom Bölgen ſtiegen wir rechts herab in das ſogenannte Amarinenthal, das letzte Hauptthal der Vogeſen. Wir gingen thalaufwärts. Das Thal ſchließt ſich mit einem ſchönen Wieſengrund im wilden Gebirg. Ueber die Berge führte uns eine gut

erhaltene Bergſtraße nach Lothringen zu den Quellen der Moſel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Waſſers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere intereſſante Punkte nach Straßburg zurück.

Hier ging es ſeit einigen Tagen etwas unruhig zu. Ein miniſterieller Deputirter, Herr Saglio, kam vor einigen Tagen aus Paris zurück. Es kümmerte ſich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit iſt heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der ſeinen Frack wie einen Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemanden intereſſiren könnte. Die Polizei war aber entgegengeſetzter Meinung und ſtellte deßhalb eine bedeutende Anzahl Soldaten auf dem Paradeplatz und vor dem Hauſe des Herrn Saglio auf. Dies lockte denn endlich am zweiten oder dritten Tage die Menge herbei, geſtern und vorgeſtern Abend wurde etwas vor dem Hauſe gelärmt. Präfect und Maire hielten es für die beſte Gelegenheit, einen Orden zu erwiſchen, ſie ließen die Truppen ausrücken, die Straßen räumen, Bajonnette und Kolbenſtöße austheilen, Verhaftungen vornehmen, Proklamationen anſchlagen u. ſ. w.

Gießen, den 1. November 1833.

..... Geſtern wurden wieder zwei Studenten verhaftet, der kleine Stamm, und Groß. ....

Gießen, den 19. November 1833.

..... Geſtern war ich bei dem Bankett zu Ehren der zurückgekehrten Deputirten. An zweihundert Perſonen, unter

ihnen Baſſer und Vogt. Einige levale Toaſte, bis man ſich Courage getrunken, und dann das Polenlied, die Marſeillaiſe geſungen und den in Friedberg Verhafteten ein Vivat gebracht! Die Leute gehen ins Feuer, wenn's von einer brennenden Punſchbowle kommt!.....

Gießen, im Februar 1834.

..... Ich verachte Niemanden, am wenigſten wegen ſeines Verſtandes oder ſeiner Bildung, weil es in Niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umſtände wohl Alle gleich würden, und weil die Umſtände außer uns liegen. Der Verſtand nun gar iſt nur eine ſehr geringe Seite unſers geiſtigen Weſens und die Bildung nur eine ſehr zufällige Form deſſelben. Wer mir eine ſolche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menſchen mit Füßen träte, weil er einen ſchlechten Rock anhätte. Es heißt dieß, eine Rohheit, die man Einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geiſtige übertragen, wo ſie noch gemeiner iſt. Ich kann Jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deßhalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenſchaften der menſchlichen Dinge; für ihre Exiſtenz kann ich nichts, es kann mir aber Niemand wehren, Alles, was exiſtirt, bei ſeinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm iſt, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, iſt eine Grauſamkeit, ihn aber zu ſuchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlaſſen. Daher erklärt ſich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte Keinen und ſparte mir viel Langeweile; halten ſie mich für

hochmüthig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem Andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal theile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr producirt und sie duzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die im Besitze einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines todten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristocratismus ist die schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen; gegen ihn kehre ich seine eigenen Waffen; Hochmuth gegen Hochmuth, Spott gegen Spott. — Ihr würdet euch besser bei meinem Stiefelputzer nach mir umsehn; mein Hochmuth und Verachtung Geistesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr bestes Object. Ich bitte, fragt ihn einmal. . . Die Lächerlichkeit des Herablassens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten

mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vernehmen Herzen bittere Worte gesagt habe. — . . . . .

Gießen, den 19. März 1834.

. . . . . Wichtiger iſt die Unterſuchung wegen der Verbindungen; die Relegation ſteht wenigſtens dreißig Studenten bevor. Ich wollte die Unſchädlichkeit dieſer Verſchwörer eidlich bekräftigen. Die Regierung muß aber doch etwas zu thun haben! Sie dankt ihrem Himmel, wenn ein paar Kinder ſchleifen oder Ketten ſchaukeln! — Die in Friedberg Verhafteten ſind frei, mit Ausnahme von Vieren. — . . .

Gießen, den 25. Mai 1834.

. . . . . Das Treiben des „Burſchen" kümmert mich wenig, geſtern Abend hat er von dem Philiſter Schläge bekommen. Man ſchrie Burſch heraus! Es kam aber Niemand, als die Mitglieder zweier Verbindungen, die aber den Univerſitätsrichter rufen mußten, um ſich vor den Schuſter- und Schneiderbuben zu retten. Der Univerſitätsrichter war betrunken und ſchimpfte die Bürger; es wundert mich, daß er keine Schläge bekam; das Poſſierlichſte iſt, daß die Buben liberal ſind und ſich daher an die loyal geſinnten Verbindungen machten. Die Sache ſoll ſich heute Abend wiederholen, man munkelt ſogar von einem Auszug; ich hoffe, daß der Burſche wieder Schläge bekommt; wir halten zu den Bürgern und bleiben in der Stadt. . . . . .

Gießen, den 2. Juli 1834.

. . . . . Was ſagt man zu der Verurtheilung von Schulz?“ *) — Mich wundert es nicht, es riecht nach Kemmißbred. — A propos, wißt Ihr die hübſche Geſchichte vom Herrn Commiſſär, ꝛc. . .? Der gute Columbus ſollte in X . . . . bei einem Schreiner eine geheime Preſſe entdecken. Er beſetzt das Haus, dringt ein. „Guter Mann, es iſt Alles aus, führ' Er mich nur an die Preſſe.“ — Der Mann führt ihn an die Kelter. „Nein, Mann! Die Preſſe! Die Preſſe!“ — Der Mann verſteht ihn nicht, und der Commiſſär wagt ſich in den Keller. Es iſt dunkel. „Ein Licht, Mann!“ — „Das müſſen Sie kaufen, wenn Sie eins haben wollen.“ — Aber der Herr Commiſſär ſpart dem Lande überflüſſige Ausgaben. Er rennt, wie Münchhauſen, an einen Balken, er ſchlägt Feuer aus ſeinem Naſenbein, das Blut fließt, er achtet nichts und findet nichts. Unſer lieber Großherzog wird ihm aus einem Civilverdienſtorden ein Naſenfutteral machen. — . . . . . .

Frankfurt, den 3. Auguſt 1834.

. . . . Ich benutze jeden Vorwand, um mich von meiner Kette loszumachen. Freitag Abends ging ich von Gießen weg; ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und ſo

*) Dr. Wilhelm Schulz, früher heſſiſcher Lieutenant, ſpäter Mitglied des deutſchen Parlaments, wurde am 18. Juni 1834 wegen mehrerer als aufrühreriſch befundenen Schriften zur Caſſation und fünfjährigen Feſtungsſtrafe verurtheilt.

wanderte ich in der lieblichſten Kühle unter hellem Sternenhimmel, an deſſen fernſtem Horizonte ein beſtändiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Poſtillonen und ſonſtigem Geſindel, legte ich während der Nacht den größten Theil des Wegs zurück. Ich ruhte mehrmals unterwegs. Gegen Mittag war ich in Offenbach. Den kleinen Umweg machte ich, weil es von dieſer Seite leichter iſt, in die Stadt zu kommen, ohne angehalten zu werden. Die Zeit erlaubte mir nicht, mich mit den nöthigen Papieren zu verſehen.....

Gießen, den 5. Auguſt 1834.

.... Ich meine, ich hätte Euch erzählt, daß Minnigerode eine halbe Stunde vor meiner Abreiſe arretirt wurde, man hat ihn nach Friedberg abgeführt. Ich begreife den Grund ſeiner Verhaftung nicht. Unſerem ſcharfſinnigen Univerſitätsrichter fiel es ein, in meiner Reiſe, wie es ſcheint, einen Zuſammenhang mit der Verhaftung Minnigerode's zu finden. Als ich hier ankam, fand ich meinen Schrank verſiegelt, und man ſagte mir, meine Papiere ſeien durchſucht worden. Auf mein Verlangen wurden die Siegel ſogleich abgenommen, auch gab man mir meine Papiere (nichts als Briefe von Euch und meinen Freunden) zurück, nur einige franzöſiſche Briefe von W..., Muſton, *) L... und B... wurden zurückbehalten, wahrſcheinlich weil die Leute ſich erſt einen Sprach-

*) Muſton, ein franzöſiſcher Flüchtling, der am Savoyer-Zuge Theil genommen hatte, ſich in Darmſtadt aufhielt und viel mit dem Briefſteller correſpondirte.

lehrer müſſen kommen laſſen, um ſie zu leſen. Ich bin empört über ein ſolches Benehmen, es wird mir übel, wenn ich meine heiligſten Geheimniſſe in den Händen dieſer ſchmutzigen Menſchen denke. Und das Alles — wißt Ihr auch warum? Weil ich an dem nämlichen Tag abgereiſt, an dem Minnigerode verhaftet wurde. Auf einen vagen Verdacht hin verletzte man die heiligſten Rechte und verlangte dann weiter Nichts, als daß ich mich über meine Reiſe ausweiſen ſollte!!! Das konnte ich natürlich mit der größten Leichtigkeit; ich habe Briefe von B., die jedes Wort beſtätigen, das ich geſprochen, und unter meinen Papieren befindet ſich **keine** Zeile, die mich compromittiren könnte. Ihr könnt über die Sache ganz unbeſorgt ſein. Ich bin auf freiem Fuß und es iſt unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im Tiefſten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligſten Familiengeheimniſſe einzubrechen. Man hat mich auf dem Univerſitätsgericht bloß gefragt, wo ich mich während der drei letzten Tage aufgehalten, und um ſich darüber Aufſchluß zu verſchaffen, erbricht man ſchon am zweiten Tag in meiner Abweſenheit meinen Pult und bemächtigt ſich meiner Papiere! Ich werde mit einigen Rechtskundigen ſprechen und ſehen, ob die Geſetze für eine ſolche Verletzung Genugthuung ſchaffen! . . . .

Gießen, den 8. Auguſt 1834.

. . . . . Ich gehe meinen Beſchäftigungen wie gewöhnlich nach, vernommen bin ich nicht weiter geworden. Verdächtiges hat man nicht gefunden, nur die franzöſiſchen Briefe ſcheinen

noch nicht entziffert zu ſein; der Herr Univerſitätsrichter muß ſich wohl erſt Unterricht im Franzöſiſchen nehmen. Man hat mir ſie noch nicht zurückgegeben. . . . . Uebrigens habe ich mich bereits an das Diſciplinargericht gewendet und es um Schutz gegen die Willkür des Univerſitätsrichters gebeten. Ich bin auf die Antwort begierig. Ich kann mich nicht entſchließen, auf die mir gebührende Genugthuung zu verzichten. Das Verletzen meiner heiligſten Rechte und das Einbrechen in alle meine Geheimniſſe, das Berühren von Papieren, die mir Heiligthümer ſind, empörten mich zu tief, als daß ich nicht jedes Mittel ergreifen ſollte, um mich an dem Urheber dieſer Gewaltthat zu rächen. Den Univerſitätsrichter habe ich mittelſt des höflichſten Spottes faſt ums Leben gebracht. Wie ich zurückkam, mein Zimmer mir verboten und mein Pult verſiegelt fand, lief ich zu ihm und ſagte ihm ganz kaltblütig mit der größten Höflichkeit, in Gegenwart mehrerer Perſonen: wie ich vernommen, habe er in meiner Abweſenheit mein Zimmer mit ſeinem Beſuche beehrt, ich komme, um ihn um den Grund ſeines gütigen Beſuches zu fragen ꝛc. — Es iſt Schade, daß ich nicht nach dem Mittageſſen gekommen, aber auch ſo barſt er faſt und mußte dieſe beißende Ironie mit der größten Höflichkeit beantworten. Das Geſetz ſagt, nur in Fällen ſehr dringenden Verdachts, ja nur eines Verdachtes, der ſtatt halben Beweiſes gelten könne, dürfe eine Hausſuchung vorgenommen werden. Ihr ſeht, wie man das Geſetz auslegt. Verdacht, am wenigſten ein dringender, kann nicht gegen mich vorliegen, ſonſt müßte ich verhaftet ſein; in der Zeit, wo ich hier bin, könnte ich ja jede Unterſuchung durch Verabreden

gleichlautender Aussagen und dergleichen unmöglich machen. Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts compromittirt bin und daß die Haussuchung nur vorgenommen werden, weil ich nicht liederlich und nicht sclavisch genug aussehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Ein solche Gewaltthat stillschweigend ertragen, hieße die Regierung zur Mitschuldigen machen; hieße aussprechen, daß es keine gesetzliche Garantie mehr gäbe; hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugthuung mehr erhalte. Ich will unserer Regierung diese grobe Beleidigung nicht anthun.

Wir wissen nichts von Minnigerode; das Gerücht mit Offenbach ist jedenfalls reine Erfindung; daß ich auch schon da gewesen, kann mich nicht mehr compromittiren, als jeden anderen Reisenden. . . . — Sollte man, sowie man ohne die gesetzlich nothwendige Ursache meine Papiere durchsuchte, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen! ich kann so wenig darüber hinaus, und es ist dies so wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anhielte, plünderte oder mordete. Es ist Gewalt, der man sich fügen muß, wenn man nicht stark genug ist, ihr zu widerstehen; aus der Schwäche kann Einem kein Vorwurf gemacht werden. . . . . .

Gießen, Ende August 1834.

Es sind jetzt fast drei Wochen seit der Haussuchung verflossen, und man hat mir in Bezug darauf noch nicht die mindeste Eröffnung gemacht. Die Vernehmung bei dem Universitätsrichter am ersten Tage kann nicht in Anschlag gebracht werden, sie steht damit in keinem gesetzlichen

Zuſammenhang; der Herr Georgi verlangt nur als Univerſitätsrichter von mir als Studenten: ich ſolle mich wegen meiner Reiſe ausweiſen, während er die Hausſuchung als Regierungscommiſſär vernahm. Ihr ſehet alſo, wie weit man es in der geſetzlichen Anarchie gebracht hat. Ich vergaß, wenn ich nicht irre, den wichtigen Umſtand anzuführen, daß die Hausſuchung ſogar ohne die drei, durch das Geſetz vorgeſchriebenen Urkundsperſonen vorgenommen wurde, und ſo um ſo mehr den Charakter eines Einbruchs an ſich trägt. Das Verletzen unſerer Familiengeheimniſſe iſt ohnehin ein bedeutenderer Diebſtahl, als das Wegnehmen einiger Geldſtücke. Das Einbrechen in meiner Abweſenheit iſt ebenfalls ungeſetzlich; man war nur berechtigt, meine Thüre zu verſiegeln, und erſt dann in meiner Abweſenheit zur Hausſuchung zu ſchreiten, wenn ich mich auf erfolgte Vorladung nicht geſtellt hätte. Es ſind alſo drei Verletzungen des Geſetzes vorgefallen: Hausſuchung ohne dringenden Verdacht (ich bin, wie geſagt, noch nicht vernommen worden, und es ſind drei Wochen verfloſſen), Hausſuchung ohne Urkundsperſonen, und endlich Hausſuchung am dritten Tage meiner Abweſenheit ohne vorher erfolgte Vorladung. —

Die Vorſtellung an das Disciplinargericht war im Grund genommen überflüſſig, weil der Univerſitätsrichter als Regierungscommiſſär nicht unter ihm ſteht. Ich that dieſen Schritt nur vorerſt, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen; ich ſtellte mich unter ſeinen Schutz, ich überließ ihm meine Klage. Seiner Stellung gemäß mußte es meine

Sache zu der ſeinigen machen, aber die Leute ſind etwas furchtſamer Natur; ich bin überzeugt, daß ſie mich an eine andere Behörde verweiſen. Ich erwarte ihre Reſolution. . . . Der Verfall iſt ſo einfach und liegt ſo klar am Tage, daß man mir entweder volle Genugthuung ſchaffen oder öffentlich erklären muß, das Geſetz ſei aufgehoben und eine Gewalt an ſeine Stelle getreten, gegen die es keine Appellation, als Sturmglocken und Pflaſterſteine gebe. . . . .

Weißenburg, den 9. März 1835.

Eben lange ich wohlbehalten hier an. Die Reiſe ging ſchnell und bequem vor ſich. Ihr könnt, was meine perſönliche Sicherheit anlangt, völlig ruhig ſein. Sicheren Nachrichten gemäß bezweifle ich auch nicht, daß mir der Aufenthalt in Straßburg geſtattet werden wird. . . . Nur die dringendſten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlaſſen. . . Ich konnte mich unſerer politiſchen Inquiſition ſtellen; von dem Reſultat einer Unterſuchung hatte ich nichts zu befürchten, aber Alles von der Unterſuchung ſelbſt. . . . . Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege ſtehen wird. Dieſe Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker zu Friedberg verſeſſen; körperlich und geiſtig zerrüttet wäre ich dann entlaſſen worden. Dies ſtand mir ſo deutlich vor Augen, deſſen war ich ſo gewiß, daß ich das große Uebel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe

ich Hände und Kopf frei. . . . Es liegt jetzt Alles in meiner Hand. Ich werde das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften mit der größten Anstrengung betreiben, und auf dem Felde ist noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leisten und unsere Zeit ist grade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen. Seit ich über der Grenze bin, habe ich frischen Lebensmuth, ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte. Der beständigen geheimen Angst vor Verhaftung und sonstigen Verfolgungen, die mich in Darmstadt beständig peinigte, entheben zu sein, ist eine große Wohlthat. . . . .

Straßburg, den 27. März 1835.

. . . . . Ich fürchte sehr, daß das Resultat der Untersuchung den Schritt, welchen ich gethan, hinlänglich rechtfertigen wird; es sind wieder Verhaftungen erfolgt, und man erwartet nächstens deren noch mehr. Minnigerode ist in flagranti crimine ertappt worden; man betrachtet ihn als den Weg, der zur Entdeckung aller bisherigen revolutionären Umtriebe führen soll, man sucht ihm um jeden Preis sein Geheimniß zu entreißen; wie sollte seine schwache Constitution der langsamen Folter, auf die man ihn spannt, widerstehen können? . . . . Ist in den deutschen Zeitungen die Hinrichtung des Lieutenant Kosseritz auf dem Hohenasperg in Würtemberg bekannt gemacht worden? Er war Mitwisser um das Frankfurter Complott, und wurde vor einiger Zeit erschossen. Der Buchhändler Frankh aus Stuttgart ist mit noch mehreren Anderen aus der nämlichen Ursache zum Tode

verurtheilt werden, und man glaubt, daß das Urtheil vollſtreckt wird. *) . . . . .

Straßburg, den 20. April 1835.

. . . . . Heute Morgen erhielt ich eine traurige Nachricht; ein Flüchtling aus der Gegend von Gießen iſt hier angekommen; er erzählte mir, in der Gegend von Marburg ſeien mehrere Perſonen verhaftet und bei einem von ihnen eine Preſſe gefunden worden, außerdem ſind meine Freunde L. Becker und Klemm eingezogen worden, und Rector Weidig von Butzbach wird verfolgt. Ich begreife unter ſolchen Umſtänden die Freilaſſung von P . . . . . nicht. Jetzt erſt bin ich froh, daß ich weg bin, man würde mich auf keinen Fall verſchont haben. . . . Ich ſehe meiner Zukunft ſehr ruhig entgegen. Jedenfalls könnte ich von meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten leben. . . . . Man hat mich auch aufgefordert, Kritiken über die neu erſcheinenden franzöſiſchen Werke in das Literaturblatt zu ſchicken, ſie werden gut bezahlt. Ich würde mir noch weit mehr verdienen können, wenn ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, aber ich bin entſchloſſen, meinen Studienplan nicht aufzugeben. . . . . .

Straßburg, den 5. Mai 1835.

Schulz **) und ſeine Frau gefallen mir ſehr gut, ich habe ſchon ſeit längerer Zeit Bekanntſchaft mit ihnen gemacht

*) Dieſe Angaben ſind unrichtig: Koseritz wurde begnadigt und nach Amerika entlaſſen, Frankh von den Civilgerichten zu einer Freiheitsſtrafe verurtheilt.

**) Schulz war bekanntlich am 31. December 1834 durch die Hilfe

und beſuche ſie öfters. Schulz namentlich iſt nichts weniger, als die unruhige Kanzleibürſte, die ich mir unter ihm vorſtellte; er iſt ein ziemlich ruhiger und ſehr anſpruchsloſer Mann. Er beabſichtigt in aller Nähe mit ſeiner Frau nach Nancy und in Zeit von einem Jahr ungefähr nach Zürich zu gehen, um dort zu dociren. . . . Die Verhältniſſe der politiſchen Flüchtlinge ſind in der Schweiz keineswegs ſo ſchlecht, als man ſich einbildet; die ſtrengen Maßregeln erſtrecken ſich nur auf diejenigen, welche durch ihre fortgeſetzten Tollheiten die Schweiz in die unangenehmſten Verhältniſſe mit dem Auslande gebracht und ſchon beinahe in einen Krieg mit demſelben verwickelt haben. . . . . Böckel und Baum ſind fortwährend meine intimſten Freunde; Letzterer will ſeine Abhandlung über die Methodiſten, wofür er einen Preis von 3000 Francs erhalten hat und öffentlich gekrönt worden iſt, drucken laſſen. Ich habe mich in ſeinem Namen an Gutzkow gewendet, mit dem ich fortwährend in Correſpondenz ſtehe. Er iſt im Augenblick in Berlin, muß aber bald wieder zurückkommen. Er ſcheint viel auf mich zu halten, ich bin froh darüber, ſein Literaturblatt ſteht in großem Anſehn. . . . . Im Juni wird er hierherkommen, wie er mir ſchreibt. Daß Mehreres aus meinem Drama im Phönix erſchienen iſt, hatte ich durch ihn erfahren, er verſicherte mich auch, daß das Blatt viel Ehre damit eingelegt habe. Das Ganze muß bald erſcheinen. Im Fall es euch zu Geſicht kommt, bitte ich euch, bei eurer Beurtheilung-

---

ſeiner entſchloſſenen Frau aus der Feſtung entflohen und nach Straßburg gegangen.

vorerſt zu bedenken, daß ich der Geſchichte treu bleiben und die Männer der Revolution geben mußte, wie ſie waren, blutig, liederlich, energiſch und cyniſch. Ich betrachte mein Drama wie ein geſchichtliches Gemälde, das ſeinem Original gleichen muß. . . . Gutzkow hat mich um Kritiken, wie um eine beſondere Gefälligkeit gebeten; ich konnte es nicht abſchlagen, ich gebe mich ja doch in meinen freien Stunden mit Lectüre ab, und wenn ich dann manchmal die Feder in die Hand nehme und ſchreibe über das Geleſene etwas nieder, ſo iſt dieß keine ſo große Mühe und nimmt wenig Zeit weg. . . . Der Geburtstag des Königs ging ſehr ſtill vorüber, Niemand fragt nach dergleichen, ſelbſt die Republikaner ſind ruhig; ſie wollen keine Emeuten mehr, aber ihre Grundſätze finden von Tag zu Tag, namentlich bei der jungen Generation mehr Anhang, und ſo wird wohl die Regierung nach und nach, ohne gewaltſame Umwälzung von ſelbſt zuſammenfallen. . . . Sartorius iſt verhaftet, ſowie auch Becker. Heute habe ich auch die Verhaftung des Herrn Weidig und des Pfarrers Flick zu Petterweil erfahren. . . . . .

Straßburg, Mittwoch nach Pfingſten 1835.

. . . . . Was ihr mir von dem in Darmſtadt verbreiteten Gerüchte hinſichtlich einer in Straßburg beſtehenden Verbindung ſagt, beunruhigt mich ſehr. Es ſind höchſtens acht bis neun deutſche Flüchtlinge hier, ich komme faſt in keine Berührung mit ihnen, und an eine politiſche Verbindung iſt nicht zu denken. Sie ſehen ſo gut wie ich ein, daß unter den jetzigen Umſtänden dergleichen im Ganzen unnütz und dem, der daran

Theil nimmt, höchſt verderblich iſt. Sie haben nur einen Zweck, nämlich durch Arbeiten, Fleiß und gute Sitten das ſehr geſunkene Anſehn der deutſchen Flüchtlinge wieder zu heben, und ich finde das ſehr lobenswerth. Straßburg ſchien übrigens unſerer Regierung höchſt verdächtig und ſehr gefährlich, es wundern mich daher die umgehenden Gerüchte nicht im Geringſten, nur macht es mich beſorgt, daß unſere Regierung die Ausweiſung der Schuldigen verlangen will. Wir ſtehen hier unter keinem geſetzlichen Schutz, halten uns eigentlich gegen das Geſetz hier auf, ſind nur geduldet und ſomit ganz der Willkür des Präfecten überlaſſen. Sollte ein derartiges Verlangen von unſerer Regierung geſtellt werden, ſo würde man nicht fragen: exiſtirt eine ſolche Verbindung oder nicht? ſondern man würde ausweiſen, was da iſt. Ich kann zwar auf Protection genug zählen, um mich hier halten zu können, aber das geht nur ſo lange, als die heſſiſche Regierung nicht beſonders meine Ausweiſung verlangt, denn in dieſem Falle ſpricht das Geſetz zu deutlich, als daß die Behörde ihm nicht nachkommen müßte. Doch hoffe ich, das Alles iſt übertrieben. Uns berührt auch folgende Thatſache: Dr. Schulz hat nämlich vor einigen Tagen den Befehl erhalten, Straßburg zu verlaſſen; er hatte hier ganz zurückgezogen gelebt, ſich ganz ruhig verhalten und dennoch! Ich hoffe, daß unſere Regierung mich für zu unbedeutend hielt, um auch gegen mich ähnliche Maßregeln zu ergreifen und daß ich ſomit ungeſtört bleiben werde. Sagt, ich ſei in die Schweiz gegangen. — Heumann ſprach ich geſtern. — Auch ſind in der letzten Zeit wieder fünf Flüchtlinge aus Darmſtadt und Gießen

hier eingetroffen und bereits in die Schweiz weiter gereist. Rosenstiel, Wiener und Stamm sind unter ihnen.....

Straßburg, im Juli 1835.

..... Ich habe hier noch mündlich viel Unangenehmes aus Darmstadt erfahren. Koch, Walloth, Geilfuß und einer meiner Gießener Freunde, mit Namen Becker, sind vor Kurzem hier angekommen, auch ist der junge Stamm hier. Es sind sonst noch Mehrere angekommen, sie gehen aber sämmtlich weiter in die Schweiz oder in das Innere von Frankreich. Ich habe von Glück zu sagen und fühle mich manchmal recht frei und leicht, wenn ich den weiten, freien Raum um mich überblicke und mich dann in das Darmstädter Arresthaus zurückversetze. Die Unglücklichen! Minnigerode sitzt jetzt fast ein Jahr, er soll körperlich fast aufgerieben sein, aber zeigt er nicht eine heroische Standhaftigkeit? Es heißt, er sei schon mehrmals geschlagen worden, ich kann und mag es nicht glauben. A. Becker wird wohl von Gott und der Welt verlassen sein; seine Mutter starb, während er in Gießen im Gefängniß saß, vierzehn Tage darnach eröffnete man es ihm!!! Kl...*) ist ein Verräther, das ist gewiß, aber

*) Stud. Gustav Kl... aus Lich, schon in das Frankfurter Attentat verwickelt und deßwegen längere Zeit in Haft, aber am 20. Mai 1834 wieder freigegeben, nahm an der nun folgenden Thätigkeit der geheimen Gesellschaften zur Verbreitung revolutionärer Flugschriften lebhaften Antheil und legte bei seiner am 8. Mai 1835 erfolgten zweiten Verhaftung so umfassende und absichtliche Geständnisse über seine Mitschuldigen vor dem Untersuchungs-

es ist mir doch immer, als ob ich träumte, wenn ich daran denke. Wißt Ihr denn, daß seine Schwester und seine Schwägerin ebenfalls verhaftet und nach Darmstadt gebracht werden sind, und zwar höchst wahrscheinlich auf seine eigne Aussage hin? Uebrigens gräbt er sich sein eignes Grab; seinen Zweck, die Heirath mit Fräulein v..... in Gießen, wird er doch nicht erreichen, und die öffentliche Verachtung, die ihn unfehlbar trifft, wird ihn tödten. Ich fürchte nur sehr, daß die bisherigen Verhaftungen nur das Vorspiel sind; es wird noch bunt hergehen. Die Regierung weiß sich nicht zu mäßigen; die Vortheile, welche ihr die Zeitumstände in die Hand geben, wird sie auf's Aeußerste mißbrauchen, und das ist sehr unklug und für uns sehr vortheilhaft. Auch der junge v. Biegeleben, Weidenbusch, Floret sind in eine Untersuchung verwickelt; das wird noch ins Unendliche gehen. Drei Pfarrer, Flick, Weidig und Thudichum sind unter den Verhafteten. Ich fürchte nur sehr, daß unsere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt, doch bin ich der Verwendung der Professoren Lauth, Duverney und des Doctor Boeckel's gewiß, die sämmtlich mit dem Präfecten gut stehen. — Mit meiner Uebersetzung bin ich längst fertig; wie es mit meinem Drama geht, weiß ich nicht; es mögen wohl fünf bis sechs Wochen sein,

---

richter ab, daß er in Berücksichtigung dieser Verdienste sowohl, als einer geschwächten Gesundheit, schon am 23. August desselben Jahres wieder freigelassen wurde (was damals bei keinem der sonstigen Angeschuldigten geschah) und von da an in fortwährender Relation mit seinem Untersuchungsrichter blieb. — Er lebte später, überall zurückgestoßen, an verschiedenen Orten.

daß mir Gutzkow schrieb, es werde daran gedruckt, seit der Zeit habe ich nichts mehr darüber gehört. Ich denke es muß erschienen sein, und man schickt es mir erst, wenn die Recensionen erschienen sind, zugleich mit diesen zu. Anders weiß ich mir die Verzögerung nicht zu erklären. Nur fürchte ich zuweilen für Gutzkow; er ist ein Preuße und hat sich neuerdings durch eine Vorrede zu einem in Berlin erschienenen Werke das Mißfallen seiner Regierung zugezogen. Die Preußen machen kurzen Prozeß; er sitzt vielleicht jetzt auf einer preußischen Festung; doch wir wollen das Beste hoffen. .....

Straßburg, 16. Juli 1835.

.... Ich lebe hier ganz unangefochten; es ist zwar vor einiger Zeit ein Reskript von Gießen gekommen, die Polizei scheint aber keine Notiz davon genommen zu haben. .... Es liegt schwer auf mir, wenn ich mir Darmstadt vorstelle; ich sehe unser Haus und den Garten und dann unwillkührlich das abscheuliche Arresthaus. Die Unglücklichen! Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo Einer nach dem Andern stirbt und in der Stille begraben wird. Ein Todesurtheil, ein Schaffot, was ist das? Man stirbt für seine Sache. Aber so im Gefängniß auf eine langsame Weise aufgerieben zu werden! Das ist entsetzlich! Könntet Ihr mir nicht sagen, wer in Darmstadt sitzt? Ich habe hier Vieles untereinander gehört, werde aber nicht klug daraus. Kl... scheint eine schändliche Rolle zu spielen. Ich hatte den Jungen sehr gern, er war grenzenlos leidenschaftlich, aber offen, lebhaft, muthig und aufgeweckt. Hört man nichts von Minnigerode? Sollte

er wirklich Schläge erhalten? Es iſt mir undenkbar. Seine heroiſche Standhaftigkeit ſollte auch den verſteckteſten Ariſtokraten Ehrfurcht einflößen. .....

Straßburg, 28. Juli 1835.

..... Ueber mein Drama muß ich einige Worte ſagen: erſt muß ich bemerken, daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzuſehr benutzt worden iſt. Faſt auf jeder Seite weggelaſſen, zugeſetzt, und faſt immer auf die dem Ganzen nachtheiligſte Weiſe. Manchmal iſt der Sinn ganz entſtellt oder ganz und gar weg, und faſt platter Unſinn ſteht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abſcheulichſten Druckfehlern. Man hatte mir keinen Correcturbogen zugeſchickt. Der Titel iſt abgeſchmackt, und mein Name ſteht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er ſteht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuſcripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht geſagt haben würde. Gutzkow's glänzende Kritiken habe ich geleſen und zu meiner Freude dabei bemerkt, daß ich keine Anlagen zur Eitelkeit habe. Was übrigens die ſogenannte Unſittlichkeit meines Buchs angeht, ſo habe ich Folgendes zu antworten: der dramatiſche Dichter iſt in meinen Augen nichts, als ein Geſchichtſchreiber, ſteht aber über Letzterem dadurch, daß er uns die Geſchichte zum zweiten Mal erſchafft und uns gleich unmittelbar, ſtatt eine trockne Erzählung zu geben, in das Leben einer Zeit hinein verſetzt, uns ſtatt Charakteriſtiken Charaktere, und ſtatt Beſchreibungen Geſtalten gibt. Seine höchſte Aufgabe

ist, der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder sittlicher noch unsittlicher sein, als die Geschichte selbst; aber die Geschichte ist vom lieben Herrgott nicht zu einer Lectüre für junge Frauenzimmer geschaffen worden, und da ist es mir auch nicht übel zu nehmen, wenn mein Drama ebensowenig dazu geeignet ist. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen! Wenn ich ihre Liederlichkeit schildern wollte, so mußte ich sie eben liederlich sein, wenn ich ihre Gottlosigkeit zeigen wollte, so mußte ich sie eben wie Atheisten sprechen lassen. Wenn einige unanständige Ausdrücke vorkommen, so denke man an die weltbekannte, obscöne Sprache der damaligen Zeit, wovon das, was ich meine Leute sagen lasse, nur ein schwacher Abriß ist. Man könnte mir nur noch vorwerfen, daß ich einen solchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf ist längst widerlegt. Wollte man ihn gelten lassen, so müßten die größten Meisterwerke der Poesie verworfen werden. Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut, wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht. Wenn man so wollte, dürfte man keine Geschichte studiren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir

übrigens noch ſagen wollte, der Dichter müſſe die Welt nicht zeigen wie ſie iſt, ſondern wie ſie ſein ſolle, ſo antworte ich, daß ich es nicht beſſer machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie ſie ſein ſoll. Was noch die ſogenannten Idealdichter anbetrifft, ſo finde ich, daß ſie faſt nichts als Marionetten mit himmelblauen Naſen und affectirtem Pathos, aber nicht Menſchen von Fleiſch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Thun und Handeln mir Abſcheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Goethe und Shakſpeare, aber ſehr wenig auf Schiller. Daß übrigens noch die ungünſtigſten Kritiken erſcheinen werden, verſteht ſich von ſelbſt; denn die Regierungen müſſen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweiſen laſſen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unſittliche Menſchen ſind. Ich halte übrigens mein Werk keineswegs für vollkommen, und werde jede wahrhaft äſthetiſche Kritik mit Dank annehmen. —

Habt ihr von dem gewaltigen Blitzſtrahl gehört, der vor einigen Tagen das Münſter getroffen hat? Nie habe ich einen ſolchen Feuerglanz geſehen und einen ſolchen Schlag gehört, ich war einige Augenblicke wie betäubt. Der Schade iſt der größte ſeit Wächtersgedenken. Die Steine wurden mit ungeheurer Gewalt zerſchmettert und weit weg geſchleudert; auf hundert Schritt im Umkreis wurden die Dächer der benachbarten Häuſer von den herabfallenden Steinen durchgeſchlagen. —

Es ſind wieder drei Flüchtlinge hier eingetroffen, Rievergelder iſt darunter; es ſind in Gießen neuerdings zwei Studenten verhaftet worden. Ich bin äußerſt vorſichtig. Wir

wiſſen hier von Niemand, der auf der Grenze verhaftet worden ſei. Die Geſchichte muß ein Mährchen ſein.....

Straßburg, Anfangs Auguſt 1835.

..... Vor Allem muß ich Euch ſagen, daß man mir auf beſondere Verwendung eine Sicherheitskarte verſprochen hat, im Fall ich einen Geburts- (nicht Heimats-) Schein vorweiſen könnte. Es iſt dies nur als eine vom Geſetze vorgeſchriebene Förmlichkeit zu betrachten; ich muß ein Papier vorweiſen können, ſo unbedeutend es auch ſei. ... Doch lebe ich ganz unangefochten, es iſt nur eine prophylactiſche Maßregel, die ich für die Zukunft nehme. Sprengt übrigens immerhin aus, ich ſei nach Zürich gegangen; da ihr ſeit längerer Zeit keine Briefe von mir durch die Poſt erhalten habt, ſo kann die Polizei unmöglich mit Beſtimmtheit wiſſen, wo ich mich aufhalte, zumal da ich meinen Freunden geſchrieben, ich ſei nach Zürich gegangen. Es ſind wieder einige Flüchtlinge hier angekommen, ein Sohn des Profeſſor Vogt iſt darunter, ſie bringen die Nachricht von neuen Verhaftungen dreier Familienväter! Der eine in Rödelheim, der andere in Frankfurt, der dritte in Offenbach. Auch iſt eine Schweſter des unglücklichen Neuhof, ein ſchönes und liebenswürdiges Mädchen, wie man ſagt, verhaftet worden. Daß ein Frauenzimmer aus Gießen in das Darmſtädter Arreſthaus gebracht wurde, iſt gewiß; man behauptet, ſie ſei die ..... Die Regierung muß die Sachen ſehr geheim halten, denn ihr ſcheint in Darmſtadt ſehr ſchlecht unterrichtet zu ſein. Wir erfahren Alles durch die Flüchtlinge, welche es am beſten wiſſen, da ſie meiſtens zuvor in die Unter-

ſuchung verwickelt waren. Daß Minnigerode in Friedberg eine Zeit lang Ketten an den Händen hatte, weiß ich gewiß; ich weiß es von Einem, der mit ihm ſaß. Er ſoll tödtlich krank ſein; wolle der Himmel, daß ſeine Leiden ein Ende hätten! Daß die Gefangenen die Gefangenkoſt bekommen und weder Licht noch Bücher erhalten, iſt ausgemacht. Ich danke dem Himmel, daß ich vorausſah, was kommen würde, ich wäre in ſo einem Loch verrückt geworden. ..... In der Politik fängt es hier wieder an, lebendig zu werden. Die Höllenmaſchine in Paris und die der Kammer vorgelegten Geſetz-Entwürfe über die Preſſe machen viel Aufſehn. Die Regierung zeigt ſich ſehr unmoraliſch; denn, obgleich es gerichtlich erwieſen iſt, daß der Thäter ein verſchmitzter Schurke iſt, der ſchon allen Parteien gedient hat und wahrſcheinlich durch Geld zu der That getrieben wurde, ſo ſucht ſie doch das Verbrechen den Republikanern und Carliſten auf den Hals zu laden und durch den momentanen Eindruck die unleidlichſten Beſchränkungen der Preſſe zu erlangen. Man glaubt, daß das Geſetz in der Kammer durchgehen und vielleicht noch geſchärft werden wird. Die Regierung iſt ſehr unklug; in ſechs Wochen hat man die Höllenmaſchine vergeſſen, und dann befindet ſie ſich mit ihrem Geſetz einem Volke gegenüber, das ſeit mehreren Jahren gewohnt iſt, Alles, was ihm durch den Kopf kommt, öffentlich zu ſagen. Die feinſten Politiker reimen die Höllenmaſchine mit der Revue in Kaliſch zuſammen. Ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben; die Höllenmaſchine unter Bonaparte! der Raſtadter Geſandtenmord!! .....

Wenn man ſieht, wie die abſoluten Mächte Alles wieder

in die alte Unordnung zu bringen ſuchen, Polen, Italien, Deutſchland wieder unter den Füßen! es fehlt nur noch Frankreich, es hängt ihnen immer, wie ein Schwerdt, über dem Kopf. So zum Zeitvertreib wirft man doch die Millionen in Kaliſch nicht zum Fenſter hinaus. Man hätte die auf den Tod des Königs folgende Verwirrung benutzt und hätte gerade nicht ſehr viele Schritte gebraucht, um an den Rhein zu kommen. Ich kann mir das Attentat auf keine andere Weiſe erklären. Die Republikaner haben erſtens kein Geld und ſind zweitens in einer ſo elenden Lage, daß ſie nichts hätten verſuchen können, ſelbſt wenn der König gefallen wäre. Höchſtens könnten einige Legitimiſten hinein verwickelt ſein. Ich glaube nicht, daß die Juſtiz die Sache aufklären wird. .....

Straßburg, den 17. Auguſt 1835.

Von Umtrieben weiß ich nichts. Ich und meine Freunde ſind ſämmtlich der Meinung, daß man für jetzt Alles der Zeit überlaſſen muß; übrigens kann der Mißbrauch, welchen die Fürſten mit ihrer wieder erlangten Gewalt treiben, nur zu unſerem Vortheil gereichen. Ihr müßt Euch durch die verſchiedenen Gerüchte nicht irre machen laſſen; ſo ſoll ſogar ein Menſch Euch beſucht haben, der ſich für Einen meiner Freunde ausgab. Ich erinnere mich gar nicht, den Menſchen je geſehen zu haben; wie mir die Anderen jedoch erzählten, iſt er ein ausgemachter Schurke, der wahrſcheinlich auch das Gerücht von einer hier beſtehenden Verbindung ausgeſprengt hat. Die Gegenwart des Prinzen Emil, der eben hier iſt, könnte vielleicht nachtheilige Folgen für uns haben, im Fall er von dem

Präfecten unſere Ausweiſung begehrte; doch halten wir uns für zu unbedeutend, als daß ſeine Hoheit ſich mit uns beſchäftigen ſollte. Uebrigens ſind faſt ſämmtliche Flüchtlinge in die Schweiz und in das Innere abgereiſt, und in wenigen Tagen gehen noch Mehrere, ſo daß höchſtens fünf bis ſechs hier bleiben werden. . . . . .

Straßburg, den 20. September 1835.

. . . . . Mir hat ſich eine Quelle geöffnet; es handelt ſich um ein großes Literaturblatt, deutſche Revue betitelt, das mit Anfang des neuen Jahres in Wochenheften erſcheinen ſoll. Gutzkow und Wienbarg werden das Unternehmen leiten; man hat mich zu monatlichen Beiträgen aufgefordert. Ob das gleich eine Gelegenheit geweſen wäre, mir vielleicht ein regelmäßiges Einkommen zu ſichern, ſo habe ich doch meiner Studien halber die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen abgelehnt. Vielleicht, daß Ende des Jahres noch etwas von mir erſcheint. — Kl... alſo frei? Er iſt mehr ein Unglücklicher, als ein Verbrecher, ich bemitleide ihn eher, als ich ihn verachte; man muß doch gar pfiffig die tolle Leidenſchaft des armen Teufels benützt haben. Er hatte ſonſt Ehrgefühl, ich glaube nicht, daß er ſeine Schande wird ertragen können. Seine Familie verleugnet ihn, ſeinen älteren Bruder ausgenommen, der eine Hauptrolle in der Sache geſpielt zu haben ſcheint. Es ſind viel Leute dadurch unglücklich geworden. Mit Minnigerode ſoll es beſſer gehen. Hat denn Gladbach noch kein Urtheil? Das heiße ich einen doch lebendig begraben. Mich ſchaudert, wenn ich denke, was vielleicht mein Schickſal geweſen wäre! . . . . . .

Straßburg im October 1835.

..... Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethe's, einen unglücklichen Poeten Namens Lenz verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der deutschen Revue erscheinen zu lassen. Auch sehe ich mich eben nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philosophischen oder naturhistorischen Gegenstand um. Jetzt noch eine Zeit lang anhaltendes Studium, und der Weg ist gebrochen. Es gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider. .....

Straßburg, den 2. November 1835.

..... Ich weiß bestimmt, daß man mir in Darmstadt die abenteuerlichsten Dinge nachsagt; man hat mich bereits dreimal an der Grenze verhaften lassen. Ich finde es natürlich; die außerordentliche Anzahl von Verhaftungen und Steckbriefen muß Aufsehen machen, und da das Publikum jedenfalls nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt, so macht es wunderliche Hypothesen. .....

..... Aus der Schweiz habe ich die besten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der Züricher Facultät den Doctorhut erhielte, in welchem Fall ich alsdann nächste Ostern anfangen würde, dort zu dociren. In einem Alter von zwei und zwanzig Jahren wäre das Alles, was man fordern kann. .....

..... Neulich hat mein Name in der Allgemeinen Zeitung paradirt. Es handelte sich um eine große literärische

Zeitſchrift, deutſche Revue, für die ich Artikel zu liefern verſprochen habe. Dieß Blatt iſt ſchon vor ſeinem Erſcheinen angegriffen worden, worauf es denn hieß, daß man nur die Herren Heine, Börne, Mundt, Schulz, Büchner ꝛc. zu nennen brauche, um einen Begriff von dem Erfolge zu haben, den dieſe Zeitſchrift haben würde. — Ueber die Art, wie Minnigerode mißhandelt wird, iſt im Temps ein Artikel erſchienen. Er ſcheint mir von Darmſtadt aus geſchrieben; man muß wahrhaftig weit gehen, um einmal klagen zu dürfen. Meine unglücklichen Freunde! .....

Straßburg, den 1. Januar 1836.

..... Das Verbot der deutſchen Revue ſchadet mir nichts. Einige Artikel, die für ſie bereit lagen, kann ich an den Phönix ſchicken. Ich muß lachen, wie fromm und moraliſch plötzlich unſere Regierungen werden; der König von X..... läßt unſittliche Bücher verbieten! da darf er ſeine Biographie nicht erſcheinen laſſen, denn die wäre das Schmutzigſte, was je geſchrieben worden! Der Großherzog von Y...., erſter Ritter vom doppelten M....., macht ſich zum Ritter vom heiligen Geiſt und läßt Gutzkow arretiren, und der liebe deutſche Michel glaubt, es geſchähe Alles aus Religion und Chriſtenthum und klatſcht in die Hände. Ich kenne die Bücher nicht, von denen überall die Rede iſt; ſie ſind nicht in den Leihbibliotheken und zu theuer, als daß ich Geld daran wenden ſollte. Sollte auch Alles ſein, wie man ſagt, ſo könnte ich darin nur die Verirrungen eines durch philoſophiſche Sophismen falſch geleiteten Geiſtes ſehen. Es iſt der gewöhnlichſte Kunſtgriff, den großen Haufen auf ſeine Seite zu

bekommen, wenn man mit recht vollen Backen: „unmoraliſch!“ ſchreit. Uebrigens gehört ſehr viel Muth dazu, einen Schriftſteller anzugreifen, der von einem deutſchen Gefängniß aus antworten ſoll. Gutzkow hat bisher einen edlen, kräftigen Charakter gezeigt, er hat Proben von großem Talent abgelegt; woher denn plötzlich das Geſchrei? Es kommt mir vor, als ſtritte man ſehr um das Reich von dieſer Welt, während man ſich ſtellt, als müſſe man der heiligen Dreifaltigkeit das Leben retten. Gutzkow hat in ſeiner Sphäre muthig für die Freiheit gekämpft; man muß doch die Wenigen, welche noch aufrecht ſtehn und zu ſprechen wagen, verſtummen machen! Uebrigens gehöre ich für meine Perſon keineswegs zu dem ſogenannten Jungen Deutſchland, der literariſchen Partei Gutzkow's und Heine's. Nur ein völliges Mißkennen unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe konnte die Leute glauben machen, daß durch die Tagesliteratur eine völlige Umgeſtaltung unſerer religiöſen und geſellſchaftlichen Ideen möglich ſei. Auch theile ich keineswegs ihre Meinung über die Ehe und das Chriſtenthum, aber ich ärgere mich doch, wenn Leute, die in der Praxis tauſendfältig mehr geſündigt, als dieſe in der Theorie, gleich moraliſche Geſichter ziehn und den Stein auf ein jugendliches, tüchtiges Talent werfen. Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des Drama's, das mit all dieſen Streitfragen nichts zu thun hat; ich zeichne meine Charaktere, wie ich ſie der Natur und der Geſchichte angemeſſen halte, und lache über die Leute, welche mich für die Moralität oder Immoralität derſelben verantwortlich machen wollen. Ich habe darüber meine eignen Gedanken. . . . . .

..... Ich komme vom Chriſtkindelsmarkt, überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder, die mit aufgeriſſenen Augen und traurigen Geſichtern vor den Herrlichkeiten aus Waſſer und Mehl, Dreck und Goldpapier ſtanden. Der Gedanke, daß für die meiſten Menſchen auch die armſeligſten Genüſſe und Freuden unerreichbare Koſtbarkeiten ſind, machte mich ſehr bitter.....

Straßburg, den 15. März 1836.

..... Ich begreife nicht, daß man gegen K.....r etwas in Händen haben ſoll; ich dachte, er ſei mit nichts beſchäftigt, als ſeine Praxis und Kenntniſſe zu erweitern. Wenn er auch nur kurze Zeit ſitzt, ſo iſt doch wohl ſeine ganze Zukunft zerſtört: man ſetzt ihn vorläufig in Freiheit, ſpricht ihn von der Inſtanz los, läßt ihn verſprechen, das Land nicht zu verlaſſen, und verbietet ihm ſeine Praxis, was man nach den neuſten Verfügungen kann. — Als ſicher und gewiß kann ich Euch ſagen, daß man vor Kurzem in Bayern zwei junge Leute, nachdem ſie ſeit faſt vier Jahren in ſtrenger Haft geſeſſen, als **unſchuldig** in Freiheit geſetzt hat! Außer K.....r und Groß ſind noch drei Bürger aus Gießen verhaftet worden. Zwei von ihnen haben ihr Geſchäft, und der eine iſt obendrein Familienvater. Auch hörten wir, Max v. Biegeleben ſei verhaftet, aber gleich darauf wieder gegen Caution in Freiheit geſetzt worden. Gladbach ſoll vor einiger Zeit zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden ſein; das Urtheil ſei aber wieder umgeſtoßen, und die Unterſuchung fange von Neuem an. Ihr würdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr mir über Beides Auskunft gäbet.

Ich will euch dafür sogleich eine sonderbare Geschichte erzählen, die Herr J. in den englischen Blättern gelesen, und die, wie dazu bemerkt, in den deutschen Blättern nicht mitgetheilt werden durfte. Der Director des Theaters zu X..... ist der bekannte Componist Methfessel. Er hat eine hübsche Frau, die dem Herzog gefällt, und ein Paar Augen, die er gern zudrückt, und ein Paar Hände, die er gern aufmacht. Der Herzog hat die sonderbare Manie, Madame Methfessel im Costüm zu bewundern. Er befindet sich daher gewöhnlich vor Anfang des Schauspiels mit ihr allein auf der Bühne. Nun intriguirt Methfessel gegen einen bekannten Schauspieler, dessen Name mir entfallen ist. Der Schauspieler will sich rächen, er gewinnt den Maschinisten, der Maschinist zieht an einem schönen Abend den Vorhang ein Viertelstündchen früher auf, und der Herzog spielt mit Madame Methfessel die erste Scene. Er geräth außer sich, zieht den Degen und ersticht den Maschinisten; der Schauspieler hat sich geflüchtet. —

Ich kann euch versichern, daß nicht das geringste politische Treiben unter den Flüchtlingen hier herrscht; die vielen und guten Examina, die hier gemacht werden, beweisen hinlänglich das Gegentheil. Uebrigens sind wir Flüchtigen und Verhafteten gerade nicht die Unwissendsten, Einfältigsten oder Liederlichsten! Ich sage nicht zuviel, daß bis jetzt die besten Schüler des Gymnasiums und die fleißigsten und unterrichtetsten Studenten dieß Schicksal getroffen hat, die mitgerechnet, welche von Examen und Staatsdienst zurückgewiesen sind. Es ist doch im Ganzen ein armseliges, junges Geschlecht, was eben in ..... herumläuft und sich ein Aemtchen zu erkriechen sucht!

Straßburg, im Mai 1836.

..... Ich bin feſt entſchloſſen, bis zum nächſten Herbſte hier zu bleiben. Die letzten Vorfälle in Zürich geben mir einen Hauptgrund dazu. Ihr wißt vielleicht, daß man unter dem Vorwande, die deutſchen Flüchtlinge beabſichtigten einen Einfall in Deutſchland, Verhaftungen unter denſelben vorgenommen hat. Das Nämliche geſchah an anderen Punkten der Schweiz. Selbſt hier äußerte die einfältige Geſchichte ihre Wirkung, und es war ziemlich ungewiß, ob wir hier bleiben dürften, weil man wiſſen wollte, daß wir (höchſtens noch ſieben bis acht an der Zahl) mit bewaffneter Hand über den Rhein gehen ſollten! Doch hat ſich Alles in Güte gemacht, und wir haben keine weiteren Schwierigkeiten zu beſorgen. Unſere heſſiſche Regierung ſcheint unſerer zuweilen mit Liebe zu gedenken. .....

..... Was an der ganzen Sache eigentlich iſt, weiß ich nicht; da ich jedoch weiß, daß die Mehrzahl der Flüchtlinge jeden directen revolutionären Verſuch unter den jetzigen Verhältniſſen für Unſinn hält, ſo konnte höchſtens eine ganz unbedeutende, durch keine Erfahrung belehrte Minderzahl an dergleichen gedacht haben. Die Hauptrolle unter den Verſchworenen ſoll ein gewiſſer Herr v. Eib geſpielt haben. Daß dieſes Individuum ein Agent des Bundestags ſei, iſt mehr als wahrſcheinlich; die Päſſe, welche die Züricher Polizei bei ihm fand, und der Umſtand, daß er ſtarke Summen von einem Frankfurter Handelshauſe bezog, ſprechen auf das directeſte dafür. Der Kerl ſoll ein ehemaliger Schuſter ſein, und dabei zieht er mit einer liederlichen Perſon aus Mannheim herum,

die er für eine ungariſche Gräfin ausgibt. Er ſcheint wirklich einige Eſel unter den Flüchtlingen übertölpelt zu haben. Die ganze Geſchichte hatte keinen andern Zweck, als, im Falle die Flüchtlinge ſich zu einem öffentlichen Schritt hätten verleiten laſſen, dem Bundestag einen gegründeten Vorwand zu geben, um auf die Ausweiſung aller Refugiés aus der Schweiz zu dringen. Uebrigens war dieſer v. Eib ſchen früher verdächtig, und man war ſchon mehrmals vor ihm gewarnt worden. Jedenfalls iſt der Plan vereitelt und die Sache wird für die Mehrzahl der Flüchtlinge ohne Folgen bleiben. Nichts deſtoweniger fände ich es nicht räthlich, im Augenblick nach Zürich zu gehen; unter ſolchen Umſtänden hält man ſich beſſer fern. Die Züricher Regierung iſt natürlich eben etwas ängſtlich und mißtrauiſch, und ſo könnte man wohl unter den jetzigen Verhältniſſen meinem Aufenthalte Schwierigkeiten machen. In Zeit von zwei bis drei Monaten iſt dagegen die ganze Geſchichte vergeſſen. .....

Straßburg im Juni 1836.

..... Es iſt nicht im Entfernteſten daran zu denken, daß im Augenblick ein Staat das Aſylrecht aufgibt, weil ein ſolches Aufgeben ihn den Staaten gegenüber, auf deren Verlangen es geſchieht, politiſch annulliren würde. Die Schweiz würde durch einen ſolchen Schritt ſich von den liberalen Staaten, zu denen ſie ihrer Verfaſſung nach natürlich gehört, losſagen und ſich an die abſoluten anſchließen, ein Verhältniß, woran unter den jetzigen politiſchen Conſtellationen nicht zu denken iſt. Daß man aber Flüchtlinge, welche die Sicherheit des Staates,

der sie aufgenommen, und das Verhältniß desselben zu den Nachbarstaaten compromittiren, ausweist, ist ganz natürlich und hebt das Asylrecht nicht auf. Auch hat die Tagsatzung bereits ihren Beschluß erlassen. Es werden nur diejenigen Flüchtlinge ausgewiesen, welche als Theilnehmer an dem Savoyer Zuge schon **früher waren ausgewiesen** worden, und diejenigen, welche an den letzten Vorfällen Theil genommen haben. Dieß ist authentisch. Die Mehrzahl der Flüchtlinge bleibt also ungefährdet, und es bleibt Jedem unbenommen, sich in die Schweiz zu begeben. Nur ist man in vielen Kantonen gezwungen, eine Caution zu stellen, was sich aber schon seit längerer Zeit so verhält. Meiner Reise nach Zürich steht also kein Hinderniß im Weg. — Ihr wißt, daß unsere Regierung uns hier chicanirt, und daß die Rede davon war, uns auszuweisen, weil wir mit den Narren in der Schweiz in Verbindung stän-, den. Der Präfect wollte genaue Auskunft, wie wir uns hier beschäftigten. Ich gab dem Polizeikommissär mein Diplom als Mitglied der Société d'histoire naturelle nebst einem von den Professoren mir ausgestellten Zeugnisse. Der Präfect war damit außerordentlich zufrieden, und man sagte mir, daß ich namentlich ganz ruhig sein könne. .....

Straßburg, den 2. September 1836.

..... Ich bin ganz vergnügt in mir selbst, ausgenommen, wenn wir Landregen oder Nordwestwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die Abends vor dem Bettgehn, wenn sie den einen Strumf vom Fuß haben, im Stande sind,

ſich an ihre Stubenthür zu hängen, weil es ihnen der Mühe zuviel iſt, den andern ebenfalls auszuziehen. ..... Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der Naturwiſſenſchaften und der Philoſophie gelegt, und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenſchaft als überflüſſiges Mitglied der Geſellſchaft meinen Mitmenſchen Vorleſungen über etwas ebenfalls höchſt Ueberflüſſiges, nämlich über die philoſophiſchen Syſteme der Deutſchen ſeit Carteſius und Spinoza, zu halten. — Dabei bin ich gerade daran, ſich einige Menſchen auf dem Papier todtſchlagen oder verheirathen zu laſſen, und bitte den lieben Gott um einen einfältigen Buchhändler und ein groß Publikum mit ſo wenig Geſchmack, als möglich. Man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Muth, ſogar, um Privatdocent der Philoſophie zu ſein .....

Zürich, den 26. October 1836.

..... Wie es mit dem Streite der Schweiz mit Frankreich gehen wird, weiß der Himmel. Doch hörte ich neulich Jemand ſagen: „die Schweiz wird einen kleinen Knicks machen, und Frankreich wird ſagen, es ſei ein großer geweſen.“ Ich glaube, daß er Recht hat. .....

Zürich, den 20. November 1836.

....., Was das politiſche Treiben anlangt, ſo könnt Ihr ganz ruhig ſein. Laßt euch nur nicht durch die Ammenmährchen in unſeren Zeitungen ſtören. Die Schweiz iſt eine

Republik, und weil die Leute sich gewöhnlich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sagen, jede Republik sei unmöglich, so erzählen sie den guten Deutschen jeden Tag von Anarchie, Mord und Todtschlag. Ihr werdet überrascht sein, wenn ihr mich besucht; schon unterwegs überall freundliche Dörfer mit schönen Häusern, und dann, je mehr Ihr Euch Zürich nähert und gar am See hin, ein durchgreifender Wohlstand; Dörfer und Städtchen haben ein Aussehen, wovon man bei uns keinen Begriff hat. Die Straßen laufen hier nicht voll Soldaten, Accessisten und faulen Staatsdienern, man riskirt nicht von einer adligen Kutsche überfahren zu werden; dafür überall ein gesundes, kräftiges Volk, und um wenig Geld eine einfache, gute, rein republikanische Regierung, die sich durch eine Vermögenssteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausschreien würde...

Minnigerode ist todt, wie man mir schreibt, das heißt, er ist drei Jahre lang todt gequält worden. Drei Jahre! Die französischen Blutmänner brachten einen doch in ein paar Stunden um, das Urtheil und dann die Guilloline! Aber drei Jahre! Wir haben eine gar menschliche Regierung, sie kann kein Blut sehen. Und so sitzen noch an vierzig Menschen, und das ist keine Anarchie, das ist Ordnung und Recht, und die Herren fühlen sich empört, wenn sie an die anarchische Schweiz denken! Bei Gott, die Leute nehmen ein großes Kapital auf, das ihnen einmal mit schweren Zinsen kann abgetragen werden, mit sehr schweren. — . . . . .

Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834.

Hier iſt kein Berg, wo die Ausſicht frei ſei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an dieſe Natur gewöhnen, und die Stadt iſt abſcheulich. Bei uns iſt Frühling, ich kann deinen Veilchenſtrauß immer erſetzen, er iſt unſterblich wie der Lama. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg, es geht dort allerlei vor, und du ſagſt kein Wort davon. Je baisse les petites mains, en goûtant les souvenirs doux de Strasbourg. —

„Prouves-moi que tu m'aimes encore beaucoup en me donnant bientôt des nouvelles." Und ich ließ dich warten! Schon ſeit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu ſchreiben. Ich ſtudirte die Geſchichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geſchichte. Ich finde in der Menſchennatur eine entſetzliche Gleichheit, in den menſchlichen Verhältniſſen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrſchaft des Genies ein Puppenſpiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Geſetz, es zu erkennen das Höchſte, es zu beherrſchen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den

Paradegäulen und Eckſtehern der Geſchichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmeſſer. Das muß iſt eins von den Verdammungswerten, womit der Menſch getauft werden. Der Ausſpruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, — iſt ſchauderhaft. Was iſt das, was in uns lügt, mordet, ſtiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an deine Bruſt legen! B. wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich ſchrieb ihm. Ich verwünſche meine Geſundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küſſen und umſchlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finſterniß wogte über mir, mein Herz ſchwoll in unendlicher Sehnſucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten ſich nieder. Und jetzt? Und ſonſt? Ich habe nicht einmal die Wolluſt des Schmerzes und des Sehnens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele iſt mir genommen. Oſtern iſt noch mein einziger Troſt; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und die Erlaubniß, ſie zu beſuchen. Ich habe die Reiſe ſchon tauſendmal gemacht und werde nicht müde. — Du frägſt mich: ſehnſt du dich nach mir? Nennſt du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann und wenn man davon geriſſen iſt, und dann nur noch das Gefühl ſeines Elendes hat? Gib mir doch Antwort. Sind meine Lippen ſo kalt? . . . . . — Dieſer Brief iſt ein Charivari: ich tröſte dich mit einem andern.

... Ich dürſte nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich deine Hand? Meine Freunde verlaſſen mich, wir ſchreien uns wie Taube einander in die Ohren; ich wollte, wir wären ſtumm, dann könnten wir uns doch nur anſehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum Jemand ſtarr anblicken, ohne daß mir die Thränen kämen. Es iſt dies eine Augenwaſſerſucht, die auch beim Starrſehen oft vorkommt. Sie ſagen, ich ſei verrückt, weil ich geſagt habe, in ſechs Wochen würde ich auferſtehen, zuerſt aber Himmelfahrt halten, in der Diligence nämlich. Lebe wohl, liebe Seele, und verlaß mich nicht. Der Gram macht mich dir ſtreitig, ich lieg' ihm den ganzen Tag im Schooß; armes Herz, ich glaube, du vergiltſt mit Gleichem. ...

... Der erſte helle Augenblick ſeit acht Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor zwei Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beſtändiges Auffahren aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält dich wie mich, doch vermochte ich nichts über mich. Liebe, liebe Seele, vergibſt du? Eben komme ich von draußen herein. Ein einziger, forthallender Ton aus tauſend Lerchenkehlen ſchlägt durch die brütende Sommerluft, ein ſchweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrauſende Wind klingt wie ſein melodiſcher Schritt. Die Frühlingsluft löſte mich aus meinem Starrkrampf. Ich erſchrack vor mir ſelbſt. Das Gefühl des Geſtorbenſeins war immer über mir. Alle Menſchen

machten mir das hypokratiſche Geſicht, die Augen verglaſt, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maſchinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme herausknarrte und ich das ewige Orgellied herumtrillern hörte und die Wälzchen und Stiftchen im Orgelkaſten hüpfen und drehen ſah, — ich verfluchte das Concert, den Kaſten, die Melodie und — ach, wir armen ſchreienden Muſikanten, das Stöhnen auf unſrer Folter, wäre es nur da, damit es durch die Wolkenritzen dringend und weiter, weiter klingend, wie ein melodiſcher Hauch in himmliſchen Ohren ſtirbt? Wären wir das Opfer im glühenden Bauch des Perryllusſtiers, deſſen Todesſchrei wie das Aufjauchzen des in den Flammen ſich aufzehrenden Gottſtiers klingt. Ich läſtre nicht. Aber die Menſchen läſtern. Und doch bin ich geſtraft, ich fürchte mich vor meiner Stimme und — vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn Callot-Hoffmann ſitzen können, nicht wahr, meine Liebe? Für das Modelliren hätte ich Reiſegeld bekommen. Ich ſpüre, ich fange an, intereſſant zu werden. —

Die Ferien fangen morgen in vierzehn Tagen an; verweigert man die Erlaubniß, ſo gehe ich heimlich, ich bin mir ſelbſt ſchuldig, einem unerträglichen Zuſtande ein Ende zu machen. Meine geiſtigen Kräfte ſind gänzlich zerrüttet. Arbeiten iſt mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat ſich meiner bemeiſtert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt ſich in mir ſelbſt; hätte ich einen Weg für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies Stummſein iſt meine Verdammniß. Ich habe dir's

ſchon tauſendmal geſagt: Lies meine Briefe nicht. — kalte, träge Worte! Könnte ich nur über dich einen vollen Ton ausgießen; — ſo ſchleppe ich dich in meine wüſten Irrgänge. Du ſitzeſt jetzt im dunkeln Zimmer in deinen Thränen allein, bald trete ich zu dir. Seit vierzehn Tagen ſteht dein Bild beſtändig vor mir, ich ſehe dich in jedem Traum. Dein Schatten ſchwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne geſehen. Ich lechze nach einer ſeligen Empfindung, die wird mir bald, bald, bei dir.

... Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne D .... zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten geſtoßen, und meine Reiſe wäre vielleicht bis zu Ende der Vakanzen verſchoben worden. Ich ſchreibe dir jedoch vorher noch einmal, ſonſt ertrag' ich's nicht vor Ungeduld; dieſer Brief iſt ohnedies ſo langweilig, wie ein Anmelden in einem vornehmen Hauſe: Herr Studioſus Büchner. Das iſt Alles! Wie ich hier zuſammenſchrumpfe, ich erliege faſt unter dieſem Bewußtſein; ja ſonſt wäre es ziemlich gleichgiltig; wie man nur einen Betäubten oder Blödſinnigen beklagen mag! Aber du, was ſagſt du zu dem Invaliden? Ich wenigſtens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausſtehen. Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenir à la hauteur du siècle; et puis me faudra-t-il du fer à cheval pour faire de l'impression à un coeur de femme? Aujourd'hui on a le système nerveux un peu robuste. Adieu.

... Ich wäre untröſtlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was dich heilte. Ich ſchreibe jetzt täglich, ſchon geſtern hatte ich einen Brief angefangen. Faſt hätte ich Luſt, ſtatt nach Darmſtadt, gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt dein Unwohlſein eine ernſte Wendung, — ich bin dann im Augenblick da. Doch was ſollen dergleichen Gedanken? Sie ſind mir Unbegreiflichkeiten. — Mein Geſicht iſt wie ein Oſterei, über das die Freude rothe Flecken laufen läßt. Doch ich ſchreibe abſcheulich, es greift deine Augen an, das vermehrt das Fieber. Aber nein, ich glaube nichts, es ſind nur die Nachwehen des alten nagenden Schmerzes; die linde Frühlingsluft küßt alte Leute und hektiſche todt; dein Schmerz iſt alt und abgezehrt, er ſtirbt, das iſt Alles, und du meinſt, dein Leben ginge mit. Siehſt du denn nicht den neuen lichten Tag? Hörſt du meine Tritte nicht, die ſich wieder rückwärts zu dir wenden? Sieh, ich ſchicke dir Küſſe, Schneeglöckchen, Schlüſſelblumen, Veilchen, der Erde erſte ſchüchterne Blicke ins flammende Auge des Sonnenjünglings. Den halben Tag ſitze ich eingeſchloſſen mit deinem Bild und ſpreche mit dir. Geſtern Morgen verſprach ich dir Blumen; da ſind ſie. Was gibſt du mir dafür? Wie gefällt dir mein Bedlam? Will ich etwas Ernſtes thun, ſo komme ich mir vor, wie Larifari in der Komödie; will er das Schwerdt ziehen: ſo iſt's ein Haſenſchwanz. . . . . .

Ich wollte, ich hätte geſchwiegen. Es überfällt mich eine unſägliche Angſt. Du ſchreibſt gleich, doch um's Himmelswillen nicht, wenn es dich Anſtrengung koſtet. Du ſprachſt mir von einem Heilmittel; lieb Herz, ſchon lange ſchwebt es mir auf der Zunge. Ich liebte aber ſo unſer ſtilles Geheimniß, — doch

ſage deinem Vater Alles, — doch zwei Bedingungen: Schweigen, ſelbſt bei den nächſten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kuſſe die Kochtöpfe raſſeln hören, und bei den verſchiedenen Tanten das Familienvatersgeſicht ziehen. Dann: nicht eher an meine Eltern zu ſchreiben, als bis ich ſelbſt geſchrieben. Ich überlaſſe dir Alles, thue, was dich beruhigen kann. Was kann ich ſagen, als daß ich dich liebe; was verſprechen, als was in dem Worte Liebe ſchon liegt, Treue? Aber die ſogenannte Verſorgung? Student noch zwei Jahre; die gewiſſe Ausſicht auf ein ſtürmiſches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden!

Zum Schluſſe trete ich zu dir und ſinge dir einen alten Wiegengeſang:

War nicht umſonſt ſo ſtill und ſchwach,
Verlaſſ'ne Liebe trug ſie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie ſtets an der Erinnerung ſog;
An ihrem Bredſchrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr ſtand,
Und wenn ein Schlaf ſie übernahm,
Er immer, immer wieder kam.

Und dann:

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menſchen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Faſt ausgelöſcht iſt ſein Geſicht,
Doch ſeiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Menſch ſich wirklich machen kann.

Literariſcher Nachlaß.

Aus der Probevorlesung in Zürich.

October 1836.

Hochgeachtete Zuhörer!

. . . . . Es treten uns auf dem Gebiete der phyſiologiſchen und anatomiſchen Wiſſenſchaften zwei ſich gegenüberſtehende Grundanſichten entgegen, die ſogar ein nationelles Gepräge tragen, indem die eine in England und Frankreich, die andere in Deutſchland überwiegt. Die erſte betrachtet alle Erſcheinungen des organiſchen Lebens vom teleologiſchen Standpunkt aus; ſie findet die Löſung des Räthſels in dem Zweck, der Wirkung, in dem Nutzen der Verrichtung eines Organs. Sie kennt das Individuum nur als etwas, das einen Zweck außer ſich erreichen ſoll, und nur in ſeiner Beſtrebung, ſich der Außenwelt gegenüber theils als Individuum, theils als Art zu behaupten. Jeder Organismus iſt für ſie eine verwickelte Maſchine, mit den künſtlichen Mitteln verſehen, ſich bis auf einen gewiſſen Punkt zu erhalten. Das Enthüllen der ſchönſten und reinſten Formen im Menſchen, die Vollkommenheit der edelſten Organe, in denen die Pſyche faſt den Stoff zu durchbrechen und ſich hinter den leichteſten Schleiern zu bewegen ſcheint, iſt für ſie nur das Maximum

einer ſolchen Maſchine. Sie macht den Schädel zu einem künſtlichen Gewölbe mit Strebepfeilern, beſtimmt, ſeinen Bewohner, das Gehirn, zu ſchützen, — Wangen und Lippen zu einem Kau- und Reſpirationsapparat, — das Auge zu einem complicirten Glaſe, — die Augenlider und Wimpern zu deſſen Vorhängen; — ja die Thräne iſt nur der Waſſertropfen, welcher es feucht erhält. Man ſieht, es iſt ein weiter Sprung von da bis zu dem Enthuſiasmus, mit dem Lavater ſich glücklich preiſt, daß er von ſo was Göttlichem, wie den Lippen, reden dürfe.

Die teleologiſche Methode bewegt ſich in einem ewigen Zirkel, indem ſie die Wirkungen der Organe als Zwecke vorausſetzt. Sie ſagt zum Beiſpiel: ſoll das Auge ſeine Funktion verſehen, ſo muß die Hornhaut feucht erhalten werden, und ſomit iſt eine Thränendrüſe nöthig. Dieſe iſt alſo vorhanden, damit das Auge feucht erhalten werde, und ſomit iſt das Auftreten dieſes Organs erklärt; es gibt nichts weiter zu fragen, — die entgegengeſetzte Anſicht ſagt dagegen: die Thränendrüſe iſt nicht da, damit das Auge feucht werde, ſondern das Auge wird feucht, weil eine Thränendrüſe da iſt, oder, um ein anderes Beiſpiel zu geben, wir haben nicht Hände, damit wir greifen können, ſondern wir greifen, weil wir Hände haben. Die größtmöglichſte Zweckmäßigkeit iſt das einzige Geſetz der teleologiſchen Methode; nun fragt man aber natürlich nach dem Zwecke dieſes Zweckes, und ſo macht ſie auch ebenſo natürlich bei jeder Frage einen progressus in infinitum.

Die Natur handelt nicht nach Zwecken, ſie reibt ſich nicht

in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den anderen bedingt; ſondern ſie iſt in allen ihren Aeußerungen ſich unmittelbar ſelbſt genug. Alles, was iſt, iſt um ſeiner ſelbſt willen da. Das Geſetz dieſes Seins zu ſuchen, iſt das Ziel der, der teleologiſchen gegenüberſtehenden Anſicht, die ich die philoſophiſche nennen will. Alles, was für jene Zweck iſt, wird für dieſe Wirkung. Wo die teleologiſche Schule mit ihrer Antwort fertig iſt, fängt die Frage für die philoſophiſche an. Dieſe Frage, die uns auf allen Punkten anredet, kann ihre Antwort nur in einem Grundgeſetze für die geſammte Organiſation finden, und ſo wird für die philoſophiſche Methode das ganze körperliche Daſein des Individuums nicht zu ſeiner eigenen Erhaltung aufgebracht, ſondern es wird die Manifeſtation eines Urgeſetzes, eines Geſetzes der Schönheit, das nach den einfachſten Riſſen und Linien die höchſten und reinſten Formen hervorbringt. Alles, Form und Stoff, iſt für ſie an dies Geſetz gebunden. Alle Funktionen ſind Wirkungen deſſelben; ſie werden durch keine äußeren Zwecke beſtimmt, und ihr ſogenanntes zweckmäßiges Aufeinander- und Zuſammenwirken iſt nichts weiter, als die nothwendige Harmonie in den Aeußerungen eines und deſſelben Geſetzes, deſſen Wirkungen ſich natürlich nicht gegenſeitig zerſtören.

Die Frage nach einem ſolchen Geſetze führte von ſelbſt zu den zwei Quellen der Erkenntniß, aus denen der Enthuſiasmus des abſoluten Wiſſens ſich von je berauſcht hat, der Anſchauung des Myſtikers und dem Dogmatismus des Vernunftphiloſophen. Daß es bis jetzt gelungen ſei, zwiſchen

letzterem und dem Naturleben, das wir unmittelbar wahrnehmen, eine Brücke zu ſchlagen, muß die Kritik verneinen. Die Philoſophie a priori ſitzt noch in einer troſtloſen Wüſte; ſie hat einen weiten Weg zwiſchen ſich und dem friſchen grünen Leben, und es iſt eine große Frage, ob ſie ihn je zurücklegen wird. Bei den geiſtreichen Verſuchen, die ſie gemacht hat, weiter zu kommen, muß ſie ſich mit der Reſignation begnügen, bei dem Streben handle es ſich nicht um die Erreichung des Ziels, ſondern um das Streben ſelbſt.

War nun auch nichts abſolut Befriedigendes erreicht, ſo genügte doch der Sinn dieſer Beſtrebungen, dem Naturſtudium eine andere Geſtalt zu geben; und hatte man auch die Quelle nicht gefunden, ſo hörte man doch an vielen Stellen den Strom in der Tiefe rauſchen, und an manchen Orten ſprang das Waſſer friſch und hell auf. Namentlich ꝛc. ꝛc.

Der ..... sche Landbote.

Erste Botschaft.

....., im Juli 1834.

Friede den Hütten! Krieg den Palästen!

Im Jahr 1834 sieht es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am fünften Tage, und die Fürsten und Vornehmen am sechsten geschaffen, und hätte zu diesen gesagt: Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht, — und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. — Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen, wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter dem Bauer und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Aecker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Zwingherrn.

Im ..... sind ..... Einwohner, die geben an den Staat jährlich ꝛc. ꝛc. — —

Dieses Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leibe des

Volkes genommen wird. . . . Im Namen des Staates wird es erpreßt, und man sagt, das sei nöthig, die Ordnung im Staate zu erhalten. Was ist denn nun das für ein gewaltiges Ding, der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Land, und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen Jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also sind Alle; die Ordner im Staate sind die Gesetze, durch welche das Wohl Aller gesichert wird, und die aus dem Wohl Aller hervorgehen sollen. — Seht nun, was man in . . . . . aus dem Staate gemacht hat; seht, was es heißt, die Ordnung im Staate erhalten! — — — —

Für das Ministerium des Innern und der Gerechtigkeitspflege ꝛc. — — — —

Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man bequemer mit euch umgehe; sie spricht nach Gesetzen, die ihr nicht versteht, nach Grundsätzen, von denen ihr nichts wißt, Urtheile, von denen ihr nichts begreift. Unbestechlich ist sie, weil sie sich gerade theuer genug bezahlen läßt, um keine Bestechung zu brauchen. — — — —

Die Justiz ist in Deutschland seit Jahrhunderten die Dirne der deutschen Fürsten. Jeden Schritt zu ihr müßt ihr mit Silber pflastern, und mit Armuth und Erniedrigung erkauft ihr ihre Sprüche. Denkt an das Stempelpapier, denkt an euer Bücken in den Amtsstuben, an euer Wachestehen vor denselben; an die Sporteln für Schreiber und Gerichtsdiener. Ihr dürft euern Nachbar verklagen, der euch eine Kartoffel stiehlt; aber klagt einmal über den Diebstahl, der von Staatswegen unter dem Namen von Abgaben und Steuern an euch

begangen wird, — klagt einmal, daß ihr der Willkür überlassen seid, und daß diese Willkür Gesetz heißt, — klagt, daß ihr die Ackergäule des Staats seid, — klagt über eure verlornen Menschenrechte: Wo sind die Gerichtshöfe, die eure Klage annehmen, wo die Richter, die rechtsprächen?

Für das Ministerium der Finanzen — — —

. . . . . Der Boden unter euern Füßen, der Bissen zwischen euren Zähnen ist besteuert. Dafür sitzen die Herren in Fräcken beisammen, und das Volk steht nackt und gebückt vor ihnen, sie legen die Hände an seine Lenden und Schultern, und rechnen aus, wieviel es noch tragen kann. —

Für das Militär — — —

Dafür kriegen eure Söhne einen bunten Rock auf den Leib, ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter, und dürfen jeden Herbst einmal blind schießen und erzählen, wie die Herren vom Hof und die Buben vom Adel allen Kindern ehrlicher Leute vorgehen, und mit ihnen in den Straßen herumziehen mit Trommeln und Trompeten. Sie müssen den Tyrannen schwören und Wache halten an ihren Palästen. Mit ihren Trommeln übertäuben sie eure Seufzer; mit ihren Kolben zerschmettern sie euch den Schädel, wenn ihr zu denken wagt, daß ihr freie Menschen seid.

Für die Pensionen, den Staatsrath ꝛc. ꝛc. — — —

Die Anstalten, die Leute, von denen ich bis jetzt gesprochen, sind nur Werkzeuge, Diener, sie thun nichts in ihrem Namen. — — — —. „Im Namen des . . . . .," sagen sie, und der Mensch, den sie so nennen, heißt: unverletzlich, heilig, souverain ꝛc. Aber tretet zu dem Menschenkinde und blickt

durch seinen Fürstenmantel. Es ißt, wenn es hungert, und schläft, wenn sein Auge dunkel wird. Sehet, es kroch so nackt und weich in die Welt, wie ihr, und wird so hart und steif hinausgetragen, wie ihr; und doch hat es seinen Fuß auf eurem Nacken, hat 700,000 Menschen an seinem Pflug, hat Minister, die verantwortlich sind für das, was es thut, hat Gewalt über euer Eigenthum durch die Steuern, die es ausschreibt, über euer Leben durch die Gesetze, die es macht, es hat adlige Herren und Damen um sich, die man Hofstaat heißt, und seine göttliche Gewalt vererbt sich auf seine Kinder mit Weibern, welche aus eben so übermenschlichen Geschlechtern sind.

Wehe über euch Götzendiener! — Ihr seid wie die Heiden, die das Krokodill anbeten, von dem sie zerrissen werden. Ihr setzt ihm eine Krone auf, — aber es ist eine Dornenkrone, die ihr euch selbst in den Kopf drückt. Ihr gebt ihm ein Scepter in die Hand — aber es ist eine Ruthe, womit ihr gezüchtiget werdet. Ihr setzt ihn auf einen Thron, — aber er ist ein Marterstuhl für euch und eure Kinder. — — — — Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herren und Damen vom Adel und Hofe miteinander vergnügen, mit Orden und Bändern decken sie ihre kranken Leiber. Die Töchter des Volkes sind ihre Mägde, die Söhne des Volkes ihre Lakaien und Soldaten. — — — —

Für die Landstände. — — — —

Im Jahre 1789 war das Volk in Frankreich müde, länger die Schindmähre seines Königs zu sein. Es erhob sich und berief Männer, denen es vertraute, und die Männer

ſagten, ein König ſei ein Menſch wie ein anderer auch, er ſei nur der erſte Diener im Staat, und wenn er ſein Amt ſchlecht verwalte, könne er zur Strafe gezogen werden. Dann erklärten ſie die Rechte des Menſchen: „Keiner erbt durch die Geburt vor dem Anderen ein Recht oder einen Titel. Keiner erwirbt mit dem Eigenthum ein Recht vor dem Anderen. Die höchſte Gewalt iſt in dem Willen Aller oder der Mehrzahl. Dieſer Wille iſt das Geſetz; er thut ſich kund durch die von Allen gewählten Landſtände, und Jeder kann dazu gewählt werden. Der Wille der Mehrzahl unter dieſen Gewählten entſpricht ſo dem Willen der Mehrzahl unter dem Volke; der König hat nur für die Ausübung der von ihnen erlaſſenen Geſetze zu ſorgen.“ Der König ſchwur, dieſer Verfaſſung treu zu ſein; er wurde aber meineidig an dem Volk, und das Volk richtete ihn, wie es einem Verräther geziemt; dann ſchafften die Franzoſen die erbliche Königswürde ab und wählten frei eine neue Obrigkeit, wozu jedes Volk nach der Vernunft und der heiligen Schrift das Recht hat. So waren Regierung und Geſetzgeber vom Volk gewählt, und Frankreich war ein Freiſtaat.

Die übrigen Könige aber entſetzten ſich vor der Gewalt des franzöſiſchen Volkes; ſie dachten, ſie könnten alle über der erſten Königsleiche den Hals brechen, und ihre mißhandelten Unterthanen möchten bei dem Freiheitsruf der Franken erwachen. Mit gewaltigem Kriegsgeräth ſtürzten ſie von allen Seiten auf Frankreich, und ein groſſer Theil der Adeligen und Vornehmen im Lande ſtand auf und ſchlug ſich zu dem Feind. Da ergrimmte das Volk und erhob ſich in ſeiner Kraft. Es erdrückte die Verräther und zerſchmetterte die Söldner der Könige. Die

junge Freiheit wuchs im Blute der Tyrannen, und vor ihrer Stimme bebten die Throne und jauchzten die Völker. — Aber die Franzoſen verkauften ihre junge Freiheit für den Ruhm, den ihnen Napoleon darbot, und erhoben ihn auf den Kaiſerthron. — Da ließ der Allmächtige das Heer des Kaiſers in Rußland erfrieren und gab den Franzoſen die dickwanſtigen Bourbonen wieder zu Königen, damit Frankreich ſich bekehre vom Götzendienſte der erblichen Königsherrſchaft, und dem Gotte diene, der die Menſchen frei und gleich geſchaffen. Und als die Zeit der Strafe verfloſſen war, und tapfere Männer im Julius 1830 den meineidigen König Karl X. aus dem Lande jagten, da wendete dennoch das befreite Frankreich ſich abermals zur halberblichen Königsherrſchaft und band ſich in dem Heuchler Louis Philipp eine neue Zuchtruthe auf. — In Deutſchland und ganz Europa aber war große Freude über den Sturz des zehnten Karl, und die unterdrückten deutſchen Länder rüſteten ſich zum Kampf für die Freiheit. Da rathſchlagten die Fürſten, wie ſie dem Grimme des Volkes entgehen ſollten, und die liſtigſten unter ihnen ſagten: Laßt uns einen Theil unſerer Gewalt abgeben, daß wir das Uebrige behalten. Und ſie ſprachen zum Volk: Wir wollen euch die Freiheit ſchenken, um die ihr kämpfen wollt, und zitternd vor Furcht warfen ſie einige Brocken hin und ſprachen von ihrer Gnade. Das Volk traute ihnen leider und legte ſich zur Ruhe. — Und ſo ward Deutſchland betrogen, wie Frankreich.

Denn was ſind dieſe Verfaſſungen in Deutſchland! — Nur leeres Stroh, woraus die Fürſten die Körner für ſich herausgeklopft haben. Was ſind unſere Landtage? Langſame

Fuhrwerke, die man wohl ein- oder zweimal der Raubgier der Fürſten und ihrer Miniſter in den Weg ſchieben, woraus man aber nimmermehr eine feſte Burg für deutſche Freiheit bauen kann. Was ſind unſere Wahlgeſetze? Nichts, als Verletzungen der Bürger- und Menſchenrechte der meiſten Deutſchen. — — — — — — — — — — — Hätten wir aber auch eine wahrhafte Verfaſſung, ſo würde die Herrlichkeit doch bald zu Ende ſein. In Wien und Berlin würde man die Krallen ausſtrecken und die kleine Freiheit mit Rumpf und Stumpf ausrotten. Das ganze deutſche Volk muß ſich die Freiheit erringen! Und dieſe Zeit, geliebte Mitbürger, iſt nicht ferne. — — — — — Der Herr, der den Stecken des fremden Treibers Napoleon zerbrochen hat, wird auch die Götzenbilder unſerer einheimiſchen Tyrannen zerbrechen durch die Hände des Volkes! Wohl glänzen dieſe Götzenbilder von Gold und Edelſteinen, von Orden und Ehrenzeichen, aber in ihrem Inneren *ſtirbt der Wurm nicht*, und *ihre Füße ſind von Lehm*. — Alſo ſtand es bisher in Deutſchland; eure Gebeine ſind „verdorret,“ wie der Prophet ſchreibt. Ihr ſeid nichts, ihr habt nichts! Ihr ſeid rechtlos! Ihr müſſet geben, was eure Preſſer fordern, und tragen, was ſie euch aufbürden. Soweit ein Tyrann blicket, verdorret Land und Volk. Aber wie der Prophet ſchreibt, ſo wird es bald ſtehen in Deutſchland: der Tag der Auferſtehung wird nicht ſäumen. In dem Leichenfelde wird ſich's regen und wird rauſchen, und der Neubelebten wird ein großes Heer ſein! Hebt die Augen auf und zählt das Häuflein eurer Feinde, die nur ſtark ſind durch das Blut, das ſie euch aus-

ſaugen, und durch eure Arme, die ihr ihnen willenlos leiht. Wohl drohen ſie mit dem Rüſtzeug und den Reiſigen der Könige, aber ich ſage euch: Wer das Schwerdt erhebt gegen das Volk, der wird durch das Schwerdt des Volkes umkommen! Deutſchland iſt jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies ſein! — — — — — — —

Ihr bücktet euch lange Jahre in den Dornäckern der Knechtſchaft; dann ſchwitzet ihr einen Sommer im Weinberge der Freiheit, und werdet frei ſein bis ins tauſendſte Glied.

Ihr wühltet ein langes Leben die Erde auf, — dann wühlt ihr euren Tyrannen ein Grab. Ihr bautet die Zwingburgen, — dann ſtürzt ihr ſie, und bauet der Freiheit Haus. Dann könnt ihr eure Kinder frei taufen mit dem Waſſer des Lebens. Und bis der Herr euch ruft durch ſeine Boten und Zeichen, wachet und rüſtet euch im Geiſt, und betet ihr ſelbſt und lehrt eure Kinder beten: „Herr, zerbrich den Stecken unſerer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen, das Reich der Gerechtigkeit. Amen.“

Georg Büchner's

sämmtliche Werke.

Georg Büchner's

Sämmtliche Werke

und

handschriftlicher Nachlaß.

Erste kritische Gesammt-Ausgabe.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Mit Portrait des Dichters und Ansicht des Züricher Grabsteins.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1879.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Vorbericht der Verlagshandlung.

Schon vor zwei Jahren glaubten wir diese längst vorbereitete und mit Spannung erwartete Ausgabe als demnächst erscheinend anzeigen zu dürfen. Leider hat sich die Vollendung durch Hindernisse, deren frühere Beseitigung nicht in unserer Macht stand, bis heute verzögert.

Gleich im Anfang erhoben sich Schwierigkeiten und Differenzen wegen der Wiederherstellung aller in den früheren Ausgaben weggebliebenen oder gemilderten Stellen in „Danton's Tod", die sich später bei der unverkürzten Aufnahme des „Hessischen Landboten" in verstärktem Maaße wiederholten. Wir glaubten jedoch, unsere Bedenken schließlich der besseren Einsicht unterordnen zu sollen, daß jede Verstümmelung eine Versündigung gegen die Manen unseres Dichters wäre, indem dadurch der Eindruck seiner gigantischen Gestaltungskraft ebenso hätte Noth leiden müssen, wie die historische Treue.

Ferner war zu unserm schmerzlichen Bedauern der um unsere Ausgabe so hochverdiente Herr Herausgeber in der jüngsten Zeit leider durch andauerndes Unwohl-

ſein an der Vollendung ſeiner Einleitung und Biographie Georg Büchner's verhindert, und mußten wir, um die Herausgabe nicht neuerdings auf das Ungewiſſe zu verſchieben, uns entſchließen, die Einleitung nach Maßgabe derjenigen, welche der in gleichem Verlage im Jahre 1850 erſchienenen Ausgabe voranſtand und mit Einfügung der nothwendig gewordenen Text-Citationen, von Seite CLXVI anfangend, zu vervollſtändigen.

So übergeben wir denn hiermit das, eine der genialſten Erſcheinungen der deutſchen Litteratur zum Erſtenmal dem vollen Verſtändniß der Nation vermittelnde Buch vertrauensvoll der Oeffentlichkeit und dem Urtheile der Mit- und Nachwelt.

Frankfurt a. M. im September 1879.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Inhalt.

Seite

Georg Büchner . . . . . I—CLXXVI

I. Dichtungen.

Danton's Tod. Ein Drama. 1
Zur Textkritik von „Danton's Tod" 98
Leonce und Lena. Ein Luſtſpiel 109
Zur Textkritik von „Leonce und Lena" 158
Woyzek. Ein Trauerſpiel-Fragment 161
Zur Textkritik von „Woyzek" 202
Lenz. Ein Novellen-Fragment 205
Anmerkung zu „Lenz" 240

II. Aus den Ueberſetzungen.

Aus „Maria Tudor" von Victor Hugo 243
Aus „Lucretia Borgia" von demſelben 248

III. Vermiſchte Schriften.

Der heſſiſche Landbote 263
Anmerkungen zum Landboten 282
Aus den anatomiſchen Schriften 289
Ueber Schädelnerven 291
Aus der Schrift: Mémoire sur le système nerveux du barbeau 296
Anmerkung des Herausgebers 298
Aus den philoſophiſchen Schriften 301
Aus der Schrift: Geſchichte der Griechiſchen Philoſophie. 303
Aus der Monographie: Das Syſtem des Spinoza . . 307

Seite

Aus der Monographie: Das System des Carteſius . . 311
Anmerkungen des Herausgebers 318

IV. Briefe.

I. An die Familie 1—44 325
II. An die Braut 1—9 371
III. An Karl Gutzkow 1—5 381
Anmerkung des Herausgebers 389

V. Anhang.

1. Jugendverſe 393
2 Cato Uticenſis 398
3. Büchner als Agitator 409
4. Büchner's letzte Tage 421
5. Nekrolog 431
6. Poetiſche Stimmen über Büchner 437
7. Gutzkow über Danton's Tod 446
8. Das Büchner-Denkmal 451
9. Die Familie Büchner 456

Georg Büchner.

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab!

So leuchtet es in goldenen Lettern vom Grabsteine Georg Büchners den Unzähligen entgegen, welche alljährlich die sanfte Höhe des Zürichberges gewandelt kommen; und mitten in ihrer Heiterkeit und Entzückung über das Walten unsäglich schöner Natur muß sie dieses Wort und dieser Stein schmerzlich mahnen, daß dieselbe Natur auch häßlich und grausam ist und ihren schönsten Schmuck muthwillig zerschellt. Denn wer die spärlichen Zeichen dieses Jünglingslebens betrachtet, sei's jenen Stein unter den Schweizer Linden, sei's sein stolzestes Denkmal, seine Werke, dem wird neben tiefen und reichen Gedanken, welche solche Betrachtung wecken muß, doch vor Allem und immer wieder Eines auf die Lippen treten: „Und dieser Mensch durfte nicht älter werden, als dreiundzwanzig Jahre!“ Nicht aus Mitgefühl erheben wir diese Klage, denn so hoch oder so schicksalslos ist Niemand gestellt, daß er nicht begriffe, warum die feinfühligen Hellenen jähen Tod in jungen Jahren als bestes Menschenglück gepriesen, nicht um seinetwillen klagen wir: um unsretwillen. Denn Georg Büchner war ein Genie — man soll dieses Wort nicht eitel nennen, es bezeichnet

ja das Göttliche auf Erden, aber hier iſt das Wort am Platze. Ein Genie überdies auf einem Gebiete der Dichtkunſt, auf dem wir Deutſchen ſelbſt an Talenten arm ſind: von ihm war für das deutſche Drama Höchſtes zu erwarten.

„Ein unvollendet Lied" — ſo hat uns Herwegh dieſes jäh geknickte Leben verbildlicht und herb das Schickſal angeklagt, welches „die Schlangen unter ſeinen Füßen ſchont und den jungen Adlern auf das Haupt tritt". „Ein unvollendet Lied" — aber nicht an eine ſanfte Liebesklage darf man hierbei denken, noch minder an eine kalte Ode, am mindeſten an ein ruhig dahinfluthendes Epos. Nur einer einzigen Dichtung gleicht das Leben dieſes ſchönen, ſtürmiſchen Menſchen, jener, die er als ſein Hauptwerk geſchaffen. Beide ſind unerhört kühn im Inhalt und unerhört formlos, und zwar nicht aus Zufall, nicht aus Muthwillen, ſondern aus innerſter Nothwendigkeit; durch Leben und Gedicht hallt, ſtöhnt und wettert der Sturm einer bang aufgerührten Zeit, und dennoch umſpannen ſie in engſtem Rahmen auch das Tiefſte und Zarteſte, was Menſchenherzen bewegt. Und wenn auch dieſer reichen Kraft nur karge Zeit gegönnt geweſen ſich auszuleben und auszuſprechen, es iſt dennoch lehrreich, den Spuren Büchner's nachzugehen, lehrreich und feſſelnd. Wie individuell iſt dieſes heiße Leben, wie ureigenartig und doch! — wie iſt es in aller ſcheinbaren Selbſtſtändigkeit gleichwohl nur ein Glied jener eiſernen Kette der Urſachen und Wirkungen, welche alles Menſchenthum und Menſchenwerk verknüpft! Wer dieſem Dichter näher tritt, dem wird es faſt unmöglich, höhere Geſichtspunkte zu vermeiden. Denn er war ein ächter Sohn ſeiner Zeit, und ſeine Begabung war nicht blos genial, ſondern auch von faſt

beispielloser Vielseitigkeit. Sein Leben wird durch die Geschichte seines Volkes bestimmt, und sein Schaffen lockt uns in Grübelei über Zweck und Ziel und Grenzen der Wissenschaft und Dichtkunst. Wer von ihm erzählt, dem ist es Pflicht, mehr zu berichten, als die Geschichte eines einzelnen Menschen.

Georg Büchner wurde am Sonntag den 17. (nicht wie sich fälschlich angegeben findet, den 13.) October 1813, dem Schlachttage von Leipzig, zu Goddelau, einem Dorfe bei Darmstadt geboren, war also einer der letzten und jüngsten Unterthanen, die dem Rheinbunde zugewachsen. Seine erste Kindheit fällt in die drangvollste Zeit, die seinem vielgeprüften hessischen Heimatländchen beschieden gewesen. Fast jede Familie hatte einen Angehörigen zu beklagen, der auf der Leipziger Ebene unter Napoleons Fahne gefallen, der Rückzug der Franzosen und der Vormarsch der Verbündeten ging mitten durch das Ländchen, und das Zaudern seines Fürsten, der sich weder offen vom Imperator abwenden, noch offen seine Treue für ihn erklären wollte, brachte nur die Wirkung, daß es von beiden Heeren fast wie Feindesland betrachtet und behandelt wurde. Die Bevölkerung schwankte in ihren Sympathieen, fast in jedem Hause standen sich französisch und deutsch Gesinnte gegenüber, auch an Georgs Wiege offenbarte sich ein solcher Gegensatz. Die Mutter war eine glühende deutsche Patriotin, die Körners Schlachtgesänge mit Begeisterung las und für Blücher schwärmte, der Vater hingegen hielt mit jeder Faser seines Herzens die Verehrung für Napoleon fest und konnte selbst an jenen Tag, der ihm seinen Erstgeborenen geschenkt, nur mit gemischten Gefühlen zurückdenken: war es ja doch derselbe, an dem sich der Stern seines irdischen Abgotts zum ersten Male getrübt!

Bei Beiden war die verſchiedene Geſinnung, vom Charakter abgeſehen, durch Herkunft und Schickſale genügend begründet.

Der Vater, Ernſt Büchner, 1782 in Reinheim bei Darmſtadt geboren, hatte ſich, gleich ſeinem Bruder Wilhelm, aus kleinen Verhältniſſen durch eigene Kraft ſo weit aufgeſchwungen, um eine Hochſchule zu beziehen und Medizin ſtudiren zu können. Nur jene Lockerung der engen, verzopften Verhältniſſe, welche der Einfluß der Franzoſen in Weſtdeutſchland herbeigeführt, hatte ihm ſolches Aufſtreben ermöglicht, und in ſeine Jünglingszeit fielen Marengo und das Aufgehen jenes neuen irdiſchen Geſtirns, welches ſich gleichfalls mühſam aus dem Dunkel erhoben. Zu jener Schwärmerei, welche um die Wende des Jahrhunderts faſt die geſammte Jugend des weſtlichen Deutſchlands für Napoleon hegte, kam bei ihm noch die Dankbarkeit des reifenden Mannes: er hatte, kaum Doctor geworden und um ſeine Exiſtenz beſorgt, im kaiſerlichen Heere als Militär-Arzt eine gute Verſorgung gefunden, während ſein Bruder Wilhelm aus ähnlicher Lage durch die Ueberſiedelung nach Holland den Ausweg fand. Dort begründete ſich Dr. „Willem" Büchner bald durch ſeine Tüchtigkeit als Fachſchriftſteller und Praktiker eine glänzende Exiſtenz (S. 472); nicht ganz ſo gut, aber immerhin gut genug, traf es Ernſt in der Heimath. Nachdem er fünf Jahre im Dienſte des Kaiſers verbracht, im Gefolge ſeiner Heere halb Europa durchzogen und auf den Schlachtfeldern reichliche, wohl nur allzureichliche Gelegenheit gefunden, ſeine anatomiſchen und chirurgiſchen Kenntniſſe zu erweitern, erhielt er einen Poſten im Civildienſte ſeines angeſtammten Landesherrn: als Diſtriktsarzt zu Gobdelau. Auch für dieſes Aemtchen war es ihm bei

ſeinem Fürſten eine gute Empfehlung geweſen, daß er vorher im Dienſte des „großen Alliirten“ geſtanden. So trieb den jungen Arzt die Dankbarkeit in's Lager der „Franzöſiſchen“, nicht minder als die Loyalität; man kannte im Ländchen die gut napoleoniſche Geſinnung des ehemaligen Landgrafen und jetzigen Großherzogs.

Grundverſchiedene Einflüſſe hatten bei der Mutter des Dichters ein grundverſchiedenes Reſultat hervorgebracht. Caroline Büchner war bei der Geburt Georgs kaum neunzehnjährig. Sie war 1794 dem heſſiſchen Kammerrath Reuß als erſte Tochter geboren worden, Dr. Ernſt Büchner hatte das ebenſo liebliche als geiſtvolle Mädchen 1812 als Gattin heimgeführt. Wie ſie den Reiz der äußeren Erſcheinung von ihrer Mutter geerbt, welche einſt am kleinen, aber geräuſchvollen Pirmaſenſer Hofe als hochgefeierte Schönheit geglänzt, ſo die hervorragende Begabung und den energiſchen Bildungstrieb vom Vater. Rath Reuß war ein ernſter, wackerer Mann, nicht blos klug und welterfahren, ſondern auch hochgebildet, ein genauer Kenner und eifriger Verehrer der deutſchen Literatur und ſchon darum national geſinnt, abgeſehen davon, daß er auch ſonſt Grund hatte, die Franzoſen zu haſſen. Die Invaſion hatte ſeine amtliche Stellung erſchüttert, den Kreis ſeiner Pflichten erweitert, den ſeiner Rechte eingeengt. Sein Haß gegen den „galliſchen Eindringling“, ſeine Liebe für deutſches Weſen pflanzten ſich, noch weitaus verſtärkt, in ſeiner Lieblingstochter fort; ſie ſog durch ihr weiches, ſchwärmeriſches, für und durch das Schöne leicht entflammtes Gemüth aus den patriotiſchen Dichtern, namentlich aus Schiller und Körner, eine wahrhaft grenzenloſe Begeiſterung für ihr Volksthum. Ihr ſchien der

17. October 1813 aus doppelten Gründen der glücklichſte Tag ihres Lebens, und ſie knüpfte an dies Spiel des Zufalls ſtolze Zukunftsträume für ihren Sohn und ihr Volk.

Aber nicht blos die politiſchen Ueberzeugungen der Eltern waren grundverſchieden, ſondern, wie wir gleich ſehen werden, auch ihr ſonſtiger Charakter, Zug für Zug. Gleichwohl war die Ehe eine glückliche, auch von materiellem Gedeihen begleitet. Denn nachdem ſich der Hausſtand zwei Jahre ſpäter durch einen neuen Ankömmling, das Töchterchen Mathilde, erweitert, folgte auch eine Verbeſſerung in der Stellung Dr. Büchner's; er wurde mit erhöhtem Rang und Gehalt nach Darmſtadt verſetzt. Georg war damals dreijährig.

Ueber die erſten Kinderjahre des Dichters, bis zur Zeit, wo er das Gymnaſium bezog, fließen die handſchriftlichen Quellen, auf denen dieſe Darſtellung fußt, recht dürftig. Das liegt ſicherlich nicht am Stoffmangel, denn die erſten Entwicklungsjahre jedes Kindes, mag es in der Folge ein noch ſo unbedeutender Menſch werden, gehören zu dem Intereſſanteſten, was ſich beobachten läßt. Wohl aber fehlt es hier an Berichterſtattern; die Familie lebte höchſt abgeſchloſſen, die Eltern ſind längſt todt, die jüngeren Geſchwiſter aber waren damals theils noch gar nicht geboren, theils ſtanden ſie in zu zartem Alter, um präciſe Erinnerungen zu bewahren (S. 458). Unſere Kunde beſchränkt ſich auf einige allgemeine Mittheilungen; von beſonderen Handlungen und Ausſprüchen wird nichts überliefert. Das bleibt zu bedauern, weil ſolche Einzelheiten oft blitzähnlich den organiſchen Zuſammenhang von Charakterzügen enthüllen, welche das ſpätere Leben immer ſchärfer ſondert und widerſpruchsvoll entwickelt. Andererſeits bleibt uns hiedurch freilich die

ſo nahe liegende Verlockung erſpart, aus Kleinigkeiten das Größte herauszubeuteln, wie denn z. B. ein Biograph Grabbes aus dem Umſtand, daß der achtjährige Chriſtian Dietrich beim Spiele ſeiner Kameraden einmal nicht mitthun wollte, „die originell einſame Denkweiſe“ des Dichters herausconſtruirt hat. Von Büchner nun wird uns nur Folgendes mitgetheilt: daß er ein ſchöner ſchlanker Knabe geweſen, dem unter einer auffallend mächtig entwickelten Stirne prächtige Augen blitzten — in ſeinen Bewegungen wie in ſeinem Weſen in jähem Wechſel bald ſonderbar ſtill, bald ſonderbar ungeſtüm. Sein Herz habe ſich früh als das edelſte geoffenbart, insbeſondere durch ein Mitleid von ſo leidenſchaftlicher Kraft, daß es ſich ſtets zu perſönlichem Leid geſteigert. Hervorgehoben wird ferner, wie ſtark im Kinde der Haß gegen jede Ungerechtigkeit geweſen, wie ihn jede gütige Zurechtweiſung gerührt, ja bis zur Zerknirſchung weich geſtimmt, wogegen Strenge wirkungslos an ihm abgeprallt ſei. Schon dieſe wenigen Züge beweiſen, daß auch hier das Kind „des Mannes Vater“ geweſen — oder des Jünglings, wie man in dieſem Falle leider nur ſagen kann. Denn leidenſchaftliches Mitleid, Haß gegen Ungerechtigkeit und jäher Wechſel der Gemüthsſtimmungen ſind auch in der Folge Grundzüge dieſes Charakters geblieben. Eine frühe Lern- und Lehrbegier wird gleichfalls überliefert; wichtig iſt die Mittheilung, daß die Mutter ſeine erſte Lehrerin geweſen, wie er ſich dann überhaupt ihr faſt ausſchließlich angeſchloſſen. Auch an der Großmutter, jener ſtolzen höfiſchen Schönheit, welche ſich bis in ihr hohes Alter merkwürdige Friſche und Anmuth bewahrt, hing er mit großer Liebe, und von ihr wird ein charakteriſtiſches Wort über den Knaben

berichtet: „Georg hat viel von seinen Eltern geerbt, aber nur ihre Tugenden“.

Dieses Urtheil ist ein überraschend richtiges. Ein Blick auf den Charakter der beiden, nicht gleich liebenswürdigen, aber gleich achtungswerthen Menschen wird uns dies bestätigen.

Ernst Büchner nahm das Leben nicht leicht, sondern genau so schwer, als es ihm selbst geworden. Die Eindrücke seiner Jugend, welche hart, dunkel und freudlos gewesen, konnte er nie verwinden: er war ein strenger, düsterer Mann, der keinen Sinn hatte für heiter anmuthige Lebensführung und die Freuden einer durch geistige Genüsse veredelten Geselligkeit. Das Schöne sprach nicht zu seinen Sinnen, allen Künsten, auch der Poesie stand er fremd und kalt gegenüber. Aber diese Jugend hatte auch eine zähe Energie in ihm großgezogen, einen ehernen Fleiß, eine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung aller Pflichten, die in seinem Kreise fast sprichwörtlich geworden. Nicht aus Zufall, sondern aus innerstem Berufe hatte er sich den Naturwissenschaften zugewendet; sein fast leidenschaftlicher Trieb zu Forschung und Erkenntniß, sein scharfer klarer Verstand, der mit realen Faktoren rechnen mußte, um sich überhaupt vertiefen und dauernd gefesselt werden zu können, seine unerschütterliche Geduld, die ihn jahrelang selbst an kleine nebensächliche Erscheinungen band, „weil auf diesem Gebiete das Kleinste so wichtig sei, wie das größte“, seine grenzenlose Wahrheitsliebe, die vor keiner Consequenz zurückschreckte, — all' diese Gaben bestimmten und befähigten ihn zum Naturforscher. Er hatte nicht gekonnt, wie er gewollt: das Leben zwang ihm einen praktischen Beruf auf, seine Träume

von einem rein der Wiſſenſchaft gewidmeten Leben blieben unerfüllt, er mußte Arzt werden und ward auch durch ſeine Kenntniſſe, wie durch ſeinen Pflichteifer ein trefflicher, vielgeſuchter Arzt. Aber der Wiſſenſchaft vergaß er dabei nicht, und es iſt faſt rührend zu hören, mit welcher Ausdauer der vielbeſchäftigte Mann ſeine kärglich bemeſſenen Freiſtunden darauf wandte, um ſelbſt zu lernen und in der Folge andere zu lehren. Da mühte er ſich in einem Laboratorium, das er ſich ſelbſt eingerichtet, raſtlos mit Scalpell und Loupe; dort gab er auch ſpäter anatomiſche und phyſiologiſche Curſe. Auch einige Fachſchriften ſind von ihm erſchienen; ſie haben ihm zwar keinen hervorragenden, aber immerhin geachteten Namen gemacht. Ein Mann von merkwürdigſter, ſchroffſter Einſeitigkeit — dieſer knorrige Naturforſcher aus dem Volke. Nur da, wo ſeine Wiſſenſchaft ihn erhob, vermochte er die Höhe freierer Anſchauungen zu gewinnen. Er, der die Künſte verachtete, weil ſie, wie er glaubte, nichts nützen, der geradezu unglücklich darüber war, daß ihm ſein Georg den Tort angethan, ein Dichter zu werden, begriff vollkommen, daß die Wiſſenſchaft Selbſtzweck ſei, empfand ſeinen praktiſchen Beruf als eine Feſſel, widmete ſich unter ſchweren Geldopfern theoretiſchen Unterſuchungen. Noch widerſpruchsvoller war ſein Verhältniß zum Staate einerſeits, zur Kirche andererſeits. Derſelbe Mann, der ſich in den Dingen des Glaubens nichts decretiren ließ, mit trotzigem Stolze ſeine Gewiſſensfreiheit wahrte, mochte ihm daraus zukommen, was da wolle, und ſich demonſtrativ, obwohl Staatsbeamter unter einer klerikal angehauchten Regierung, von den Stillen im Lande ſchied — derſelbe Mann war in politiſchen Dingen nicht blos loyal und conſervativ, ſondern ſtramm reaktionär,

von tiefſter Abneigung gegen alle liberalen, geſchweige denn demokratiſchen Strebungen erfüllt, nicht um ſeiner amtlichen Stellung willen, ſondern aus innerſter Ueberzeugung. Die Bewegung von 1848 erregte ſeinen härteſten Unmuth, nicht den Unmuth des großherzoglich heſſiſchen Ober-Medicinalrathes, ſondern den des entgegengeſetzt geſinnten Politikers. Als ſein Georg „unter die Hochverräther“ ging, ſagte er ſich mit kalter Härte von dem Lieblingsſohne los — als zwanzig Jahre ſpäter der dritte Sohn Ludwig durch ſein Buch „Kraft und Stoff“ einen literariſchen Sturm gegen ſich entfeſſelte, trat er auf deſſen Seite, obwohl doch Georg nicht radikaler auf politiſchem Gebiet geweſen, als ſein jüngerer Bruder auf philoſophiſch-religiöſem! Und als er 1858 die müden Augen ſchloß, da ſchien ihm die politiſche Richtung des erzreaktionären Dalwigk durchaus löblich, nur die Intimität mit dem Erzbiſchof Ketteler gefiel ihm nicht; daß eine innere Wahlverwandtſchaft den Bund herbeigeführt, ahnte der ſonſt ſo klare Mann nicht! Trotz ſolcher politiſchen Ueberzeugung, trotz der Ecken und Härten ſeines Weſens erwarb er ſich, wenn nicht die Liebe, ſo doch die unbegrenzte Hochachtung ſeiner Mitbürger durch die muſterhaft humane Art ſeiner Berufserfüllung, durch die Lauterkeit ſeines Charakters. Wie er dachte, ſo handelte er; in vielen Dingen ſonderbar, in allen ohne Falſch und Makel, ſo war Ernſt Büchner. Seiner Familie bereitete er durch Eigenſinn und Pedanterie manche ſchwere Stunde, aber er lebte nur für dieſe Familie, ſuchte nur in ihrem Kreiſe Freude und Erholung, war ein ſelbſtloſer, muſterhafter Gatte und Vater. Alles in Allem: ein Halbedelſtein — und man weiß, ſolche Steine kryſtalliſiren in ſonderbaren Formen!

Niemand hat ſeinen Werth klarer zu erkennen vermocht, aber auch Niemand unter den Härten dieſes Mannes ſchmerzlicher gelitten, als die treue Gefährtin ſeines Lebens. Ich wollte ein großer Dichter ſein, nur um das Bild dieſer edlen Frau unvergänglich hinſtellen zu können zur Freude aller guten Menſchen. Wer von ihr berichtet, legt ihr einen Lichtſchein um das Haupt und dankt dem Geſchick, daß er ihr begegnen durfte. Es iſt ein ſeltener Zauber geweſen, durch den ſie die Herzen zwang und noch in der Erinnerung nüchternen Naturen das duftigſte Wort auf die Lippen legt: der Zauber ächteſter Liebenswürdigkeit. Sie habe, berichten Alle, jedem wohlgethan und keinem wehe; ihre Güte wie ihre Kenntniß des Menſchenherzens ſeien gleich groß geweſen und darum unvergleichlich das Product aus beiden: ihr Tact, ihre zarteſte Rückſichtsnahme auf jede Eigenart. Ohne blendenden Geiſtes zu ſein, habe ſie Alles verſtanden, ohne blendende Schönheit zu ſein, habe ſie ſchon durch ihr Aeußeres Männer und Frauen gefeſſelt. Niemand ſei ihr näher getreten, der ſie nicht immer mehr verehren und lieben gelernt; und ihr Freund zu ſein, ſei Jedem mit Recht ein Stolz geweſen. „Denn", ſagt einer dieſer Erwählten, „ihr Inſtinkt für das Edle und das Gemeine war gleich ſcharf, und mit derſelben ſtillen Gewalt wußte ſie das Eine anzuziehen, das Andere abzuwehren. Es wäre vergeblich zu entſcheiden, ob ſie als Gattin oder Mutter trefflicher geweſen, ob ihre Gabe, ſich für das Höchſte zu begeiſtern, höher ſtand, oder jene, ſich dem Kleinſten und Nüchternſten zuzuwenden, ſofern es in ihren Pflichtkreis trat. Auch in ihren Tugenden waltete Harmonie. Caroline Büchner war ein Muſterbild edelſter Menſchlichkeit." Die Vereinigung

ſolcher Gaben und Gnaden nur eben Liebenswürdigkeit zu nennen, mag Manchem zu kärglich erſcheinen, aber das hat nur der Mißbrauch des Worts verſchuldet; ſpricht man doch ſogar oft, unſinnig genug, von „liebenswürdiger Schwäche“, obwohl ſicherlich nur ſtarke Naturen echter Liebenswürdigkeit fähig ſind. Denn in Wahrheit gehört das Wort zu dem Höchſten, was man von einem Menſchen ausſagen kann; wahre Liebenswürdigkeit quillt uns nur bei jenen entgegen, die ſich volle Harmonie ihrer Kräfte und Strebungen errungen, ſie iſt nur zum Theil ein Geſchenk der Götter, Sache des Naturells, ein angeborenes Talent, zum größeren Theil ein Product inneren Kampfs und ſeeliſcher Arbeit, der Selbſtklärung. Aus je ſchrofferen Verhältniſſen heraus ſich der Menſch ſolche Harmonie erringt, um ſo höher muß unſere Achtung für ihn ſein. Und nun denke man, wie früh Caroline Reuß, das Mädchen mit der reichen, weichen Seele, dem eckigen harten Gatten angetraut worden, man denke an die engen dörflichen Verhältniſſe in den erſten Tagen ihrer Ehe! Tauſende ähnlicher Frauennaturen haben in gleicher Lage Schwung und Adel der Seele eingebüßt, viele nur deßhalb ſie bewahrt, weil das Muttergefühl läuternd und ſtützend hinzutrat — aber wie wenige haben ihren Schatz ſo gemehrt, wie dieſe Frau! Man ſagt, nur glückliche Menſchen könnten ganz gut ſein — das Beiſpiel Carolinens ſtreitet nicht dagegen, ſie war glücklich, weil ſie ſich nie arm fühlte in dem Gedanken, was ſie entbehrte, ſondern ſtets reich in dem Gedanken, was ihr blieb. Und ihr blieb viel: ſie ſelbſt und die Ausgeglichenheit ihrer Seele, dann der blühende Kinderſegen und die Liebe ihres Gatten. Freilich war ſeine Liebe, die, von dem Willen abgeſehen, nach

der Natur des Mannes keine Opfer bringen konnte, die geringere, während sie viel schenken mußte, aber eben darum immer reicher ward, je mehr sie schenkte. Diese Liebe war die einzige Brücke zwischen den Ehegatten, und sie führte über die breiteste, tiefste Kluft. Man weiß, wie Ernst Büchner den Künsten, seinem Volksthum und der Freiheit abgewendet gewesen — seiner Gattin waren es die Leitsterne ihres gesammten Denkens und Empfindung. Sie hatte einen brennenden Durst nach Schönheit und feinstes Verständniß für ihre Offenbarungen, in welcher Form immer sie ihr nahe traten; daß sie namentlich die Dichtkunst liebte, gestaltete sich dadurch, daß ihr diese allein zugänglich war. Eine feinste Nachempfinderin hatte sie in der mündlichen Rede selbst ein reizendes Talent der Gestaltung; schriftlich hat sie es nie versucht. So mag man es nicht überschwänglich nennen, wenn ihre Freunde diese Frau, obwohl sie nichts geschrieben, eine Dichterin nennen. Wie sie ihrem Volksthum ergeben war, ist bereits erwähnt, hauptsächlich deshalb liebte sie auch die Freiheit; es that ihrem patriotischen Herzen wehe, daß sich dem deutschen Volke die Opfer des „heiligen Krieges" so schlecht gelohnt. Parteiprogramme standen ihr ferne, das Gezänk des Tages war ihr widerlich, aber aus ihrem Patriotismus, aus ihrem Gefühl für Menschenwürde quoll ihr stark und mächtig der Wunsch nach einer freiheitlichen Gestaltung ihres Vaterlandes. Schon dies zeigt uns die ganze Tiefe der Kluft zwischen diesen beiden außergewöhnlich veranlagten Naturen; aber noch weitere Gegensätze lassen sich hervorheben. Caroline mühte sich sicherlich ehrlich, den wissenschaftlichen Strebungen des Gatten mindestens in den leitenden Ideen zu folgen, aber

es gelang ihr nicht, weil es ihrem Wesen ferne lag, wie man die Natur zerpflücken könne, um sie zu verstehen! Ihr war sie ein schönes harmonisches Ganze, aus der sie reinen Genuß schöpfte und die Verehrung für den Schöpfer. Denn während sich Ernst Büchner von seiner Wissenschaft so weit aus dem Reiche des Glaubens hinwegführen ließ, als sie ihn eben leiten wollte, blieb Caroline gläubig, keine fanatische Frömmlerin, aber ein frommes Gemüth, welches sich auch gerne für seine Verehrung die gewohnten Formen gefallen ließ, ohne viel darüber zu grübeln. Dieser Zug stört uns sicherlich nicht dies „Musterbild edelster Menschlichkeit". Ein Edelstein von höchstem Werthe, klar und durchsichtig, von regelmäßigster Structur!

Wer dies überdenkt und zusammenfaßt, dem wird sich auch das Bild des Hauswesens, in dem Georg Büchner aufwuchs, klar vor Augen stellen, und wenige Striche werden genügen, es festzuhalten. Es war ein sehr stilles, sehr schlichtes, dabei kerniges Familienleben, in seiner Führung von Ueppigkeit und Entbehrung gleich weit entfernt, ein Haus des gebildeten, deutschen Mittelstandes. Das enge, gesellschaftliche Leben in Darmstadt, dieser damals und vielleicht jetzt noch langweiligsten deutschen Residenzstadt, hätte wohl auch bei lebhaftem Verkehr mit der Außenwelt keine blendenden Eindrücke für die Phantasie, keine geräuschvollen Freuden geboten, aber dieser Verkehr war zudem, wie erwähnt, sehr spärlich. So war dies Haus eine fast ganz in sich abgeschlossene Welt, deren Mittelpunkt für die Kinder die liebliche, gütige Mutter war, ihre Freundin, Lehrerin und Spielgefährtin. Aber wenn auch vornehmlich von ihr Freude, Anregung und Belehrung ausging, so blieb doch

dem Vater der Einfluß gewahrt. Den Tag über durch seinen Beruf und seine wissenschaftlichen Strebungen den Kindern ferngehalten, verlebte er regelmäßig die Abende mit ihnen. Wirkte da seine Eigenart auf ihren Charakter, so sicherlich auch sein Beruf auf ihre Phantasie. Die Kinder des vielbeschäftigten Arztes hörten früh von Krankheit und Tod, und als ein unheimlicher, unnahbarer Raum stand in dem spiegelblanken Hause das Laboratorium des Vaters und der mit menschlichen Skeletten angefüllte Schrank. Daß Georg oft, noch ganz erfüllt von dem Zauber der heimeligen Märchen, die ihm die Mutter erzählt, bange in jene Stube lugte, wo der Vater über einem Präparat gebückt saß — dieser Eindruck hat sein Leben lang in ihm fortgeklungen . . .

Und nicht blos dies Eine! Es gibt wenige Menschen, bei denen das geistige Erbe der Eltern und die Eindrücke der Kindheit von so bestimmendem Einfluß gewesen, als bei unserem Dichter und seinen Geschwistern (S. 457). Ihr Wesen, ihre Begabung, die insgesammt nicht blos vielseitig, sondern aus Gegensätzen gemischt ist, wird erst klar, wenn man auf jene Quellen der Individualität zurückgeht. Und wie Georg der vielseitigste und begabteste unter ihnen war, so ist auch bei ihm das Festhalten jener Beziehung am Nothwendigsten. Nur so wird es erklärlich, wie dieser Jüngling zugleich ein echter Dichter und ein tüchtiger Naturforscher werden, wie er als Dichter seiner Neigung zum Märchenhaften, Maßlosen und Mystischen nachgeben und dabei als Naturforscher klar, maßvoll, nüchtern bleiben konnte. Nur so wird es erklärlich, wie er bei aller Vorliebe für französisches Wesen ein deutscher Patriot wurde. Aber nicht blos die Hauptsachen, auch tausend kleine Züge im Charakter,

Streben und Bildungsgang dieses merkwürdigen Menschen werden erst auf diese Weise verständlich. Ich will im Folgenden diese Fäden nicht aufdringlich nachweisen und coloriren und begnüge mich mit der Bitte, das Bisherige nicht für überflüssig zu halten.

Nachdem bis in sein zehntes Jahr die Mutter seine Lehrerin geblieben, bezog der Knabe im Herbste 1823 das Gymnasium zu Darmstadt und legte da seine Studien in regelrechter Folge bis zur Absolvirung, im Herbste 1831, zurück. Die Schulzeugnisse finden sich leider nicht mehr vor, Auszüge aus den Büchern der Anstalt waren nicht zu erhalten. Doch fügt sich aus den vorhandenen Schularbeiten und Jugendversen, so wie aus den freundlichen Mittheilungen einiger Mitschüler immerhin ein treues Bild der Schülerjahre Georg Büchner's zusammen.

Er hatte das Glück an eine Anstalt zu kommen, der sich viel Gutes nachsagen läßt: Ernster Geist, strenge Zucht und treue Pflichterfüllung befähigter Lehrkräfte. Freilich ward auch in Darmstadt, wie damals überall, nicht blos das Hauptgewicht auf die klassischen Sprachen gelegt, sondern dieselben schmälerten und erdrückten die anderen Disciplinen in einer Weise, die uns heute unverantwortlich erscheinen muß. Selbst deutsche Sprache und Geschichte traten erst in den oberen Classen einigermaßen in ihre Rechte; was aber speciell Geschichte der Neuzeit betrifft, so hört heute entschieden das Kind in der Volksschule mehr von den Geschicken seiner Nation, als damals der Gymnasiast. Bis zu welchem Grade die Realien vernachlässigt wurden, kann heute kaum glaubhaft erscheinen. Mathematik und Physik wurden „mit Schmerzen — ein wenig — oder gar

nicht" vorgetragen, und mit dem dürftigen Namensschema, welches als „Naturgeschichte" dictirt wurde, könnte sich die moderne Volksschule unmöglich begnügen. Die mathematische Geographie wurde gar nicht vorgetragen, die politische in einem kurzen Auszug den Schülern dictirt. Latein und Griechisch hingegen ward in breitester Ausdehnung mit Einbeziehung aller Hilfswissenschaften betrieben. Mag man auch das schöne Wort Jean Paul's: „die Welt der Alten sei der stille, heilige und dennoch heitere Tempel, an dessen ewigen, erhabenen, lächelnden Marmorbildern vorüber die Jugend ihren Weg nimmt auf den Markt des alltäglichen Lebens" — noch so willig unterschreiben, so wird man sich doch des Staunens nicht erwehren können, wenn man aus den Schulheften jener Zeit ersieht, wie weit vernünftige Männer ein an sich richtiges Prinzip zu übertreiben und hierdurch sich selbst ad absurdum zu führen vermochten! Es ist begreiflich, daß die Grammatik gründlich gelehrt, begreiflich, daß die Lectüre der Klassiker in größtmöglichem Ausmaß betrieben wurde, aber unbegreiflich bleibt die kindische, überaus zeitraubende Spielerei mit lateinischen und griechischen Versen, unbegreiflich, daß Hilfswissenschaften, wie z. B. antike Metrik, Archäologie, Münzkunde zusammen beiläufig in demselben Umfang betrieben wurden, wie — die Muttersprache! Jedoch nicht blos der Inhalt, auch die Methode des Unterrichtes muß Kopfschütteln erwecken. Im Allgemeinen galt der Grundsatz: „Doch Euch des Schreibens ja befleißt" u. s. w., wie es im „Faust" steht. Geschichte und Geographie, Archäologie und Literarhisterie, Mathematik und Physik, Naturgeschichte und Religion — Alles wurde dictirt und zuerst in der Schule flüchtig, hierauf zu Hause kalligraphisch schön

nachgeschrieben, dann erst endlich auswendig gelernt. Welche horrible und ganz überflüssige Zeitverschwendung, da es doch auch damals recht gute Lehrbücher dieser Disciplinen gab! Auch die klassischen Sprachen wurden mit der Feder in der Hand erlernt. Alle Regeln der Grammatik, alle Aufgaben zur Uebersetzung wurden dictirt, auch genügte es nicht, die Klassiker mündlich übersetzen zu können, sondern die Versien mußte schriftlich beigebracht werden, so daß jeder Schüler in jedem Semester mehrere Bände schrieb! Faßt man dies zusammen, so wird auch ein maßvolles Urtheil dahin lauten müssen, daß dieser Unterricht seinem Inhalte nach keine allgemeine Bildung, seiner Methode nach keinen besonderen Lerneifer hervorrufen konnte.

Georg Büchner war, nach dem übereinstimmenden Zeugniß seiner Mitschüler und Geschwister, ein guter Schüler, der Location nach einer der Ersten — auch die Censuren in seinen Schulheften beweisen dies. Aber übereinstimmend wird auch berichtet, daß er den Anforderungen der Lehrer nur deßhalb vollauf genügt, weil ihn der Ehrgeiz und die Rücksicht für die Eltern getrieben. Durch seine hervorragende Begabung, sein glückliches Gedächtniß sei ihm übrigens die Mühe nicht allzu schwer geworden. Spontanes Interesse jedoch habe er nur an einigen wenigen Gegenständen genommen, just an den vernachlässigten, den Realien; wogegen die Methode, mit der die klassischen Sprachen tradirt wurden, ihm bis in die Jahre beginnender Reife eine heftige Abneigung gegen dieselben beigebracht. Das läßt sich auch ohne jeden weiteren Gewährsmann aus seinen Schulheften abstrahiren; jene über die exakten Wissenschaften sind mit größter Sorgfalt ausgearbeitet, während die lateinischen und griechischen Prä-

parationen möglichst flüchtig geschrieben sind. Auch machen sich hier die Unlust und der Muthwille des Knaben in allerlei komischen Bemerkungen Luft, die er in das Dictat des Lehrers einfließen läßt. So fügt er einmal dem, allerdings besonders schönen Versus memorialis:

„Wenn man „ich habe" sagen thut,
Schickt sich das Verbum „est" sehr gut,
Doch so, daß die Person dabei
Allzeit im dativo sey",

die Bemerkung hinzu: „Dieser Vers wäre nicht unwerth, von Ihnen selbst, Herr Doktor, gedichtet worden zu sein!" — und in seiner Uebersetzung von Cic. Or. pro Marc. III. 10. steht nach der Apostrophe an Cäsar: „Durch welche Lobsprüche sollen wir Dich, den wir vor uns sehen, erheben, mit welchem Eifer dir nachahmen, mit welchem Wohlwollen dich umfassen?" in derselben Zeile zu lesen: „Wahrlich nur dadurch, indem wir dir die Tintenfässer an den Kopf werfen, der du uns die blühende Welt der Alten zur Wüste machst." Aehnliche Einschiebsel, die bei allem Muthwillen doch von gewisser ernsterer Erkenntniß zeugen, finden sich namentlich in eines anderen Lehrers Vorlesungen über antike Münzkunde. Da lesen wir §. 11: „Von dem Nutzen der Münzkunde. Sie bringt Langeweile und Abspannung hervor, und schon diese Symptome sind ja in den Augen jedes echten, tiefer in den Geist der Alten eingedrungenen Philologen der schlagende Beweis für den Nutzen dieses Studiums. O Herr Doktor! was sind Verstand, Scharfsinn, gesunde Vernunft? Leere Namen! — Ein Düngerhaufe todter Gelehrsamkeit — dies ist das allein würdige Ziel menschlichen Strebens!" — Nicht minder bezeichnend ist das Motto, welches der Schüler

diesem Hefte vorgesetzt: „O Trödel, der mit tausendfachem Tand In dieser Mottenwelt mich drängt!“ Als aber im nächsten Sommersemester über die Schrift der Alten gelesen, richtiger dictirt wird, da schreibt der ungeduldige Knabe nur noch die Ueberschriften der Paragraphen nieder und darunter Volkslieder. So „§. 11: Pelasgische Buchstaben. Zu Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verlor'n. Ohne Strumpf geh' i net heim. §. 12: Hieroglyphen. Es steht ein Wirthshaus an der Lahn, da fahren alle Fuhrleut' an“ u. s. w. Dazwischen steht mit zellheben Buchstaben: „Lebendiges! was nützt der todte Kram!“

Schon diese Aufzeichnungen — so irrig es übrigens wäre, großes Gewicht auf sie zu legen — beweisen hinlänglich, daß es nicht die Methode allein war, die dem jungen Schüler Sprachen und Kunde des Alterthums verleidete, und ein weiterer Beweis hiefür ist, daß er sich den exacten Wissenschaften mit allem Eifer hingab, obwohl auch diese wahrlich weder kurzweilig noch anregend tradirt wurden. Der „Vortrag“ in der Mathematik, Geometrie, Physik bestand darin, daß der Lehrer zuerst eine Frage, dann die Antwort dictirte und die letztere beim Examen wörtlich abhörte. Manches hierunter darf den Werth eines Curiosums in Anspruch nehmen, z. B. „Was ist eine geometrische Fläche?“ Antwort: „Ein gewisser Theil von der Oberfläche eines Körpers, abgesondert von der Fläche vorgestellt.“ Aber hiezu machte Georg keinerlei Bemerkungen und suchte, wie seine Ferienhefte und Fleißaufgaben beweisen, aus eigener Kraft und mit Hilfe guter Büchen in diesen Disciplinen so viel zu erlernen, als ihm nur immer erreichbar. Was ihn hiezu trieb, war sicherlich ein innerster Zug seines Wesens; das war eben etwas

„Lebendiges", wo die Vernunft entſchied, und nicht „todter Kram", und darum bethätigte er hier ſeine Kraft freudig und ſpontan. Es ſtimmt damit, wenn einer ſeiner Schulfreunde berichtet, daß er am Liebſten naturwiſſenſchaftliche Bücher geleſen und von Gedichten ſolche, welche Naturbeſchreibungen enthalten, z. B. Matthiſſen, ferner auch Schiller. „Ich bin", erzählt derſelbe Gewährsmann, „bis in ſein ſechzehntes Jahr mit Georg Büchner zuſammen geweſen, und ſo ſchön und feurig der Knabe war, ſo kann ich doch nicht ſagen, daß wir oder die Lehrer Außerordentliches von ihm erwartet — am wenigſten aber auf dem Felde der Dichtkunſt. Er ſelbſt ſagte immer, daß er Naturforſcher werden wolle, und was er mit Vorliebe betrieb, paßte zu dieſem Vorſatz."

Die Eltern, ſo erfreut ſie auch ſonſt über die geiſtige Rührigkeit ihres Erſtgeborenen waren, ahnten gleichfalls nichts von deſſen poetiſcher Begabung, ebenſowenig ſein Lehrer der deutſchen Sprache, der erſt vor Kurzem verſtorbene Conrector Baur. Er ordnete an, daß jeder Schüler ein Heft anlege und da die beſten deutſchen Gedichte eintrage. Büchner kam dieſer Anordnung nach, aber in recht ſonderbarlicher Weiſe. Das bloße Copiren langweilte ihn, und ſo finden ſich nur jene Gedichte vollinhaltlich eingetragen, die er zugleich in irgend einer Weiſe parodirte. Hier eine Probe. Man weiß, daß ſich in Schillers „Graf Eberhard der Greiner" der Stolz des Schwaben ſehr kräftig ausſpricht. Und darum hielt es der muthwillige Schüler für angemeſſen, das Gedicht gleich vollſtändig in den ſchwäbiſchen Dialekt umzuſetzen:

„Ehr — Ehr dort auſe in der Welt,
Die Roſe angeſpannt.
Aach manche Mann, aach manche Held,
Im Friede gut und ſtark im Feld,
Gebar das Schwabeland! u. ſ. w.

In dieſem Hefte, welches der Lehrer ſchwerlich je erblickt, äußert ſich immerhin eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit und Sinn für das Komiſche; die deutſchen Aufſätze hingegen, die Büchner bis in ſein ſechzehntes Jahr hinein lieferte, waren überaus flach und unbedeutend. In keinem Gedanken, in keiner Wendung läßt ſich auch nur eine Spur jenes Dichtergeiſtes gewahren, der wenige Jahre ſpäter Deutſchland mit ſeinem Ruhme erfüllen ſollte, und wer dieſe ſteifen, unbehülflichen Sätze lieſt, wird kaum glauben, daß ſie ein Sechzehnjähriger geſchrieben, und vollends derſelbe Menſch, der ſich ſechs Jahre ſpäter als einer der glänzendſten Stiliſten erproben ſollte, die je unſere Mutterſprache gemeiſtert. Der beſte Beweis aber, daß ſich in dem Knaben noch kein Hauch originaler Dichterkraft geregt, ſind die Verſe, die wir aus ſeinem fünfzehnten Lebensjahre beſitzen. Das „Dichten" war damals an den deutſchen Gymnaſien noch weit mehr Mode, als jetzt, und Georg machte dieſe Mode mit, übrigens niemals ſpontan, ſondern ſtets nur zu beſonderen Gelegenheiten. Von den vier „Gedichten", die er geſchrieben, ſind zwei als „Weihnachtsgeſchenk" für die Eltern, ein drittes zum Geburtstag des Vaters und das vierte zu dem der Mutter verfaßt. Das älteſte ſtammt aus dem Jahre 1827 und begleitete ein Geſchenk für den Vater:

„Nimm, o beſter der Väter, mit williger Hand dies Geſchenk an!
Zwar iſt es klein und gering, doch beweis' dir's die dankbare Liebe.
Möge Gott noch lange dein theures Leben erhalten
Und dich mit ſchützender Hand vor allem Unglück behüten —

u. ſ. w. Die drei anderen finden ſich im Anhang (S. 393 — 397) vollinhaltlich mitgetheilt, keineswegs um ihres ſelbſtſtändigen Werthes willen, ſondern als Cureſa zur Biographie, um die ſpäte Entwicklung Büchners zu beweiſen. Sicherlich haben viele ſeiner Mitſchüler viel beſſere Verſe geſchrieben, als er, der nachmals als Dichter unſterblich wurde. Wer ſeine Verſuche unbefangen, von dem Glanze des Autornamens ungeblendet, lieſt, wird dies Urtheil nicht zu hart finden. Die „Nacht und „Vergänglichkeit", dieſe etwas melancholiſch angehauchten Geſchenke, welche er ſeinen Eltern zu Weihnachten 1828 widmete, beweiſen nichts, als die Wahrheit jener Mittheilung, daß damals Matthiſſon ſein Lieblingsdichter geweſen. Es ſind ſchwächlich-ſentimale Naturbilder in ungelenker Sprache. Selbſt das relativ beſte Gedicht: „An die Mutter!" erhebt ſich wenig über die nackte Proſa, obwohl hier immerhin durch die gezwungene Ausdrucksweiſe die Innigkeit der Empfindung hindurchleuchtet. In ihrer ganzen Tiefe kommt ſie freilich nicht zum Ausdruck — der Knabe, voll Verehrung für den Vater, voll Zärtlichkeit gegen ſeine jüngeren Geſchwiſter, namentlich das Schweſterlein Luiſe (S. 458), hing mit grenzenloſer Hingebung an der Mutter. Sie allein übte wirklichen Einfluß auf ihn und hat dieſen ſtets zum Guten ausgenützt. Ihrem Weſen und Walten iſt es vornehmlich zu danken, daß der reifende Jüngling von keinem Hauch der Gemeinheit befleckt ward; und namentlich in jener wichtigen Periode, da der

Knabe zum Jüngling wurde, haben ihre guten, klugen Augen doppelt ſorglich über ihm gewacht.

Dieſer Gährungsprozeß fiel in ſein ſiebzehntes Jahr und führte in überraſchend kurzer Zeit zu einer völligen Klärung und Wandlung. Dieſelbe merkwürdige Erſcheinung werden wir auch in der Folge genau ſo oft zu conſtatiren haben, als eben überhaupt von einem Entwicklungsſtadium ſeines Weſens zu berichten iſt: jähe *Revolution*, nie langſame *Evolution*! Metamorphoſen, zu denen ſchwächere Naturen Jahre, in ſchmerzlichem Zwieſpalt verbrachte Jahre bedürfen, hat dieſer Jüngling in kurzer Friſt mit jener Energie, mit jener inſtinctiven Sicherheit überwunden, welche ſo überaus ſelten und ein untrügliches Zeichen genialer Begabung iſt. Auch hier ſehen fand er die Kraft und den Muth, binnen wenigen Monaten Alles aus ſich auszuſcheiden, was ihm unreif und ſchwächlich ſchien, und in ſeinem Streben und Denken ein Anderer zu werden. Seine Aufſätze, die Mittheilungen ſeiner Freunde beweiſen es.

Binnen wenigen Monaten! Und doch gilt auch hier das Wort: „nunquam saltus in natura.“ Die Wandlung an ſich war eine völlig naturgemäße; ſie vollzieht ſich faſt bei jedem Menſchen in denſelben Jahren. Auffällig wird ſie hier nur deßhalb, weil ſie ſo plötzlich und radikal auftritt. Das allein legt auch den Gedanken nahe, nach einer äußeren Veranlaſſung zu fragen, nach einer fremden Hand, welche den Jüngling wachgerüttelt und zum Bewußtſein all' ſeiner Kraft gebracht. In der That war hier äußerer Einfluß thätig. Aber nicht etwa der Einfluß einer bedeutenden, machtvollen Perſönlichkeit, auch nicht der Eindruck eines Erlebniſſes, ſondern der *Geiſt der Zeit*. Zum erſten Male

begegnen wir hier der Macht, welche in der Folge dieses heiße Herz gelenkt und bestimmt. Es ist äußerlich und innerlich beglaubigt, daß jene bange Schwüle, welche der Julirevolution voranging, den Sinn Georg Büchner's gereift, daß vollends die Lehre der Julitage ihm selbst sein Inneres erhellt. Erst als ihn der politische Enthusiasmus erfaßte, überkam ihn auch die Begeisterung für andere ideale Güter, erst da begann er rastlos über sich zu grübeln, an sich zu arbeiten. Und wie dieser Enthusiasmus das Gährungsferment der jungen Seele war, so wurde er in der Folge der Hauptzug seines, wie bereits erwähnt, völlig geänderten Wesens.

Darum sei auch hiervon zuerst gesprochen. Freilich wollen wir uns trotzdem jeder Ueberschätzung dieser politischen Regungen enthalten. Selbst Georg Büchner ist als Gymnasiast noch kein fertiger, klarer Parteimann gewesen. Gleich ihm mögen unzählige Altersgenossen in jenen bewegten Tagen für Freiheit und Republik, für die Einheit des deutschen Vaterlands geschwärmt haben. Auch war er kaum um Vieles klarer als die Anderen, — wohl aber begeisterter und kühner. Nur durch die Intensität seiner Schwärmerei unterschied er sich von den Gefährten, nur diese Intensität ist auffällig und bedarf einer Erklärung. Sie liegt einzig in seiner Individualität. Jenes leidenschaftliche Mitleid, welches sich schon im Kinde gezeigt, ließ den Jüngling durstig jene Träume und Ideen in sich einsaugen, welche die Armuth auf Erden lindern, den Beladenen und Bedrückten ihr Menschenrecht schaffen wollten. Und jener Trotz, welcher sich gegen jeden ungerechten Schlag wild aufzubäumen, welcher so früh in Muthwillen oder Sarkasmus alles „mware in verba magistri“ von sich wies — derselbe Trotz kehrte sich

auch gegen Drang und Druck einer kleinlichen Junkerwirthschaft. Denn wenn es auch damals im gesammten Deutschland nicht sonderlich erfreulich herging, so stand es doch besonders traurig um Hessen — es wird sich später die Nothwendigkeit ergeben, eingehend dieser Verhältnisse zu gedenken. Und ferner hatten auch die Eltern ihr Theil an dieser Schwärmerei; die Mutter, indem sie in sein Herz das Ideal der Freiheit gepflanzt, der Vater, indem er in ihm Neigung und Interesse für französisches Wesen großgezogen. Freilich hatte Ernst Büchner nur jene Franzosen gemeint, welche willig dem großen Kaiser gefolgt, während Georg seine Sympathien jenen widmete, die soeben den kleinen König davongejagt . . .

„Sein Herz floß über von Begeisterung für die Freiheit, von schwärmerischem Thatendrang!“ So berichtet einer der Wenigen, denen Georg sich damals ganz offenbaren durfte, einer seiner Mitschüler. Dem Vater gegenüber war er sehr vorsichtig, vorsichtiger, als gegen die Lehrer. Denn es berührt eigen, halb rührend, halb komisch, wenn man seine deutschen Aufsätze von 1830 und 1831 durchblättert und erkennt, wie er jede Gelegenheit, ob passend oder unpassend, benützte, um seinem Herzen Luft zu machen. Dies zeigt sich schon an der Wahl des Motto, denn nicht weniger als drei Male lesen wir da den Vers G. A. Bürger's:

„Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben
Ist höchst erhabener Muth, ist Welterlösers Tod!
Denn nur die göttlichsten der Helden-Menschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.“

Und dann variirt der Aufsatz denselben Gedanken nach Kräften, mag er sich in das vorgeschriebene Thema ein-

fügen oder nicht. Hier eine Probe: „Wir haben nicht nöthig", ſchreibt er einmal, „die Vorwelt um große Männer zu beneiden, auch unſere Zeit zeugte Helden, die mit den Leonidas, Scävola und Brutus um den Lorbeer ringen können. Um dies zu erkennen, brauchen wir unſer Augenmerk nur auf jenen Kampf zu richten, der noch vor Kurzem die Welt erſchütterte, der ſie aber auch in ihrer Entwickelung um mehr denn ein Jahrhundert vorwärts brachte, der in blutigem, aber gerechtem Vertilgungskampfe die Gräuel rächte, welche ſchändliche Despoten Jahrhunderte hindurch an der leidenden Menſchheit verübt, der Europa's Völkern zeigte, daß die Vorſehung ſie nicht zum Spiel der Willkür von Despoten beſtimmt hat; ich meine den Freiheitskampf der Franken! Tugenden zeigten ſich da, wie ſie Rom und Sparta kaum aufzuweiſen haben, und Thaten geſchahen, die noch nach Jahrhunderten Tauſende zur Nachahmung begeiſtern können." Und dieſes flammende Loblied der Revolution ſteht in einem Aufſatz, welcher eigentlich nur den „Heldentod der vierhundert Pforzheimer" ſchildern ſollte! Aber bezeichnend für die Denkweiſe des Jünglings iſt es auch, wie er nun den Uebergang zum vorgeſchriebenen Thema findet: „Die Franken erkämpften Europa's politiſche Freiheit, die Deutſchen aber die Glaubensfreiheit; der Kampf für die Reformation war der erſte Act des großen Kampfes, der die Menſchheit von ihren Unterdrückern befreien ſoll, wie die franzöſiſche Revolution der zweite war; vergeſſen wir auch der Helden jenes erſten Kampfes nicht." Dann ſchildert er den Opfertod jener deutſchen Bürger auf dem Schlachtfeld bei Wimpfen und ſchließt, gleichfalls ſehr charakteriſtiſch: „Mich faßt beim Andenken an dieſe That, nicht freudiger Stolz, ſondern tiefer

Schmerz. Nicht den Todten gilt dies Weh — ich beneide sie! — sondern meinem gesunkenen Vaterlande. Mein Deutschland, wann wirst du frei?" Kurz: in jeder Zeile aus jenen Jahren lodert der politische Enthusiasmus, und besonders schön und schwungvoll äußert sich dieses feurige Gefühl in seiner Abschiedsrede vom Gymnasium, in welcher er den Selbstmord des jüngeren Cato (47 n. Chr.) vertheidigt. Der Aufsatz liegt dem Leser vor (S. 398—408), er ist ein wichtiges Actenstück zur Biographie. Von der Einleitung, wo jener Männer gedacht ist, die „gleich Meteoren aus dem Dunkel menschlichen Elends und Verderbens hervorstrahlen", bis zum Schlußwort: „Noch steht Cato's Name neben der Tugend und wird neben ihr stehen, so lange das große Urgefühl für Vaterland und Freiheit in der Brust des Menschen glüht!" ist diese Rede ein stürmischer und doch logisch gegliederter Dithyrambus der Freiheit, und wer sie, unbeirrt durch einige geschmacklose Wendungen, auf sich wirken läßt, dem schlägt auch schon aus diesen Worten ein Hauch jenes Geistes entgegen, der später Alles für seine Ideale gewagt!

Aber auch aus anderen Gesichtspunkten ist die Rede bemerkenswerth; sie zeugt von der Kunst und Kraft des Stils, welche sich der früher so unbehülfliche Schüler erworben, und beweist eine beachtenswerthe Schärfe und Selbstständigkeit der Gedanken. Gegen die psychologischen und philosophischen Bemerkungen des achtzehnjährigen Abiturienten wird nicht viel einzuwenden sein. Charakteristisch ist namentlich die scharfe Ablehnung des „christlichen Standpunkts" und die Vermeidung jedes religiösen Motivs. Das ist kein Zufall und leitet uns zu dem zweiten Hauptzug seines geänderten Wesens über: er verlor den Glauben, und seine Empörung

richtete ſich nicht blos gegen die Autorität des Staates, ſondern auch gegen die der Kirche. Es liegt ein dichter Schleier über dieſen Kämpfen ſeines Herzens, den er, wie jeder feinfühlige Menſch, nie ganz gelüftet, auch gegen ſeine beſten Jugendfreunde nicht. Darum differiren auch ihre Mittheilungen über dieſen Punkt. „Ich bin überzeugt", ſchreibt der Eine, „daß Büchner bereits in der Prima des Gymnaſiums ein radikaler Atheiſt war. Mit der Kirche war er ſchon früh fertig. So ſagte er mir einmal, noch in unſerer Knabenzeit: „Das Chriſtenthum gefällt mir nicht — es iſt mir zu ſanft, es macht lammfromm". Die Aeußerung iſt mir in Erinnerung geblieben, weil ich mich damals ſo ſehr darüber entſetzte. Es ſtimmt dazu, wenn wir in des Knaben Religionshefte neben dem Dictat: „Mit der Ehrfurcht vor Gott iſt die Demuth unzertrennlich verbunden", eine Garnitur — von Fragezeichen finden. Hingegen ſchreibt ein anderer Jugendfreund: „Ich hatte mit Büchner damals viele Unterredungen, welche die Religion betrafen, namentlich auf unſeren Spaziergängen. Davon habe ich jetzt natürlich nur noch allgemeine Erinnerung. Ihr folgend bin ich feſt überzeugt, daß er damals zwar ein kühner Skeptiker, aber nicht Atheiſt war." So ſteht Behauptung gegen Behauptung, übrigens iſt auch die Frage, wann Büchner Atheiſt wurde, von keinem Belange, daß er es wurde, iſt unzweifelhaft. Die Aufſätze Büchner's aus der Schulzeit laſſen nur ſo viel erkennen, daß er im Sinne des kirchlichen Chriſtenthums ſicherlich kein Gläubiger mehr war. So meint er einmal, es ſei der größte Unſinn, zu glauben, daß jemals Wunder geſchehen ſeien, und von jenen obenerwähnten vierhundert Helden ſchreibt er: er wolle nicht behaupten, daß ſie ſich

durch ihren Tod den Himmel verdient; jedenfalls hätten sie hierdurch ein Stück Himmel auf die Erde gebracht, indem ihre Nachkommen von den verdummenden Fesseln des Katholicismus frei geblieben . . . Wer so als Schüler *schreibt*, wird wohl noch viel radicaler *denken*!

Auch nach einer dritten Richtung hin vollzog sich in ihm eine gründliche Wandlung: was seine ästhetischen Ueberzeugungen betrifft. Wir wissen, daß er als Knabe Dichtungen nicht gern gelesen, jene von Matthisen und Schiller ausgenommen. Nun aber las er nicht blos sehr viel, sondern auch mit feinem Verständniß, und sein Geschmack erhielt eine scharfe, von der früheren grundverschiedene Prägung. Einer der beiden oben citirten Freunde berichtet hierüber: „Wir vertieften uns gemeinsam in die Lectüre großer Dichterwerke. Büchner liebte vorzüglich Shakespeare, Homer, Goethe. Volkspoesie zog ihn auf das Mächtigste an, wir lasen Alles, was wir auftreiben konnten. Hingegen hatte Büchner gegen das Rhetorische in Schillers Schriften viel einzuwenden. Dem einfach Menschlichen wendete er sich mit Vorliebe zu, hatte übrigens für die Antike und für das Seelenbezwingende in der Dichtung neuerer Zeiten gleiches Verständniß. Der Bereich des Schönliterarischen, das er las, erstreckte sich sehr weit, auch Calderon war dabei, ferner Jean Paul und die Romantiker. Sein Geschmack war elastisch. Während er Herders „Stimmen der Völker" und „Des Knaben Wunderhorn" verschlang, schätzte er auch Werke der französischen Literatur. Für Unterhaltungslectüre hatte er keinen Sinn; er mußte beim Lesen zu denken haben. Für echte Poesie war seine Liebe groß, sein Verständniß fein und sicher." Wie die Wandlung auch nach dieser Hinsicht eine natur-

gemäße war, wie ſich die Vorliebe für das einfach Menſchliche und die Abneigung gegen das Rhetoriſche, wie ſich die Verehrung für die Heroen des künſtleriſchen Realismus harmoniſch dem Charakterbilde einfügt, welches ſich ſtückweiſe vor uns aufbaut, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Eben darum haben ihn dieſelben aeſthetiſchen Prinzipien auch in der Folge geleitet, und bei der Betrachtung ſeines eigenen Schaffens werden wir erſt auf ſeine Lieblingslectüre in der Jünglingszeit zurückweiſen müſſen: auf Goethe und Shakespeare, auf das Volkslied und die Romantiker. In jenem Lebensabſchnitt jedoch, von dem wir hier handeln, hatte dieſe Lectüre nur den Einfluß auf ſeine Production, daß ſie dieſelbe völlig zum Schweigen brachte. Vom ſechszehnten bis zum zwei- und zwanzigſten Jahre hat Georg Büchner auch nicht eine Zeile gedichtet. Er lernte den Unwerth ſeiner früheren Verſuche erkennen und verſtummte. Seine poetiſche Kraft ſchlummerte und dieſer Menſch hat ſtets nur gethan, wozu ihn ſeine Natur drängte. Als der Motor ſeines Lebens, der politiſche Enthuſiasmus, die Dichterkraft in ihm weckte, da ſchlug er ſofort in ſeinem erſten Verſuch den richtigen Weg ein: er erkannte, daß er zum Dramatiker geboren ſei. So iſt ihm in ſeinem Schaffen alles Taſten, Suchen und Irregehen erſpart geblieben; auch hier bewährt ſich jener geniale Inſtinkt, deſſen ich eben gedacht: er ließ ihn erſt dann reden, als er etwas zu ſagen hatte. „Zur Zeit, da wir vom Gymnaſium ſchieden", ſchreibt einer der citirten Gewährsmänner, „im Herbſt 1831, ahnte weder mir noch ihm von ſeinem Dichterberuf. Er wollte ſich den Naturwiſſenſchaften widmen, für deren Studium er ſich entſchieden."

Wie weit ſich dieſer Zug durch das geiſtige Erbe von Vaterſeite erklären läßt, wie er ſich in dem Knaben ſelbſt ſchon früh geregt, dies iſt bereits erwähnt. Aber neben der Neigung zum „Lebendigen“, dem Hang zum Gegenſtändlichen, dem Trieb zum Forſchen, kurz neben den Motiven des Verſtandes haben auch jene des Gemüths zu dieſer Berufswahl mitgewirkt. Wer Georg Büchner gekannt, ſpricht von ſeiner überaus innigen, ſchwärmeriſchen Liebe zur Natur, die ſich oft bis zur Andacht ſteigerte. Man weiß, daß die Umgebung Darmſtadts überreich iſt an prachtvollen Wäldern, an ſchattigen Spaziergängen, an lohnenden Ausſichtspunkten. Hier einſam zu wandeln, das ſtille Leben der Natur mit ſcharfen Augen zu beobachten, mit entzücktem Herzen zu genießen, iſt des Jünglings höchſtes Vergnügen geweſen und der einzige Genuß, dem er ſich ſchrankenlos hingab. Denn von allen grobſinnlichen Vergnügungen hatte er ſich mit Ekel abgekehrt, und jene kritiſchen Thebaner, welche im Hinweis auf die Cynismen ſeines Erſtlingswerkes von „früher ſittlicher Fäulniß“ erzählen, haben gegen das Angedenken eines reinen Menſchen ſchwer gefrevelt. „Sein ſittlicher Wandel“, berichten ſeine Jugendfreunde mit faſt wörtlicher Uebereinſtimmung, „war durchaus unbeſcholten; vor Verſuchungen, denen Andere erlagen, ſchützte ihn ſein ſtolzer Sinn und der Gedanke an die angebetete Mutter; das Gemeine ſtieß er unwillig von ſich; ſogar jenem harmloſen Kneipenleben, in welchem wir anderen Primaner uns für die Genüſſe der libertas academica vorbereiteten, blieb er ferne, weil ihn die äußerliche rohe Luſtigkeit anwiderte. Man muß es der Wahrheit gemäß betheuern, daß dieſer geniale, kraftvolle Jüngling nur Sinn hatte für edlere Genüſſe des Geiſtes

und Gemüthes. In der Schule befriedigte er durch recht mäßige Anstrengung; sein mächtig strebender Geist suchte sich eigene Wege. Schon darum imponirte er uns Allen, obwohl er keineswegs hochmüthig war. Doch wählte er sorgsam seinen Umgang, und mit Einem dieser Wenigen oder auch einsam in Feld und Wald umherzustreifen, war sein einziges Vergnügen, welches ihn aber auch so voll und hoch beglückte, daß er kein anderes suchte." Auch von seinen Lieblingsspaziergängen erfahren wir: durch den Bessunger Herrengarten zur Ludwigshöhe, wo man die Rheinebene bis zum Taunus übersieht, zur Marienhöhe, in's Mühlenthal u. s. w. „Im Sommer 1831 begegnete ich Georg Büchner einmal in der Dämmerung am Jägerthor. Er sah sehr ermüdet aus, aber seine Augen glänzten. Auf meine Frage, wo er gewesen, flüsterte er mir in's Ohr: „Ich will's dir verrathen: den ganzen Tag am Herzen der Geliebten!" „Unmöglich!" rief ich. „Doch", lachte er, „vom Morgen bis zum Abend in Einsiedel und dann in der Fasanerie!" Das ist der herrliche Wald am heiligen Kreuzberg bei Darmstadt, „wo einst auch Herder und Goethe gewandelt und gesonnen". War bei diesen Spaziergängen ein Freund an seiner Seite, dann pries der Jüngling oft stundenlang die Schönheit einer Aussicht oder auch nur die eines einzelnen Baumes; auch für die Fauna hatte er ein offenes Auge. Religiöse Fragen, metaphysische und ethische Probleme behandelte er auf diesen Spaziergängen gerne, aber wie die Natur der Ausgangspunkt dieser Gespräche war, so wurde sie auch das Endziel seiner Betrachtung; in ihren ewigen Gesetzen fand die gährende, von Zweifeln aufgerührte Seele Halt und Zuversicht. Keine Dichtung stand seinem Herzen näher, als der

Faust, „weil sich nirgends das Naturgefühl so innig ausspreche, als hier“. Demselben Freunde, der uns jene Begegnung am Jägerthor überliefert und der damals hart mit sich kämpfte, ob er Theologe werden sollte, sagte Büchner: „Wie fühle ich mich glücklich! Ich darf werden, wozu ich einzig tauge. Ich bin nie, auch nur eine Sekunde lang im Zweifel über meinen Beruf gewesen!“ . . .

Auch die Eltern billigten diese Berufswahl. Als Georg im September 1831 das Gymnasium verließ (ohne Maturitätszeugniß, welches damals nur in Ausnahmsfällen erforderlich war), wurde beschlossen, daß er sich hauptsächlich dem Studium der Zoologie und Anatomie widmen sollte. Nur machte ihm der Vater zur Bedingung, daß er sich an der medizinischen Facultät inscribire und die rein medizinischen Fächer nicht vernachlässige — ein Gebot verzeihlicher Vorsicht — dem der Sohn nicht widersprach. Wenige Tage darauf verließ er Darmstadt und das Elternhaus. Große Hoffnungen seiner Familie und eigene stolze Zuversicht geleiteten ihn. Beides war wohlbegründet. Selten hat ein Jüngling so ernst und tüchtig, mit so scharf geprägten Ueberzeugungen, mit solcher Zielbewußtheit bezüglich seines Berufes die Schule verlassen.

Er wandte sich nach Straßburg. An der medizinischen Facultät der dortigen „Académie“ sollte er nach dem Wunsche des Vaters jene Studien beginnen. Es war dies eine sonderbare und auffällige Bestimmung, da der Zuzug von deutschen Studenten an die längst völlig gallisirte Anstalt seit Jahrzehnten aufgehört hatte, und da deutsche Hochschulen, welche dieselbe an wissenschaftlichem Ruf weit übertrafen, auch räumlich näher lagen. Aber die Vorliebe, welche Ernst Büchner für französisches Wesen hegte, und der Wunsch, daß Georg das Französ-

ſiſche möglichſt vollſtändig erlernen möge, überwog dieſe Bedenken und gab für Straßburg den Ausſchlag. Ernſtliche Hinderniſſe ſtellten ſich der Ausführung nicht entgegen. Georg war des Franzöſiſchen genügend mächtig, und die Mutter widerſprach nicht, weil ihr in dieſer Stadt Verwandte wohnten, denen ſie den Lieblingsſohn empfehlen konnte. In den erſten Oktobertagen von 1831 traf er, über Carlsruhe kommend, in der altehrwürdigen und doch anmuthigen Münſterſtadt ein . . .

Georg Büchner iſt, geringe Unterbrechungen abgerechnet, zwei Jahre in Straßburg geblieben. Es ſind dies die glücklichſten, heiterſten Jahre ſeines Lebens geweſen, dabei von beſtimmendſtem Einfluß auf ſein ſpäteres Geſchick. Hier gewann er volle Klarheit über ſeine wiſſenſchaftliche Eignung, hier erhielt ſein politiſcher Enthuſiasmus den Schliff und die Schärfe einer beſtimmten Parteimeinung, hier erlebte ſein Herz den Frühling ſeiner erſten und einzigen Liebe. Ehe wir hiervon berichten, ſeien einige Bemerkungen über die geiſtige Atmoſphäre vorangeſtellt, in die der junge Student da gerieth.

Man kennt das anſchauliche und reizvolle Bild, welches Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ von der Stadt und Hochſchule entwirft. Wohl waren, als er ſich am 18. April 1770 in die Matrikeln einſchrieb, bereits neunzig Jahre ſeit jenem unſeligen Septembertage verfloſſen, da die alte Reichsſtadt, von Kaiſer und Reich verlaſſen, ihre Thore dem Heere Louvois' hatte öffnen müſſen, aber noch waren Leben und Lehre im Weſentlichen geblieben, wie ſie einſt geweſen: deutſch und proteſtantiſch. „Elſaß“, bemerkt er, „war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch

bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache und Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähern kann." Während das flache Land sich nur durch wenige rein staatliche Einrichtungen von den deutschen Landen am rechten Rheinufer unterschied, machte sich auch in Straßburg selbst das fremde Wesen nur durch eifrige Pflege der französischen Sprache und einen gewissen Schliff der Sitten fühlbar. Rein französisch waren nur die Beamtenkreise, aber diese standen zur Bevölkerung in nicht viel intimerer Beziehung, als etwa in unseren Tagen die deutschen Verwalter der Reichslande. Die heilige römisch-deutsche Reichsruine konnte freilich nicht zur Sehnsucht verlocken, aber ebenso wenig befriedigte die Regierung Ludwig XVI. „die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirrte und ihre Energie nur am falschen Orte sehen ließ." Blickte der Elsässer nach Paris, so sah er nur das wüste Treiben entnervter Höflinge, dem ein schwacher König vergeblich zu steuern suchte, blickte er nach Deutschland, so leuchtete ihm von dort „Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien". Es lebte freilich kein national agressiver, aber immerhin ein erhaltender, vertheidigender Geist in Bürgerschaft und Hochschule der alten Stadt, und so setzten sie allen katholisch-französischen Angriffen ruhigen, gemessenen, aber vielleicht eben darum erfolgreichen Widerstand entgegen. Die „Universitas Argentoratensis" stand im Vollbesitze ihrer Privilegien, in allem

Wesentlichen so unabhängig, wie sie am 1. Mai 1587 von der Stadt auf eigene Kosten gegründet worden. Aus demselben Jahre, da Goethe immatriculirt worden, liegt ein Memorandum des akademischen Senatus vor, welches stolz betont „daß gedachte Universitas sowohl in Ansehung ihrer eigenen Verfassung, als auch förderlich in Absicht auf andere berühmte Universitäten in Teutschland als eine deutsche und protestantische muß angesehen werden, weßwegen sie denn auch mit den französischen Universitäten in keiner Gemeinschaft oder Confraternität steht". Geist und Sprache des Unterrichts waren durchaus deutsch, daher auch von französischen Unterthanen nur Elsässer da studirten, während das Hauptcontingent der Studentenschaft aus Teutschland kam, angezogen durch die berühmten Lehrer Koch, Wedlin, Oberlin, Schöpflin, Lobstein u. m. A. Auch das studentische Leben zeigte keine Spur französischen Anstrichs und die „allerliebste, besinnungsvolle, academische Plebs," wie Goethe seine Commilitonen nennt, vergnügte sich hier nicht anders, als in Heidelberg oder Göttingen.

Kaum zwei Menschenalter später kam Büchner zu gleichem Zwecke nach Straßburg, aber er fand eine französische Stadt und eine französische Hochschule. Nur das Münster und die altdeutschen Giebelhäuser waren dieselben geblieben, wie in Goethe's Tagen — Sprache, Ueberzeugung und Lebensführung der Menschen hatten sich unerhört gewandelt. Selten berichtet die Culturgeschichte von so gründlicher Veränderung binnen relativ kurzer Frist. Was dem absoluten Königthum binnen einem Jahrhundert nicht gelungen, hatte die Revolution in einigen Jahren vollbracht: Die Elsässer waren Franzosen geworden und, wie alle Renegaten, fanatisch und

übereifrig im Cult der neuen Götter. Noch 1790 kämpfte der Gemeinderath von Straßburg mit allemannischer Zähigkeit um Aufrechterhaltung seines deutsch-protestantischen Charakters, 1794 beschloß dieselbe Corporation, „die Hyder des Deutschthums zu ersticken" — wie groß mußte die Gluthhitze der Revolution gewesen sein, daß sie dies spröde Volksthum so rasch völlig einzuschmelzen vermocht! Gegen die Universität, das vornehmste Bollwerk deutschen Geistes, richteten sich natürlich auch die wüthigsten Angriffe, denen sie bald, de facto schon 1794, erlag. Die Hörsäle wurden geschlossen, die Professoren als Aristokraten und Verräther in den Kerker geworfen. Einige Jahre hindurch gab es keine höhere Lehranstalt in Straßburg; der Jakobinismus konnte nur zerstören, nicht aufbauen. Erst Napoleon gab der Stadt ein „Séminaire protestant" wieder, an welchem zumeist Lehrer der früheren Hochschule, nun aber natürlich in französischer Sprache, wirkten, ferner eine medicinisch-chirurgische Fachschule, dann eine Rechtsschule, bis er dieselben 1808 unter Hinzufügung einer „Faculté des lettres" zu einer „Académie" zusammenfaßte. Vor jedem Verkehre mit deutschen Hochschulen ängstlich gehütet, ward diese Anstalt ein Glied der „Université", des riesigen Verwaltungskörpers für den höheren Unterricht, welcher vom Centrum aus gelenkt wurde. Aus Paris wurden die Lehrer entsendet, in Paris wurden Geist und Organisation des Unterrichts festgestellt. In diesem System der Centralisation, in dieser Niederhaltung aller Individualität, welche ja auch für wissenschaftliche Strebungen der belebende Hauch ist, liegt der Grund, warum die Straßburger Akademie weder zur Zeit, da Georg Büchner ihre Hörsäle betrat, noch später bis zu ihrem Ende (1870) Hervorragendes leistete.

Durch ihre geographiſche Lage an der Grenze zweier großen nationalen Culturen hätte ſie als Mittlerin, bei aller Wahrung des franzöſiſchen Staatsgedankens, eine herrliche Miſſion erfüllen und mehr leiſten können, als ihre Schweſtern. Aber in Wahrheit leiſtete ſie nicht einmal ebenſoviel, ſondern weniger. Das haben keineswegs ihre Lehrer verſchuldet, ſondern eben die Thatſache, daß ſie franzöſiſches Weſen, franzöſiſchen Geiſt, franzöſiſche Methode in einem Lande vertrat, deſſen Bewohner trotzdem und alledem und ſehr gegen ihren eigenen Willen — Deutſche waren. Nationale Wiſſenſchaft, das iſt eben kein leerer Wahn, wie auch kosmopolitiſche Windbeutelei dagegen eifern mag. Wenn jene Wiſſenſchaften, in denen der deutſche Geiſt ſein Höchſtes geleiſtet — Philoſophie und Geſchichte — in Straßburg faſt gar nicht, andere, wie die Rechtswiſſenſchaften, in nüchtern-praktiſcher Weiſe getrieben wurden, ſo konnte dies die elſäſſiſche Studentenſchaft nicht befriedigen und zur Entwickelung ihrer geiſtigen Eigenart anregen, eben weil dieſe jungen Leute, trotz ihrer tadelloſen franzöſiſchen Geſinnung und ihrer nicht immer tadelloſen franzöſiſchen Converſation, gründliche, grübelnde Allemanen blieben. Was in Toulouſe oder Caen naturgemäß war, war in Straßburg naturwidrig und darum unwahr. Dieſes Urtheil muß nicht blos von der Hochſchule gelten, ſondern von dem geſammten politiſchen und ſozialen Leben des Elſaß, wie es ſich damals dem jungen, ſcharfblickenden Studenten vor die Augen ſtellte. Es war ſicherlich der ernſte Wille der Elſäſſer, nicht blos als Franzoſen zu gelten, ſondern es zu ſein, dafür hatten der Bluthauch der Revolution, der Rauſch der napoleoniſchen Gloire und die Erbärmlichkeit der deutſchen Zuſtände in gleicher Weiſe ge-

sorgt. Aber das Selbstbestimmungsrecht hat in Sachen der Nationalität enggesteckte Grenzen, und so wenig die Elsässer ihr blondes Haar und ihre blauen Augen umfärben oder verbergen konnten, ebensowenig vermochten sie ihre angeerbte Eigenart umzumodeln. Dieser Gegensatz zwischen Wollen und Können, zwischen nationalem Schein und Sein offenbarte sich allüberall — im Kleinen und Kleinlichen, wenn die guten Straßburger sich ihres heimeligen „Tütsch", das ihnen so bequem von den Lippen floß, ängstlich enthielten und lieber im Schweiße ihres Angesichts sonderbare Nasallaute zu Stande brachten, weil sie dies für echten Pariser Accent hielten, aber auch im Großen und Ernsten, wenn die Bewohner der Departements Ober- und Niederrhein gegen Deutschland viel französischer dachten, als die Franzosen, wenn jede politische Bewegung, zu der Paris das Signal gab, nirgendwo rascheren Widerhall fand, als an den Ufern der Ill!

Das war die allgemeine Strömung, und Ausnahmen können auch hier nur die Regel bestätigen. Aber an solchen Ausnahmen hat es im Elsaß nie gefehlt; und mochten die Wogen des Chauvinismus noch so hoch gehen, es gab doch immer kleine, eng verbundene Kreise, welche deutsche Art, Sprache und Sitte hochhielten. Das waren durchweg Protestanten — Lehrer und Pfarrer, Dichter und Gelehrte — und wenn auch nicht zumeist, so war es doch zunächst ihr Glaube, welcher sie in Gegensatz zum französischen Katholikenthum brachte und zur Treue für ihr eigenes Volksthum entflammte. Sie enthielten sich jedes Angriffs auf die herrschende Richtung, sie wagten es kaum, von einer Vereinigung ihrer Heimath mit dem Mutterlande zu träumen, geschweige denn

hiefür zu agitiren, ſie concentrirten ihre Kraft ſtill und geräuſchlos darauf, zu erhalten, was noch an Reſten ihres Volksthums lebte. Die Gelehrten ſtellten die Geſchichte, die Dichter die Sage des Elſaß in deutſcher Sprache dar, die Lehrer und Pfarrer erhielten ihre Pflegebefohlenen bei Glauben und Sprache der Väter — das war Alles. Aber ſchon dies galt als Hochverrath, und die deutſchen Männer des Elſaß haben ſtets nur unter giftiger Anfeindung, unter perſönlicher Gefahr die Pflicht gegen ihr Volksthum erfüllen können. Daß ſie gleichwohl nicht davon ließen, gereicht ihnen zu hohen Ehren und verdient allzeit unvergeſſen zu bleiben. Ohne jenes religiöſe Moment wären ſie übrigens trotz ihrer Tapferkeit ſicherlich unterlegen, ſo aber hatte die deutſche Bewegung in dem 1802 gegründeten „Séminaire protestant“ einen Brennpunkt, in dem ſich alles Licht derſelben ſammeln, von dem es wieder ausſtrahlen konnte. Wie dieſe Anſtalt durch die Uebernahme der Lehrer der früheren deutſchen Hochſchule äußerlich deren Erbin war, ſo war ſie es auch geiſtig, trotz der franzöſiſchen Unterrichtsſprache, und in ihren Lehrern und Studenten lebte ſtets, bei aller durch die Verhältniſſe gebotenen Zurückhaltung, ein mannhafter deutſcher Geiſt.

Ein günſtiger Zufall fügte es, daß Georg Büchner ſofort nach ſeiner Ankunft in dieſe Kreiſe gerieth. Der Verwandte, an den er zunächſt gewieſen war, ein Couſin ſeiner Mutter, war ſelbſt Profeſſor an jenem Seminar: Eduard Reuß, der bekannte Orientaliſt. Kammerrath Reuß, Georgs Großvater und der Vater des Profeſſors, waren Brüder geweſen; auch dieſer Großonkel Georgs lebte noch in Straßburg, eine jüngere Schweſter Carolinens war in ſeinem Hauſe erzogen worden, die Verbindung zwiſchen den

beiden Familien war ſtets eine herzliche und innige geweſen, und ſo wurde auch der junge Vetter mit offenen Armen aufgenommen. Hier fand er, in der fremden Stadt und auf franzöſiſchem Boden, deutſche Art und deutſche Herzlichkeit und fühlte ſich in dieſem liebenswürdigen Hauſe bald ſo wohl, als wäre er darin aufgewachſen. Ebenſo heimiſch ward er auch in jener Familie, bei welcher er ſich auf Empfehlung ſeiner Verwandten in Koſt und Wohnung begeben, der Familie des proteſtantiſchen Pfarrers Jaeglé. Er war mit dieſem Manne nicht verwandt, es iſt dies ein Irrthum, der aus dem Nekrolog (S. 432) vielfach wiederholt worden, — aber es mochte ihm auch ohne dies bei ihm behagen, denn der ehrwürdige Herr hielt, ohne ſein Deutſchthum demonſtrativ hervorzukehren, an den alten Traditionen feſt, und durch das ſchlichte, ernſte Hausweſen ging der erwärmende Hauch ſchwäbiſcher Gemüthlichkeit. Es wurde viel franzöſiſch geſprochen, aber die gewöhnliche Umgangsſprache war die deutſche, und das holde Haustöchterchen, Louiſe Wilhelmine, oder, wie ſie kurzweg genannt wurde, Minna ſprach und ſchrieb beide Sprachen gleich gut, damals eine Seltenheit unter den Damen Straßburgs. Noch ehe dieſes Mädchen dem jungen Studenten der edelſte Schmuck ſeines Lebens wurde, verlebte er ſchöne Stunden in dieſem Familienkreiſe, ſo wie in dem ihm eingeräumten Stübchen „Rue St. Guillaume, Nr. 66, links eine Treppe hoch, ein etwas überzwerges Zimmer mit grüner Tapete" wie er es, fünf Jahre ſpäter im letzten Briefe vor ſeinem Tode (S. 380), ſich und der Geliebten in wehmüthige Erinnerung zurückruft. Nicht minder angenehm geſtaltete ſich ſein ſonſtiger Freundes- und Bekanntenkreis. Er war durch Reuß und Jaeglé mit

einigen Studenten der Theologie in Verkehr getreten und hatte sich gern an sie angeschlossen, weil sie ihm durch ihre nationale Gesinnung und den Ernst ihres Bildungsstrebens sympathischer waren, als seine völlig verwelschten Collegen von der medizinischen Facultät. Und weil von diesem genialen, liebenswürdigen Jüngling ein Zauber ausging, der alle Herzen zwang, hier und in der Folge, wohin er sich gewendet, weil es einzig an ihm lag, ob er einen Bekannten zu seinem Freunde machen wollte oder nicht, so war er hier bald von einem Jünglingskreise umgeben, der mit zärtlicher Zuneigung an ihm hing, und dessen Richtung er Kraft seiner überlegenen Natur vielfach bestimmte. Von diesen Freunden seien Baum, Böckel, Follenius, namentlich aber die Brüder Stöber schon hier erwähnt. Aber auch in allen übrigen Dingen konnte es ihm in Straßburg trefflich behagen: seiner Wissenschaft war er ein eifriger und freudiger Jünger, und sah sich durch ungewöhnliche Fortschritte und die Anerkennung seiner Lehrer für seine Bemühungen reichlich belohnt, seine allgemeine Bildung erweiterte und festigte sich; seine schwärmerische Liebe zur Natur fand in der herrlichen Landschaft zwischen Rhein und Vogesen neue und schönere Gegenstände reiner Entzückung, als ihr bisher gegönnt gewesen; das altehrwürdige Münster, die merkwürdige Stadt interessirte ihn nachhaltig, und das geräuschvolle, muntere halbfranzösische Wesen und Treiben wirkte auf ihn, der aus dem stillen, langweiligen Darmstadt kam, in den ersten Wochen berauschend, aber auch in der Folge anregend. Und zu all' dem ward ja seinem Herzen hier das echteste Glück, welches die Erde bieten kann! . . . Wir haben aus diesem Abschnitt seines Lebens von keinem jähen Umschwung seines

Innern zu berichten, ſeine Gaben reiften langſam im Sonnenſchein des Glücks. Es ſei geſtattet, dies in den Hauptzügen nachzuweiſen.

Von ſeinen Fachſtudien iſt, wie erwähnt, nur Gutes zu berichten. Wohl litt auch die mediziniſche Facultät der Straßburger Academie unter jenen ſchädigenden Einflüſſen, deren oben gedacht iſt, aber ſie wurde naturgemäß weniger hievon betroffen, als die anderen Facultäten. Denn in jenen Zweigen der Naturforſchung bei welchen manuelle Fertigkeit, mit Scharfſinn gepaart, den Ausſchlag gibt, alſo namentlich in der Phyſik und Chemie, haben die Franzoſen ſtets das Höchſte geleiſtet, wie ſie denn auch vielleicht jetzt noch die trefflichſten Chirurgen ſind. Hiezu kam hier der ſpezielle Umſtand, daß dieſe Facultät die beſt frequentirte war — ſie umfaßte ſtets etwa drei Viertheile der Studentenſchaft — und daher auch von der Regierung beſonders gepflegt wurde. Indeß fanden ſich zu jener Zeit auch unter den Profeſſoren dieſer bevorzugten Facultät nur zwei wirklich bedeutende Männer: Lauth und Duvernoy. Der erſtere trug Anatomie, der letztere Zoologie vor, und ſo fügte es ſich glücklich, daß Büchner gerade die beiden Fächer trefflich vertreten fand, die er ſich namentlich erwählt und mit beſonderem Eifer betrieb, obwohl er auch die übrigen vorgeſchriebenen Collegien über Chemie, Phyſik, Phyſilogie, Materia medica u. ſ. w. fleißig frequentirte. Beide Lehrer wurden früh auf den ſtrebſamen Jüngling aufmerkſam und erwieſen ihm beſondere Bevorzugung, beide haben auf ſeine wiſſenſchaftliche Richtung Einfluß genommen. Duvernoy, ein ſcharfer, kritiſcher Kopf war Empiriker und verhielt ſich ablehnend gegen die naturphileſophiſche Richtung, während Thomas Lauth dieſer

durch Schelling und Oken hervorgerufenen und damals in Deutschland fast allgemein herrschenden Strömung zuneigte. Der letztere war übrigens nicht blos der ältere, sondern auch der weitaus berühmtere von beiden, der „Stolz des gelehrten Elsaß", welcher damals bereits seit vier Jahrzehnten, zuerst an der deutschen Hochschule, dann am „Séminaire protestant", wo er „Fundamenta Anthropologiae" vortrug, endlich seit Gründung der Académie an dieser als Forscher und als Lehrer gleich erfolgreich wirkte. Wir werden später, wie angedeutet, bei Erwähnung von Büchners eigener wissenschaftlicher Thätigkeit, auf diese divergirenden Richtungen seiner Lehrer zurückdeuten müssen Als das erste Resultat seiner zweijährigen Straßburger Studien ist jedoch schon hier zu verzeichnen, daß er sich von den Naturwissenschaften immer mehr angezogen, von Allem jedoch, was sich auf praktische Heilkunde bezog, immer mehr abgestoßen fühlte.

Neben diesen Fachstudien widmete er sich modernen Sprachen, besonders dem Italiänischen, welches er hier vollständig erlernte. Auch las er eifrig, namentlich Volkslieder und die Werke von Tieck und Brentano, von den Franzosen Victor Hugo und Alfred de Musset. So wenig die französische Literatur auf den jungen Goethe in Straßburg wirken konnte, weil sie „alt und vornehm" geworden, so tief mußte sie Büchner ergreifen, da sie sich ja eben in brausendem Jugendmuthe neu geboren. Seine aesthetischen Ansichten festigten sich; was er las, bestärkte ihn in der Abneigung gegen alles Rhetorische, immer bewußter erfaßte er das Kunstprinzip des Realismus. Darum konnte ihn auch das poetische Schaffen seiner beiden liebsten Commilitonen nur theilweise befriedigen. Es waren dies die Brüder

August und Adolf Stöber, ersterer 1808, letzterer 1810 zu Straßburg geboren, welche damals eben an der Academie ihrer Vaterstadt ihre theologischen und philosophischen Studien beendeten. Beide sind in der Folge zu so klangvollen Namen gekommen, daß ihre Dichtweise hier als bekannt vorausgesetzt werden kann. Büchner nun ging mit ihnen so weit, als etwa in der Folge mit den Romantikern; er fand den Volkston und die Pflege nationaler Stoffe löblich, aber er war, wie er später selbst über diese Gedichte an Gutzkow schrieb, „kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts in's Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann." (S. 387.) Wenn er diesen Sagen gleichwohl schon bei ihrer Entstehung seine freudige Theilnahme widmete, so geschah dies neben der Freundschaft für die Verfasser aus deutschem Patriotismus. „Es wäre traurig", dachte er schon damals, „wenn das Münster ganz auf fremdem Boden stände!"

Dies leitet uns zu den politischen Ansichten, die Büchner in Straßburg gewonnen. Sie verdienen nähere Beleuchtung, weil sie sein gesammtes weiteres Wirken als Mensch, wie als Dichter bestimmt und gelenkt haben, weil sie ferner an sich psychologisch merkwürdig sind. Denn hier begegnete uns eine Consequenz der Ueberzeugung und eine Klarheit der Anschauung, wie sie in so jungen Jahren fast unerhört sind. Und doppelt wunderbar müssen sie uns in jenen Tagen erscheinen, da tolle Schwärmerei in der Luft lag, dick wie Novembernebel.

Man weiß, daß der achtzehnjährige Jüngling, ehe er nach Straßburg kam, tiefer und nachhaltiger, als dies in solchem

Alter üblich, für Revolution und Republik ſchwärmte. Es war naturgemäß, daß ſich dieſe Schwärmerei allmählig zu zielbewußter, radikaler Ueberzeugung zuſpitzen mußte, ſofern nur äußere Einflüſſe und Erfahrungen nicht gerade in entgegengeſetztem Sinne wirkten. Hier aber wirkten ſie in gleichem Sinn und mit größter Intenſität. Seit dem 28. Juli 1830 lag der Radicalismus dies- und jenſeits des Rheins in der Luft; er ergriff die reifſten, nüchternſten Menſchen. Und nun vollends in Straßburg! Das Elſaß hatte unter allen Provinzen zuerſt die Tricolore entfaltet und war dann im Umſturz weiter gegangen, als Paris, ſo daß die Regierung Ludwig Philipps in den erſten Monaten harte Mühe hatte, die Ordnung im Oſten zu erhalten. Auch in der Folge fand jedes Schlagwort der republikaniſchen Oppoſition zunächſt in den Rhein-Departements begeiſterten Widerhall. Hier rief man am lauteſten nach Frankreichs „natürlichen Grenzen“, hier ward das Juste milieu am heftigſten verhöhnt und angegriffen, hier begeiſterte man ſich am eifrigſten für den Aufſtand der Polen, hier artete endlich im Juli 1831 der Widerſtand gegen das gemäßigte Cabinet Périer in offenen Aufruhr aus, der nicht ohne Blutvergießen erſtickt werden konnte. Das begab ſich wenige Monate vor Büchner's Ankunft; er fand die Gemüther noch von heftigſter Bewegung durchzittert, und was ſich während ſeines Aufenthalts begab, war wahrlich nicht geeignet, ſie zur Ruhe zu bringen. Von Außen her führten der Aufſtand der Belgier, der Verzweiflungskampf der Polen, die Putſche in Deutſchland jener Aufregung ſtets neue Nahrung zu, welche ſich ſchon ohnehin durch die Ereigniſſe im Innern zu beſtändigem Fieber geſteigert hatte. Die Monarchie krachte

in allen Fugen; der Aufstand der Herzogin von Berry, der Barricadenkampf beim Begräbnisse Lamarques, der grimmige Kampf in den Kammern waren nur die äußeren Symptome eines gewaltigen Prozesses, der den Staat im Kern unterwühlte, dessen Ende Niemand absah. Hiezu kam noch das Auftreten jener fürchterlichen, bisher unbekannten Seuche: der Cholera, welche die Menschen mit Verzweiflung erfüllte und ihre gemeinen Triebe entfesselte. Wer damals in Frankreich verweilte, erlebte keinen Tag, der für den nächsten völlige Sicherheit verbürgt hätte — es schien Unerwartetes in der Luft zu liegen, Unerhörtes: die soziale Revolution und ein Weltkrieg dazu. Es war eine Zeit, die kein Abseitstehen duldete; sie zwang mit elementarer Gewalt die Parteinahme auf. Daß der achtzehnjährige Schwärmer in dieser Atmosphäre ein Republikaner, ein Radikaler wurde, werden mußte, ist klar. Und wer den Zug der Zeit und einen Hauptzug im Charakter dieses Jünglings, den kühnen Trotz, in Betracht zieht, wird auch darüber nicht verwundert sein, daß er immer weiter nach links gerieth, bis zur Verwerfung nicht blos der Monarchie, nicht blos des Constitutionalismus, sondern auch der gemäßigten Republik, bis zur Verwerfung nicht blos der Geldherrschaft, sondern auch der bestehenden bürgerlichen Besitzverhältnisse. Aber merkwürdig und staunenswerth ist es, daß ihn auf diesem Wege, auf welchem sonst sogar an sich nüchterne Naturen von Schwärmerei und Phrasendunst befallen zu werden pflegen, alle Schwärmerei verließ, daß er sich an jenem Punkte, wo sonst sogar für gereifte Männer seiner Partei das Reich schwankender Hoffnungen und phantastischer Träume begann, zu nüchterner Klarheit emporkämpfte, zur Abkehr von allen abgebrauchten Schlagworten,

zu neuen, ſchöpferiſchen, ſcharf geprägten Gedanken. An den Jüngling mahnt nur noch die rückhaltloſe Hingebung an die Sache, im Uebrigen erſcheint der neunzehnjährige Politiker nicht blos männlich gereift, ſondern zudem als ein Mann, der ſeinen meiſten Zeitgenoſſen an richtiger Erkenntniß der Verhältniſſe, an Conſequenz der Anſichten überlegen iſt. Das iſt keine liebevolle Uebertreibung, ſondern nur eben das Richtige! Man urtheile ſelbſt. Es iſt bekannt, wie in jenen Tagen das deutſche Nationalgefühl von dem Freiheitsgefühl überwuchert war, wie die Idee eines ſchrankenloſen Kosmopolitismus gerade die beſten Köpfe erfüllte, wie es in Süddeutſchland nicht wenige Liberale gab, denen der Anſchluß an eine franzöſiſche Republik als der einzig mögliche Ausweg aus allen Nöthen der Kleinſtaaterei erſchien. Und Georg Büchner, der Student einer franzöſiſchen Academie, der Sohn eines franzöſiſch geſinnten Vaters? Er blieb ein Deutſcher, der nur deutſche Politik treiben wollte, der neben der Freiheit auch die Macht und Einheit ſeines Volkes erſehnte, der, ſelbſt von geſundem, nationalem Egoismus erfüllt, allem Kosmopolitismus mit ſchneidiger Ironie begegnete! Man weiß, wie oft jene Zeit den Schein für das Sein nahm, wie ſie ſich an Phraſen berauſchte, an Cocarden entzückte, an bunten Aufzügen erfreute, wie ernſte Menſchen einen kindlich-naiven Zug zum Aeußerlichen offenbarten. Dieſer feurige Jüngling aber iſt ſolchem Schaugepränge ſtets abgewendet geblieben, und wenn er ihm Beachtung ſchenkte, ſo war es ein Wort verdammender Satyre. Aber nun das Wichtigſte! Man weiß, welche trübe Gährung damals Kopf und Herz der deutſchen Liberalen erfüllte, wie ſie von einem Aufſtande des deutſchen Volkes träumten, ohne die Maſſe

dieſes Volkes zu kennen, wie ſie ſich an theoretiſchen Erörterungen über den Begriff der Menſchenrechte abmühten, ohne die nächſten praktiſchen Erforderniſſe zu beachten, wie ſie einerſeits in allzugroßer Zaghaftigkeit nicht einmal die ſchwachen Waffen, welche ihnen ihre Verfaſſungen gewährten, recht ausnützten, andrerſeits, fünfzig Köpfe ſtark, den deutſchen Bund mit den Waffen in der Hand ſprengen wollten. Georg Büchner aber iſt von dieſen Irrthümern frei, gänzlich frei geblieben; er begriff, was im Rückblick auf jene Zeit ſelbſtverſtändlich erſcheint und damals den Beſten verhüllt blieb: daß die Freiheits- und Einheitsfrage in Deutſchland ſchlichtweg eine Machtfrage ſei, daß eine Bewegung, wenn ſie erfolgreich ſein ſolle, nicht von den Gebildeten allein ausgehen dürfe, ſondern von der Maſſe, daß alſo dieſe zunächſt gewonnen werden müſſe, und daß letzteres nur geſchehen könne, indem man nicht die Preßfreiheit, ſondern die „große Magenfrage“ in den Vordergrund ſtelle! . . . Muß man auch bezüglich der nationalen Geſinnung Büchners an den Einfluß ſeiner nächſten Umgebung in Straßburg, bezüglich ſeiner Klarheit über die deutſchen Verhältniſſe an die Thatſache erinnern, daß er ſie ja objectiv aus der Ferne beurtheilen und mit den Zuſtänden eines Volkes vergleichen konnte, welches eben eine Revolution vollbracht, ſo wird doch immerhin ſolche Schärfe und Conſequenz merkwürdig erſcheinen und man wird zu ihrer Erklärung nur eben auf ſeine mächtigen Geiſtesgaben, auf ſeine geniale Anlage hinweiſen können.

Dieſe Darſtellung ſtützt ſich auf Geſtändniſſe, welche ſpäter „Mitſchuldige“ Büchner's vor mehr als einem Menſchenalter dem Unterſuchungsrichter über ihre und ihres Führers politiſche Entwickelung gemacht. Für ihre Richtigkeit jedoch

ſpricht Büchner ſelbſt in den Briefen, welche er 1831—33 aus Straßburg an ſeine Familie gerichtet. Sie finden ſich in dieſer Ausgabe, ſo weit ſie erhalten ſind (S. 389), vollinhaltlich abgedruckt (S. 325—334); und wir können uns daher darauf beſchränken, hier nur einige beſonders markante Züge hervorzuheben. Er erzählt den Eltern von dem feſtlichen Empfange, welchen die Studentenſchaft dem flüchtigen polniſchen General Romarino bereitete. Er hat ſelbſt bei dieſer ſtürmiſchen Demonſtration mitgethan, welche nicht ohne Conflict mit dem Militär durchzuſetzen war und einem Principe galt, für das er warme Sympathien hat. Aber in welchem Tone berichtet er darüber? So kühl und ironiſch, als wäre es ein toller Faſchingsſtreich geweſen: „man ruft Vivat! und die Comödie iſt fertig!“ (S. 326) Iſt das etwa Blaſirtheit? Keineswegs — aber eine nutzloſe Demonſtration iſt in ſeinen Augen eben nur eine „Comödie!“ Wie anders die wenigen Zeilen des nächſten Briefes, tiefer Grimm, patriotiſcher Schmerz und feſte Entſchloſſenheit ſprechen daraus. Hier handelt es ſich eben um die Sache der Freiheit und — „es kann Alles gewonnen, Alles verloren werden“. Man muß ſich die politiſche Situation vergegenwärtigen, um den Ton des Briefes zu verſtehen: Rußland hat Polen beſiegt und ſteht nun mächtig und drohend aufgerichtet, um die Flammen, welche die Julitage des Vorjahrs entzündet, auch im übrigen Europa zu erſticken. „Wenn die Ruſſen über die Oder gehen, dann nehme ich den Schießprügel und ſollte ich's in Frankreich thun!“ Wie ernſt es dem Jüngling um dieſen Vorſatz iſt, beweiſt die Thatſache, daß er den Muth findet, ihn dem Vater mitzutheilen: dem harten, reactionär geſinnten Manne. Die Gefahr geht vorbei, aber der Sturm

im Innern währt fort, der Kampf der Republikaner gegen Périer. Wie leidenschaftlich Büchner davon bewegt wird, beweist die unverzeihliche Brutalität seiner Mittheilung, „daß Périer die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn". Eben derselbe Brief jedoch, in welchem sich der republikanische Fanatismus bis zur Rohheit versteigt, enthält auch einen scharfen Hieb auf die „republikanischen Zierbengel", die mit rothen Hüten herumlaufen. Nichts kann Büchner's Ansichten in jenen Tagen schärfer charakterisiren, als die vier Zeilen jenes dritten Briefes aus Straßburg (S. 326). Bekanntlich erlag der geniale Casimir Périer, am 16. Mai 1832, dennoch derselben Seuche, der populäre Marschall Soult trat an seine Stelle und wußte durch imponirendes Auftreten nach Außen die inneren Stürme zu sänftigen, aber auch da bleibt Büchner bei seinem Lieblingswort: . . . „doch nur eine Comödie! Der König und die Kammern regieren, und das Volk bezahlt!" Von hohem biographischem Werthe ist der Brief vom 5. April 1833 (S. 328), welcher sich mit dem Frankfurter Attentat vom 3. April beschäftigt. Wir werden später auf diesen in der Idee hochherzigen, in der Ausführung knabenhaften Aufruhr zurückkommen, weil er für die politischen Verhältnisse, die Büchner bei seiner Heimkehr vorfand, von Wichtigkeit war. Hier aber haben wir uns an der Hand dieses Briefes über die Richtigkeit zweier entgegengesetzten Behauptungen auszusprechen, welche bisher über Büchners Beziehung zu den Frankfurter Ereignissen aufgestellt worden.

Er habe, meinen die Einen, um den Aufruhr gewußt, sei in alle Vorbereitungen eingeweiht gewesen, habe in Frankfurt selbst thätigen Antheil genommen und sei nur zufällig

der Verhaftung entronnen und nach Straßburg zurückgekehrt. Dieser Ansicht ist auch noch nach seinem Tode das großherzoglich-hessische Untersuchungsgericht gewesen. Dem widerspricht nur Dr. Ludwig Büchner (X-S. S. 3) in allen Stücken: sein Bruder habe den Verfall überhaupt erst durch Briefe vom Hause erfahren. Ich meinerseits bin der Ueberzeugung, daß hier die Wahrheit in der Mitte liegt — Georg Büchner hat um den Plan gewußt, aber keinen Antheil an dessen Ausführung genommen. Wenn man erwägt, daß sich unter den Verschworenen Gießener Studenten und ehemalige Mitschüler Büchners befanden, daß notorisch unter den Studenten und Flüchtlingen in Straßburg ganz besonders eifrig geworben wurde, daß endlich Büchner's Gesinnungen noch vom Gymnasium her den Freunden bekannt waren, so wird man es zum Mindesten höchst unwahrscheinlich finden, daß gerade an ihn kein Werber herangetreten, kein Werbebrief gelangt. Dr. Ludwig Büchner war damals selbst erst neunjährig, er stützt sich einzig auf jenen oberwähnten Brief, und gerade dieser scheint mir für meine Ansicht zu sprechen. Man lese ihn und frage sich, ob es denkbar ist, daß Jemand über ein aufregendes, seine eigenen Ueberzeugungen nahe berührendes Ereigniß, nachdem ihm eben die erste, verblüffende Kunde davon geworden, ein so energisches, scharf geprägtes, abschließendes Urtheil abgeben kann?! Neben diesem Gesammtton ist noch eine einzelne Stelle hervorzuheben: Büchner will seine Eltern darüber beruhigen, daß er in keiner Weise betheiligt ist. Da wäre wohl das Einfachste, wenn er schriebe: „Ich habe nichts von der Sache gewußt und sie erst aus Eurem Briefe erfahren!“ Er aber schreibt: „Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Theil genommen und an dem,

was vielleicht geschieht, keinen Theil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigem Zeitpunkte jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte". Diese Motivirung der Nichtbetheiligung involvirt doch wohl das Zugeständniß der Mitwisserschaft! Auch die Erkundigung nach den Freunden spricht nicht dagegen, er will wissen, ob sie sich wirklich betheiligt, ob sie aufgegriffen werden u. s. w. . . . Hingegen stimme ich mit Dr. Ludwig Büchner dahin überein, daß Georg in jener verhängnißvollen Aprilnacht nicht in Frankfurt war. Selbst das hessische Gericht hatte für seine Ansicht keinen triftigeren Beweis, als den sonderbaren Schluß: wer 1835 ein Hochverräther gewesen, werde es auch schon 1833 gewesen sein. Niemand hat Büchner in Frankfurt selbst gesehen oder gesprochen — die Behauptung basirt nur auf vagen Gerüchten, deren Hinfälligkeit sich schon durch einen äußeren Umstand beweisen läßt: durch Datum und Poststempel jenes Briefes. Büchner hat ihn am zweiten Tag nach dem Attentat, in Straßburg aufgegeben. Das wäre denn doch, falls er wirklich in Frankfurt mitgethan hätte, bei den Verkehrsverhältnissen jener Zeit eine märchenhaft rasche Flucht gewesen! Eben so schlagend sprechen innere Gründe dagegen, die politischen Ueberzeugungen Büchners, wie wir sie oben dargelegt. Auch der Brief bestätigt sie. Wohl meint er: „Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Unsere Landstände sind ein Satyre auf die gesunde Vernunft" — wohl bezeichnet er das „Gesetz" des absolutistischen Staates als „eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der gesunden Vernunft", wohl werde er „mit Mund und Hand

dagegen kämpfen", aber vorläufig sei jede Erhebung aussichtlos. Er theile eben nicht „die Verblendung Derer, welche in den Deutschen ein zum Kampf für das Recht bereites Volk sehen", das sei „eine tolle Meinung". Derselbe herbe Radicalismus, gepaart mit klarer Erkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und bitterstem Hohne gegen die Lächerlichkeiten der eigenen Gesinnungsgenossen, spricht auch aus den folgenden Briefen. An einen Ruf dumpfen Grolls über die Soldateska (S. 329) schließt sich das satyrische, mit derbem, aber treffendem Witz ausstaffirte Portrait eines St. Simonisten (S. 330) und die bittere Bemerkung über den monarchisch gesinnten Deputirten von Straßburg, Herrn Saglio: „Es kümmerte sich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit ist heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der seinen Frack, wie ein Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemand interessiren könnte" (S. 333). Wohl versichert er die Eltern wiederholt, (S. 331—32), daß er an keiner Versammlung theilnehmen und sich in die „Gießener Winkelpolitik und die revolutionären Kinderstreiche" nicht einlassen werde, aber auch den Grund hiefür bleibt er nicht schuldig, und diese präcisen Sätze können als das politische Programm seiner Straßburger Jahre gelten: nur das nothwendige Bedürfniß der großen Massen könne Umänderungen herbeiführen, alles Bewegen und Schreien der Einzelnen sei vergebliches Thorenwerk. (S. 331.)

Mitten zwischen solchen scharfen politischen Betrachtungen finden sich auch friedliche und reizvolle Schilderungen, welche ein so weiches, tiefes Empfinden verrathen, daß man sie kaum demselben Geiste entsprossen glaubt. Der grimmige

Radikale geht am Weihnachtsmorgen in das Münster und läßt sich da das tiefste Herz vom Kirchengesang erschüttern, (S. 337), aber er wandelt mit gleichgesinnten Freunden durch das liebliche Elsaß und gibt begeisterten Bericht über all' die Schönheit, die er da genießen durfte. (S. 332). Freilich wird dies nur dem oberflächlichen Blick ein verblüffender Gegensatz sein; wer tiefer schaut, erkennt leicht, wie Büchner auch als Politiker ein Gemüthsmensch ist, wie die leidenschaftliche Parteinahme für die Armen und Gedrückten und die innige Schwärmerei für die Natur aus demselben weichen, zart empfindenden Herzen kommen. An jener Reisebeschreibung aus den Vogesen wird es auch zuerst ersichtlich, wie er nicht blos trefflich zu schauen, sondern auch trefflich zu schildern vermag. „Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blasses Abendroth über der dunkel gewordenen Erde". Dann der Sonnenaufgang! „Die Sonne warf einen rothen Schein über die Landschaft. Ueber den Schwarzwald und Jura schien das Gewölk, wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße." Das sind Bilder voll Prägnanz und Schönheit und kündigen bereits jenen Meister in der Schilderung derselben Landschaft an, als welcher sich Büchner zwei Jahre später in der Novelle „Lenz" offenbart.

Er machte diese Reise in Begleitung der Brüder Stieber (S. 387), dieselben Freunde waren seine Gefährten auf ähnlichen Touren in den Schwarzwald. Diese Ausflüge, sowie einen Ferienaufenthalt im elterlichen Hause (August und September 1832) abgerechnet, lebte er still und zurückgezogen in Straßburg. Halbe Tage lange pflegte er auf

dem Münster zu verweilen, neben dem weiten Ausblick zog ihn auch dessen Bauart an, welche einen Gegenstand seiner Lieblingsstudien bildete. Er pflegte stets die 635 Stufen bis zur Spitze des nördlichen Thurmes, der „Laterne" und „Krone" emporzusteigen, und wäre einmal an einem Herbsttage von 1832 beinahe von der schwindelnden Höhe herabgestürzt, als er sich rasch nach einem entfallenen Fernglase bückte — die rettende Hand eines Freundes riß ihn zurück. Auf dem Münster, sowie in den Auen an der Ill brachte er seine Erholungsstunden zu, von Bällen und Gesellschaften hielt er sich fern.

Das stille Glück, welches er zu Hause gefunden, machte ihm solche Enthaltsamkeit leicht machen. Nicht blos von allem Trüben, sondern auch von allem Heiteren, was ihm zu Straßburg begegnete, hat er gewissenhaft den Eltern berichtet, nur nicht von dem Lichtesten und Heitersten: seinem Mädchen. Wie Büchner in Straßburg in einzelnen Zügen an den [illegible] Goethe erinnert, so noch weit mehr Minna Jaeglé an die Pfarrerstochter von Sesenheim. Freilich ist dabei vor Allem der große Unterschied festzuhalten, daß hier beiderseits tiefste Liebe waltete, welche erst der Tod trennte. Es ist uns kein Bild des Mädchens erhalten, welches dies kampfdurchlebte Leben schmückte, wie die Rose den Sturmhelm des Gewappneten, kein anderes Bild, als es die Briefe, welche Büchner später aus Gießen und Darmstadt schrieb, bieten. „Doch wer gute Augen hat und er schaut in diese Lieder" (denn es sind Titelstrophen in Prosa) der sieht die Schöne, wie held und schlicht, wie gut und muthig sie war, eine liebliche Mischung durchgeistigten Gemüthes und natürlichster Anmuth. Von äußerem Detail ist nur zu verzeichnen,

daß die Beziehung sich während einer Krankheit Büchners entspann und den Eltern verborgen blieb, aber über die innere Natur des Verhältnisses geben die Briefe klaren Aufschluß. Es muß eine echte, tiefe Leidenschaft gewesen sein, welche während der Trennung dem Liebenden so rührend innige Worte auf die Lippen legte: „Du frägst mich: sehnst Du Dich nach mir? Nennst du's Sehnen, wenn man nur in *einem* Punkte leben kann, und wenn man davongerissen ist und dann nur noch das Gefühl seines Elends hat!“ oder „Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen!“ Daß von dem Mädchen die Leidenschaft mit gleicher Gluth erwidert wurde, das beweist wohl am Schlagendsten der Umstand, daß sie selbst dem Todten die Treue nicht gebrochen und unvermählt geblieben ist. Es war keine sentimentale Liebelei, und Minna mit ihrer „inneren Glückseligkeit, göttlichen Unbefangenheit und dem lieben Leichtsinn“ war kein sentimentales Mädchen, — es war beiderseits eine rückhaltelose Hingabe starker Herzen und darum mächtiger, als der Tod. Daß der Beziehung bei aller gesunden Gluth der Jugend auch die Weihe geistiger Verständigung nicht fehlte, daß Minna alle Strebungen ihres Verlobten mit bewußter Klarheit verfolgte, wird vielfach bestätigt; auch der Ton, in welchem Büchner an sie schreibt, ist ein Beweis hierfür. Daß die Verlobten damals noch ihr Geheimniß vor aller Welt, auch vor ihren Eltern wahrten, erklärt sich nicht etwa aus der Furcht, ernstlichen Hindernissen zu begegnen: sie waren einander in jeder Beziehung würdig und haben auch in der Folge keinen Widerstand zu beseitigen gehabt. Aber ihre Liebe mochte ihnen als Geheimniß doppelt köstlich erscheinen, auch waren sie

noch zu jung, um demnächst auf eine Vereinigung hoffen zu dürfen, und bis zu jenem Momente, das wußten sie, konnte Jedes auf des Andern unverbrüchliche Treue zählen.

Bangen Herzens schied Georg Büchner im Juli 1833 von der Braut, den Freunden und der Stadt, die ihm so lieb geworden. Die vier Semester, welche er nach hessischem Gesetze an einer fremden Hochschule verbringen durfte, waren nun verstrichen, er mußte seine Studien an der Landesuniversität fortsetzen, in Gießen. Nachdem er zwei Monate im Elternhause verbracht, begab er sich in den ersten Tagen des Oktober nach der engen kleinen Gelehrtenstadt an der Lahn.

Schon als er dort anlangte, war er nicht mehr derselbe glückliche Mensch, den wir bisher kennen gelernt. Und wer vollends das Bild seines inneren Wesens, wie es sich nach Verlauf weniger Monate aus seinen Gießener Briefen und den Mittheilungen seiner dortigen Freunde darstellt, mit dem des Straßburger Studiosus vergleicht, gewahrt nur noch wenige gemeinsame Züge. Es ist dies ganz wörtlich zu nehmen, nur selten ist es wohl einem Biographen Pflicht gewesen, eine so radicale Wandlung seines Helden binnen gleich kurzer Frist festzustellen und zu erläutern, als mir hier zur Aufgabe wird. Der Jüngling, der am Rhein stolz-seliglich im Glück der Liebe und der Freundschaft, in der Freude an seinen Studien, im Zauber der Natur geschwelgt, der mit so ungemeiner Entschiedenheit auch eine ungemeine Klarheit der politischen Anschauungen verbunden und sich so scharf von „revolutionärem Kinderstrichen" abgekehrt, derselbe Jüngling stürzt sich in Gießen, ein einsamer, verbitterter Mensch, mit sich und der Welt zerfallen, kopfüber in

dieselbe Bewegung, die er schon aus der Ferne so richtig taxirt und obwohl ihn die Nähe nur handgreiflich gelehrt, was er in der Ferne blos geahnt. Es ist eine Wandlung, die auf den ersten Blick verblüffend wirkt . . .

Psychologische Prozesse lassen sich nicht klar und unanfechtbar darstellen, wie arithmetische Operationen. Man muß sich begnügen, wenn man sie nur glaubhaft und begreiflich zu machen vermag. So viel kann uns auch hier gelingen, wenn wir die äußeren Verhältnisse in's Auge fassen.

Was Büchner in Gießen bedrückte, was ihm zumeist den frischen Lebensmuth benahm, war der Wechsel in seinen wissenschaftlichen Studien. Widrig und verfehlt erschien ihm der Beruf, den er nun verfolgen mußte. Aeußerlich war freilich kein Wechsel eingetreten: er war in Straßburg Student der Medizin gewesen und setzte nun in der Heimath dasselbe Studium fort. Um so greller war der innere Abstand. Wir wissen, daß ihn sein Drang nur zu den Naturwissenschaften gezogen, keineswegs zur praktischen Medizin, daß er sich mit Einwilligung seines Vaters dem Studium der Zoologie und Anatomie widmete. Wenn er sich gleichwohl in Straßburg an der medizinischen Facultät inscribirte, so geschah es einerseits deßhalb, weil die Naturwissenschaften hauptsächlich an dieser Facultät tractirt wurden, andererseits, weil sich der Jüngling nebenbei verrichtshalber nach dem Wunsche des Vaters für den praktischen ärztlichen Beruf ausbilden sollte. In den vier ersten Semestern ließen sich beide Rücksichten leicht vereinigen, anders nun, wo die rein medizinischen Fächer in den Vordergrund traten. Georg hatte den Vater bei seiner Heimkehr aus Straßburg für seine Pläne umzustimmen versucht; Dr. Büchner bestand auf seinem

Willen und der Scham fügte sich. Vielleicht tröstete ihn in Darmstadt die Hoffnung, daß er auch künftig sich und dem Vater in gleicher Weise werde gerecht werden können; in Gießen mußte er erkennen, daß dies unmöglich sei. Erstlich schon deshalb, weil jede dieser Richtungen sicherlich ihren ganzen Mann fordert und ferner, weil selten ein Mensch so wenig dazu getaugt, zweien Herren zu dienen, als dieser Jüngling voll herber Entschiedenheit. Er stand am Scheidewege, und welchen Pfad er einschlagen würde, konnte nach seiner ganzen Artung nicht zweifelhaft sein; dieser tretige, wahre Mensch durfte nur seinem eigenen Drange folgen. Nun — er hat gleichwohl das Entgegengesetzte gethan: er widmete sich der praktischen Medizin. Es ist dies die erste und einzige Untreue gegen sich selbst, die wir an diesem stählernen Charakter nachweisen können; sie hat kurze Zeit gewährt und er hat sie bitter gebüßt. Was ihn hierzu vermocht, war sicherlich weniger die Hoffnung, auf diesem Wege leichter und rascher die Vereinigung mit der Geliebten herbeizuführen, als die Scheu des guten Sohnes, einen Konflikt wachzurufen, der bei dem Charakter des Vaters bald unausweichlich zu einem völligen Bruche geführt hätte. Einen naheliegenden Ausweg zu wählen: scheinbar des Vaters, in Wahrheit den eigenen Willen zu thun — dazu war er zu stolz und zu ehrlich. So entsagte er denn seinen bisherigen Strebungen, besuchte fleißig Vorlesung und Klinik und that seine Pflicht. Aber sie fiel ihm schwer und von Tag zu Tage schwerer. Je näher er seinen neuen Studien trat, desto mehr widerten sie ihn an, und tiefer als die Pein, diesen Widerwillen täglich von Neuem niederkämpfen zu müssen, tiefer als die Sehnsucht nach seinen früheren Studien,

tiefer als das Weh, eine Laufbahn, welche er nach den Lehrsprüchen seiner Straßburger Lehrer als eine glänzende hatte erhoffen dürfen, mit einem verhaßten, trivialen Berufe eintauschen zu müssen, quälte ihn das Bewußtsein, sich selbst untreu geworden zu sein. So ward ihm das Studium, das ihn in Straßburg mit Eifer, Freude und Zuversicht erfüllt, in Gießen zur Qual und zum Ekel.

Dies seelische Leiden ward noch schlimmer, als er ein gefährliches Heilmittel dagegen anwandte. Man weiß, wie Büchner schon früh zur Grübelei über jene höchsten Fragen der Menschheit geneigt, auf welche man sich bescheiden muß, entweder gar keine oder nur eine trostlose Antwort zu finden. Dieses früh erwachte Hinneigen seines Geistes zur Speculation war dann durch die naturphilosophische Richtung, welche damals seine Wissenschaft beherrschte, genährt und befriedigt worden. Er hatte den Glauben an einen persönlichen Gott verloren, aber der junge Atheist ward in der Betrachtung der Natur und ihrer harmonischen Gesetze zum Pantheisten. Nun verlor er auch diesen Halt — nicht blos deßhalb, weil jetzt täglich das Häßliche, Krankhafte, Abnorme in der Natur an ihn herantrat, sondern vornehmlich, weil sein Geist sich nun, im Durste nach speculativer Beschäftigung, welche ja sein derzeitiges Studium nur kärglich gewährte, eifrig den verschiedensten philosophischen Systemen zuwandte, nicht in ruhigem, gründlichem Studium, sondern hastig, gierig, oberflächlich. Mit ähnlichen Empfindungen, in ähnlicher Art, wie Büchner damals System auf System vornahm und durchflog, mag ein Laie, der sich todtkrank fühlt, ein Compendium der Medizin durchstöbern, um vielleicht doch noch das rettende Mittel zu finden. Es braucht

kaum gesagt zu werden, daß ihm aus solchen Studien nicht Trost zukam, sondern doppelte Trostlosigkeit. Die Philosophie, die er als Retterin gerufen, machte ihn vollends elend. „Warum leiden wir?“ — sie gab ihm keine Antwort auf die Frage, sie ließ ihn dies Leiden nur noch schärfer empfinden . . .

Und nicht anders erging es ihm, als er sich zu gleichem Zweck in gleicher Weise mit der Geschichte beschäftigte. Seit seiner Knabenzeit bis in die Straßburger Tage hinein war ihm die französische Revolution als eine Epoche erschienen, in der sich die bewußte Kraft des Menschengeistes, der sichtliche Fortschritt, die planvolle Entwicklung der Menschheit am Glänzendsten offenbarte. Kein Wunder, daß er sich jetzt in das Studium der Epoche stürzte, um da Trost und Halt zu finden. Er fand sie nicht — im Gegentheil! „Ich studirte“, schreibt er der Braut „die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet, unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken.“ So zerfloß ihm auch der letzte Glaube, den er noch gehegt. Nur nebenbei sei schon hier darauf hingewiesen, daß die gleiche Geschichtsauffassung auch in „Danton's Tod“ waltet, daß er sich erst dann von ihr befreit, nachdem er sie in diesem Drama abge-

lagert. Auch werden wir später hervorzuheben haben, wie diese Gießener Stimmungen Büchner's einen wichtigen Commentar zu jenem Werke bilden, wie es bedeutungsvoll ist, daß er viele Stellen aus seinen Gießener Briefen dann fast ungeändert in sein Werk hinüber genommen. Hier haben wir nur kurz anzudeuten, wie sich jene Geschichtsauffassung in ihm erklärt. Die Ophtalmologen berichten von einer Krankheit, in welcher das Auge die Umrisse der Gegenstände viel schärfer sieht, als in normalem Zustande, nur daß es gleichzeitig die Fähigkeit verliert, leuchtende Farben zu unterscheiden; es sieht Alles scharf, aber Grau in Grau. Büchner war älter und reifer geworden, er gewann einen durchdringenden Blick für Charaktere und Verhältnisse der Geschichte, aber seine tiefe Melancholie bewirkte es, daß sie düster und farblos an ihm vorbeizogen, aus Nacht in Nacht . . .

In diese Wirrniß seelischer Qualen, welche über den gemüthstiefen Jüngling hereingebrochen, fiel von außen kein tröstendes Licht. Selbst der Gedanke an die Braut weckte ihm nur die schmerzliche Empfindung, daß er sie missen mußte. Man wird in dieser Trennung von der Geliebten nicht die Hauptquellen seiner trostlosen Gemüthsstimmung erblicken dürfen, aber daß dieser Umstand dazu beigetragen, ihn zu verstimmen, seine Energie zu lähmen und ihn hilflos seinen selbstquälerischen Gedanken preiszugeben, wird Niemand bezweifeln, der seine Briefe an Minna liest. (S. 371—78) Glühendste Liebe, schmerzlichste Sehnsucht sprechen aus jeder Zeile. Einige bezeichnende Stellen haben wir bereits eben hervorgehoben, um das Verhältniß im Allgemeinen zu charakterisiren. Wer diese merkwürdigen Briefe unbefangen auf sich wirken läßt, wird freilich nicht verkennen, daß die Empfin-

dung zuweilen in Empfindſamkeit, ja in Verzückung um-ſchlägt. Wenn Büchner z. B. ſeine Geſundheit verwünſcht, „weil ihn das Fieber mit Küſſen bedeckte und umſchlang wie der Arm der Geliebten", ſo iſt dies weder poetiſch, noch tief empfunden, ſondern ſchlichtweg bombaſtiſcher Wort-ſchwall. Dieſer Hang zur ſentimentalen Hyperbel kann frei-lich in der krankhaft-nervöſen Stimmung des Schreibers, ſowie in der Mode der Zeit ſeine reichliche Entſchuldigung finden — wie übertrieben empfindſam ſich in jenen von der Romantik beherrſchten Tagen ſelbſt ſehr robuſte Naturen auszudrücken pflegten, hiefür iſt in den kürzlich veröffentlichten Briefen Friedrich Schleſſer's an Catharina Schmidt ein merk-würdiges Beiſpiel an's Licht getreten. In Büchner's Briefen läßt ſich zudem das Sentimentale von dem Tiefempfundenen leicht unterſcheiden. So, wenn er einmal ausruft: „O könnte ich dies kalte und gemarterte Herz an Deine Bruſt legen!" Daß der Zwanzigjährige ſein heißes Herz „kalt" nennt, wird uns nicht hindern an ſeine „Martern" zu glauben und zu erkennen, daß ihm der Wunſch ſelbſt aus tiefſter Seele quillt. Die Trennung von der Geliebten dünkte ihm wirk-lich faſt unerträglich und vermehrte die Schmerzenslaſt auf ſeinem Herzen.

Wie er das holde Mädchen ſchwer vermißte, ſo auch eine andere Freundin, die ihn früher oft entzückt und ge-tröſtet. Die Landſchaft um Gießen iſt reizlos, ſie darf ſich nicht mit jener um Darmſtadt vergleichen, geſchweige denn mit der des Elſaß. Man wird ſich Büchner's ſchwärmeriſche Liebe zur Natur lebhaft in's Gedächtniß zurückrufen müſſen, um zu begreifen, daß die Klage darüber das Allererſte iſt, was er ſeiner Braut aus Gießen mittheilt: „Hier iſt kein

Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hehle Mittelmäßigkeit in Allem, ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich". Mehr als der Bauart dieser winkeligen Gassen gilt wohl dies letztere Prädicat dem beengten Leben. Gießen für Straßburg — das war in jeder Beziehung ein schlimmer Tausch. So anregend das heitere Leben der schönen großen Stadt auf ihn gewirkt, so lähmend empfand er die dumpfe Stille der gelehrten Kleinstadt. Und diese Stille zeitweilig durch dieselben geräuschvollen Vergnügungen zu vertreiben, wie die meisten seiner Commilitonen, das behagte Büchner nicht. Wie er sich in Straßburg jenen Cafés fernegehalten, wo die Anderen, nach französischer Studentensitte, Absynth oder Majagran trinkend und Cigaretten rauchend den lieben langen Tag todt schlugen und die Nacht dazu, so mied er in Gießen Bierhäuser und Kneipgelage. „Man muß zuweilen commersiren" — dieser kategorische Imperativ des deutschen Studentenliedes fand an ihm taube Ohren. Und wie diesen feuchten Freuden, so hielt er sich überhaupt dem Verbindungswesen ferne. Freilich kann man fast in jeder biographischen Notiz über unseren Dichter lesen, daß er Burschenschafter gewesen, und die Züricher Studenten haben bei der Enthüllung seines Denkmals, 1875, diesen Umstand stark betont. Gleichwohl ist gerade das Gegentheil richtig: Büchner war nie Mitglied der Burschenschaft und ist sogar, wie wir später sehen werden, in scharfen Gegensatz, wenn nicht zu ihren Zwecken, so doch zu ihren Mitteln getreten. Denn die Zwecke waren ihm sympathisch, aber die bunte Mütze und das dreifärbige Band erschienen ihm wie Kinderspielzeug, der Biercommment und die Mensur

als Ueberbleibsel einer roheren Zeit, welche selbst nur wieder Rohheit weckten und — was ihm das Wesentlichste war — die Zwecke der Burschenschaft erschienen ihm durch exclusiv-studentische Vereinigungen gar nicht erreichbar! Georg Büchner war jedenfalls, wenn man seine studentische Parteifärbung durch eines der gebräuchlichen Schlagwörter bezeichnen will, einer der radikalsten „Progressisten"; er bestritt seinen Commilitonen sogar das Recht zu rein studentischen Vereinigungen! der Student müsse stets mit dem Bürger gehen, weil er selbst auch ein Bürger sei, der sich nur durch eifrigeres Streben nach Bildung von den anderen unterscheiden dürfe. Daß diese Ansichten, mochten sie nun ganz oder theilweise berechtigt sein, völlig seinem ernsten Charakter, seinen radicalen Gesinnungen entsprachen, ist ebenso klar, als die Thatsache, daß sie ihrem Verfechter heute noch in einer kleinen deutschen Universitätsstadt geringe Sympathien eintragen würden — umsomehr damals! Doch ist darin nur zum geringsten Theil der Grund für die tiefe Vereinsamung zu finden, in welche er bald nach seiner Ankunft in Gießen gerieth, sondern er selbst wollte es nicht anders. Denn als er hinkam, fand er viele Bekannte und Freunde aus der Schulzeit, die ihn freudig empfingen. Bei einigem guten Willen hätte er bald einen so angenehmen Kreis um sich sammeln können, wie in Straßburg — er aber zog sich so geflissentlich zurück, daß die grundlos Gekränkten ihm grollten und der Ruf seines unbändigen Hochmuths nach Darmstadt und bis zu den Eltern drang. Sie stellten ihn hierüber zur Rede und seine Antwort (S. 344 ff.) ist sicherlich ein interessantes, geistvolles Schriftstück. Aber die prächtigen Arabesken — man beachte, was der Jüngling über die Un-

freiheit des Willens, über die Berechtigung des Hasses u. s. w. sagt — sind werthvoller als der Kern: mit dummen Jungen wolle er nicht verkehren. Das war nicht blos ungereimt und hochmüthig, sondern auch ungerecht; dieselben Menschen schienen ihm ja einige Zeit darauf seines rückhaltlosen Vertrauens werth, und wenn er sie damals mied, so geschah es nicht „um sich Langeweile zu sparen", sondern weil er in seiner tiefen Verstimmung jene Duldsamkeit, jenes Interesse an Anderer Eigenart verloren hatte, ohne welche ein intimer Verkehr nicht möglich ist. Viel richtiger schreibt er an seine Braut: „Meine Freunde verlassen mich, wir schreien uns einander wie Taube in die Ohren!" Sein Trübsinn hatte die Brücke zwischen ihm und seinen gleichalterigen Mitstrebenden zerrissen, sein Trübsinn hatte ihn einsam gemacht und nun ward ihm diese Vereinsamung ein neuer Quell des Trübsinns! Das Alltagswort, daß ein Unglück selten allein komme, spricht eben nicht zufällige Erfahrungen aus, sondern eine tiefe, psychologische Wahrheit . . .

Vielleicht wäre schon das bisherige Leidensregister genügend, Büchner's innere Wandlung zu rechtfertigen — es ist aber leider noch nicht vollständig. Der Jüngling war in jenen düsteren Wintertagen auch körperlich krank, er litt an heftigem Fieber und fast unerträglichem Kopfschmerz. Welcher Causalnexus zwischen diesem körperlichen und dem seelischen Leiden bestand, ob ihn jene peinlichen Verhältnisse nur deßhalb so tief herabstimmten, weil er nervenkrank war, ob er im Gegentheil erkrankte, weil seine Nerven diesen widrigen Eindrücken nicht Stand zu halten vermochten, muß freilich unaufgeklärt bleiben. Doch wird man jedenfalls diese Krankheit berücksichtigen müssen, wenn man seine Klage

auf ihre Berechtigung prüft: „Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat sich meiner bemeistert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell ist. Alles verzehrt sich in mir selbst . . .“ So an die Braut. Den Eltern aber offenbart er noch einen anderen Grund seiner Betrübniß, mit dessen Erwähnung wir endlich dies traurige Register schließen können: „In Gießen war ich . . . in tiefe Schwermuth verfallen; ich schämte mich ein Knecht mit Knechten zu sein, einem verwederten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen“.

Schon hierdurch sind wir gezwungen, die damaligen politischen Verhältnisse Süddeutschlands und speziell des hessischen Landes näher in's Auge zu fassen. Diese Nothwendigkeit ergibt sich jedoch auch noch aus wichtigeren Gründen: in demselben verhängnißvollen Winter von 1833 auf 34 sehen wir Georg Büchner plötzlich activ als Verschwörer, als Geheimbündler in jene politischen Wirren eingreifen. So muß uns die folgende historische Uebersicht nicht blos als Vorgeschichte seines Wirkens gelten, sondern auch darüber Aufschluß geben, was Büchner bewegen, seiner in Straßburg gehegten Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit solcher Strebungen in Gießen plötzlich in That und Wort untreu zu werden.

Kaum vier Jahrzehnte trennen uns von dem Tage des Frankfurter Attentats und der Arministischen Bewegung, der „Gesellschaft der Menschenrechte“ und der süddeutschen Geheimbündelei, und schon vermögen wir Söhne einer raschlebigen Zeit kaum noch die Brücke des Verständnisses zu jener Epoche zu schlagen. Ein seltsames, rührendes Drängen

und Sehnen ging durch die Gemüther, man war excentrisch in den Klagen, abenteuerlich in den Hoffnungen, verblendet in den Mitteln. Was jenen Männern und Jünglingen reine Begeisterung war, dünkt uns trübe Schwärmerei, und was sie als praktisches, leicht erreichbares Ziel erstrebten, muß uns als tolles Hirngespinnst erscheinen. Schier dünkt es uns unfaßbar, wie je trüber Phrasendunst die Quelle je reinen hehen Opfermuths werden konnte! Aber wenn wir, getränkt von der nüchternen Weisheit einer glücklicheren und geklärteren Zeit, den Stab über jene Männer, ihre Träume und Irrthümer brechen wollten, so wäre dies nicht blos sehr herzlos, sondern auch sehr unvernünftig. Es war eben die harte Kampf- und Lehrzeit des deutschen Volkes und — wer in Kanaan sitzt, dem geziemt es nicht, jener zu vergessen, die in der Wüste starben. Auch wird uns jene Epoche nur dann unverständlich erscheinen, wenn wir sie als ein Fertiges hinnehmen, ohne auf die Quelle zurückzugehen. Diese Quelle aber ist — es kann dies nicht scharf genug betont werden — die ungeheure Wandlung, welche die Befreiungskriege im Deutschen Volke hervorgebracht. Es war durch den Jammer der Fremdherrschaft und den Triumph seiner Siege kein politisch reifes, aber doch ein politisch denkendes Volk geworden und darum waren die deutschen Bundesacte nicht blos ein Verbrechen, sondern auch ein politischer Fehler. In aller Geschichte findet sich kein ähnliches Beispiel, daß die denkbar günstigsten Vorbedingungen für Begründung äußerer Macht und innerer Wohlfahrt einer Nation so schmählich ungenützt geblieben und allmählig künstlich geradezu in Hindernisse dieser Entwicklung umgestaltet werden. Selbst wenn die spärlichen Verheißungen jener Acte erfüllt

werden wären, selbſt wenn man dem Wiener Congreß nicht die Carlsbader Beſchlüſſe hätte folgen laſſen — im deutſchen Volke wäre doch immer der Groll der Enttäuſchung wach geblieben und der patriotiſche Schmerz, ſeine beſten Hoffnungen begraben zu ſehen. Wer jenen Strom politiſcher Strebungen, auf deſſen Wogen wir nun auch unſern Dichter werden dahintreiben ſehen, verfolgt, wird nie vergeſſen dürfen, daß es Strebungen von Männern waren, welche in ihrer Jünglingszeit um die Erfüllung, nicht blos ihrer Ideale, ſondern auch ihrer berechtigten Erwartungen betrogen werden, und von Jünglingen, welche in der ſchwülen, gewitterſchweren Luft eines mißvergnügten Volkes aufgewachſen.

Wie ſtark dieſe Thatſache auch betont zu werden verdient, ſo liegt doch ſelbſtverſtändlich eine nähere Betrachtung der Ereigniſſe und Stimmungen von 1815—1830 außerhalb des Rahmens dieſer Darſtellung. Nur daran ſei erinnert, daß jene Enttäuſchung zwar eine allgemeine war, ſich aber doch in verſchiedenen Landſchaften verſchieden ſtark äußerte, daß ferner im Norden mehr die Zerſplitterung, im Süden mehr die Knechtung des Vaterlandes beklagt wurde. Denn während die nördlichen Stämme aus nationaler Begeiſterung für „All-Deutſchland“ in den „heiligen Krieg“ gezogen und darum die Wiederkehr der Kleinſtaaterei als ſchneidigſte Verhöhnung ihrer Erwartungen nachfühlten, empfanden es die Süddeutſchen, welche erſt allmählig und nie in gleich ſtarker Weiſe vom nationalen Enthuſiasmus ergriffen werden, als das Bitterſte, daß der deutſche Bund ſelbſt jenes beſcheidene Maaß bürgerlicher Freiheiten geraubt, welches der Rheinbund gebracht. Und weil man dergeſtalt im Norden beklagte, daß es nicht beſſer, im Süden aber, daß

es ſchlimmer geworden, weil ferner das dynaſtiſche Gefühl in Preußen, Sachſen und Hannover naturgemäß ſtärker war, als in den, größtentheils erſt durch Napoleon in ihren gegenwärtigen Grenzen aufgerichteten Staaten des Südens, darum iſt es auch klar, warum die Oppoſition des Volkes gegen die neue Ordnung am Main und Rhein ſtärker war, als an der Elbe und Weſer, warum ſie hier mindeſtens die Erfüllung jenes vielerwähnten Artikel XIII der Bundesacte, die Gewährung einer landſtändiſchen Verfaſſung erzwang, während in Norddeutſchland auch dieſe feierliche Verheißung unerfüllt blieb. So erklärt es ſich ferner, warum die Volksbewegung in Süddeutſchland nur in den erſten Jahren nach der Reſtauration einen ausgeprägt nationalen Charakter trug, von da ab jedoch immer demokratiſcher wurde, ſo daß hier von Jahr zu Jahr mehr die Frage der Freiheit gegen jene der Einheit in den Wünſchen und Strebungen des Volkes in den Vordergrund trat.

Nirgendwo läßt ſich dieſe Entwickelung im Beſonderen deutlicher nachweiſen, als in jenem Staate, mit dem wir uns ohnehin vornehmlich beſchäftigen müſſen, dem Großherzogthum Heſſen. Sein Beherrſcher, Ludwig I. hatte ſich ſeit ſeinem Regierungsantritt (1806) vielfach als Anhänger franzöſiſchen Weſens und Vertreter eines aufgeklärten Abſolutismus erwieſen; dem Rheinbund war er ein eifriges Mitglied, und während er einerſeits die alte ſtändiſche Verfaſſung kurzweg abſchaffte, hob er andererſeits ſpontan die Leibeigenſchaft und einzelne Privilegien des Adels auf. Das ſicherte ihm eine gewiſſe Popularität, welche freilich nach 1815 raſch verflog: durch ſeine franzöſiſchen Sympathien trat er zu den nationalen, durch ſeinen Abſolutismus zu den liberalen

Bestrebungen seines Volkes im scharfen Gegensatz. Nach erſterer Richtung trat der Conflict freilich minder markant hervor, weil auch viele „Unterthanen“ franzöſiſch geſinnt waren, (vrgl. S. IX), und ging auch raſch vorbei, weil faſt nur in der Gießener Studentenſchaft ein nationaler Einheitsdrang herrſchte, welcher der Regierung des kleinen Staates gefährlich ſcheinen konnte. Nachdem ſie die Burſchenſchaft zu Gießen, welche unter Karl Follen's Führung eine Vereinigung aller Studentenſchaften, einen „chriſtlich-deutſchen Burſchenſtaat“ anſtrebte, geſprengt und den Bund der „Schwarzen“, eine formloſe Vereinigung junger Männer zu Darmſtadt, durch polizeiliche Chikane decimirt, blieb der Regierung nach dieſer Richtung kaum etwas zu thun übrig: eine „Deutſche Geſellſchaft“, welche ſich auf Arndt's Anregung im Großherzogthum gebildet, hatte ſich von ſelbſt aufgelöſt, als die nationale Begeiſterung der Befreiungskriege verblaßte. Der Freiheitsdrang hingegen ließ ſich nicht erſticken, obwohl man es nach demſelben Recept verſuchte. Wie die Rheinländer unter Görres' Führung, wie die Bürger der anderen ſüddeutſchen Länder, forderten auch die Heſſen-Darmſtädter von ihrem Fürſten die Vereinbarung eines Vertrags zwiſchen Regierung und Volk, einer Conſtitution. Ludwig I. ſträubte ſich länger dagegen, als die Fürſten von Naſſau und Würtemberg, Baden und Baiern; eine dumpfe Gährung trotzte ihm nur momentan ein Zugeſtändniß ab, welches er ſofort zurückzog, als die Gefahr vorüber war. Das weckte neuen Sturm, und als ihn der Großherzog nur damit beilegen wollte, daß er die Octroyirung einer Verfaſſung — verſprach, da verweigerte das Volk die Steuern und es kam (namentlich im Odenwald) 1819 zu blutigen Conflicten mit dem

Militär. Nun endlich (März 1820) erließ Ludwig I. ein Verfassungs-Edict mit sonderbarlichen Bestimmungen: der Regierung allein stehe das Recht der Gesetzgebung, den Kammern hingegen das Recht zu, die Steuern zu bewilligen, nicht aber sie zu verweigern!! Wieder durchbrauste ein Sturm des Hohns und der Entrüstung das Ländchen und die Kammer, welche auf Grund jenes Edicts zusammentrat, erzwang von der Regierung eine „Revision" desselben, so daß am 17. Dezember 1820 eine von Fürst und Volk anerkannte Verfassungs-Urkunde proclamirt werden konnte. Sie wurde anfangs selbst von den Liberalen mit Jubel begrüßt, später freilich, je länger sie galt, desto schärfer beurtheilt, am schärfsten von Georg Büchner, der sie geradezu „ein elend jämmerlich Ding" genannt hat (S. 278). Diese Bezeichnung mag im Munde eines Republikaners, der eine Revolution herbeiführen will, begreiflich ja berechtigt sein — wir aber werden über diese Constitution gerechter und darum günstiger urtheilen müssen. Ohne übermäßig freisinnig zu sein — so war z. B. der Wahlcensus ein relativ sehr hoher — gewährte sie doch die wichtigsten Grundlagen constitutioneller Entwicklung: die Controlle des Staatshaushalts, die Bewilligung oder Verweigerung der Steuern stand der Volksvertretung zu, die Minister waren ihr verantwortlich; die Giltigkeit der bisherigen und die Erlassung neuer Gesetze war von ihrer Zustimmung bedingt, auch war die Unabhängigkeit der Justiz, die Freiheit der Person genügend gewährleistet. Nicht im Wortlaute dieser Verfassung wird man also die Gründe zu suchen haben, warum sie in der Folge so grimmig befehdet ward, sondern einerseits darin, daß allmählig die Wünsche des Volkes weit über das von ihr gewährte Maß

der Freiheiten hinausgingen, andrerſeits jedoch darin, daß die Praxis der Theorie immer weniger entſprach. Es war ja im Grunde gleichgiltig, ob der Großherzog von Heſſen die Verfaſſung ehrlich halten wollte — er konnte nicht, wie er wollte, weil die „gemeinſame Peitſche“ des Bundestags auch über ſeinem Lande waltete und ſeine Regierung in reactionäre Bahnen zwang. Allüberall in Süddeutſchland vollzog ſich von der Begründung conſtitutioneller Formen bis zur Bewegung von 1830 mit geringen Variationen daſſelbe tragikomiſche Schauſpiel: der Fürſt ſchwankt anfänglich zwiſchen dem Druck der Reaction von Wien-Frankfurt her und dem Drucke des eigenen Gewiſſens, welches beſchworene Eide zu halten heiſcht, bis es ſich erſterem beugt; die Miniſter tanzen, hier verſchämt, dort unverſchämt, wie Metternich aufſpielt, laſſen die Mainzer Central-Unterſuchungs-Commiſſion nach Herzensluſt ſchalten und walten, reduciren durch „interpretirende Verordnungen“ die Freiheiten der Verfaſſung, wahren jedoch dabei, ſo gut es glücken will, den Schein conſtitutioneller Geſinnung; die Kammern kämpfen, hier energiſch, dort ängſtlich gegen die innere und äußere Reaction, bis ſie, durch die Erfolgloſigkeit ihrer Mühen und durch die polizeiliche Verfolgung ihrer Führer muthlos gemacht, ihren Freiſinn faſt nur noch durch übertrieben radicale, aber unpraktiſche und daher hohen Orts minder mißliebige Anträge, z. B. auf Abſchaffung des Cölibats der katholiſchen Geiſtlichkeit, Luft machen; das Volk endlich verliert nur allmählig, aber dafür um ſo gründlicher das Vertrauen in die Ehrlichkeit ſeiner Regierung, in die Nützlichkeit des Conſtitutionalismus, es empfindet bitter, daß eine ſolche Repräſentativverfaſſung nur „ein ungenießbares Schaugericht,

ein Gaukelſpiel für große Kinder" ſei, es verliert die Hoffnung, ſeine berechtigten Erwartungen jemals durch Kammerdebatten erfüllt zu ſehen. Damit iſt auch das Bild des politiſchen Lebens im Großherzogthum Heſſen während der Zwanziger Jahre gezeichnet, nur daß hier noch ein trauriger Umſtand hinzutrat, welcher die Oppoſition in der zweiten Kammer, wie den allgemeinen Mißmuth verſchärfte: die drückende Noth des Volkes. In Ober- und Rheinheſſen vereinten ſich Elementar-Ereigniſſe (Hungerjahre, Ueberſchwemmungen) mit unerträglichem Steuerdruck, um eine ſo jähe und allgemeine Verarmung herbeizuführen, daß Tauſende nach Amerika zogen, die Anderen aber, welche nicht auswandern konnten oder mochten, in dumpfer, trotziger Verzweiflung die Hände in den Schooß legten. Der Staat, ſelbſt an ewiger Finanznoth leidend, konnte nicht helfen und ſuchte den Schrei der Noth dadurch zu erſticken, daß er die Kammern nach Kräften mundtodt machte. Als durch reiche Ernten jene verzweifelte Lage der Bevölkerung etwas gelindert war, blieb doch bitterer Mißmuth in den Herzen zurück und eine, freilich mehr inſtinctive, als klar empfundene Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der bisherigen Zuſtände.

Mitten in dieſe Stimmungen brach die Kunde von der Pariſer Julirevolution, dieſem grellen Blitzſtrahl in der grauen Dämmerung, welche die „Heilige Allianz" über Europa gebreitet. Es war naturgemäß, daß dies Ereigniß, wie allüberall, ſo auch in Deutſchland die Gemüther ergriff und tief gehende Wirkung übte — jäher Kampfruf hallt weit in einer todtenſtillen Zeit und wer kaum von Freiheit zu träumen wagt, muß wie ein Schlafwandler auffahren, wenn er hört, wie ſie anderwärts durch Thaten erſiegt wird.

Gleichwohl wird man sich hüten müssen, den Einfluß jener Revolutien zu überschätzen, oder gar in ihr die einzige Quelle all' dessen zu erblicken, was nun in Deutschland folgte. Die offiziellen Beschlüsse des Bundestags und nach ihnen die reactionäre Geschichtsschreibung haben dießbezüglich eine Legende zusammengebraut, welche Jahrzehnte hindurch mit so pomphafter Sicherheit verkündet wurde, daß sie noch heute vielfach geglaubt wird: die Juli-Revolutien habe eine „Umsturzpartei" in Deutschland erweckt, welche die Aufstände in Braunschweig, Oberhessen, Sachsen u. s. w. später den Frankfurter Putsch inscenirt und nur durch die äußerste Strenge habe unschädlich gemacht werden können. Es ist nicht unseres Amtes, diese Legende eingehend zu widerlegen, wohl aber kurz an den wahren Sachverhalt zu erinnern. Nicht erst die Juli-Revolution hat eine Partei der Unzufriedenen in Deutschland geschaffen, nicht „von der Seine her kam das schleichende Gift, deutsche Treue zu vernichten", sondern jenes Ereigniß wirkte blos belebend und anregend auf alle jene Kreise, welchen die Schmach der öffentlichen Zustände auf dem Herzen lastete: sie begannen sich zu sammeln, zu klären, zu discipliniren. Aber zu einer einheitlichen Partei wuchsen sie nie zusammen, weder damals, noch in der Folge, am wenigsten zu einer Partei des „Umsturzes". An Rebellion dachten 1830 und unmittelbar darauf, wenn überhaupt, wohl nur sehr wenige und völlig einflußlose Männer unter den „Liberalen". Nicht durch ihre Bemühungen also, sondern aus localen Verhältnissen heraus leberten jene einzelnen Aufstände empor, welche im Spätherbst 1830 die Herren in Wien, Berlin und Frankfurt so sehr erschreckten. Wenn die Braunschweiger Bürger und Adeligen ihren angestammten

Herzog davonjagten, wenn die Leipziger und Dresdener Bürgersleute durch Krawalle die Entlassung des Ministers von Einsiedel erzwangen, wenn die Kasseler ihrem Kurfürsten durch ihre drohende Haltung eine Verfassung abrangen, so geschah dies nicht durch das Walten einer großen revolutionären Liga in Deutschland, sondern einzig deßhalb, weil in diesen einzelnen Landschaften besonders unleidliche Verhältnisse obwalteten, welche den Bedrückten endlich den Muth der Verzweiflung einflößten. Hätten die Weisen des Bundestags diese offenkundige Wahrheit begreifen können oder wollen, welcher Jammer wäre Deutschland erspart geblieben! Statt dessen ersannen die Herren einen großen revolutionären Geheimbund, welcher in einzelnen Putschen seine Kraft übe, ehe er die allgemeine Rebellion inscenire, und richteten gegen dies Erzeugniß ihrer Furcht oder Böswilligkeit jene berüchtigte „Protokolls-Auszugs-Notification" vom 28. November 1830, welche die Carlsbader Beschlüsse verschärft erneute. Druck erzeugt Gegendruck: nun freilich wuchs, nebenbei durch die Kunde von den französischen und polnischen Wirren aufgestachelt, die liberale Bewegung und damit die Entschiedenheit ihrer Absichten. Der Bundestag erwiderte darauf mit den sechs Ordonnanzen vom 28. Juli 1832, welche die „Anmaßung des demokratischen Geistes" durch Kerker und Bajonett bekämpften. An die Stelle der verschämten trat die offene Reaction und wirkte noch verhängnißvoller als jene: die Erbitterung mehrte sich, stumm aber stetig, und drückte endlich einem Häuflein unbesonnener und verschrobener Jünglinge die Waffen in die Hand — man kennt die Frankfurter Tragikomödie vom 3. April 1833. Der Bundestag wird oft herbe wegen jenes wüsten Hexensabbaths der Reaction

geſcholten, welchen er nach dem Frankfurter Putſch entfeſſelte, aber auch für dieſen ſelbſt tragen in letzter Linie nur die Metternich und Conſorten die Verantwortung. Denn wer die Geſchichte Deutſchlands im Beginn der dreißiger Jahre kurz characteriſiren wollte, könnte kein draſtiſcheres Gleichniß erſinnen, als das bekannte vom armen Wurm: er krümmt ſich, weil er getreten wird und wird getreten, weil er gewagt hat, ſich zu krümmen.

Dies gilt auch von der engeren Heimath Georg Büchners, nur daß hier der Wurm unter dem Druck beinahe zur Schlange wurde. Doch war im Anfang auch in Heſſen die Bewegung der Gemüther eine völlig ungefährliche: ſie richtete ſich gegen Mißbräuche der Verwaltung, gegen Uebergriffe der Regierung, keineswegs gegen Fürſt und Staat. Am 6. April 1830 war der greiſe Ludwig I. verſchieden, ihm folgte ſein Sohn, Ludwig II., bei Antritt der Regierung bereits dreiundfünzigjährig und ſchon als Erbprinz unter mannigfachen Conflicten mit den Ständen alt geworden, welche ſich nun natürlich verſchärften und acut wurden. Während das Großherzogthum, wie erwähnt, unter dem Druck unerhörter Armuth verſchmachtete, während der Pariſer Barricadenkampf dem Fürſten eine nicht leicht überhörbare Mahnung in die Ohren donnerte, forderte Ludwig II. als erſte Regierungshandlung von den Ständen die Zahlung ſeiner, ſchier durch vier Jahrzehnte aufgeſammelten Privatſchulden. Man wird wohl bei ruhiger Betrachtung das Urtheil, welches Georg Büchner 1834 über dieſe Handlungsweiſe gefällt (S. 272 ff.) zu hart finden, zugeben wird man, daß ſie geeignet war, die Oppoſition im Lande wach zu rufen und zu verbittern — dies Letztere um ſo mehr,

als die Stände gegenüber dieſen und ähnlichen Zumuthungen meiſt nur zu Worten ängſtlicher Klage, ſelten zu ablehnenden Beſchlüſſen den Muth fanden. Doch offenbarte ſich dieſe Oppoſition der Liberalen höchſtens in Petitionen an die Stände; ſie hielt ſich ſtreng auf geſetzlichem Boden und dachte nicht an Thaten. Anders die Bauernſchaft in Oberheſſen, welche, unter unerhörtem Steuerdruck dahinſiechend, im September 1830 ſich erhob und mit Prügeln und Senſen bewaffnet, die Zollſtätten, Steuerämter und Edelhöfe von Iſenburg bis Butzbach plünderte, bis Militär herbeieilte und nicht blos die Schuldigen, ſondern auch friedliche Bürger jener Bezirke maſſakrirte. Die nähere Schilderung mag an anderer Stelle (S. 286 ff) nachgeleſen werden; hier ſei nur hervorgehoben, daß die Liberalen des Großherzogthums an dieſem jähen Aufruhr armer, gepeinigter Knechte nicht die geringſte Schuld trugen und durch denſelben kaum minder überraſcht und erſchreckt wurden, als die Regierung. Wie etwa der Braunſchweiger Aufſtand durch die Perſönlichkeit des Herzogs, ſo war dieſer Tumult durch den Druck der Regierung und der Standesherren herbeigeführt worden — gleichwohl mußten für beide die Liberalen Deutſchlands büßen, für letzteren noch ganz beſonders jene des Großherzogthums. Denn Niemand nützte die oberwähnte Erneuung der Carlsbader Beſchlüſſe vom November 1830 eifriger aus, als der Günſtling und allgewaltige Miniſter Ludwig II., Freiherr du Thil, und nirgendwo äußerte ſich auch folgerichtig die Erbitterung über ſolche ungerechten und in ſo bewegter Zeit doppelt unklugen Maßregelungen des Volksgeiſtes entſchiedener, als in dieſem, von einem characterfeſten, ja ſtarrſinnigen Volksſtamm bewohnten Lande. Früher, als

in anderen deutſchen Staaten, Baden und Würtemberg ausgenommen, vertheidigten die Liberalen hier durch Zeitungen und Flugſchriften die bedrohte Verfaſſung, es regnete Adreſſen und Petitionen an die Stände und an hervorragende Patrioten, die polniſchen Emigranten wurden bei ihrem Durchzug nach Frankreich freudig unterſtützt, die Wahlen zum Landtag fielen faſt durchweg auf verfaſſungstreue Männer. Eine andere Parole aber, als die Vertheidigung der, einerſeits durch den Bundestag, andrerſeits durch du Thil's Uebergriffe bedrohten Verfaſſung curſirte auch unter den extremen Liberalen Heſſens nicht, weder offen noch heimlich. Das änderte ſich leider freilich, als mit den Juni-Ordonnanzen von 1832 die nackte, brutale Reaction ihren Einzug im Großherzogthum hielt und, nachdem ſie vorerſt an einigen mißliebigen Männern ihr Müthchen gekühlt, nun auch ohne Scheu der freien Preſſe und dem Verſammlungsrecht an's Leben griff. Unter dieſem Druck zerbröckelte die liberale Partei — ſofern eine Geſammtheit von Männern, welche blos in der Behauptung der Verfaſſung einig, im Uebrigen verſchiedenſter Ueberzeugung, durch keinerlei äußere Organiſation zuſammengehalten wurden, überhaupt den Namen einer Partei verdiente — in drei nach kurzer Zeit bereits ſcharf geſchiedenen Gruppen: die Zaghaften, die bald allen Widerſtand aufgaben, die „Conſtitutionellen", welche ſich darauf beſchränkten, in der zweiten Kammer durch ihre Führer E. E. Hoffmann und Heinrich von Gagern gegen das Willkührregiment anzukämpfen, endlich die „Demokraten", welche, an der Erſprießlichkeit des zahmen parlamentariſchen Widerſtandes für immer verzweifelnd, ſchließlich zu der Ueberzeugung kamen, daß gegen die Gewalt nur wieder Gewalt fruchten könne. Nur mit dieſer letzteren Partei

haben wir uns hier des Näheren zu beschäftigen. Es mag auch heute noch schwer sein, ein endgültiges Urtheil über sie zu formuliren; es mag schwer sein, dem Verstande dieser Männer gerecht zu werden, welche ohne eigentlichen Anhang im Volke das Volk befreien, ohne jegliche Macht die Macht ihrer Gegner gewaltsam brechen wollten — ihrem edlen, schwärmerischen, opferfreudigen Herzen aber wird man gern und leicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Fast alle Tugenden, freilich auch alle Fehler heißblütiger Jugend klebten dieser Partei an, die ja auch wirklich zum größeren Theil aus Studenten bestand, zum geringeren aus jungen Lehrern, Aerzten, Pfarrern, Advocaten u. s. w. Nur in Frankfurt und Stuttgart konnte sie auf einige ältere und einflußreiche Genossen zählen; in Oberhessen jedoch stand an ihrer Spitze, bis zur Zeit, wo Georg Büchner zeitweilig die Führung übernahm, ein Mann in bescheidener Lebensstellung, doch von seltenen Geistesgaben und stählernem Character, der Schuldirecter zu Butzbach bei Gießen, Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig. Die Geschichte nennt diesen Mann unter den Märtyrern für die Freiheit seines Volkes, und von seinen persönlichen Eigenschaften werden wir noch später zu berichten haben. Aber so viel sei hier schon erwähnt, daß er nicht etwa aus persönlichem Ehrgeiz, sondern naturgemäß als einer der Aeltesten — er war 1791 geboren — und sicherlich als der Rastloseste unter seinen Gesinnungsgenossen an ihre Spitze getreten. Auch diesem Manne, der später so tollkühne Pläne gehegt, war bis zum Sommer 1832 jede revolutionäre Idee fern geblieben, erst unter dem Druck jener verhängnißvollen Ordonnanzen keimte in ihm der Gedanke einer allgemeinen Erhebung, welche zunächst

das Centrum alles Unheils, die Bundesverſammlung in Frankfurt, ſprengen ſollte. Daß ihm dieſer Gedanke ſpontan gekommen, iſt unzweifelhaft — ob ihm zuerſt, wie ſpäter ſeine Richter meinten, iſt ziemlich gleichgültig, wenn man erwägt, daß derſelbe Gedanke faſt zu gleicher Zeit in verſchiedenen deutſchen Staaten, in beiden Heſſen, in Baden und Naſſau, und endlich in Frankfurt ſelbſt, in Männern und Jünglingen auftauchte, welche durch kein äußeres Band einer Organiſation verknüpft wurden, nur durch das innere einer gemeinſamen ſchwärmeriſchen Ueberzeugung. So war Weidig ſelbſt freudig erſtaunt, als ihm der Gedanke, den er einſam ausgebrütet, plötzlich von Anderer Lippen entgegenklang, nutzte dann aber dieſen Umſtand eifrigſt aus, indem er durch Verſammlungen, Sendboten und Rundſchreiben auch eine formelle Organiſation herbeiführen half. Die erſte Grundlage hiezu war, wie es ſcheint, bei einer feſtlichen Zuſammenkunft auf der Frankfurter Mainluſt im October 1832 gelegt worden, vielleicht auch ſchon früher, denn ein völlig genaues und getreues Bild jener Vorgänge vor dem Frankfurter Putſch wird ſich nie gewinnen laſſen. Gunſt und Haß der Parteien haben es entſtellt, von den Betheiligten ſelbſt haben ſpäter leider nur unglaubwürdige Männer ihre Erinnerungen veröffentlicht, und die von Noellner herausgegebenen Proceßacten verzeichnen widerſprechende Angaben. Dies gilt auch von dem Antheil, den Weidig an der Bewegung genommen, doch läßt ſich immerhin folgendes mit Sicherheit darüber ausſagen. Weidig warb mit raſtloſem Eifer Theilnehmer unter den Bürgersſöhnen in Oberheſſen, namentlich in Butzbach und Friedberg, er vermittelte ferner die Verbindung zwiſchen den Gießener Studenten und den

Frankfurter Häuptern der Verſchwörung, aber über die Kopfzahl der Verſchworenen und ihre Mittel in anderen Ländern war er ſelbſt im Unklaren, und glaubte Alles, was ihm Gärth und Rauſchenplath in Frankfurt bona, ſtellenweiſe auch mala fide über die revolutionäre Stimmung der Würtemberg'ſchen Armee, geworbene Polenlegionen ꝛc. verfabulirten. Selbſt jeglicher Lüge abhold, ahnte der ehrliche Mann nicht, daß Andere in dieſer „heiligen Sache" ſich und ihn täuſchen mochten. Erſt in elfter Stunde, als der Tag der Revolution bereits feſtgeſtellt war, ſtiegen ihm Bedenken auf, er eilte am letzten März nach Frankfurt, gab gewiſſenhaft an, wie viel Mann und Waffen er ſelbſt ſtellen könne, forderte aber auch gleiche Angaben über die übrigen Theilnehmer. Nun endlich geſtanden ihm die Frankfurter ein, daß man weder auf Soldaten, noch auf Polen, ſondern nur eben auf einige undisciplinirte Haufen rechnen könne. Weidig vernahm es entſetzt und bat und beſchwor nun, den Plan einer Revolution aufzugeben oder doch zu vertagen. Es war vergeblich, in bitterem Groll und Schmerz kehrte er heim. Den Zuzug der Gießener Studenten konnte er nicht hindern, aber von ſeiner Butzbacher Schaar ging keiner nach Frankfurt. Dort nahmen die Dinge inzwiſchen ihren bekannten, traurigen Lauf, am Abend des 3. April begann, am ſelben Abend endete der Aufruhr. Er war dem Bundestag wenn auch nicht rechtzeitig genug durch einen Verräther angekündigt worden, aber auch ohnedies war das Unternehmen ein todtgeborenes. Nun begann die „Vergeltung", die heſſiſchen Gerichte bekamen traurige Arbeit, und das Gefängniß zu Friedberg füllte ſich bald mit Hochverräthern. Vorerſt wurden die jungen, unvorſichtigen Gießener Studenten

(Gladbach, Schuler, Stamm, Groß u. A.) ergriffen und festgesetzt, dann einige besonders schwer compromittirte Männer, wie Apotheker Trapp aus Friedberg, Pfarrer Flick aus Petterweil u. s. w. Weidig hingegen blieb frei, ebenso seine Butzbacher Jünger. Diese auffällige Thatsache erklärt sich einerseits durch die Verschwiegenheit der Verhafteten, welche keinerlei comprimittirende Aussagen machten, andrerseits durch die Vorsicht Weidigs, welcher alle Waffen, Patronen, Papiere ꝛc. sorglich hatte wegschaffen lassen, so daß wiederholte Hausdurchsuchungen in Butzbach keinerlei Resultat ergaben. Da der Regierung bei dieser Sachlage jegliche Handhabe zu einer gerichtlichen Untersuchung gegen den mißliebigen Mann fehlte, so ließ sie ihn polizeilich verhaften und inquiriren. Das war jedoch ein so eclatanter Verfassungsbruch, daß die Kammern auf die erste Kunde scharfen und feierlichen Protest gegen solche Willkühr erhoben. Herr du Thil mußte wohl oder übel nachgeben, Weidig wurde freigelassen. Aber er blieb unter polizeilicher Aufsicht, und auch sonst mußte er nun nothgedrungen die Hände in den Schooß legen. Denn jede Aussicht auf gewaltsame Erhebung war vernichtet; im Großherzogthum, wie im übrigen Deutschland, wuchs und erstarkte die Reaction von Tag zu Tage. Als die Regierung am 2. November 1833 auch die Kammern auflöste, wurde es still im Lande. Wohl zitterte die Erregung ohnmächtigen Grolls in den Gemüthern, aber selbst die Muthigsten mußten sich eingestehen, daß nun Schweigen und Dulden für lange Zeit hinaus ihr einzig Theil bleibe.

In diesem Zeitpunkte wandte sich Georg Büchner dem Rector von Butzbach und seiner Partei zu, diese Sachlage fand er vor. Wenn wir nun wieder die Frage nach

den Beweggründen dieſes verhängnißvollen Schritts aufnehmen, ſo können wir jetzt mit Sicherheit verneinen, daß ihn äußere Umſtände gelockt. Denn was er in Straßburg nur vorgeahnt, ſtand in Gießen greifbar klar vor ihm: die revolutionäre Partei hatte keine Macht, keine Mittel, keine Pläne; Traum und Schaum waren ihre Beſtrebungen, und wer ihr ſeine Kraft weihte, weihte ſie einer verlorenen Sache. Gerade zu jener Zeit mußte dies ſelbſt ein Phantaſt begreifen, und Büchner war wahrlich kein ſolcher! Oder hoffte er, daß ſich die Menge durch kühne Vorkämpfer denn doch werde mit fortreißen laſſen? Im Gegentheil! wie er von dem Muth der Maſſen dachte, beweiſt eine Briefſtelle vom November 1833 (S. 334) — „die Leute gehen in's Feuer, wenn's von einer brennenden Punſchbowle kommt“ — der übermüthigſte Junker hätte kein ſchärferes Wort erſinnen können, als dieſer angehende Jünger der Revolution! Und ſo gibt es nur eine Erklärung für Büchner's Handlungsweiſe, ſeinen innern, ſeinen Gemüthszuſtand. Er war in Gießen durch das Zuſammenwirken jener traurigen Verhältniſſe, welche wir oben geſchildert, ſo ſchwermüthig, ſo dumpf und hoffnungslos geworden, daß er Kampf und Gefahr ſuchte, um ſich ſelbſt zu entrinnen. Was er brauchte, was er mit brennender, ſelbſtquäleriſcher Sehnſucht herbeiwünſchte, war eine Aufgabe, der er dienen, ein großer Zweck, dem er ſeine Kraft widmen konnte. Ich gehe zu Grunde, mochte er ſich in jenen düſteren Tagen ſagen, wohlan denn, ſo will ich, ſtatt an mir ſelbſt, durch Andere zu Grunde gehen, und im Kampfe für meine Ideale, im vergeblichen Kampfe für die Freiheit meines Volkes. Ein krankhaftes Mittel, eine krankhafte Gemüthsſtimmung zu überwinden — anders wird man

bei aufmerksamer Prüfung Büchners Handlungsweise nicht zu erklären vermögen. Auch Dr. Ludwig Büchner, der aus der Familien-Tradition schöpfte und sich mit den Freunden seines Bruders über diesen Punkt besprach, ist derselben Ueberzeugung — „Georg stürzte sich", schreibt er, „in die Politik, wie in einen Ausweg aus geistigen Nöthen und Schmerzen". Der Kampf „in tyrannos" sollte ihm gewähren, was ihm seine medizinischen, philosophischen und geschichtlichen Studien versagt oder gar geraubt: Aufregung, Anspannung und Bethätigung seiner Kraft. Jedes andere Motiv, nach dem man ausspähen wollte, erweist sich bei näherer Prüfung nicht stichhaltig. Was vielleicht bei einer geringeren Natur zur Erklärung ausreichen würde: daß eben leichte Gelegenheit auch Verschwörer macht, genügt nicht bei einem Menschen, wie Georg Büchner. Und ebensowenig ward er etwa durch den Einfluß überlegener Naturen in jenes Treiben hineingezogen. Es gab unter den hessischen Demokraten keinen Mann, der ihm überlegen gewesen wäre, und der beste Beweis hiefür ist, daß Büchner sie binnen kurzer Zeit sämmtlich dominirte! Nur ein Motiv wird man daneben gelten lassen müssen: dieses active Eingreifen widersprach wohl der Einsicht seines Verstandes, aber es entsprach völlig den Empfindungen seines leidenschaftlichen Herzens. Hier konnte sich sein Trotz gegen die plumpe Uebermacht bethätigen, hier sein leidenschaftliches Mitleid mit den Beladenen und Unterdrückten, hier sein großer, persönlicher Muth.

„Ein krankhaftes Mittel, eine krankhafte Gemüthsstimmung zu überwinden —" milder oder romantischer wird man gleichwohl im Wesentlichen Büchner's Handlungsweise

nicht auffassen können. Aber wer nun sein weiteres Leben verfolgt, wird zugeben müssen, daß sich diese gefährlichste Anwendung des Satzes „similia similibus“ an ihm geradezu heilkräftig erwiesen. Es waren unheimliche Geister, die er gerufen, aber sie machten seine Seele frei von dem unheimlichen Bann, der auf ihr gelastet. Wenn wir sein Eingreifen in jene politischen Strebungen ein verhängnißvolles genannt, so geschah es im Hinblick auf sein gesammtes Leben, welches hiedurch zerrissen und in regellose Bahnen getrieben wurde. Zunächst aber ward es ihm zum Segen. Wohl wurde Büchner auch als Pamphletist und Geheimbündler kein leidlich befriedigter oder gar glücklicher Mensch, wohl verließ ihn weder sein Scepticismus, noch seine düstere, fatalistische Auffassung alles Menschengeschicks, aber er begann wieder zu streben, er gewann ein Ziel, nach welchem er, seine Erschlaffung abschüttelnd, mit aller Kraft zu ringen vermochte!

Wie er dabei von Schritt zu Schritt erstarkte, wird uns eine Betrachtung seiner Thätigkeit vom November 1833 bis zum Juli 1835 lehren. Ehe wir jedoch an diese gehen, wollen wir hier vorgreifend zweier Ereignisse gedenken, welche in gleichem Sinne: klärend und befreiend, auf ihn wirkten. Es war dies die Verlautbarung seines Herzensbundes mit Minna Jaeglé und die glückliche Ueberwindung einer schweren Erkrankung.

Wer die merkwürdigen, in dieser Biographie bereits wiederholt erwähnten Briefe liest, welche Büchner vom Oktober 1833 bis zum März 1834 an Minna geschrieben, kann verfolgen, wie sich dem leidenschaftlichen Jüngling die Sehnsucht nach der Braut allmählig bis zur körperlichen

Qual steigerte. Muß man auch, wie oben angedeutet, Einiges der sentimentalen Sprache der Zeit, Anderes seinem trüben Gemüthszustand zuschreiben, es bleibt genug übrig, um uns begreifen zu lassen, daß er diese Last endlich um jeden Preis von seinem Herzen ablösen wollte: — „ich bin mir selbst schuldig," schreibt er, „einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen". Hierzu kam noch, daß ihn im Vorfrühling 1834 bedenkliche Nachrichten über das körperliche Befinden seines Mädchens erschreckten, endlich der Wunsch, für das heimliche Verlöbniß die Zustimmung der beiden Elternpaare zu erringen. Doch ging diesbezüglich die Anregung von Minna aus, sei es, daß sich ihre Empfindung gegen die Fortspinnung eines heimlichen Verhältnisses auflehnte, oder daß ihr zeitweilig um die Treue des fernen Geliebten bange werden wollte. Büchner fügte sich sofort, obwohl beide so jung waren, — er kaum Zwanzig vorbei, sie kaum Achtzehn — und die Aussicht auf Vermählung noch recht ferne lag: „Was kann ich sagen," schreibt er, „als daß ich Dich liebe; was versprechen, als was in dem Worte Liebe schon liegt, Treue? Student noch zwei Jahre; die gewisse Aussicht auf ein stürmisches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden". Die letztere Andeutung beweist, wie tief er sich bereits in jene revolutionären Bestrebungen verwickelt fühlte und schon damals jene Eventualität in Rechnung zog, die ein Jahr später wirklich eintrat: die Nothwendigkeit einer Flucht in's Ausland. Auch dieser Umstand konnte Büchners Qualitäten als Heirathscandidat nicht gerade erhöhen, gleichwohl wagte er, aus Zartgefühl, keinerlei Einrede und stellte nur zwei Bedingungen: daß er selbst seine Eltern hievon unterrichte und ferner — „Schweigen,

ſelbſt bei den nächſten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kuſſe die Kochtöpfe raſſeln hören und bei den verſchiedenen Tanten das Familienvatersgeſicht ziehen.“ Ob ihm die letztere Bedingung zugehalten worden, wiſſen wir nicht, bezüglich der erſteren geſchah ihm ſein Wunſch. In den letzten Tagen des März 1834 reiſte Büchner, ohne ſeine Familie vorher zu benachrichtigen, nach Straßburg und errang mühelos die Zuſtimmung der Eltern der Braut. Von hier aus ſchrieb er dann an ſeine Eltern und theilte den Erſtaunten ſeine Verlobung als fait accompli mit. Auch ſie weigerten ihre Einwilligung nicht, und Büchner kehrte in den erſten Apriltagen nach Darmſtadt zurück, um da die Oſterferien zuzubringen.

Hier, im elterlichen Hauſe, befiel ihn eine ſchwere Erkrankung, eine Hirnentzündung, vielleicht durch die Aufregungen der letzten Tage hervorgerufen, vielleicht auch das endliche Heraustreten jenes Krankheitsſtoffs, welcher ſich in dieſem unſeligen Winter in ihm angeſammelt. Jedenfalls überwand er die Krankheit mit Leichtigkeit und wurde darauf geſünder, als zuvor. Schon als Reconvalescent nutzte er ſeine Muße in eigenthümlicher Weiſe: er gründete unter ſeinen Darmſtädter Freunden eine geheime Geſellſchaft, nach dem Muſter jener, welche er kurz vorher in Gießen organiſirt. Dies lenkt uns zu ſeiner politiſchen Thätigkeit zurück.

. . . Unter den wenigen Menſchen, mit denen Georg Büchner ſchon während der erſten Zeit ſeines Gießener Aufenthalts verkehrte, war auch ein curioſer und abenteuerlicher Geſelle, Auguſt Becker mit Namen, ſeines Zeichens Student der Theologie. Dieſe letztere Bezeichnung bezieht ſich jedoch nur auf den zufälligen und rein äußerlichen Um-

ſtand, daß er in die Matrikeln der evangeliſch-theologiſchen Facultät zu Gießen inſcribirt war, im Uebrigen hat die Sonne ſchwerlich vorher oder nachher irgend einen Menſchen beſchienen, der ſo wenig der gebräuchlichen Vorſtellung von einem Jünger der Gottesgelahrheit entſprach, als dieſes ſeltſame Individuum. Ohne Rock, am Oberkörper nur mit einem verwaſchenen ruſſiſchen Hemde bekleidet, auf den langen, wirren, fuchsrothen Locken ein kleines, ſchwarzes Sammtbarett balancirend, in der Hand ſtets einen armsdicken Prügel — ſo ſtolzirte der „rothe Becker“ umher — ein mächtiger braunrother Bart, der die ganze Bruſt bedeckte und ein Paar wuchtige, aber unglaublich zerriſſene Kanonenſtiefel vervollſtändigten einen Aufzug, der weit eher in ein Coſtümbuch zu Schillers Räubern, als in die Gaſſen der ſtillen, ehrſamen Stadt Gießen paßte. In dieſen Gaſſen umherzugehen und ſich anſtaunen zu laſſen, war ſeine Hauptbeſchäftigung; daneben beſuchte er Wirthshäuſer, wenn ihn Bekannte einluden und die Zeche zahlten, im Colleg aber war er keinesfalls zu gewahren, nie und nimmer. Was Büchner zuerſt zu dieſem eigenthümlichen Theologen hinzog, war ſicherlich nur die Neugierde; jeder Student, der nach Gießen kam, ſuchte die Bekanntſchaft des „rothen Becker“ zu machen, wenn auch nur deßhalb, um ſpäter über ihn lachen zu können. Das that aber Büchner nicht, weil er bald an ſeinem neuen Bekannten ſeltene Eigenſchaften gewahrte. Der junge, verwilderte Rieſe hatte ſich in all ſeiner Verkommenheit einen eigenthümlichen Stolz bewahrt; er bat und bettelte nie, er wies jedes Geldgeſchenk zurück, er nahm nie an einer Mahlzeit oder Kneiperei Theil, außer wenn er ausdrücklich dazu eingeladen wurde und erwies auch die Ehre, für ihn zahlen

zu dürfen, nicht Jedem, sondern nur Jenen, die ihm zu Gesichte standen. Lieber hungerte er, und da es sich oft fügte, daß die Freunde seiner vergaßen, so hungerte er oft drei, vier Tage lang, ohne eine Miene zu verziehen, ohne durch ein Wort der Klage das Mitleid auf sich zu lenken. Das zeugte immerhin von Charakter und noch mehr ward Büchner überrascht und gefesselt, als er erkannte, daß dieser mißachtete Tagedieb nicht blos ein hochbegabter, sondern im Grunde auch ein hochgebildeter Mensch sei. Becker hatte nichts ernstlich betrieben, aber ganz erstaunlich viel gelesen und besaß so, von einem seltenen Gedächtniß unterstützt, fast in jedem Gebiet des Wissens ausreichende, in Geschichte und Literatur ausgezeichnete Kenntnisse — nur sein „Studium", die Theologie, war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Freilich mußte man ihm schon näher gekommen sein, um dies zu gewahren, im gewöhnlichen Verkehr gab er sich geflissentlich als roh und unwissend, suchte jedes edlere Gespräch durch einen schalen Witz abzuschneiden und war überhaupt ängstlich bemüht, Anderen den Eindruck eines völlig verkommenen, cynischen und bornirten Menschen zu machen. Büchner's psychologischer Scharfblick erkannte bald, daß ihm hier ein eigenthümliches Seelenräthsel entgegentrete, und was er zu dessen Lösung erfuhr, war geeignet, seine Sympathien zu erwecken. August Becker hatte, obwohl kaum zweiundzwanzig Jahre alt, bereits eine Last von Schmerzen und Demüthigungen ertragen, wie sie sich auf wenige Menschen während eines langen Lebens häuft. Der ängstlich gehütete Sohn einer frommen Pfarrersfamilie, hatte er nach dem Tode des Vaters in zartem Alter den Kampf mit dem Leben aufnehmen müssen. Jeder kärgliche Bissen,

den ihm liebloſe Verwandte reichten, war von Vorwürfen begleitet, daß er ihnen eine Laſt ſei, jede Gabe, die er über ihren Befehl von frommen Gönnern einſammeln mußte, wurde mit der Mahnung gewürzt, daß er ſich dieſer Gnade durch Hingabe an ſeinen künftigen frommen Beruf erſt werde würdig machen müſſen — kein Wunder, daß ihm dieſer Beruf früh verleidet wurde! Jede Knabenluſt ward ihm vergällt, jedes heitere Lachen verübelt — ein „Bettelſtudent" habe kein Recht, fröhlich zu ſein. Und doch betrug dieſe Unterſtützung täglich ſieben Kreuzer und mußte täglich abgeholt werden! Ein überaus empfindliches Ehrgefühl ließ ihn die Bitterkeit dieſer Lage noch peinlicher empfinden, als ſie ohnehin war; ſchon damals gewöhnte er ſich daran, lieber einen Tag zu hungern, als die Gabe abzuholen. Seine Verſuche, ſich durch Privatunterricht kleiner Kinder einiges Geld zu erwerben, mißglückten; dem ärmlich gekleideten, ſcheuen, häßlichen und noch obendrein rothhaarigen Jungen mochte ſelbſt ein Handwerker ſeine Kinder nicht anvertrauen. Dieſes unverdiente Mißtrauen weckte ſeinen Trotz, bald wollte er als das gelten, wofür man ihn hielt, einen trägen, mißrathenen Menſchen. Nachdem er das Gymnaſium beendet, hörte jegliche Unterſtützung auf; er ließ ſich als Theologe inſcribiren, weil er die täglichen ſieben Kreuzer nur unter dieſer Bedingung erhalten, zum Studium hielt er ſich nicht verpflichtet. Daß er oft und vergeblich Arbeit und Erwerb geſucht, behlte er Jedermann, er wolle nicht arbeiten! So war dieſer cyniſch-freche, jämmerlich aufgeputzte Tagedieb im Herzen ein zerknirſchter, von peinlichſter Selbſtqual gefolterter Menſch. Nachdem Büchner dies erkannt, ward ſein leidenſchaftliches Mitleid auch für dieſen Unglücklichen lebendig,

und er setzte seine ganze Energie und Ueberlegenheit daran, ihn zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuheben. Vielleicht wäre dies auch bei längerer Einflußnahme gelungen, so aber sank Becker, nachdem Büchner Gießen verlassen, rasch wieder in sein früheres Treiben zurück und hat sich sein Leben lang nicht wieder daraus emporkämpfen können — er ist nach einer Reihe seltsamster Schicksalsfügungen, wie sie kein Romanschreiber interessanter ersinnen könnte, 1871 als Penny-a-liner zu Cincinnati gestorben. Doch interessirt uns dieser merkwürdige Mensch hier nur in seinen Beziehungen zu Georg Büchner und als intimer Freund desselben. Denn auf diese Bezeichnung konnte August Becker schon nach kurzem Verkehre Anspruch machen. Es war ein eigenthümliches Verhältniß; Büchner zog Becker an sich heran, weil er Mitleid mit ihm hatte, weil ihn der geistvolle, wenn auch cynisch-wirre Mensch interessirte, und endlich gewiß nicht zum geringsten Theil deßhalb, weil ihm der Verkehr mit diesem armen Sonderling gerade in seiner damaligen Gemüthsstimmung zusagte. Becker hingegen fühlte sich durch diese Güte eines genialen, allgemein respectirten Jünglings so gehoben und dankbar verpflichtet, daß er ihm mit blindester, rückhaltloser Treue anhing. Was Büchner sprach, prägte er sich ein, wie ein Evangelium (vgl. S. 409 ff), und in der drangvollsten Zeit seines Lebens hat er mit Stolz darauf hingewiesen, daß ihm Büchner schon damals seine Beziehung zu Minna Jaeglé mitgetheilt, als diese noch für die ganze übrige Welt ein Geheimniß war (S. 418). Was Wunder, daß Becker sich verpflichtet fühlte, dem Freunde nun auch sein großes Geheimniß mitzutheilen: er sei Mitglied einer Verschwörung und stehe sogar in innigem Verkehr

mit deren Häuptern! So seltsam und abenteuerlich dies klang, so war es doch buchstäblich wahr: Becker war seit zwei Jahren in alle Bestrebungen der revolutionären Partei in Süddeutschland eingeweiht und diente ihr nach Kräften, namentlich als Courier. Wer Weidig als General dieser Armee auffaßte, mußte Becker als dessen Adjutanten gelten lassen. Der Theologe im Räuber-Costüm gab sich, so oft man es heischte, zur Beförderung schriftlicher Berichte, Flugschriften, Waffen ꝛc. her, für welche sich sonst schwerlich ein Bote bereit gefunden hätte. „An mir geht schlimmsten Falls nichts verloren", pflegte er mit Galgenhumor zu sagen.

So war der „rothe Becker" der erste Mensch, durch welchen Büchner nicht blos gerüchtweise, sondern als Gewißheit erfuhr, daß rings um ihn her das Feuer noch unter der Asche glühe, daß die revolutionäre Partei, wenn gleich decimirt und fast hoffnungslos, noch immer ihre Netze spinne. Und ebenso war es Becker, welcher die persönliche Bekanntschaft zwischen Büchner und Weidig anbahnte. Doch traf er damit anfangs bei Büchner auf Widerstand, und dieser entschloß sich erst dann zu einem Besuche im Hause des Führers, nachdem er bereits den festen Entschluß gefaßt, an den Bestrebungen der Partei theilzunehmen. Es geschah dies um Neujahr 1834, und von da ab wurde Büchner ein häufiger Gast im Rectorhause zu Butzbach. Hier hat er seine Thätigkeit begonnen, anfangs Weidigs Ideen unterstützend, später diesen zur Ausführung seiner eigenen Ideen bewegend. Anfangs fügte sich Büchner, später Weidig, überzeugt haben sie einander selten oder nie. Denn zwischen Beiden waltete ein greller Contrast, und so wird hier ein

Blick auf Charakter und Ueberzeugungen Weidigs unumgänglich sein.

„Sein Leben, wie sein Tod waren gleichermaßen ein Opfer für das Vaterland" — so hat ein hervorragender Geschichtsschreiber über Weidig geurtheilt und damit scharf den Hauptzug dieses Charakters hervorgehoben: die völlige Aufopferung aller persönlichen Interessen für eine große Idee. Um ein Beispiel ähnlicher grenzenloser, fast unheimlicher Selbstlosigkeit aufzufinden, müßte man weit zurückgreifen, in die Tage des Solon oder Aristides. Aber diese wuchsen in der freien Luft eines starken Gemeinwesens empor, geläutert und erzogen durch ein gewaltiges Pflichtgefühl Aller — Weidig hingegen in einem verrotteten Kleinstaat, als Sohn eines uneinigen, unpolitischen Volkes. Und doch opferte er nicht blos sein Vermögen, nicht blos sein Leben, sondern auch Glück und Gedeihen seiner Familie und seiner Schüler dem einen Ziel: dem Heil seines Volkes. Rechnet man hinzu, daß sein Verstand ebenso scharf war, als sein Herz zartfühlend und rücksichtsvoll, so begreift man, wie das Seelenleben dieses Mannes Freunden und Feinden ein Räthsel war, wie sich die buntesten Urtheile über ihn kreuzen und sein Bild verwirren. Dem Einen ist er ein „Verführer der Jugend", dem Anderen der „politische Luther der Deutschen", der Dritte meint, seine religiöse Schwärmerei habe ihn zum Revolutionär gemacht, der Vierte, er sei wohl im Herzen ungläubig gewesen, weil er mit der atheistischen Revolution gemeinsame Sache machte. Vielleicht ist die schlichteste Erklärung die beste: Weidig's religiöse Begeisterung war so echt, wie die politische, beide wuchsen in seinem Herzen unlöslich zusammen, beide vereint gaben ihm die Kraft seiner

unerhörten Selbstlosigkeit. Auch bei Sand war es ja nicht anders, und dieselbe Grundrichtung haben Beide aus denselben Einflüßen empfangen, aus der schwärmerischen, gottrunkenen und hochpatriotischen Stimmung der deutschen Jugend um die Zeit der Befreiungskriege. Wohl war Weidig um jene Zeit (seit 1812) bereits Conrector zu Butzbach, aber er war nicht blos ein persönlicher Freund der Brüder Follen, sondern auch begeisterter Anhänger der Gesinnungen der ersten deutschen Burschenschaft. Er war's, der jene „deutsche Gesellschaft" gründete, deren S. LXXV Erwähnung geschehen; sie wurde zersprengt, aber er fuhr fort, nach deren Grundsätzen zu leben und zu wirken. In seinem Lebenswandel ein Muster aller männlichen Tugenden, wie selbst seine erbittertsten Gegner zugestehen; von unsäglicher Herzensmilde und dabei doch voll rastloser Thatkraft, setzte er seine ganze Kraft darein, nicht blos die ihm anvertraute Jugend, sondern Jeden, auf den er Einfluß gewann, zu „ächter Teutschheit" zu erziehen. Darunter aber verstand er nicht blos Sittenstrenge und Frömmigkeit, sondern auch bedingungslose Hingabe an das Vaterland. Selten sprach er von Religion, ohne auch in die Politik hinüberzulenken, und nie von Politik, ohne seine Ueberzeugung durch Bibelstellen zu erhärten. Wenn er von der Freiheit Deutschlands sprach, so citirte er gern den Satz des Evangeliums: „Werdet nicht der Menschen Knechte, denn ihr seid theuer erkauft!" und bezüglich der Einheit pflegte er auszurufen: „Wir sind nach den Gesetzen der Natur und somit Gottes ein Volk, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen!" Diesen letzteren Spruch bezeichnete er selbst als den Grundstein seiner Ueberzeugung, höher als die Freiheitsfrage stand

ihm jene der Einheit. Auch darin erwies er sich als „Teutscher von 1816", wie in vielen anderen Stücken; sein Lieblingsdichter war Klopstock, wogegen er Goethe grimmig haßte; die französische Revolution war ihm ein Gräuel, weil sie die Vernunft als Göttin proclamirt, und der Gedanke einer Emancipation der Juden schien ihm sündhaft, weil Gott dieses Volk verstoßen. Während seine meisten Gesinnungsgenossen allmählig von jenen christlich-germanischen Principien abkamen und entweder zahme Staatsbürger wurden oder moderne Freiheitsideen acceptirten, blieb Weidig, auf das kleine Butzbach und den Verkehr mit Leuten, die er völlig beeinflußte, angewiesen, denselben unwandelbar treu. Daraus erklärt es sich auch, daß er keineswegs für eine deutsche Republik schwärmte, auch keineswegs ein Freund der Franzosen war — sein Traum war die Aufrichtung eines mächtigen Erbkaiserthums, welches Deutschland in seinen alten Grenzen (Lothringen und Burgund einbegriffen) aufrichten und, nach Italien hinübergreifend, der „Hydra des Papstthums" das Haupt zertreten sollte! Aber weil er mit allen Liberalen und Demokraten das nächste Ziel: die Aenderung der gegenwärtigen Zustände, gemeinsam hatte, so wußte er sich auch, von einer seltenen Menschenkenntniß und einer ungemeinen persönlichen Liebenswürdigkeit unterstützt, mit Allen zu vertragen. Was gegen den Bundestag und die Kleinstaaterei ging, konnte auf seine Hilfe zählen: darum unterstützte er Gärth und Rauschenplath bei ihren Vorbereitungen zum Frankfurter Putsch, darum opferte er sein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen zur Unterstützung der liberalen Presse, darum ließ er, der Mann der Revolution, sich die Mühe nicht verdrießen, bei einer Gemeinde-

wahl in Oberheſſen unermüdlich zu agitiren, auch für den zahmſten Liberalen, ſofern dieſem etwa ein Regierungscandidat gegenüber ſtand. Aber andrerſeits hielt er auch bei aller Elaſticität eiſern an ſeinen Principien feſt, nicht blos, was die Endziele betrifft, ſondern auch, ſo weit ihm die Kraft reichte, in der Auswahl der Mittel.

So fragmentariſch dieſe Charakteriſtik des merkwürdigen Mannes ſein mag — ſie läßt doch ſofort erkennen, daß zwiſchen ihm und Georg Büchner ein unverſöhnlicher Widerſtreit des Weſens und der Ueberzeugungen waltete. Wenn Auguſt Becker drei Jahre ſpäter vor dem heſſiſchen Kriminalgericht (ſeine Ausſagen finden ſich S. 409—418 zur Begründung und näheren Ausführung unſerer Darſtellung abgedruckt) ganz nebenbei meinte, daß Beide in Manchem übereingeſtimmt, ſo iſt er die nähere Detaillirung ſchuldig geblieben; was er anführt, ſind nur Gegenſätze. Wie hätte dies auch anders ſein können?! Weidig, der fromme, gottbegeiſterte Jugendbildner und Büchner, der atheiſtiſche Naturforſcher, Weidig, der fanatiſche Anhänger der mittelalterlichen Erbkaiſeridee und Büchner, der radikale Republikaner, Weidig, der Mann der chriſtlich-germaniſchen Schwärmerei und Büchner, der klare, entſchiedene, von modernſten Ideen durchtränkte Jüngling — lag nicht ſchon in Beider Weſen der Grund zu baldiger Entzweiung?! Gleichwohl hören wir nur von vorübergehenden Conflicten (vgl. S. 417), im Weſentlichen und nach Außen hin wirkten Beide einträchtig zuſammen. Was ſie einte, war ſicherlich die ſchlimme Lage der Partei und die richtige Einſicht, daß ihnen mindeſtens das nächſte Stück Wegs gemeinſam ſei, daneben aber auch der vermittelnde Einfluß einer edlen Frau,

der Gattin Weidig's. So schlecht sich, schrieb Becker 1839 an Gutzkow, Büchner mit Weidig vertragen, so entzückt sei er von dessen Frau gewesen, einem überaus herrlichen Geschöpf. „Er verlor sein natürliches Ungestüm, wenn sie dazu kam, und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört." Trotzdem bedurfte es stets der vollen Willenskraft Beider, um vereint zu bleiben, denn ein Zusammenwirken war nur dann möglich, wenn der Eine dem Anderen ein Opfer seiner Ueberzeugungen brachte. Es ist bereits erwähnt, daß anfangs Weidig, später Büchner der prävalirende Theil war, und wir haben nun die Art ihres Vorgehens näher zu beleuchten.

Bei der trostlosen Lage der Partei, welche sich wahrlich nicht um Vieles besserte, als im März 1834 die Meisten der in Friedberg Eingekerkerten wegen Mangels an Beweisen freigelassen wurden, konnte man über die nächste Aufgabe nicht im Zweifel sein. An ein erneutes Losschlagen war nicht zu denken, es galt für Jahre hinaus nur, die Gesinnungsgenossen fester zusammenzuschließen und ihre Zahl zu vermehren. Das Erstere mußte durch irgend eine äußere Organisation, das Letztere durch persönlichen Einfluß und Verbreitung von Flugschriften angestrebt werden. So weit waren auch Büchner und Weidig einig, nicht aber über die Ausführung: die Form jener engeren Organisation, den Inhalt der zu verbreitenden Flugschriften. Beide wollten das Beste, aber Jeder aus seinem Wesen heraus und so wollten Beide Verschiedenes.

Daß der bisherige Zusammenhang der Partei ein lockerer und ungenügender gewesen, war unbestreitbar. Alles war dem „Eifer der Einzelnen", d. h. dem Zufall überlassen,

und man glaubte schon sehr planmäßig gehandelt zu haben, wenn man in jedem größeren Orte einen leidlich angesehenen Mann gewann, der als Agent diente. Diesem Manne fiel dann die Werbung neuer Genossen, die Erhebung der Partei-Steuern zu, wie andernseits im Falle des Bedarfs an ihn Waffen oder Gelder gesendet wurden. So war die erste Vorbedingung dieser primitiven Organisation ein kindliches Vertrauen in die selbstlose Biederkeit ihrer Mitglieder, während doch jede Partei des Umsturzes erfahrungsmäßig auf den Anschluß anrüchiger, gescheiterter und verzweifelter Existenzen gefaßt sein muß. Aber auch hievon abgesehen, erfüllte sie ihre Zwecke schlecht oder gar nicht. Selbst die Häupter waren über die Stärke der Partei nie verläßlich unterrichtet, noch minder über ihre Stimmung, denn die Agenten warben an verschiedenen Orten Leute sehr verschiedener Art und bearbeiteten sie in jenem Sinne, der ihnen persönlich zunächst genehm war. So kam es auch, daß nur die nächsten Parteigenossen einander kannten und völlig übereinstimmten, daß ferner im Falle der Noth die ausgegebene Parole nur langsam verbreitet werden konnte und der Gefahr verschiedener Auslegung ausgesetzt war! Noch schlimmer stand es um die Organisation nach Oben, um die Fühlung, in welcher die hessischen Demokraten mit der übrigen Partei in Süddeutschland stand. Nur ganz im Allgemeinen waren sie davon unterrichtet, daß sich das Netz ähnlicher Verbindungen auch über Kurhessen, Baden, Nassau und Württemberg erstreckte; über Anzahl und Macht dieser Parteigenossen cursirten nur unverbürgte Gerüchte, welche dieselbe bald abenteuerlich stark ausmalten, bald als ganz bedeutungslos hinstellten. Wohl waren in Frankfurt mehrere radicale Advocaten, Lehrer

und Bürger zu einem Verein „Männerbund“ genannt, zusammengetreten, welcher dazu bestimmt war, den revolutionären Bestrebungen in Süddeutschland als Centrum zu dienen und dieselben zugleich in Fühlung mit den gleichen Bestrebungen in Frankreich und der Schweiz zu bringen, aber der Einfluß dieses Vereins hatte sich bisher wenig fühlbar gemacht, nur in einigen Weisungen, denen man nach den localen Verhältnissen unmöglich nachkommen konnte. Kurz, es fehlte gleichermaßen an einer einheitlichen Führung, wie an einem Zusammenschluß der Einzelnen, und so wird man es begreiflich finden, wie Büchner sofort die Frage der Organisation als die wichtigste erkannte und mit aller Energie auf Abhilfe drang. Zunächst, betonte er, bedürfe es der Arbeit im eigenen Lande, denn wie wichtig auch die Organisation nach oben sei, so vermöge doch die hessische Partei eine solche nicht aus eigener Kraft zu schaffen und müsse nur ihr Theil dazu beitragen, den „Männerbund“ zum factischen Mittelpunkt zu erheben. Nach unten jedoch gebe es keine Entschuldigung, keinen Vorwand für längere Säumniß und Halbheit, denn eine ernste Wirksamkeit sei überhaupt erst dann möglich, wenn man die Kräfte der Partei genau kenne und über sie zu verfügen vermöge, wie über einen wohlgeordneten Mechanismus. Als Grundlage der Organisation beantragte er daher die Schaffung von Ortsvereinen mit gleichem Statut, Namen und Wirkungskreis. Ueberall da, schlug er vor, wo mindestens drei verläßliche Parteigenossen wohnen, treten sie zu einem geheimen Verein, „Gesellschaft der Menschenrechte“ genannt, zusammen, welcher den Zweck hat, erstens die Mitglieder in der Treue für die Prinzipien der Partei zu bestärken und ihnen Ge-

legenheit zu heimlicher Waffenübung zu gewähren, zweitens, neue Mitglieder zu werben, drittens, alle Befehle der Parteileitung, mögen sie nun Vertheilung von Flugschriften oder Beisteuer an Geld oder endlich als letztes Ziel die Revolution betreffen, pünktlich auszuführen. Die Parteileitung besteht aus zuverlässigen Männern, welche in einer größeren Stadt des Landes ihren Sitz haben, unter zeitweiliger Beiziehung von Deputirten der einzelnen Vereine, und hat die doppelte Aufgabe, einerseits alle auf das eigene Land bezüglichen Anordnungen zu treffen, andrerseits mit dem „Männerbund" zu communiciren. Als Statut endlich schlug Büchner einen kurzen, bündigen Satz vor, welcher jedes Mitglied und jeden Verein für die Revolution und als deren Endziel für die Republik verpflichtete. Wie immer man diesen Plan beurtheilen mag, die energische Thatkraft seines Schöpfers leuchtet überall hervor, und mit derselben Energie setzte sich Büchner für die Annahme ein. Aber er fand vielfachen Widerstand, den entschiedensten von Weidig. Die bisherige Organisation, meinte dieser, zeige allerdings in der Praxis große Mängel, welche sich indeß durch sorgliche Wahl der Agenten, durch häufige Rundreisen der Führer beheben ließen, an dem Prinzip aber müsse man festhalten, weil es einen unschätzbaren Vortheil biete: möglichst geringe Gefahr der Entdeckung. Je mehr Vereine und Formen, desto stärker die Eventualität, der Polizei verrathen zu werden. Auch sei Büchner's Plan deßhalb verwerflich, weil er die Partei der Mithülfe vieler wackerer, allerdings nicht radical, sondern constitutionell gesinnter Männer beraube, welche sich bisher durch Geldspenden und Verbreitung der Flugschriften hilfreich erwiesen, nun aber, wenn man ihnen den Eintritt in eine

geheime Gesellschaft zumuthe, sicherlich befremdet zurücktreten würden. Darauf wandte Büchner mit einiger Berechtigung ein: er vermöge nicht einzusehen, warum bei Vereinen, welche ihre Mitglieder auf das Statut vereideten, größere Gefahr der Entdeckung walte, als bei einem formlosen Zusammenwirken verschiedener Charaktere, daß ja ferner sein Plan gerade darauf ausgehe, die unbedingt Verläßlichen von den „Halben, Lahmen und Zahmen" zu scheiden. Wolle man aber auch ferner die Hilfe der „Constitutionellen", von der er allerdings nicht viel halte, in Anspruch nehmen, so könne dies ja in der bisherigen Weise geschehen, auch wenn die Radikalen vereint zusammenständen! Doch erwiesen sich diese Gründe ebenso vergeblich, als die Entrüstung, in welche Büchner nun gerieth — Weidig konnte nicht nachgeben, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er selbst keineswegs für die Republik war, also auch — er, der Führer! — das gemeinsame Statut nicht hätte beeiden können! Doch verschwieg er dies persönliche Motiv und schützte nur immer seine praktische Erfahrung vor. Das mochte Büchner durchschaut haben, es kam zu peinlichen Erörterungen, und ein gänzlicher Bruch blieb nur mit Mühe vermieden. Doch gab Büchner seinen Kampf nicht auf, gestählt durch die Zustimmung, welche sein Plan bei den meisten anderen Parteigenossen fand. Endlich konnte sich auch Weidig der herrschenden Strömmug nicht länger entgegensetzen und es kam zu einem Compromiß: er könne, erklärte er, die Nützlichkeit solcher geheimen Gesellschaften nicht einsehen und werde sich daher jedes Zuthuns enthalten — welle aber Büchner die Sache versuchen, so werde er nicht entgegenwirken. Nun ging dieser rasch an's Werk und gründete binnen wenigen

Wochen zwei Gesellschaften nach seinem Plane. Zunächst freilich mußte er eine sonderbare Erfahrung machen. Er war theils durch Becker's und Weidig's Vermittelung, theils durch seine Beziehungen vom Darmstädter Gymnasium her, in näheren Verkehr mit Mitgliedern einer Burschenschaft getreten, welche kurz vorher, in Ausführung der Stuttgarter Burschenschaftsbeschlüsse vom Dezember 1832 organisirt, bis auf kleine Aeußerlichkeiten recht wohl als revolutionärer Clubb jener Art gelten konnte, wie sie Büchner zu gründen gedachte. Darum schlug dieser den Mitgliedern vor, die Burschenschaft in eine „Gesellschaft" umzuwandeln, sein Statut zu acceptiren und auch Nichtstudenten den Eintritt zu gestatten. Bezüglich der beiden ersten Punkte traf er auf keinen, bezüglich des letzten auf unbesiegbaren Widerstand, an dem auch das Project scheiterte. Dieselben Jünglinge, welche für radicalste Gleichberechtigung, ja für eine communistische Republik schwärmten, wiesen wie eine Schmach die Zumuthung zurück, mit ehrlichen Handwerksleuten an einem Tische zu berathen! Büchner's Denkweise in diesem Punkte haben wir bereits früher (S. LXIX) kennen gelernt; er handelte darnach, indem er den ihm angebotenen Eintritt in die Burschenschaft schroff ablehnte und in Gießen eine „Gesellschaft" gründete, welche sich aus Studenten und Bürgern recrutirte. Es geschah dies im März 1834. Ihre Zahl stieg schon in den nächsten Wochen auf etwa zwanzig Mitglieder, von denen hier neben Büchner und Becker noch die Studenten Gustav Clemm, Hermann Trapp, Karl Minnigerode, Ludwig Becker, F. J. Schütz, die Küfermeister G. M. Faber und David Schneider genannt sein mögen. Im nächsten Monat gründete er dann, wie bereits erwähnt, eine ähnliche

„Gesellschaft der Menschenrechte" in seiner Heimathsstadt. Die Mitglieder waren meist junge Darmstädter Bürgerssöhne, darunter Rievergelter, der später als Wirth in Amerika lebte, Kahlert, der 1848 in Texas starb, Koch, der als Opfer der Reaction im Darmstädter Gefängniß endete u. m. A. Beide Gesellschaften blühten kräftig auf, und es war nur ein äußerlicher, zwingender Grund, welcher Büchner verhinderte, auch anderwärts solche Vereine zu gründen. Doch hievon später!

Wie bezüglich der Organisation der Partei, so äußerte sich auch der Gegensatz zwischen Weidig und Büchner bezüglich der Agitations-Mittel. Daß man durch Flugschriften neue Anhänger suchen müsse, stand Beiden fest, aber in welchen Schichten der Bevölkerung? — schon diese Frage mußte ihren prinzipiellen Widerstreit erwecken. Weidig hatte bereits im October, November und December 1833 je ein Flugblatt „Leuchter und Beleuchter für Hessen oder der Hessen Nothwehr" herausgegeben, welche, insgesammt vom constitutionellen Standpunkte, aber in besonders scharfem Tone geschrieben, die reactionären Maßregeln des Bundestags und der Großherzoglichen Regierung bekämpften, ferner einzelne Beamte, welche ihren Verfassungs-Eid gebrochen, an den Pranger stellten, endlich das Volk mahnten, der Kammer-Opposition in ihrem Kampfe für die Verfassung treu zur Seite zu stehen. In derselben Richtung, nur in gesteigertem Tone fuhr Weidig fort, als er in einem vierten Blatte des „Leuchters ꝛc." (im Januar 1834) die verfassungswidrige Auflösung des Landtags von 1833 bekämpfte — dieselbe Richtung empfahl er auch fernerhin einzuhalten. Wohl stehe er selbst, erklärte er, keineswegs mehr auf diesem Stand-

punkte, wohl ſcheine ihm, für ſeine Perſon, die Kammer-Oppoſition nicht ſehr verehrungswürdig, wohl komme ihm ſogar die Auflöſung des Landtags ſehr gelegen, weil ſie die Erbitterung der Gemüther erhöhe, dennoch ſei der Standpunkt der conſtitutionellen Partei für die Flugſchriften der einzig mögliche, weil nur dieſe politiſche Schriften leſe, weil man nur aus ihren Reihen Verſtärkung für die demokratiſch-revolutionäre Partei erhoffen dürfe. Denn das eigentliche Volk, der Bauern- und Arbeiterſtand, leſe außer der Bibel keine Zeile und kümmere ſich auch gar nicht um die öffentlichen Angelegenheiten. Das Letztere mußte Büchner zugeben, aber er zog andere Folgerungen daraus. Wir wiſſen, meinte er, daß ſich durch Kammer-Debatten unſer Ziel, die deutſche Republik nie und nimmer erreichen läßt, das einzige Mittel hiezu iſt die Revolution. Daß wir die Conſtitutionellen jemals hiefür gewinnen könnten, iſt ein thörichter Traum; liberale Edelleute, wie Heinrich von Gagern und reiche Bürger, wie E. E. Hoffmann, ſind höchſtens für gemäßigten Fortſchritt, nie und nimmer für eine radicale Umwälzung, weil dieſe, wie ſie befürchten, auch ihre eigenen Titel und Beſitzthümer hinwegfegen könnte. Angenommen aber, daß das Unmögliche möglich, daß die Liberalen Revolutionäre würden — was wäre damit erreicht? Nichts, gar nichts! Die Frage der Revolution iſt eine Machtfrage; wenn wir den Bajonetten der Fürſten nicht eine überlegene Gewalt entgegenſtellen können, ſo müſſen wir trotz aller Heiligkeit und Gerechtigkeit unſerer Principien kläglich unterliegen. Es gilt alſo, eine Armee der Freiheit zu recrutiren, und dies kann einzig durch Herbeiziehung der großen Maſſen geſchehen. Es iſt allerdings richtig, daß ſie ſich bisher für politiſche

Fragen und Flugschriften wenig interessirt, aber der Grund hiefür ist leicht zu finden. Was soll dem Arbeiter, der kein Wahlrecht hat, die Aufforderung nur Liberale zu wählen, was dem Bauer, der unter dem Druck der Noth erliegt und weder Zeit, noch Geld, noch Verständniß für Zeitungen hat, die Einladung zum Eintritt in den Preßverein?! Steigt zu diesen armen Leuten herab, redet zu ihnen in ihrer Sprache, von ihren Interessen, und sie werden Euch verstehen! Diese Interessen sind die materiellen: der Druck der Geld- und Blutsteuer, die Noth, die Rechtlosigkeit! Sprecht dem Bauer nicht von der Verfassung — sie hat für ihn keinen Werth! — nicht von Preßfreiheit — er versteht sie nicht! — sprecht ihm von seinem Elend, welches ihn vor vier Jahren zur Sense und Keule greifen ließ, und er wird Euch folgen und sich wieder gegen seinen Dränger erheben, aber dießmal siegreich, weil mit Waffen ausgerüstet und vernünftig geführt! . . . Dies in möglichster Kürze und logisch geordnet Büchner's Gedankengang; in breiterer Ausführung, zum Theil mit Büchner's eigenen Worten, findet er sich in den Geständnissen Becker's vor dem hessischen Gericht, welche der Anhang bringt. Wer sie im Zusammenhang mit dem Vorstehenden liest, wird sofort erkennen, daß Büchner da nicht blos ein neues Programm für die Flugschriften in Hessen entwickelte, sondern für die gesammte demokratische Bewegung in Deutschland. Dieselbe hatte sich bis dahin in politischen Theorien bewegt, Büchner mahnte sie an die materiellen Interessen und predigte den Bund der politischen mit der socialen Revolution. Das war ein völlig neuer, unerhört kühner Gedanke von größter Tragweite — kein Wunder, daß er zuerst Alle verblüffte,

dann die jüngeren Parteigenossen zu begeisterter Zustimmung hinriß, den älteren aber große Bedenken und dem bisherigen Führer, Weidig, sogar Abscheu einflößte. Das war ja der leibhaftige Jakobinismus, den er so ängstlich haßte — was sollte, wenn solche Prinzipien durchdrangen, aus seinem Traum von einem Protestantischen Kaiserthum werden?! So widersetzte er sich denn auf's Aeußerste, viel heftiger und energischer, als in der Organisations-Frage, aber es ist ein schlagender Beweis für den überwiegenden Einfluß, den sich Büchner binnen kurzer Zeit zu erringen gewußt, daß Weidig auch in dieser wichtigeren Frage nachgeben und noch ganz anders nachgeben mußte, wie früher! Wieder kam es zu einem Compromiß: Weidig sollte in seinen Flugschriften auch fernerhin auf die Constitutionellen zu wirken suchen, Büchner hingegen in den seinigen auf die große Masse; aber diesmal verpflichteten sich Beide zu gegenseitiger Unterstützung bezüglich Druck und Verbreitung. In Ausführung dieser Vereinbarung ließ Weidig noch ein fünftes Blatt des „Leuchters" erscheinen, ferner einige Aufrufe an die hessischen Wahlmänner, an die hessischen Stände u. s. w., Büchner hingegen eine einzige Flugschrift, für welche er den von Weidig vorgeschlagenen Titel „der Hessische Landbote" acceptirte.

Dieses merkwürdige Pamphlet, auf welches man nicht allzu hyperbolisch das Wort Lessings über Leisewitz und sein Drama: „Ein Stück — aber ein Löwe!" anwenden könnte, findet sich in der vorliegenden Ausgabe zum ersten Male den Werken Büchner's vollinhaltlich eingefügt, und was zur Textrecension, sowie zur Erläuterung einzelner Stellen zu sagen war, haben wir S. 282 ff. zusammengetragen. Hier aber wird uns die Pflicht, die Details seiner Entstehung zu

verzeichnen, ferner seinen Werth für diese Biographie als Quelle zur Erkenntniß von Büchner's Charakter und Gesinnung festzustellen, endlich zu prüfen, welche literarische und insbesondere welche historische Bedeutung ihm zuzuschreiben ist. Schon der Umstand, daß zwar jedes Geschichtswerk über jene Zeit den „Hessischen Landboten" eingehend, aber keines völlig wahrheitsgetreu behandelt, wird diese Ausführlichkeit rechtfertigen.

Die Flugschrift entstand, wie aus Röllner's Actenwerke hervorgeht, Ende März 1834, also nach Begründung der Gießener „Gesellschaft der Menschenrechte" und vor Büchner's Reise nach Straßburg. Um den Plan wußte Niemand, auch Weidig, von dem Büchner hiezu eine Statistik des Großherzogthums entlieh, erfuhr nur nebenbei, daß dieser „etwas schreiben wolle". Doch kam die Schrift unmittelbar nach ihrer Vollendung in einer der ersten Sitzungen jener Gesellschaft zur Verlesung, wurde eifrig debattirt und fand großen Beifall. An Weidig aber und zur Berathung im Butzbacher Conventikel gelangte sie erst Anfang Mai — Becker war es, der Büchner's räthselhafte Zeichen (seine Handschrift war jederzeit, auch schon im Gymnasium, unglaublich schlecht und häßlich) leserlich umschrieb und Weidig überbrachte. Erst nachdem sich dieser entschieden geweigert, den Druck zu besorgen, kam es zu jenem obenerwähnten Kampf und Compromiß. Weidig fügte sich und schlug nur vor, durch einige Zusätze religiöser Färbung die politisch-socialen Excurse der großen Masse mundgerecht zu machen. Das schien ein glücklicher Gedanke und Büchner willigte sofort darein, Weidig nach dieser Richtung freie Hand zu lassen. Doch nützte dieser die Gelegenheit auch zu sonstigen Streichungen und

Zuſätzen, ſo daß Büchner als er Anfangs Juni mit ſeinem treuen Freunde Schütz, dem einzigen Mitgliede der Gießener Burſchenſchaft, welches auch ſeiner „Geſellſchaft" beigetreten, in Butzbach erſchien, um die Schrift abzuholen, höchſt unliebſam überraſcht war. Auch ließ er es an heftigen Proteſten nicht fehlen, mußte aber ſchließlich doch nachgeben, um den Druck der Schrift nicht länger zu verzögern. Denn Weidig hatte ſich vorſichtiger Weiſe von dem Frankfurter „Männerbund" die Autoriſation erwirkt, daß nur ſolche Schriften aus Heſſen, welche er empfahl, in der von dieſem Vereine eingerichteten Officin zu Offenbach gedruckt werden ſollten. Erſt nachdem Büchner zugeſichert, alle Aenderungen Weidig's gelten zu laſſen, gab dieſer jene Empfehlung und die beiden Studenten brachten das Manuſcript ſelbſt nach Offenbach. Da jedoch die Druckerei, welche im Keller eines abgelegenen Hauſes an der Straße nach Sachſenhauſen untergebracht war, nur über ungeübte Arbeiter verfügte, die obendrein aus Furcht vor der Polizei nur Nachts arbeiteten, ſo dauerte die Herſtellung der kleinen, nur acht Octavſeiten umfaſſenden Broſchüre an vier Wochen. Erſt im Juli 1834 erhielt Büchner die erſten fertigen Exemplare. Schütz und Minnigerode hatten ſie aus Offenbach abgeholt und nach Butzbach gebracht.

Die Broſchüre mag ihrem Verfaſſer, was Ausſtattung und Correctheit betrifft, geringe Freude gemacht haben, (vgl. S. 281) wichtiger iſt, daß er ſie wegen der Veränderungen Weidig's gar nicht mehr als ſein Werk anerkennen wollte. Weidig habe ihm, klagte er ſeinem treuen Becker, „gerade das, worauf er das meiſte Gewicht gelegt, und wodurch alles Andere gleichſam legitimirt werde, durchgeſtrichen". Da die urſprüngliche Faſſung nicht mehr erhalten iſt, ſo müſſen wir

uns begnügen, dieſe Klage zu verzeichnen, ohne ihre Berechtigung prüfen zu können. Doch gibt auch Becker an, daß jene Veränderungen tief einſchneidende geweſen: „Die Druckſchrift unterſcheidet ſich vom Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der „Reichen" die „Vornehmen" geſetzt ſind, und daß das, was gegen die ſogenannte liberale Partei geſagt war, weggelaſſen und mit Anderem, was ſich blos auf die Wirkſamkeit der conſtitutionellen Verfaſſung bezieht, erſetzt worden iſt, wodurch denn der Charakter der Schrift noch gehäſſiger geworden iſt." Das Büchner'ſche Manuſcript, meint er, ſei eigentlich „eine ſchwärmeriſche Predigt gegen den Mammon" geweſen. Als Stellen, die von Weidig herrühren, bezeichnet er den „Vorbericht" und den Schluß, ſowie die bibliſchen Citate. Auch ohne dieſe äußere Beglaubigung würde es Jedermann klar werden, daß der Atheiſt Büchner jene gotttrunkenen Sätze unmöglich geſchrieben haben kann, wie ihm auch ſolche Bibelfeſtigkeit nicht zu Gebote ſtand. Ebenſo wird aus inneren Gründen Niemand den unerfahrenen Studenten für den Verfaſſer jener praktiſchen, ſogar ein wenig jeſuitiſchen Rathſchläge halten, welche der „Vorbericht" enthält. Da eine Ausſcheidung all dieſer Zuſätze Weidig's beim Abdruck nicht möglich war, ohne den Zuſammenhang der Schrift zu zerreißen, ſo findet ſich mindeſtens S. 285 ff. ein möglichſt genaues Verzeichniß derſelben beigegeben, welches man bei der Lectüre berückſichtigen wolle. Wer dies thut und ſich jene Angaben Becker's in's Gedächtniß ruft, wird wohl mit uns zu dem Reſultate kommen: zwar laborirt die Druckſchrift an dem unvermittelten Contraſt jener religiös-ſchwärmeriſchen mit den ſcharfen, nüchternen, durch Zahlen belegten Stellen, zwar mag ferner

Weidig vielleicht just das Schärfste gestrichen haben, gleichwohl ist der „Hessische Landbote" ein treuer Spiegel der Gesinnungen seines ursprünglichen Verfassers und war trotz aller Veränderungen doch einzig jener Tendenz zu dienen geeignet, welche Büchner im Gegensatz zu Weidig verfolgte.

Diese Tendenz ist — wir wollen das bezeichnende Wort nicht missen und werden einem naheliegendem Mißverständniß später vorbeugen — eine social-demokratische. „Steigt zu den Armen herab, redet zu ihnen in ihrer Sprache von ihren materiellen Interessen —" in Ausführung dieses Gedankens ist das Pamphlet geschrieben. Noch präciser drückt sich Büchner's Absicht in seinen eigenen, von Becker überlieferten Worten aus: „Man muß den Bauern zeigen und vorrechnen, daß sie einem Staate angehören, dessen Lasten sie größtentheils tragen müssen, während Andere den Vortheil davon beziehen!" Damit ist Inhalt und Aufbau der Flugschrift auf das Genaueste charakterisirt. Sie beginnt — wir sehen hier selbstverständlich von Weidig's Zusätzen völlig ab — mit einer kurzen, drastischen Vergleichung zwischen dem Leben der Reichen und der Armen, ersteres „ein langer Sonntag", letzteres „ein langer Werktag". Dann werden die Steuern, sechs Millionen Gulden, detaillirt aufgerechnet und mit der relativ geringen Zahl der Bewohner, 700,000 Seelen, in wirksamen Gegensatz gebracht. Diese Steuern nun erhebe man „für den Staat". Was aber sei der „Staat"? Nicht etwa Selbstzweck, sondern eine Vereinigung Aller zu Aller Wohl. Zu Aller Wohl müßten also auch die Steuern verwendet werden, was aber nicht geschehe. Der Beweis hiefür wird in der Weise erbracht, daß nun

der Etat jedes einzelnen Ministeriums aufgezählt und dann untersucht wird, welche Früchte das Volk daraus ziehe. So werden nacheinander das Justiz-, Finanz- und Kriegswesen der schärfsten Kritik unterworfen. Noch grimmiger sind die Erwägungen, welche den Posten „Civilliste" erläutern, sie sind eine Phillippika gegen das monarchische Prinzip überhaupt, wie jene zum Posten „Ausgaben für die Landstände" eine Phillippika gegen das constitutionelle Prinzip. Damit ist die Kritik alles Bestehenden beendet, seine Schädlichkeit und Abscheulichkeit, im besten Falle seine Nutzlosigkeit nachgewiesen. Daran reiht sich der positive Theil der Schrift. Aus mehreren historischen Thatsachen, der Revolution von 1789, dem Sturze Napoleons, den Pariser Julitagen, wird der Schluß gezogen, daß die Volkskraft und der Volkswille überall stark genug gewesen, unleidlichen Zuständen ein jähes Ende zu machen. Auch in Deutschland werde eine Erhebung Aller zu einer freien und menschenwürdigen Staatsordnung führen. Dann wird die Nothwendigkeit dieser Erhebung betont und die Macht der Regierungen als eine geringe, leicht zu überwältigende geschildert. Die Schrift endet in ihrer vorliegenden Form mit religiös-schwärmerischen Verheißungen, bei Büchner mag sie mit einem directen Appell zur Revolution geschlossen haben.

Wir haben dies Gerippe des Pamphlets bloßgelegt, weil es dem flüchtigen Blick durch Weidig's Zusätze oft verdeckt wird — dem aufmerksamen Leser wird ohnedies sofort die klare, strenglogische Structur ersichtlich sein. Schon diese Eigenschaft unterscheidet den „Landboten" auf das Schärfste von den meisten Flugschriften gleichen oder ähnlichen Inhalts. Hier declamirt kein unklarer Fanatismus in verworrenen

Phrasen, sondern ein scharfer, kluger Verstand stellt Zahlen und Thatsachen nach einem wohlberechneten Plane zusammen, um einen bestimmten Effect zu erzielen. Eine Schrift in welcher eine edle, freie Seele ihre tiefsten, besten Gedanken und Empfindungen ausströmt, mit der einzigen Absicht, Gleichgesinnte zu stählen oder Kältere zu gleicher Gluth zu erwärmen, eine Schrift, in welcher nur sittliche Wahrheit und Würde waltet, eine Schrift endlich, die keine Behauptung, keine Folgerung, keine Phrase enthält, an welche der Autor nicht selbst geglaubt hätte — eine solche Schrift ist der „Landbote" nicht und wer ihn so charakterisirt, hat ihn nicht gelesen oder aus falscher Pietät für den Verfasser gegen sein eigenes besseres Wissen gesündigt — ein Drittes ist undenkbar. Denn der Charakter des „Landboten" liegt klar zu Tage: ein Pamphlet, welches nur solche Thatsachen anführt, die zur Erreichung einer bestimmten Absicht dienlich sind, andere Thatsachen, welche dieser Absicht entgegenstehen könnten, verschweigt oder entstellt, und endlich auch Behauptungen aufstellt, für welche der Autor die ernstliche Verantwortung nicht übernehmen könnte — kurz, ein Pamphlet von so entschieden tendenziösem Charakter, wie deren unsere Literatur nur wenige zu verzeichnen hat. Der Beweis hiefür wird durch wenige Hinweise erbracht sein. Konnte es Büchner's Ueberzeugung sein, wenn er den Ertrag der Staatsgüter (anderthalb Millionen, also ein Viertheil aller Einkünfte) gleichfalls in die „Steuerlast", den „Blutzehnten" einbezog? wenn er von der hessischen Justiz sagte: „Unbestechlich ist sie, weil sie sich gerade theuer genug bezahlen läßt, um keine Bestechung zu brauchen!" wenn er den Posten „Pensionen" mit den Worten commentirte: „Dafür werden

die Beamten auf's Polſter gelegt, wenn ſie eine gewiſſe Zeit dem Staate treu gedient haben, d. h. wenn ſie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schinderei geweſen, die man Ordnung und Geſetz heißt?!" Büchner wußte, daß der Ertrag von Domänen keine „Steuer" iſt, daß auf dem heſſiſchen Richterſtande nicht wegen, ſondern trotz ſeiner überaus ſchlechten Beſoldung kein Makel der Beſtechlichkeit hafte, daß endlich Verſorgung alter Staatsdiener eine Pflicht ſei, der ſich kein Staatsweſen, alſo auch nicht die Republik, entziehen könne! Aber er fand dieſe Behauptungen erſprießlich für die Tendenz, alles Beſtehende als ſchlecht und verächtlich hinzuſtellen, und um dieſer Tendenz willen ſind auch einige Poſten des Staats-Etats nicht angeführt, z. B. jener für Cultus und Unterricht. Es ſchien uns nothwendig dies hervorzuheben, aber ebenſo entſchieden müſſen wir betonen, daß Büchner dem Staate von 1834 im Ganzen und Großen kein Unrecht gethan hat! Was er z. B. mit Ausnahme jener einzigen unbegründeten Anſchuldigung über die heſſiſche Juſtiz ſagt, iſt Alles wahr und unbeſtreitbar. Verwaltung und Gerichtspflege unter ein Miniſterium geſtellt, Polizei und Juſtiz in einer Hand — ſchon dies war ein unleidlicher Zuſtand und naturgemäß die Quelle größter Mißbräuche. Dazu die Rechtspflege theuer, langſam und ſchwerfällig, die Gerichtstaxen faſt unerſchwinglich und als Geſetz „ein Wuſt von Beſtimmungen, zuſammengeleſen aus Fragmenten einer fremden, an Sitten, Rechtsbegriffen und Staatsverfaſſung ſehr verſchiedenen Nation, dabei aus der Periode des tiefſten Verfalls derſelben" — ſo hat nicht etwa ein Revolutionär, ſondern ein loyaler Großherzoglich heſſiſcher Hof-Gerichts-Rath (Röllner) das damals im Lande geltende,

auf das römische Recht basirte „Gemeine Recht“ charakterisirt. Es ist nicht Uebertreibung, sondern buchstäbliche Wahrheit, wenn Büchner ausruft: „Diese Gerechtigkeit spricht nach Gesetzen, die ihr nicht versteht, nach Grundsätzen, von denen ihr nichts wißt, Urtheile, von denen ihr nichts begreift!“ — und ebenso berechtigt ist seine Klage über die politische Servilität des Richterstandes — war doch die von der Verfassung verbürgte Unabhängigkeit dieser Beamten längst durch administrative Verordnungen auf ein Minimum herabgedrückt worden! — ebenso berechtigt seine Erinnerung an die Opfer des Bauernaufstands — diese Justiz urtheilte in politischen Prozessen mit unerhörter, wahrhaft barbarischer Strenge, weil sie jedem Wink von Oben willig gehorchte, gehorchen mußte! Und vollends berechtigt werden uns die meisten Anklagen der Flugschrift erscheinen, wenn wir uns auf jenen Standpunkt versetzen, von dem sie geschrieben ist, den Standpunkt des armen, bedrückten, rechtlosen Bauers und Arbeiters. Neben dem streng logischen Aufbau, neben der leidenschaftlichen und doch so kühl und schlau berechnenden Tendenz ist dieser Standpunkt die dritte und wichtigste Eigenschaft des „Landboten“, welche ihm ein eigenthümliches, von ähnlichen Flugschriften jener Zeit überaus verschiedenes Gepräge gibt. Zum ersten Male in Deutschland tritt darin ein Demokrat nicht für die geistigen Güter der Gebildeten ein, sondern für die materiellen der Armen und Unwissenden, zum ersten Male ist hier nicht von Preßfreiheit, Vereinsrecht und Wahlcensus die Rede, sondern von der „großen Magenfrage“, zum ersten Male tritt hier an die Stelle der politisch-demokratischen Agitation die social-demokratische Klage und Anklage.

Warum? Wie erklärt es sich, daß Büchner diesen Standpunkt gewählt? Geschah es nur als Mittel zum Zweck, oder aus innerster Ueberzeugung? Wer Charakter und Bildungsgang Büchner's erwägt und das Zeugniß seiner Freunde zu Rathe zieht, wird diese Frage ohne viel Bedenken in letzterem Sinne beantworten müssen. Das ist keineswegs ein Widerruf unserer eigenen Behauptung, daß viele Stellen des „Landboten" nur das Product berechnender, nicht auf Ueberzeugung basirter Tendenz sind. Wenn ein hochgebildeter Mann zum völlig Ungebildeten spricht, um ihn zu bekehren, so wird er Ton und Gang der Rede zu diesem herabstimmen, Vieles von seinen eigenen Gedanken verschweigen und Manches mit krassen Farben malen müssen, was er unter Gebildeten blos discret anzudeuten brauchte. Büchner wußte, daß es ein starkes Stück Arbeit sei, den Bauer aufzurütteln, und gebrauchte starke Mittel. Und wem gleichwohl die einzelnen Uebertreibungen und Rohheiten des „Landboten" auf Büchner's Charakter einen Schatten zu werfen scheinen, der erwäge auch, welche Erbitterung das brutale Walten der Reaction in diesem leidenschaftlichen Herzen wachrufen mußte, und daß der zwanzigjährige Student um so mehr alle Mittel in diesem Kampfe für berechtigt halten durfte, als das Willkühr-Regiment jener Tage trotz all' seiner bewußten Stärke, trotz aller Declamationen über die „Würde des Staates" selbst die schimpflichsten Mittel nicht verschmähte, um die Bewegung der Geister niederzuhalten. Es war ein Krieg, in unterirdischen Gängen geführt, und auf diesem wüsten Kampfplatz ist auch den blanken Waffen Büchner's etwas Rost angeflogen. Aber es waren ehrliche Waffen und der „Landbote" entspricht in seiner

Gesammtheit den Ueberzeugungen seines Autors. Büchner gab sich nicht blos als Socialist, er war es auch. Wie aber war er es geworden? Wir haben bereits angedeutet, daß Büchner's innerstes Wesen, trotz aller genialen geistigen Begabung nur dann verständlich wird, wenn man ihn als Gemüthsmenschen auffaßt und müssen nun wieder daran erinnern. Denn nach dem Zeugniß Aller, die ihn gekannt, war es sein Gemüth, welches ihn auf das Loos der Armen und Rechtlosen hinlenkte, sein tiefes, ja grenzenloses Mitleid mit allem unverschuldeten Unglück. „Die Grundlage seines Patriotismus", sagt August Becker, „war das reinste Mitleid" — die Geschwister, die Straßburger und Züricher Freunde, sie alle wissen es nicht anders. So ist es auch klar, warum ihm der materielle Druck trauriger erschien, als der geistige, warum er mehr an die Hebung des ersteren, als des letzteren dachte. „Es ist in meinen Augen bei weitem nicht so betrübend, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen darf, als daß viele tausend Familien nicht im Stande sind, ihre Kartoffel zu schmälzen" — dieser äußerlich wie innerlich beglaubigte Ausspruch Büchner's kann diesbezüglich als sein Programm gelten. Daß auch sein Bildungsgang und seine Erfahrung nur geeignet waren, dieses Gemüthsmotiv, zu verstärken, wissen wir bereits. Er hatte zwei Jahre lang in Frankreich verweilt, dem einzigen Lande Europa's in welchen damals socialistische Ideen lebhaft erörtert, ja stellenweise in Thaten umgesetzt wurden; er hatte sich ferners eifrig in das Studium der großen Revolution, welche ja gleichermaßen eine politische, wie eine sociale war, versenkt und daraus gelernt, daß eine große und gewaltsame Umwälzung nie und nimmer eine

bloße Aenderung der Gesetze bedeute, sondern zugleich eine Reform der Gesellschaft. Und endlich kräftigten sich auch seine socialistischen Ueberzeugungen, als er den deutschen Verhältnissen näher trat. Diese schienen ihm unleidlich, empörten ihn und drängten ihm die Ueberzeugung auf, daß nur die Gewalt eine radicale Aenderung herbeiführen könne. Auf die Liberalen konnte man dabei nicht zählen. Und wenn auch — Büchner wünschte ihnen den Sieg nicht, weil er von ihnen nicht jene völlige Aenderung aller Verhältnisse erwartete, wie er sie aus Mitleid und Patriotismus wünschte. „Sollte es den Constitutionellen gelingen", äußerte er zu Becker, „die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus, wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist!" Die letzten Worte, die recht befremdlich klingen, finden darin ihre Erklärung, weil Büchner das Verhältniß zwischen Armen und Reichen für „das einzige revolutionäre Element in der Welt" hielt. „Der Hunger allein", schrieb er noch später hierüber „kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden". Darum hielt er die Sache der Revolution nur so lange nicht verloren, als unleidliche Zustände herrschten. Eine allmählige Besserung werde höchstens der Geistesfreiheit zu Nutzen werden, nicht einer gerechten Ordnung der materiellen Interessen. Man sieht, der „Landbote" ist nicht deßhalb socialistisch tingirt, damit der Proletarier entflammt werde, für den Gebildeten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, sondern Büchner war wirklich Socialist aus Ueberzeugung. Aber noch mehr: er war der Erste in Deutsch-

land, welcher in die demokratischen Bestrebungen dies neue Element hineintrug und der „Landbote" die erste socialistische Flugschrift, welche in deutscher Sprache erschienen ist. Darauf beruht ihre große historische Bedeutung, dadurch sichert sie ihrem Verfasser einen Platz in der politischen Geschichte seines Volkes. „Veröffentlichen Sie immerhin", schrieb mir ein großer, ehrwürdiger Geschichtsschreiber, dem ich die Schrift zur Einsicht übersendet, „dies merkwürdige Document zu unserer Geschichte vollinhaltlich, ohne Furcht vor Mißdeutung. Es ist die blutrothe Initiale zu einem Texte, den wir sehr genau kennen. Wie immer der Socialismus in Deutschland enden mag — es ist von Interesse, zu erfahren, wie er begonnen".

Nur eine Partei hat diese Bedeutung der Flugschrift bisher willig anerkannt und hervorgehoben: die social-demokratische. Sie feiert in Georg Büchner einen der ihrigen und erblickt in ihm den „Johannes, welcher dem Messias Lassalle voranging". Ihr Recht hiezu scheint mir jedoch ein unbegründetes und lediglich äußerliches. Schon jene Parallele läßt sich nur sehr gezwungen durchführen. Lassalle wie Büchner waren hochgebildet, beide gingen aus dem Mittelstande hervor und befanden sich in geordneten, persönlichen Verhältnissen, beide beschäftigten sich mit dem Loose der untersten Klassen — damit sind aber auch die Aehnlichkeiten erschöpft. Während Lassalle aus Ehrgeiz handelte, war Büchner's Motiv „das reinste Mitleid", während sich des Ersteren Handlungsweise in dem klassischen Dichterwort, „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo" zusammenfassen läßt, war für Büchner die Hebung des materiellen Elends ausschließlicher Zweck, während Ersterer als genialer

Volkswirth die Schäden, welche eine entwickelte Industrie für das körperliche Wohl der hiebei beschäftigten Arbeiter haben kann, zum Ausgangspunkt nahm, erträumte unser junger heißblütiger Student von einer socialen Umwälzung die völlige Veränderung der materiellen Verhältnisse gerade desjenigen Standes, welcher naturgemäß der conservativste ist und nur sehr langsam gehoben werden kann — der Bauernstand als Träger und Stützpunkt einer socialen Revolution ist eine Utopie! Und vollends unüberbrückbar ist die Kluft, welche die Ueberzeugungen Georg Büchner's von denen der heutigen Socialdemokratie scheidet. Er war ein Nationaler und verhöhnte den Kosmopolitismus als einen knabenhaften Traum, er war ferner begeistert von der Idee der Freiheit und des Rechtes der Individualität, er war für die Republik nur, weil sie ihm dies höchste Recht am besten zu garantiren schien — für den uniformirenden Socialstaat, welcher den Trägen und den Fleißigen, das Genie und die stumpfe, lebendige Maschine nach demselben Maße messen und Allen den Zwang seiner Fürsorge auferlegen soll, hätte er gewiß nur Worte heftigster Gegenwehr gehabt. Die Social-Demokratie — so der Verfasser einer Biographie in der „Neuen Welt" (Leipzig 1876) — helfen sich über diese Unterschiede hinweg, indem sie sie verschweigen — freilich ein bequemes, wenn auch nicht gerade würdiges Mittel.

Bereits im Vorstehenden ist einer der Hauptpunkte hervorgehoben, wo uns Büchner's Ueberzeugung als eine irrige und verhängnißvolle erscheinen muß. Daneben ließe sich noch betonen, wie gefährlich sein Glaube war, daß die Hebung materiellen Elends auch schon die Blüthe aller

idealen Interessen involvire, — und endlich als das Wichtigste: eine Revolution kann nie und nimmer gemacht werden, so wenig, wie man ein Gewitter fabriciren kann; beide entladen sich spontan, nothwendig, nach ewigen Gesetzen. Aber dies Alles ist unseren Anschauungen und Erfahrungen fast selbstverständlich, und vom Standpunkte unserer geklärteren Zeit an Büchner's Irrthümern strenge Kritik zu üben, wäre recht billige Weisheit. Wir dürfen es umsomehr unterlassen, als Büchner selbst in den wenigen Jahren, welche ihm noch zu leben gegönnt waren, von den meisten dieser Irrthümer zurückgekommen ist. Im Allgemeinen blieben jedoch seine Ueberzeugungen unerschüttert, auch seine späteren Schriften verrathen den Socialisten, den radicalen Republikaner. Der „Landbote" steht also seiner Tendenz nach nicht vereinzelt unter den Werken Büchner's, doch ist er das einzige politische Pamphlet aus seiner Feder und steht an literarischer Bedeutung jenen Werken weit nach. Ganz läßt sie sich jedoch auch diesem ersten Versuche sicherlich nicht absprechen; und wer die Schrift unbeeinflußt von der Tendenz liest, wird zugeben, daß sie Büchner's Talent für klare, schlichte, volksthümliche Darstellung bezeugt. Der Stil ist stellenweise von erstaunlicher Schönheit und Gewandtheit. Wie Keulen sieht man diese Perioden sich wuchtig heben und wuchtig senken, wie Dolche stoßen zwischen durch diese kurzen Sätze. Mit schlauer Berechnung sind die Bilder aus dem Anschauungskreise des Bauers ausgewählt. „Was sind die Verfassungen in Deutschland? Nur leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner für sich herausgeklopft haben! Was sind unsere Landtage? Langsame Fuhrwerke, die man wohl ein- oder zweimal der Raubgier der Fürsten und ihrer

Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheit bauen kann!" — Hier, wie überall, trotz alles Schwunges größte, natürlichste Klarheit! So gehört es denn gewiß mit zu den vielen Klagen, welche das jähe Ende dieser reichen Kraft veranlaßt, daß sich Büchner's Talent zum Volksschriftsteller, nur in dieser einzigen, um der Tendenz willen wenig erquicklichen Probe geoffenbart!

Es ist fast selbstverständlich, daß diese Tendenz bei den älteren und minder radicalen Parteigenossen großer Abneigung begegnen mußte. In der That verzeichnet Röllner nach den Acten, wie sich Professor Jordan in Marburg, Dr. Hundeshagen und namentlich die von Weidig beeinflußten Butzbacher Bürger sogleich nach Erscheinen des „Landboten" heftig gegen diese „allzuscharfe, ja ekelhafte" Schrift ausgesprochen. Diese Urtheile konnten Büchner um so weniger befremden, als er bereits einige Tage vorher und noch ehe die Flugschrift erschienen war, bei einer Versammlung der süddeutschen Führer hatte erfahren müssen, daß man in diesen Kreisen wohl gewohnt sei, sehr energische Reden zu führen, aber vor jeder That ängstlich zurückschrecke. Diese Versammlung hatte am 3. Juli 1834 auf der Badenburg bei Gießen, auf dem Wege nach Friedelhausen, getagt; außer Büchner und seinem Freunde Clemm hatten sich dort Dr. Eichelberg und Dr. Heß aus Marburg, Buchhändler Ricker, die Advocaten Briel und Rosenberg aus Gießen und noch etwa zehn andere Theilnehmer aus Frankfurt und Kurhessen unter Weidig's Vorsitz zu einer Berathung über die nächsten Ziele der Partei vereinigt. Die Einladung hiezu war von Weidig ausgegangen, welcher, soeben von einer

Reise aus Baden und Nassau heimgekehrt, Bericht über den Stand der Sache in jenen Ländern geben wollte — sein eigentlicher Zweck scheint es jedoch gewesen zu sein, Büchner's wachsenden Einfluß durch das Urtheil älterer Männer zu paralysiren. In der That neigte die Versammlung, trotz Büchner's feuriger Gegenreden, in der Frage der Organisation Weidig's Vorschlägen zu, keine geschlossenen Gesellschaften zu gründen und beschloß auch bezüglich der Flugschriften, daß sie wie bisher mehr den constitutionellen, als den revolutionären Standpunkt einnehmen sollten. Aber andrerseits wurde auch die Gründung der „Gesellschaften" nicht mißbilligt und ebenso beschlossen, den „Landboten" nach Kräften zu verbreiten, wenn auch nur aus dem naiven Grunde, weil er ohnehin bereits gedruckt sei. So hatte denn auch Weidig nur geringen Grund mit den Resultaten der Versammlung zufrieden zu sein, während Büchner die erlittene Schlappe tief empfand und sich sehr bitter über die Mitglieder der Versammlung, namentlich die Marburger, aussprach. Diese seien, äußerte er gegen Becker, „Leute, welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmärchen hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten". Doch beruhigte er sich bald und war sogar entschlossen, die Gründung einer dritten Gesellschaft in Butzbach zu versuchen, als urplötzlich ein furchtbarer Schlag das ganze Treiben lähmte und die Verschworenen mit Entsetzen erfüllte.

Es geschah dies am 1. August 1834. Der „Landbote" war nach beendetem Druck in kleineren Partien aus der Officin zu Offenbach abgeholt und von den Mitgliedern der „Gesellschaften" im Lande verbreitet worden, indem sie

die Exemplare Nachts zwischen die Läden der Bauernhütten schoben oder in die offenen Fenster warfen oder endlich einzelne Blätter unter Couvert mit der Post versendeten. Diese Thätigkeit wurde eifrigst und nach einem bestimmten Plane betrieben; den einzelnen Mitgliedern waren gewisse Bezirke und in diesen Bezirken gewisse Obliegenheiten zugewiesen. Den Studenten Schütz und Minnigerode war, wie bereits erwähnt, die Aufgabe zugefallen, die Exemplare aus Offenbach abzuholen und dann an jenen Ort zu bringen, von wo aus die Vertheilung erfolgen sollte. In Erfüllung dieser Mission hatten sie bereits den größten Theil der Auflage successive nach Butzbach, Darmstadt u. a. O. gebracht und reisten in der Nacht vom 30. zum 31. Juli von Butzbach ab, um den Rest der Exemplare in Offenbach abzuholen und nach Gießen zu bringen. Nachdem sie in der nächsten Nacht die Exemplare in Offenbach erhalten, trat Minnigerode sofort die Rückreise an, während Schütz aus zufälligen Gründen in Offenbach zurückblieb. Es war zu seinem Glück, denn Minnigerode wurde, als er am 1. August, 6½ Uhr Abends am Thore zu Gießen erschien, verhaftet, und dann auf seinem einspännigen Wägelchen unter großem Geleite des neugierigen Volkes vor den Universitätsrichter geführt. Noch ehe der Beamte — es war dies der nachmals so berüchtigt gewordene Rath Georgi — eine Frage an ihn richten konnte, erklärte Minnigerode: es sei ihm durch seine Verhaftung ein Gang gespart worden, indem er soeben im Begriffe gewesen, eine Anzahl Exemplare einer revolutionären Flugschrift, welche ihm ein Meßgast in Frankfurt zur Vertheilung übergeben, dem Kreisrath oder dem Universitätsrichter zu bringen. „Gleichzeitig" berichtet das Protocoll, „zog er zwischen den Bein-

kleidern und seinem Hemde einen Pack „Landboten" hervor, einen anderen Pack trennte er aus der Rocktasche, woselbst er eingenäht war, los, und aus jedem seiner Stiefel entwickelte er den übrigen Theil der Exemplare dieser Schrift, von welchen er nicht weniger als 139 mit sich hatte". Es ist selbstverständlich, daß ihm diese Verantwortung, welche naiv genug auf Punkt 4 des Vorberichts zum „Landboten" basirte, nichts nützen konnte — der zwanzigjährige, talentvolle Jüngling wurde in Haft behalten, aus welcher er erst nach drei Jahren, und nachdem ihn die unsäglichen Kerkerqualen wahnsinnig und todtkrank gemacht, durch die „Gnade" seines Fürsten entlassen werden sollte. Er lebt jetzt als Prediger in Amerika.

Georg Büchner hatte es mit eigenen Augen mitangesehen, wie sie den verhafteten Freund an seinem Fenster vorbei vor den Richter schleppten. Er kannte Minnigerode's Mission und wußte daher sofort, daß mit ihm auch der „Landbote" der Polizei in die Hände gefallen. Aber nur einige Augenblicke lähmte ihn das Entsetzen. An eine verrätherische Denunciation mochte er nicht glauben, er war fest überzeugt, daß hier nur ein verhängnißvoller Zufall gewaltet, daß Minnigerode, welcher sich aus jugendlicher Renommisterei mit den Exemplaren förmlich auszustopfen pflegte, obwohl sie im Fond seines Wägelchens ebenso sicher oder unsicher verwahrt gewesen wären, vielleicht durch seine unförmliche Leibesgestalt den Accisewächtern am Thor verdächtig geworden, so daß diese bei der Untersuchung zu ihrem eigenen Erstaunen, statt eingeschmuggelter Lebensmittel, hochverrätherische Schriften vorgefunden. Dem mochte nun sein, wie es wolle — daran konnte Büchner nicht zweifeln, daß man nun jeden neuen

Ankömmling an den Thoren ſcharf viſitiren werde. Darum war es ſein erſter Gedanke, Schütz zu warnen, welchen er mit dem andern Theil der Exemplare auf dem Wege nach Gießen vermuthete. Er ließ auf ſeiner Stube Alles ſtehen und liegen — zu ſeinem Glücke verwahrte er an jenem Tage keinerlei compromittirende Papiere — und machte ſich haſtig auf den Weg, zu demſelben Thore hinaus, wo Minnigerode ſoeben verhaftet worden, und die Chauſſee entlang, welche von Gießen über Butzbach nach Frankfurt führt. Der Abend brach ein, dann die Nacht, und noch immer begegnete der einſame, von ſtürmiſchen Empfindungen durchwühlte Wanderer nicht dem Freunde, den er warnen wollte. Es ſchlug Mitternacht, als er Butzbach erreichte. (S. 110.) In einem der erſten Häuſer am Wege wohnte der junge Bürger Carl Zeuner, ein Anhänger Weidigs, den pochte Büchner aus dem Schlafe und erzählte ihm das Geſchehene. Dann gingen beide zu Weidig, weckten ihn und theilten auch ihm die Hiobspoſt mit. Weidig ließ ſie eintreten, weckte Auguſt Becker, der zufällig in ſeinem Hauſe übernachtete, und dann ſaßen die Vier betrübt beiſammen, erſchöpften ſich in Muthmaßungen über die Veranlaſſung des Unglücks und erwogen, was zunächſt vorzukehren ſei. Auch Weidig war der Anſicht, daß zunächſt Schütz gewarnt werden müſſe und beſtärkte Büchner in der Abſicht, ſeine Wanderung gegen Offenbach fortzuſetzen. Das that dieſer auch nach kurzer Raſt und wanderte über Friedberg weiter, doch muß er für einen großen Theil des Weges eine Gelegenheits-Fuhre benützt haben, da er bereits um die Mittagsſtunde in Offenbach eintraf. Hier fand er Schütz, als dieſer eben ahnungslos nach Gießen abreiſen wollte. Beide ſuchten nun die Druckerei auf und veranlaßten

die Wegschaffung des Satzes, sowie der dort lagernden Exemplare anderer Flugschriften. Dann hielt sich Schütz bis zum Abend verborgen, während Büchner nach Frankfurt eilte, um die Vorstände des „Männerbunds" zu warnen. Diese wußten bereits um die Verhaftung Minnigerode's und konnten ferners mittheilen, daß auch auf Schütz vigilirt werde. Doch glaubten auch sie nicht an Verrath und meinten, daß nur Schütz in Gefahr sei. Dieser wurde denn auch in der nächsten Nacht heimlich nach Mainz und von da durch die Rheinpfalz gegen die französische Grenze befördert, welche er auch glücklich erreichte. Büchner aber blieb bis zum Morgen des 4. August in Frankfurt, hauptsächlich deßhalb, weil er dort zufällig seinem Straßburger Freunde Boeckel begegnet war. Dann kehrte er um so beruhigter nach Gießen zurück, als er erfuhr, daß inzwischen keine weiteren Verhaftungen erfolgt. Doch harrte seiner, als er am Nachmittage desselben Tages seine Stube betreten wollte, eine peinliche Ueberraschung, die Thüre war durch Gerichtssiegel verschlossen und er erfuhr, daß der Universitätsrichter in seiner Abwesenheit dagewesen, strenge Haussuchung gehalten und alle Papiere, Briefe u. s. w. an sich genommen. Doch faßte sich Büchner rasch, er wußte, daß sich unter diesen Papieren nichts Compromittirendes befinde und vermuthete, daß nur seine Freundschaft mit Minnigerode und sein plötzliches Verschwinden nach dessen Verhaftung einen unbestimmten Verdacht erregt. Wußte jedoch die Polizei bereits mehr, so war ohnehin kein Entrinnen mehr möglich. So hielt er denn für alle Fälle die kaltblütigste Kühnheit für die beste Politik, begab sich sofort zum Universitätsrichter und erklärte diesem mit größter Höflichkeit, er habe leider seinen gütigen Besuch versäumt und

komme daher, um die Veranlassung desselben zu fragen. Darauf erwiderte Rath Georgi, er habe diese Haussuchung nicht als Universitätsrichter, sondern als Regierungscommissär abgehalten, und habe in dieser Eigenschaft nichts weiter zu bemerken; hingegen müsse er als Universitätsrichter fragen, wo Büchner gewesen. Worauf dieser zu Protocoll gab, er sei nach Frankfurt gereist, um dort seinen durchreisenden Freund Boeckel aus Straßburg zu begrüßen. Damit war die Vernehmung zu Ende. Die Siegel an Büchner's Thüre wurden abgenommen und ihm seine sämmtlichen Papiere zurückgegeben, mit Ausnahme der in französischer Sprache geschriebenen Briefe einiger Straßburger Freunde und des in Darmstadt lebenden französischen Exilirten Muston, welchen er im Frühlinge kennen gelernt. Doch geschah dies nur deßhalb, weil Georgi des Französischen unkundig war und daher die Briefe durch einen Dolmetsch prüfen lassen mußte; auch sie enthielten keine Zeile, welche Büchner hätte verderblich werden können. Darauf pochend, von Minnigerode's Verschwiegenheit überzeugt und durch das Benehmen Georgi's in seiner Vermuthung bestärkt, daß kein bestimmter Verdacht gegen ihn vorliege, ging Büchner nun so weit, bei dem Disciplinargericht der Universität eine Beschwerde gegen diesen Beamten einzureichen. Das hessische Gesetz verordnete nämlich, daß eine Haussuchung nur in Folge dringenden Verdachtes, ferner nur unter Beiziehung dreier Urkundspersonen, und endlich nur dann in Abwesenheit des Betroffenen erfolgen dürfe, wenn dieser sich drei Tage nach erfolgter Vorladung nicht dem Gerichte gestellt. Da nun Georgi keine solche Vorladung erlassen, keine Urkundspersonen beigezogen und endlich auch keinen „dringenden Verdacht" nachweisen konnte, so

klagte ihn Büchner wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt an. Das Disciplinargericht wies die Klage ab, weil Georgi nicht als Universitätsrichter, sondern als Regierungscommissär gehandelt und Büchner hielt es im Bewußtsein seiner Schuld für klug, sich damit zu begnügen und die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Jene Briefe wurden ihm nicht erstattet, im Uebrigen ließ man ihn ganz unbehelligt.

Daß Minnigerode keineswegs durch einen Zufall, sondern in Folge einer Denunciation verhaftet worden, hat Büchner erst nach Jahren erfahren und er ist aus der Welt geschieden, ohne den wirklichen Verräther zu kennen. Der Jüngling, den er später mit diesem Verdachte belud, sein einstiger Freund Gustav Klemm, hatte wirklich Vieles auf dem Gewissen, aber von dieser Schandthat war er frei. Der Denunciant war ein Anderer, kein Mitglied der „Gesellschaft der Menschenrechte", sondern ein Mann aus Weidig's „zwangloſem und darum doppelt verläßlichem Kreise", ein Butzbacher Bürger, Namens Kuhl. Der Charakter dieses Menschen, und die Art, wie er seine Denunciationen betrieb, werfen ein so grelles Licht auf den Staat, welcher sich seiner bediente, und sind an sich so merkwürdig, daß wir uns selbst dann eine nähere Darstellung derselben schwer versagen würden, wenn dies Subject keinen Einfluß auf Büchner's Schicksal gehabt hätte. Doch war dies thatsächlich der Fall; sein Wille allein bestimmte es, daß Büchner nicht gleichzeitig mit Minnigerode verhaftet wurde, daß er noch bis zum Frühling 1835 in der Heimath verweilen und dann noch rechtzeitig flüchten konnte. Der Wille und das Wohlwollen eines der schändlichsten Menschen, die je gelebt! Wahrlich!

wir dürfen Georg Büchner glücklich preisen, daß er nie erfahren, wem er seine Rettung verdankte.

Johann Conrad Kuhl war ein Jugendfreund und Altersgenosse Weidig's und als der Sohn einer achtbaren Bürgersfamilie zu Butzbach geboren, wo er eine große Oeconomie erbte. Ueberdies brachte ihm seine Gattin eine so bedeutende Mitgift zu, daß er als einer der reichsten Bürger jener Gegend gelten konnte. Er war ein Mensch von ungewöhnlicher Begabung, auch weit über seinen Stand hinaus gebildet, aber eine durch und durch verderbte Natur. Allen Lüsten und Leidenschaften ergeben, dabei von der krankhaften Sucht besessen, stets und überall eine große Rolle zu spielen, brachte er sich und die Seinen in verhältnißmäßig kurzer Zeit um Hab und Gut. Weidig, der reine und sittenstrenge Mann, fühlte sich durch diese Laster des einstigen Freundes abgestoßen und angewidert, ward aber immer wieder durch dessen großen Eifer für die revolutionäre Sache bestochen. Kuhl widmete ihr so viel Zeit, Kraft und Geld, als man nur immer heischte und unterzog sich mit besonderer Lust den gefährlichsten Aufträgen. Was ihn hiezu bewog, war sicherlich nicht reine Begeisterung, deren seine verderbte Seele gar nicht fähig war, sondern der Stolz, als „verwegener Freiheitsheld" zu gelten, ferner die Thatsache, daß der verletterte Mann nur noch hiedurch den Verkehr, ja das Vertrauen braver und geachteter Männer genießen konnte, und schließlich, weil er so seinem Hange zu Tücken und Mücken schrankenlos nachzugehen vermochte — tausend bübische, gemeine, ja ekelhafte Streiche, welche damals gegen einzelne Beamte verübt und später an den armen „Hochverräthern" grimmig gerächt wurden, sind einzig von Kuhl angestiftet und ausge-

führt worden, selbst dann noch, als er bereits der Regierung als Spürhund diente! Der Gedanke hierzu war ihm im Winter 1833 gekommen, aus verschiedenen Motiven — erstlich wollte er sich an Weidig und einigen Butzbachern rächen, weil diese seine Candidatur um eine Ehrenstelle in der Gemeinde trotz der politischen Freundschaft nicht gefördert, sondern nach ihrem Gewissen bekämpft, und ferner, weil er durch seine Lüderlichkeit so tief herabgekommen war, daß ihm der Judaslohn als einziger Ausweg aus der Noth erschien. Zu diesem Zwecke begab er sich Anfang März 1833 zu dem Hofgerichtsrath von Stein in Gießen und theilte diesem, nachdem er ihm das Ehrenwort bezüglich strengster Geheimhaltung abgenommen, mit: er wisse um eine Verschwörung im Großherzogthum, welche zunächst eine blutige Revolution inscenirен werde; wolle ihm der Großherzog völlige Straflosigkeit seiner Person, und eine erkleckliche Geldspende zusichern, so sei er zu näheren Enthüllungen bereit. Doch bedang er sich noch aus, daß der Großherzog selbst die betreffende Urkunde schreibe, unterschreibe und das Staatssiegel beidrücke, ferner, daß Stein vorläufig auch dem Fürsten seinen Namen nicht nenne, so daß dieser jene Urkunde nur „für den Mann, der Enthüllungen machen werde" ausstellen möge. Ehe ich die Antwort Stein's auf diesen Antrag und den weiteren Verlauf der Sache berichte, mag der Leser daran erinnert sein, daß ich nicht etwa ein, von einem Erzrepublikaner zur Schande jenes Kleinstaats ersonnenes Märchen erzähle, sondern die von Noellner unter Autorisation der großherzoglichen Regierung herausgegebenen Acten getreu und ohne Zuthat excerpire. Herr Stein also dankte Herrn Kuhl für das Vertrauen und berichtete dessen Anerbieten an den

Großherzog mit dem Bemerken, daß er die Annahme dringend befürworten müsse, weil ihm der betreffende Bürger als ein wahrheitsliebender, verläßlicher Mann bekannt sei, welcher nur durch sein besonderes Vertrauen in Herrn v. Stein's Charakter zu jener Anzeige bewogen worden. Der Großherzog berieth sich mit seinem Staatsminister du Thil und — schreibt dieser — „daß Seine Königliche Hoheit ein Ihnen so dargebotenes Mittel, Gefahren abzuwenden, die dem Staate und selbst Ihrer Person drohten, nicht unbeachtet lassen konnten, versteht sich von selbst". „Selbstverständlich" also schrieb, und siegelte Ludwig II. zu Darmstadt, am 12. März 1833, eine Urkunde, welche genau dem von Kuhl gewünschten Wortlaute entsprach. Dieselbe wurde von du Thil an Stein abgesendet, jedoch mit der Bedingung, dieselbe dem anonymen, durch Herrn von Stein's edlen Charakter für die gute Sache entflammten Patrioten nicht eher einzuhändigen, als bis dieser in der That wichtige Angaben gemacht. Davon wollte aber Kuhl nichts wissen und nun begann eine gar sonderbarliche Verhandlung zwischen Herrn Kuhl einerseits und der Regierung andrerseits, welche sich im Wesentlichen darum drehte, welcher Theil dem anderen zuerst Vertrauen schenken solle. Endlich errang Kuhl den Sieg. Der Mann machte nämlich, so lange er die Urkunde nicht besaß, lauter Angaben, welche für die Polizei völlig werthlos waren, versprach aber für den Fall, als man sein Begehren erfülle, so wichtige Enthüllungen, daß ihm Herr du Thil endlich nachgab. Nun erst rückte Kuhl mit seiner ersten wichtigen Denunciation heraus: er verrieth Herrn von Stein am 3. April, daß am nächsten Tage ein Aufstand in Frankfurt losbrechen werde. Obwohl nun Stein sofort eine Stafette

nach Darmstadt und Herr du Thil nach Erhalt der Nachricht eine solche nach Frankfurt abschickte, so gelangte diese Warnung an den regierenden Bürgermeister doch erst am 3. April um 10 Uhr Abends, also zu einer Zeit, wo der Putsch bereits erfolgt war und nur eine halbe Stunde vor dessen völliger Unterdrückung. Kuhl, welcher seit Monaten das Project, seit Tagen die Stunde des Aufruhrs gekannt, hatte die Anzeige deßhalb so spät gemacht, weil es ihm gar nicht darum zu thun war, die Revolution zu hemmen, sondern nur, von der Regierung Geld zu erhalten. Gleichwohl erwiderte er auf Stein's Frage, warum er nicht früher gekommen: er sei zwar sonst in alle Pläne der Verschworenen auf das Genaueste eingeweiht, habe aber gerade dieses Detail nicht früher erfahren können. Obwohl nun Eines von Beiden sichtlich eine Lüge war, obwohl er ferner gleichzeitig für diese Anzeige eine bedeutende Geldsumme forderte und erhielt, so faßte die Regierung gleichwohl die beste Meinung von seinem Charakter — oder wie Herr du Thil schreibt — „durch diese Angabe, der die Bestätigung auf dem Fuße folgte, bewies er sowohl seine Vertrautheit mit den Plänen der Verschwörer, als die Glaubhaftigkeit seiner Aussagen und zeigte sich in dem Lichte eines Mannes, der in redlicher und achtbarer Absicht dazu beitragen wollte, das Unglück zu verhindern, welches Revolutionen stets in ihrem Gefolge führen. Dies war die Meinung, welche Seine Königliche Hoheit der Großherzog und auch ich von ihm faßten". Im Zusammenhalt mit diesem glänzenden Ehrenzeugniß macht das Folgende, was wir nun in den Acten lesen, einen unsäglich komischen Eindruck. Kuhl erbat sich nämlich nun Umschreibung jener Urkunde auf seinen Namen

und, ſagt du Thil „es war kein Grund vorhanden, ihm dies zu verſagen“. So ſchrieb, unterſchrieb und ſiegelte denn Ludwig II. zu Darmſtadt den 17. Juni 1833 eine neue Urkunde auf Kuhl's Namen lautend, und dieſe wurde ihm eingehändigt, nachdem er jene erſte zurückgegeben. Aber ſiehe! — die zweite unterſchied ſich gar ſehr von der erſten, es ſtand kein Wort mehr darin von der „Verſchwiegenheit“ und „Erkenntlichkeit“ und ſtatt „Ungeſtraftheit der Perſon“ war dem Kuhl nur eine „Begnadigung“ für den Fall ſeiner Verurtheilung zugeſichert!!! Was Kuhl dazu ſagte, ſteht nicht in den Acten, wohl aber wie er handelte: als mißtrauiſcher Geſchäftsmann, oder, wie Herr du Thil klagt: „er trieb von da ab ein doppeltes Spiel“. Das bezieht ſich nicht darauf, daß er in fortwährendem Verkehr mit Weidig und Genoſſen blieb — das mußte er als Denunciant von Amtswegen thun; auch nicht darauf, daß er eine ganze Reihe unmündiger Burſche für die revolutionäre Partei warb und zu wahnwitzigen Streichen entflammte — iſt ein Denunciant ſo geſchickt, zugleich als Agent provocateur zu dienen, ſo kann dies ſeinen Auftraggebern gewiß nur recht ſein. Auch Herrn du Thil war es recht — ſeine Klage bezog ſich nur darauf, daß Kuhl auch der Polizei nicht die volle Wahrheit ſage. Und dieſe Klage war begründet, Kuhl hatte ſich da ein eigenes Syſtem zurechtgelegt. Erſtens machte er keine neue Anzeige, ehe er nicht für die frühere baar bezahlt worden, zweitens verrieth er nur Jene, die ihm gleichgiltig waren oder denen er übel wollte, drittens verrieth er Jene, die er haßte, nur inſoweit, daß hiedurch keinesfalls die ganze Verſchwörung in die Hände der Regierung fallen konnte — ſonſt hätte er ſich ja mit eigener Hand ſein ganzes ſchönes Geſchäft ruinirt!

Wenn wir dies System in Rechnung ziehen, wird uns Alles, was wir bisher berichtet in neuem und klarerem Lichte erscheinen. Nach dem Frankfurter Putsch wurden, wie erzählt, zuerst einige Gießener Studenten verhaftet — Kuhl hatte sie zuerst an's Messer geliefert, weil er die Studenten wegen ihres Hochmuths gegen „Philister und Kneten" nicht leiden mochte, noch mehr deßhalb, weil die jungen Leute dem Centrum der Bewegung recht ferne standen. Dann denuncirte er den Pfarrer Flick und den Apotheker Trapp, beide arg genug, um ein gerichtliches Verfahren zu ermöglichen, aber doch wieder nicht genug, um eine Verurtheilung möglich zu machen — jeder Hochverräther, der wieder in Freiheit und zur Action kam, bildete ja eine neue Capitalsquelle! Einen harten Kampf zwischen Rachsucht und Eigennutz rang Kuhl bezüglich Weidig's; der Eigennutz siegte, Kuhl denuncirte den Rector, aber zu einer Zeit, da dieser bereits alles Verdächtige fortgeschafft hatte. Das Resultat ist bekannt — Weidig mußte nach wenigen Tagen freigegeben werden! (S. 87) Auch bei seiner Denunciation bezüglich des „Landboten" handelte Kuhl nach diesem System; er erschien am Morgen des 31. Juli 1834 bei Stein und meldete, daß die Studenten Schütz und Minnigerode am Nachmittag des 1. August mit einer Ladung revolutionärer Flugschriften das Frankfurter Thor zu Gießen passiren würden. Wo diese Flugschrift gedruckt worden und wer sie geschrieben — das wisse er nicht. Nun wußte er dies freilich so genau und bestimmt wie Wenige, aber einerseits hielt er jene Nachricht für wichtig genug, um auch ohne weitere Details eine anständige Bezahlung fordern zu können, andrerseits war Büchner jedenfalls ein ansehnliches Capital, welches man auf Zinsen legen konnte

und endlich — es klingt unglaublich, aber es ist so! — selbst dieser Mensch empfand den Zauber dieser reinen, starken Natur, Kuhl hatte Mitleid mit Büchner und schonte ihn. Das ist keine bloße Hypothese! Büchner hatte allerdings nur durch sein Verschwinden nach Minnigerode's Verhaftung einen Verdacht auf sich gelenkt, aber die Polizei war so fest von seiner Mitschuld überzeugt, daß du Thil auf Georgi's Bericht hin dem Kuhl eine große Summe bieten ließ, wenn er Angaben über Büchner machen wolle. Aber Kuhl erklärte, er kenne diesen Herrn Studenten nicht. Ebenso hat in ihm später noch einmal ein menschliches Rühren über die Habsucht gesiegt. Aber die weiteren Phasen dieser seltsamen Gerichts- und Denuncianten-Historie werden wir später zu beleuchten haben. Das Bisherige stellt klar, warum das Gericht nur nach Schütz fahndete, und wie Büchner unbehelligt bleiben und sogar zur Klage gegen den Richter schreiten konnte.

Näheres über dieses tollkühne Vorgehen enthalten seine Briefe an die Eltern, doch sind sie hierüber, wie über seine ganze revolutionäre Thätigkeit in Gießen nur mit großer Vorsicht als Quelle zu gebrauchen. Denn er hehlte den Eltern diese Thätigkeit sehr ängstlich, und suchte, als sie Verdacht faßten, diesen durch allerlei Ausflüchte abzulenken. Das Motiv hierzu lag natürlich einzig in dem Charakter des Vaters. Dr. Ernst Büchner hätte für solches Vergehen keine Strafe zu hart gefunden. Doch verschwieg Georg nicht seine Gesinnungen, sondern nur seine Thaten, diese allerdings mit großer Gewandtheit. Als Dr. Büchner im März 1834 besorgt anfragte, ob die Gerüchte von entdeckten demokratischen Umtrieben in Oberhessen wahr sprächen, erwiderte der Sohn,

damit sei es nichts, „wichtiger“ jedoch seien die Untersuchungen wegen der Verbindungen — die Polizei war nämlich darauf gekommen, daß einige wegen nächtlichen Straßenscandals aufgelöste Corps sich heimlich wieder zusammmengethan! Und im Mai, wo er eben um seinen „Landboten“ kämpfte, wußte er den Eltern nichts zu berichten, als eine harmlose Prügelei: die conservativ-aristokratischen Corpsstudenten waren mit den Gießener Handwerksburschen in Streit gekommen und trotz der Dazwischenkunft des ewig betrunkenen Universitätsrichters Georgi schwer durchgebläut worden; — „ich hoffe, daß der Bursche wieder Schläge bekommt“, schreibt der grimmige Feind aller Couleurs. Und einen Tag vor jener Versammlung auf der Badenburg sucht er die Eltern nur durch einen Possenstreich, welchen man der Polizei angethan, zu amüsiren (S. 338). Er hätte auch die Genesis derselben erzählen können, was ihm freilich nicht in den Kram paßte! Da nämlich die Polizei überall im Lande mit größtem Eifer, aber vergeblich nach jener geheimen Presse fahndete, aus welcher Weidig's „Leuchter“ hervorgegangen und im Juni sogar einen Preis von tausend Gulden für deren Entdeckung anbot, so schlug Kuhl, der, wie erwähnt, nach wie vor seine Späßchen trieb, in einer lustigen Gesellschaft vor, durch einen anonymen Brief an das Staatsministerium einen überaus loyalen und furchtsamen Bürger, den Schreinermeister Kraus zu Butzbach, als Besitzer dieser Presse zu denunciren. Der Brief wurde sofort aufgesetzt, mit verstellter Handschrift abgeschrieben und von Becker zur Post gegeben. Die Folgen mag man in Büchner's Briefe nachlesen, zu bemerken ist nur noch, daß ein Butzbacher, gleichfalls auf Kuhl's Anregung, den gelungenen

Streich in einem satyrischen Gedichte: „Herr du Thil mit der Eisenstirn und Schreinermeister Kraus zu Butzbach“ verherrlichte, daß ferner Kuhl den Druck dieses Poems auf jener geheimen Presse und dessen Verbreitung veranlaßte, und daß endlich derselbe Kuhl nach einiger Zeit nicht blos den Ort, wo jene Druckerei wirklich stand, bei Marburg in Kurhessen, sondern auch Becker als Absender der falschen Anzeige und jenen Butzbacher als Verfasser der Satyre denuncirte! Wahrlich, von diesem Manne hätten selbst die „weißen Blousen“ Napoleon's III. noch etwas hinzulernen können! Sehr bezeichnend ist ferner die Art, wie Büchner seinen Eltern jene qualvolle, nächtliche Wanderung von Gießen nach Frankfurt berichtet: als eine fröhliche Vergnügungstour — „ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und so wanderte ich in der lieblichen Kühle unter hellem Sternenhimmel, an dessen fernstem Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Postillonen und sonstigem Gesindel legte ich während der Nacht den größten Theil des Weges zurück. Ich ruhte mehrmals unterwegs u. s. w.“ Man sieht, Büchner versteht nicht blos zu erfinden, sondern auch auszumalen; aus dem wüsten Nachtstück gestaltet sich „in usum — patris“ eine Idylle à la Eichendorff. Auch seinen Aufenthalt in Offenbach motivirt er, „weil es von dieser Seite leichter ist, in die Stadt zu kommen“. Der Brief ist in Frankfurt, während des Beisammenseins mit Boeckel geschrieben, der nächste Brief, Gießen, 5. August, muß freilich einen anderen Ton anschlagen, er kann den Eltern die Haussuchung und Vernehmung nicht verschweigen, aber er thut es im Tone ungerecht verfolgter Unschuld. Als er durch weitere drei Tage auf freiem Fuße bleibt, steigert sich seine Zuversicht

und damit auch jener Ton — am 8. August detaillirt er seinen Eltern bereits das blutige Unrecht, welches ihm die Polizei durch ihren schnöden Verdacht bereitet: „Das Gerücht mit Offenbach", fügt er hinzu, „ist jedenfalls eine schnöde Erfindung". Der biedere Kuhl hatte nämlich am 7. August angezeigt, daß der „Landbote" in Offenbach gedruckt worden sei, die Frankfurter Polizei hatte darauf die geheime Presse entdeckt, das Gerücht hiervon war nach Darmstadt gedrungen, und hatte die Eltern erschreckt, weil sie wußten, daß Georg in Offenbach gewesen. Er wußte keinen anderen Ausweg, als die Entdeckung selbst zu leugnen. Gleichzeitig glaubte er jedoch für alle Fälle vorbauen und den Eltern für die Eventualität seiner Verhaftung im Voraus Trost geben zu sollen, den Trost seiner Unschuld. — „Sollte man, sowie man ohne die gesetzlich nothwendige Ursache meine Papiere durchsucht, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen! ich kann so wenig darüber hinaus und es ist dies so wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anhielte, plünderte und mordete!" Das wäre den armen Eltern ein schwacher Trost gewesen! Zum Glück bedurften sie seiner nicht, Georg blieb unbehelligt und darum hält er es in seinem letzten Briefe aus Gießen gar nicht mehr nöthig, seine Unschuld zu betheuern, er erzählt nur noch von seiner Anklage gegen Georgi und bedauert, daß sie resultatlos geblieben!

Es war ein Glück für den Jüngling, daß die Eltern seiner Betheuerung nicht glaubten. Ohne ihn zu einem Geständniß zu drängen, beriefen sie ihn Ende August nach Darmstadt zurück und ließen ihn nicht wieder nach Gießen gehen. Die letzten Monate, welche Büchner auf deutschem Boden verlebt, hat er im elterlichen Hause zugebracht. —

Auch dieſe Zeit — vom September 1834 bis zu den letzten Februartagen des nächſten Jahres — war für ihn überreich an Kämpfen, an inneren und äußeren Drangſalen peinlichſter Art. Gleichwohl muß uns dieſer traurige Winter zugleich als der wichtigſte und fruchtbarſte Abſchnitt dieſes kurzen Lebens erſcheinen, weil Büchner da ſein beſtes und berühmteſtes Werk ſchuf: „Dantons Tod“. Auf dieſes Drama müſſen wir alſo im Folgenden das Hauptgewicht legen. Aber ſeine Entſtehung wie ſein Weſen ſind ſo eng mit den perſönlichen Verhältniſſen des Dichters verknüpft, daß eine eingehende Darlegung derſelben ſchon aus dieſem Grunde unerläßlich wird.

Es iſt, wie geſagt, nur Unerquickliches davon zu berichten. Vor Allem mußte ſich der Jüngling nach dem, was vorangegangen, im elterlichen Hauſe höchſt unbehaglich fühlen. Der Vater begegnete ihm mit Strenge und Mißtrauen und war ja leider zu Beidem vollauf berechtigt. Ahnte auch Dr. Büchner nicht entfernt, welche Rolle Georg unter den Radicalen geſpielt, ſo war er doch feſt von deſſen Antheilnahme an den hochverrätheriſchen Beſtrebungen überzeugt und dies genügte, um den loyalen Staatsdiener mit herbem Groll, den beſorgten Vater mit tiefem Schmerze zu erfüllen. Die ſtolzen Hoffnungen, die er auf ſeinen Erſtgeborenen geſetzt, drohten zu Schanden zu werden, umſomehr, da ja auch in deſſen akademiſchen Studien eine Pauſe eingetreten war. Georg litt ſchwer unter dem Groll des Vaters, welcher ſich bei dem Weſen des harten Mannes oft rückſichtslos äußerte und nur dem vermittelnden Einfluß der milden, liebenswürdigen Mutter war es zu danken, daß ein völliger Bruch vermieden blieb. Uebrigens geſtand er auch ihr nicht, in

welche Gefahren er sich gestürzt, und sein einziger Vertrauter im Elternhause war der damals siebzehnjährige Bruder Wilhelm, welcher sich eben zum Apotheker ausbildete. Nichts, auch nicht den Groll des Vaters, erzählt dieser Gewährsmann, habe Georg so schmerzlich empfunden, wie den Zwang, die Eltern über seine Thaten und Gesinnungen im Unklaren erhalten zu müssen, und seine einzigen heiteren Tage seien jene gewesen, welche er mit der Braut verbracht. Denn Minna war im Spätherbst 1834 mit ihrer Tante nach Darmstadt gekommen, um sich ihren künftigen Schwiegereltern zu präsentiren, und hatte rasch durch ihre Anmuth und Klugheit ihre Zuneigung gewonnen. Aber der Besuch währte nur kurz und als sie schied, wurde Georg düsterer als vorher und klagte dem Bruder immer wieder, daß er sich wie im Kerker fühle.

Doch brütete er nicht müßig dahin, sondern betrieb eifriger, denn je vorher, „vom Morgengrauen bis Mitternacht“ Studien verschiedenster Art. Vor Allem wendete er sich, mit Einwilligung des Vaters, wieder der vergleichenden Anatomie zu, arbeitete in dem kleinen Laboratorium, welches sich dieser eingerichtet, an allerlei Präparaten, die er, von großer manueller Fertigkeit unterstützt, sehr sauber und instructiv herzustellen wußte, und hielt auch im Laufe des Winters eine Reihe von Vorlesungen über Anatomie für junge Leute, die sich dem Studium der Chirurgie zu widmen gedachten. Aber je thätiger er sich in diesen realen Forschungen und Demonstrationen erwies, desto brennender ward ihm, seiner Natur nach, der Drang nach philosophischer und poetischer Lectüre, und er genügte diesem so reichlich, daß seine Gesundheit darunter litt. Nie hat Büchner mehr ge-

leſen, nie raſtloſer an ſeiner allgemeinen Bildung gearbeitet, als in jenen Tagen. Gründlicher, als im Winter zuvor, machte er ſich mit den Syſtemen des Spinoza und Carteſius vertraut und lernte, wie früher, die franzöſiſche, ſo nun die moderne engliſche Literatur kennen. Tiefſten Eindruck machten ihm namentlich die Werke Byron's. Von deutſchen Dichtern war ihm, nächſt Goethe, Tieck ſehr ſympathiſch und während jenes Beſuchs ſeiner Braut las er mit ihr den „Aufruhr in den Cevennen", welche Novelle er für ein Muſter ihrer Gattung hielt. Die meiſte Zeit jedoch verwendete er auf das Studium der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution; während er ſich in Gießen mit den allgemein zugänglichen Schriften hatte begnügen müſſen, lieferte ihm nun die große Bibliothek in Darmſtadt die einſchlägigen Quellenwerke: den Moniteur, die Briefe Mirabeau's an ſeine Wähler, Memoiren, Reden u. ſ. w. Freilich mußte er dieſe Lectüre dem Blicke Dr. Büchner's verbergen, und hielt, wenn er ein ſolches Buch im Laboratorium zu leſen wagte, ſtets einen großen Atlas der Anatomie bereit, mit dem er es nöthigen Falls bedecken konnte.

Leider hatte er dem Vater weit mehr zu verbergen, als ſolche theoretiſche Beſchäftigung mit der Revolution, nämlich ſehr energiſche praktiſche Beſtrebungen dieſer Art. Denn während ſeines ganzen Darmſtädter Aufenthaltes blieb er nicht blos in eifrigſter Verbindung mit den anderen Häuptern der Partei, ſondern agitirte obendrein auf eigene Fauſt weiter und zwar viel kühner und leidenſchaftlicher, als es damals jene Anderen wagten.

Es muß uns dies faſt räthſelhaft anmuthen, wenn wir erwägen, daß Büchner ſich nie viel Erfolg von ſolcher Wirk-

samkeit versprochen und nun vollends ihre Nutzlosigkeit einsehen mußte. Denn die Lage der Partei war eine trostlose, ja verzweifelte, und wenn nicht schon früher, so mußte sich doch jetzt jeder Verständige sagen, daß weitere Agitation nur ihn verderben könne, nicht das verhaßte reactionäre Staatswesen. Mit Minnigerode hatten die Behörden auch den „Landboten" in die Hände bekommen; einige andere Bürgersöhne und Studenten waren im September und Oktober 1834 verhaftet worden, das Centrum in Butzbach functionirte nicht mehr, seit die Führer fehlten. Denn auch Weidig hatte diesen Schauplatz seiner langjährigen Thätigkeit verlassen müssen, er war im September 1834, also gleichzeitig mit Büchner's Rückkehr in's Elternhaus, von der Regierung strafweise als Pfarrer nach Obergleen, einem ärmlichen Dorfe in Oberhessen, versetzt worden. Aber vernichtender als dies Alles mußte auf die Verschworenen die Aufnahme wirken, welche der „Landbote" bei den Bauern und Bürgern des Großherzogthums gefunden. Erstaunt oder voll loyalen Entsetzens lasen die Leute das grimmige Pamphlet und lieferten es dann eiligst dem nächsten Gensdarmen aus, so daß nicht blos jene Anzahl von Exemplaren, welche in Minnigerode's Kleidern und Stiefeln gefunden worden, sondern fast die ganze Auflage in den Besitz der Regierung kam. Ein eclatanterer Mißerfolg war kaum denkbar und — „gewinnen wir die Masse nicht, so ist unser Thun ein Thorenspiel!" hatte Büchner wenige Monate vorher mit Recht ausgerufen! Wenn er nun gleichwohl dies „gefährliche Thorenspiel" mit Ernst und Leidenschaft fortsetzte, so darf zur Erklärung wohl daran erinnert werden, daß noch immer weder er, noch seine Verbündeten irgend eine persönliche Gefahr befürchteten. Nach

wie vor hielten sie die Affaire Minnigerode für einen unglücklichen Zufall und auch die folgenden Verhaftungen konnten sie in dieser Ueberzeugung nicht stutzig machen, weil dieselben fast durchweg junge, unbedeutende Leute betrafen, welche sich an der Agitation nur wenig betheiligt. So trug das System weiser Sparsamkeit, welches der wackere Kuhl in seinem Geschäfte einhielt, auch dazu bei, die Führer sicher zu machen; Büchner konnte an keine Gefahr glauben, so lange Weidig unbehelligt blieb — und umgekehrt. Doch sind die Motive seiner Handlungsweise gewiß weniger in diesem Gefühl der Sicherheit, als in seinen persönlichen Verhältnissen zu suchen. Je schwerer der Druck des Vaters auf ihm lastete, desto sehnsüchtiger empfand der trotzige Jüngling den Drang nach tollkühner Thätigkeit und konnte ihn auch reichlich befriedigen: in jenem Kreise begeisterter Freunde, welchen er im Frühling desselben Jahres zu einer geheimen Gesellschaft vereinigt. Vielleicht hätten seine Reden und Anträge in diesem Vereine minder radical geklungen, wäre er nicht zu Hause vom Vater wie ein Knabe behandelt worden, vielleicht auch konnte er trotz besserer Einsicht nicht mehr jenen Ton herabstimmen, den er selbst eingeführt — nur durch solche Erwägungen wird das Folgende erklärlich . . .

Wer die Stadt Darmstadt durch das Jägerthor verläßt und auf der Dieburger Landstraße den herrlichen Buchenhainen des Kranichsteiner Parks entgegen wandelt, gewahrt am Wege zwischen Gärten und Feldern ein einsames kleines Häuschen mit zerberstendem Mauerwerk, öde und unbewohnt. Wohl keiner der Spaziergänger ahnt, daß sich an diese Räume ein historisches Interesse knüpft — hier hat der letzte deutsche Geheimbund der Dreißiger Jahre sein Wesen getrieben, hier

versammelte sich im Winter 1834 auf 35 die Darmstädter „Gesellschaft der Menschenrechte" unter Büchner's Vorsitz. Von den Theilnehmern scheint keiner mehr am Leben, wenigstens war trotz aller Mühe keiner zu erkunden, die Hessische Regierung hat die diesbezüglichen Acten nicht veröffentlicht — was wir hierüber wissen, stammt aus den Erinnerungen Wilhelm Büchner's und einzelnen Notizen in Noellner's Actenwerke. Fassen wir diese spärlichen Quellen zusammen, so ergibt sich, daß die Gesellschaft nominell ein Jahr, in Wahrheit aber nur einige Monate in Thätigkeit gewesen. Wohl war sie bereits im März 1834 (vergl. S. XCII u. CVIII) von Büchner begründet worden, aber erst vom Herbste ab, nachdem er die persönliche Leitung übernommen, ward Schwung und Eifer bemerkbar. Nun wuchs auch binnen wenigen Wochen die Zahl der Mitglieder, welche während des Sommers nur etwa ein Dutzend betragen, auf das Doppelte und Dreifache; mehr als vierzig Köpfe scheint der Bund nie gezählt zu haben. Es waren dies fast durchweg junge Darmstädter Bürgerssöhne, außer Büchner nur noch zwei oder drei Studenten, ein älterer Mann war nicht darunter. Die Gesellschaft war bekanntlich in Ausführung eines umfassenden Organisationsplanes, als einzelnes Glied einer großen Kette gegründet worden — dieser Zweck war nun freilich gründlich verfehlt, es scheint aber, daß der Ehrgeiz und Eifer der Jünglinge gerade durch das Bewußtsein gestachelt worden, dem einzigen noch aufrechten Geheimbund anzugehören. Die Tendenz blieb unverändert: Erziehung der Mitglieder für die Revolution, Unterstützung radical demokratischer Bestrebungen. Dieser letztere Programmpunkt konnte natürlich wenig zur Ausführung kommen, um so eifriger wurde der erste gepflegt.

Zwei Male wöchentlich verſammelten ſich die Verbündeten mit Einbruch der Nacht in jenem Gartenhäuschen. Sie hatten dasſelbe zu dieſem Zwecke gewählt, weil es im Winter unbewohnt war und an einer Chauſſee lag, die Nachts ſehr ſelten frequentirt wurde. Gleichwohl ward große Vorſicht bewahrt, die Mitglieder kamen ſtets einzeln, zu verſchiedener Zeit und auf verſchiedenen Wegen; die Läden waren feſt verſchloſſen und ringsum Poſten aufgeſtellt. Die Verſammlungen begannen mit der Aufnahme neuer Mitglieder, dieſe legten den Eid darauf ab, jedem Beſchluß der Geſellſchaft, er laute wie immer, bedingungslos zu gehorchen, „werde ich je zum Verräther", ſchloß die Formel, „ſo mag mir mein Recht werden: der Tod". Nach Erledigung dieſer Formalitäten folgte Vortrag oder freie Discuſſion über ein politiſches oder hiſtoriſches Thema; das Meiſte leiſtete hiebei der Vorſitzende ſelbſt. So hielt er im November und Dezember eine Reihe von Vorträgen über die franzöſiſche Revolution und arbeitete im Anſchluß daran eine „Erklärung der Menſchenrechte" aus, welche der Verein als Programm acceptirte. Dieſe Arbeit und die Protocolle der Geſellſchaft wurden einige Monate ſpäter, nach Büchner's Flucht, von deſſen Angehörigen aufgefunden und, da eine Hausſuchung zu befürchten ſtand, verbrannt. Ueber die Discuſſionen iſt wenig zu erkunden geweſen; nach dem einige Jahre ſpäter vor dem Richter abgelegten Geſtändniß eines der Theilnehmer ſei einmal darüber debattirt worden, ob ein Meineid in einem politiſchen Prozeſſe als ein Verbrechen anzuſehen ſei; die Geſellſchaft habe dies bei der Abſtimmung verneint. Doch ſtammt dieſe Mittheilung aus trüber Quelle und iſt auch innerlich nicht glaubwürdig, ſowohl Weidig als Büchner ſtanden ſittlich

zu hoch, um den Meineid zu predigen. Im Prozesse gegen den ersteren bildete die Meineids-Theorie einen der Hauptpunkte der Anklage, was jedoch an „Beweisen“ hiefür aufgebracht wurde, könnte keinen gerechten Richter zu einem „Schuldig!“ bewegen. Das rechte Licht über die Aussage jenes bereitwilligen Zeugen gibt übrigens folgende Mittheilung August Beckers: „Es gehörte zu den Verkehrtheiten meiner Jugend, die unsinnigsten Paradoxen aufzustellen und sie mit der größten Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Wenn ich z. B. einmal öffentlich behauptete, daß Dr. Luther und Schinderhannes die zwei größten Teutschen gewesen, so wird mir jeder, der mich kennt, zugeben, daß dies nicht mein Ernst gewesen sein könne. Ich könnte eine ganze Liste ähnlicher Sätze, die ich vertheidigt habe, anführen. In diesem Sinne mag ich vielleicht auch einmal den falschen Eid vertheidigt haben. Auch Büchner hatte einige Sophismen über den falschen Eid in Bereitschaft, die er oft zum Scherz aufstellte und die „falsche Eidestheorie“ nannte.“ Das klingt nach jeder Richtung glaubwürdig. Ueber einen anderen Discussionsabend berichtet Wilhelm Büchner, jedoch nur vom Hörensagen, da ihn sein Bruder nie in jene Gesellschaft einführte. Man debattirte mehrere Stunden darüber, ob es klüger sei, sogleich eine einheitliche Republik anzustreben, oder sich vorerst darauf zu beschränken, die anderen Dynastien zu Gunsten der Hohenzollern zu beseitigen und im geeinten Deutschland die Revolution zu bewirken. Für beide Ansichten seien leidenschaftliche Verfechter aufgetreten, bis sich die Versammlung endlich, mit der Motivirung, „das mit den Hohenzollern gäbe nur doppelte Arbeit“, für den ersteren Weg entschieden.

Außer dieſen nächtlichen Verſammlungen vereinigten ſich die Jünglinge an einigen Tagen der Woche in kleineren Gruppen zur Uebung in den Waffen. In einem verfallenen Kornſpeicher wurde das Säbel- und Bajonettfechten geübt und mit der Piſtole nach der Scheibe geſchoſſen. Faſt alle Theilnehmer waren gut bewaffnet und hielten auch bedeutende Schießvorräthe verborgen. Zu ihrem Glück ergab ſich keinerlei Gelegenheit, ernſten Gebrauch davon zu machen. Die äußere Wirkſamkeit der „Geſellſchaft" beſchränkte ſich darauf, den zu Darmſtadt und Friedberg Verhafteten Nachrichten zukommen zu laſſen und Verſuche zu ihrer Befreiung zu machen. Beides wurde mit vielem Scharfſinn in's Werk geſetzt. So war es den Gefangenen einzig geſtattet, ſich eine Bibel und den Zuckervorrath von Auswärts kommen zu laſſen, aber die Verbündeten wußten dies auszunützen. In den Bibeln wurden auf einer der erſten Seiten einzelne Buchſtaben mit Punkten verſehen und ſo zu Worten und Sätzen formirt — das Ganze mußte von der Rechten zur Linken, alſo nach Art der Hebräer, zuſammengeleſen werden. Unter den Zuckerſtücken aber befanden ſich immer einige mit fein eingebohrten Röhrchen, in welche dicht zuſammengerollte, eng beſchriebene Zettelchen geſteckt waren. Die Correſpondenz durch die Bibel wurde bald entdeckt und als der Kerkermeiſter einmal ſeinen Morgenkaffee aus der Zuckerdüte der Gefangenen verſüßte und plötzlich zu ſeinem Erſtaunen ein Zettelchen auf der Oberfläche des braunen Tranks auftauchen ſah, da ward auch dies andere Mittel der Verſtändigung unmöglich gemacht. So führten denn die Bemühungen Büchner's und ſeiner Anhänger nur zu dem Reſultat, daß ihre armen Freunde die Bibel entbehren und bittern Kaffee trinken mußten. Auch die Be-

freiungs-Versuche fielen nicht besser aus. Zwei Wächter waren bestochen, der Kerkermeister sollte durch Opium betäubt werden, auch war bereits Vorsorge für die Beförderung der Befreiten über die Grenze getroffen. Aber die Ausführung verzögerte sich, weil vorher die Genesung des schwer erkrankten Minnigerode abgewartet werden sollte, und als man sich endlich trotzdem zum Handeln entschloß, war es zu spät. Einer der bestochenen Wächter verrieth den Plan und die Gefangenen wurden schärfer bewacht, als früher.

Diese Mißerfolge verstimmten Büchner immer mehr und oft genug klagte er seinem treuen Wilhelm, daß sich kein Mensch unglücklicher fühlen könne als er. War schon sein seltsames Doppelleben, bei Tage als demüthiger Gefangener, der sein vorgeschriebenes Pensum Anatomie erledigen mußte, des Nachts als Dictator einer phantastisch aufgeregten Bande, vollauf geeignet, selbst stärkere Nerven, als er sie hatte, auf's Höchste zu irritiren, so quälte ihn noch obendrein bitterste und leider auch begründete Reue. Er klagte sich an, seine Eltern betrogen, seine Freunde verführt zu haben, und verurtheilte seine Handlungsweise in den schärfsten Ausdrücken. Aber just in diesen Tagen äußerer Aufregung und inneret Selbstqual erwachte in ihm plötzlich und mächtig der Drang nach poetischer Production; zum ersten Male in seinem Leben, sofern man von jenen schwächlichen lyrischen Versuchen seiner Knabenzeit absieht. Das klingt auffällig genug, wird uns aber erklärlich, wenn wir aus seines Bruders Mittheilungen ersehen, daß er zunächst nur eine politisch-sociale Tendenz-Dichtung schreiben wollte. Seine erste Intention erhob sich nicht viel über jene, welche ihm beim „Landboten" die Feder geführt: trostlos und an dem Siege

der Freiheit verzweifelnd, wollte er durch eine Dichtung, welche den Triumph der Republik verherrlichen sollte, sich und Anderen Muth einsprechen. Es war also nur ein Aufbäumen seiner trotzigen Natur, welche darnach rang, die eigene Reue und Hoffnungslosigkeit abzuschütteln. Daß er den Stoff aus der französischen Revolution entnehmen müsse, stand ihm bei seiner genauen Vertrautheit mit dieser Geschichts-Epoche sofort fest, aber ebenso schwankte er keinen Augenblick, die dramatische Form zu wählen. Leitete ihn schon bei diesem letzteren Entschlusse sein poetischer Instinkt, so trat derselbe noch weit mehr hervor, als er den Stoff zu sichten begann, um die passende Periode herauszufinden. Er hatte ursprünglich an die erste glorreiche und noch wenig von Greueln befleckte Epoche der Revolution gedacht, weil sich dieselbe für seine Tendenz am Besten schickte, aber je ernstlicher er sich mit seinem Plane beschäftigte, deste mehr interessirte ihn die Epoche des Schreckens und ihr Höhepunkt: der Untergang Danton's. Indem er sich für letzteren Stoff entschied, hatte bereits der Poet in ihm über den Politiker gesiegt: die Schilderung der Zeit, wo sich die Republik selbst zerfleischte, war nicht geeignet, Propaganda für ihre Ideen zu machen. Und vollends verflüchtigten sich diese Tendenz-Gedanken, als er nun an die Ausführung ging, denn er that dies in trübster Gemüthsstimmung, verzweifelnd an dem Sieg seiner Ideale, und darum weder gewillt noch vermögend, Andere hiefür zu begeistern. Mehr als je vorher fühlte er sich „zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte" und dem Druck des eigenen Geschicks. So war der politische Enthusiasmus wohl der Motor gewesen, der ihn zu poetischer Production hingeleitet, aber er verließ ihn noch vor Beginn der Arbeit.

Unter schwierigeren Verhältnissen mag selten ein poetisches Werk entstanden sein. Büchner's Situation, schon bisher eine peinliche, gestaltete sich allmählig wahrhaft unerträglich. In der zweiten Januarwoche von 1835, als er eben die ersten Szenen seines „Danton" geschrieben hatte, erhielt er plötzlich eine Vorladung des Criminalgerichts in Offenbach. Der Vater war ebenso bestürzt, als erzürnt; die Mutter zerfloß in Thränen, beide beschworen ihn, ihnen die Wahrheit zu gestehen. Er fühle sich rein, erwiderte er, und begab sich nach Offenbach, noch immer der festen Ueberzeugung, daß man keine positiven Beweise gegen ihn habe. Die Vernehmung schien dies zu bestätigen, er wurde blos als Zeuge verhört und sollte namentlich über Schütz aussagen; auch entließ man ihn sofort wieder. Gleichwohl kehrte er sehr beunruhigt heim, denn er hatte den Eindruck empfangen, daß man allerdings von ihm und Weidig noch nichts wisse, umsomehr aber von anderen, weniger compromittirten Bündlern. Dies schien ihm nach wie vor räthselhaft und nur durch das Walten eines sonderbaren Zufalls erklärlich; noch immer ahnte er keinen Verrath; trotzdem konnte er sich nicht verhehlen, daß ihm die Gefahr näher gerückt. Er suchte dieses Angstgefühl in sonderbarer Art zu ersticken: sein Eifer für die „Gesellschaft" steigerte sich, er verbrachte fast jede Nacht in jenem Häuschen an der Dieburger Landstraße und arbeitete bei Tage mit fieberhafter Hast an seinem Drama. Es geschah dies am Secirtische des Laboratoriums und während jener Stunden, wo Dr. Büchner nicht zu Hause war; anatomische Tafeln, mit welchen er das Manuscript bedecken konnte, lagen stets aufgeschlagen auf dem Tische. Außerdem hielt Wilhelm Wache und meldete rechtzeitig die Heimkehr

des Vaters oder andere Störung: er war der Einzige, der um die Arbeit wußte. Da Georg, je mehr dieſelbe fortſchritt, immer verſtörter und aufgeregter wurde, ſo erlaubte ſich der jüngere Bruder einmal eine abmahnende Bemerkung. Georg erwiderte heftig, er gehorche ſeinem innerſten Drange und werde ſein Werk ſelbſt dann vollenden, wenn es ihm Verderben bringen müßte; übrigens tröſte es ihn ſchon jetzt, indem es ſeine Aufmerkſamkeit von den jämmerlichen Verhältniſſen um ihn her ablenke, und werde ihm obendrein nach der Vollendung ein ſchön Stück Geld eintragen, deſſen er dringend bedürfe. „Wozu?“ fragte Wilhelm. — „Es ſoll mir Freiheit und Leben retten!“ war die Antwort. Uebrigens ſpielte er damals nur mit dem Gedanken der Flucht — an eine ernſtliche Gefahr glaubte er ſelbſt dann nicht, als er Ende Januar eine zweite Vorladung erhielt, diesmal nach Friedberg. Abermals wurde er nur als Zeuge vernommen, höflich behandelt und ſofort wieder entlaſſen. „Sie wiſſen nichts!“ ſagte er dem Bruder lachend, als er heimkehrte, und ahnte nicht, daß ihn abermals nur Kuhl's directe Intervention gerettet hatte. Obwohl dieſer nämlich keinerlei Ausſagen gegen Büchner gemacht, ja ſogar jeden Verdacht von ihm abzulenken verſucht, war Rath Georgi doch durch die bisherigen Reſultate der Unterſuchung zu der Ueberzeugung von Büchners Schuld gekommen und unterließ nur deßhalb die Verhaftung, weil Kuhl feierlich deſſen Unſchuld declarirte. Zum Erſatz hierfür enthüllte der Mann das Beſtehen der Darmſtädter Geſellſchaft, gab aber weder den Verſammlungsort noch das Waffendepôt an, obwohl ihm Beides wohl bekannt war, ſondern begnügte ſich damit, drei jüngere, unbedeutende Mitglieder zu denunciren. Und ſo ward Büchner

eines Morgens — am 2. Februar — durch die Nachricht aufgeſchreckt, daß einige Freunde, mit denen er noch Nachts vorher in jenem Häuschen beiſammen geweſen, ſoeben verhaftet worden. Erſt dieſe Hiobspoſt brach ſeinen Trotz; in maßloſer Aufregung ſuchte er eiligſt die einzelnen Mitglieder auf und mahnte ſie zu äußerſter Vorſicht. Die Vollverſammlungen wurden eingeſtellt, die Waffen in einem Keller vergraben. Damit noch nicht beruhigt, beſchwor Büchner die anderen Vorſtände der Geſellſchaft, Koch, Kahlert und Nievergelter, zu flüchten. Die beiden Letzteren vermochten dieſem Rathe zu folgen und verließen Darmſtadt in der erſten Hälfte des Februar, Koch blieb, weil ihm das Geld zur Flucht fehlte. Derſelbe Grund zwang Büchner, zu bleiben. Er ſelbſt beſaß keinerlei Mittel, unter den Geſinnungsgenoſſen war Niemand, der ſie ihm hätte leihen können, ein Geſtändniß an die Eltern hätte nur die Mutter troſtlos gemacht, den Vater in heftigſte Entrüſtung verſetzt, ohne zu dem gewünſchten Reſultate zu führen; Dr. Büchner war nicht der Mann, einen Schuldigen, auch wenn es ſein eigen Fleiſch und Blut war, den Gerichten zu entziehen. Vielleicht ſei es gut ſo, tröſtete Georg den beſorgten Bruder, vielleicht ſei die Flucht überflüſſig, die Polizei tappe offenbar noch im Finſtern, da ja auch Weidig bisher unbehelligt geblieben. Wie wenig er ſelbſt an dieſe Hoffnung glaubte, bewies ſein verſtörtes Antlitz und die fieberhafte Aufregung, die ſeine Kräfte ſichtlich aufrieb. Sein Auge glänzte unheimlich und war dann wieder wie erloſchen; er aß faſt nichts, ſprach nur mühſam und fuhr zuſammen wenn er angeredet wurde. Die Eltern drangen in ihn, ſich Ruhe zu gönnen, er lehnte dies faſt unwillig ab und ſaß vom frühen Morgen bis in

die Nacht hinein an seinem Arbeitstische, hastig und heimlich Szene um Szene seines Drama's entwerfend. „Ich schreibe im Fieber", sagte er dann dem Bruder, „aber das schadet dem Werke nicht — im Gegentheil! Uebrigens habe ich keine Wahl, ich kann mir keine Ruhe gönnen, bis ich nicht den Danton unter der Guillotine habe und obendrein brauche ich Geld, Geld!" Dies letztere Motiv betonte er immer häufiger, je mehr die Arbeit vorrückte, und je näher ihm die Gefahr kam. Denn von Mitte Februar ab brachte fast jeder Tag eine schlimme Neuigkeit: in Gießen, Butzbach und Darmstadt mehrten sich die Verhaftungen, auch Koch wurde in's Gefängniß geschleppt, in dem er sein Leben beschließen sollte. Als Büchner auf die Nachricht hievon zu einem Freunde eilte, um nähere Erkundigungen einzuziehen, gewahrte er, daß ihm ein Polizist auf Schritt und Tritt folgte, zwei andere waren an den beiden Enden der Straße postirt, in der er wohnte. „Ich bin verloren!" sagte er dem Bruder, als er heimkehrte, brütete einige Stunden stumm und verzweifelt vor sich hin, raffte sich dann jedoch gewaltsam auf. Noch am selben Abend befestigte er mit Wilhelm's Hülfe eine Strickleiter an der hohen Mauer des Hausgartens, um in die benachbarten Gärten flüchten zu können, wenn die Häscher kämen. Die nächsten drei Tage (20.—23. Febr.) verbrachte er wieder am Schreibtisch, vollendete den Entwurf des Drama's, feilte es durch und schrieb es in's Reine. „Ich hätte sonst Wochen daran gewendet", sagte er dem Bruder, „aber nun ist keine Zeit mehr zu verlieren". Man sieht, es war keine Uebertreibung, wenn er später einmal an Gutzkow schrieb: „Für Danton sind die Darmstädtischen Polizeidiener meine Musen gewesen". Die Polizisten patrouillirten fortwährend

vor dem Hause und er mußte sie sehen, wenn er den Blick von der Arbeit erhob. Am 24. Februar schrieb er den Begleitbrief an Gutzkow, und Wilhelm brachte das Manuscript zur Post. Auf dem Titel stand nur: „Dantons Tod. Ein Drama", und statt des Autornamens die Bitte, denselben zu verschweigen. Auf Gutzkow war seine Wahl deßhalb gefallen, weil sich dieser durch seine scharfen, kühnen und freisinnigen Kritiken im Frankfurter „Telegraph" rasch großen Einfluß erworben und auch mit dem sehr geachteten und rührigen Verleger J. D. Sauerländer in intimer Beziehung stand.

Das Begleitschreiben Büchners liegt dem Leser vor (S. 381) — der seltsame Ton desselben kann nicht befremden, wenn man die Verhältnisse erwägt, unter denen es entstand. Ein fieberhaft erregter, verzweifelter Jüngling hat diese Zeilen geschrieben, um die einzige Hoffnung, an die er sich noch klammerte, zu verwirklichen. Aber so deutlich auch die Absicht hervortritt, Neugierde, Theilnahme, ja Mitleid zu erwecken — keine Unwahrheit findet sich in diesem Briefe, ja sogar wenn man sich in das Gefühlsleben des Gepeinigten versetzt, keine Hyperbel. Sein Elend schien ihm in der That jenen Grad erreicht zu haben „welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht!"

Nur mit größter Anstrengung hatte er noch diesen bangen, trotzigen, verzweifelten Hilferuf geschrieben, dann versagten die maßlos überreizten Nerven den Dienst und er verfiel in ein lethargisches Hinbrüten, welches die Familie noch weit besorgter machte als die vorangegangene Aufregung. Aber schon am 27. Februar ward er peinlich aus diesem Zustande aufgerüttelt: durch die Vorladung, noch im Laufe

des Vormittags vor dem Unterſuchungsgericht im Darmſtädter Arreſthauſe zu erſcheinen. In dieſer Form waren die meiſten Verhaftungen der letzten Tage erfolgt. Büchner wußte, was die Vorladung bedeute. Mit gräßlich entſtellten Zügen trat er in das Stübchen Wilhelm's, der eben ſeinen Koffer packte, weil er am Nachmittage nach Butzbach abreiſen ſollte, um als Practicant in die dortige Apotheke einzutreten. „Sieh' her", ſagte er, „das iſt mein Todesurtheil!" Dieſe Worte erſchütterten Wilhelm ſo tief, daß er ſich ſofort erbot, ſtatt des Bruders in's Arreſthaus zu gehen. Der Gedanke war nicht ſo abenteuerlich, weil Wilhelm älter ausſah, als er war, und weil unter der Vorladung der Name eines Beamten ſtand, der erſt kürzlich nach Darmſtadt verſetzt worden und Georg nicht kannte. Die Brüder verabredeten nun, daß Wilhelm das Verhör beſtehen, ſich auch einer Verhaftung nicht widerſetzen ſolle; komme er bis zur Mittagsſtunde nicht zurück, ſo ſolle dies für Georg das Signal zur Flucht ſein. Der ſechzehnjährige Knabe machte ſich beherzt auf den Weg, ward aber, als er im Arreſthauſe die Vorladung vorwies, nicht vor den fremden Beamten geführt, ſondern zufällig vor einen Darmſtädter Richter, welcher die Brüder ſehr genau kannte, da Dr. Büchner ſein Hausarzt war. „Was willſt Du hier, Wilhelm?" fragte er ſtreng und als nun dieſer ſtammelnd erwiderte, Georg ſei krank und er komme, um ihn zu entſchuldigen, erwiderte der edle Mann mit ſcharfer Betonung: „Merke wohl auf! Wenn dein Bruder krank iſt, ſo wollen wir ihm zwei Tage Ruhe gönnen, dann aber *muß* er in's Arreſthaus!" Der Knabe verſtand den Sinn dieſer Worte, dankte gerührt und eilte erfreut heim. Georg aber gerieth über dieſen Beſcheid in

Verzweiflung, er hatte gehofft, ſo lange in Darmſtadt bleiben zu können, bis das Geld aus Frankfurt eintraf, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Gutzkow die Firma Sauerländer zur Uebernahme des Verlags und ſofortiger Honorirung veranlaſſen werde. Wie ſollte er ſich jetzt, binnen achtundvierzig Stunden, die Mittel zur Flucht ſchaffen? Nun beſaß Wilhelm allerdings zwei Louisdors, welche ihm der Vater am Morgen zur Beſchaffung einiger Lehrbücher übergeben, aber er wagte es nicht dies Geld zu opfern, und auch Georg mochte ihn nicht dem Zorne des Vaters ausſetzen. So ſchieden beide am Nachmittag des 27. Februar in düſterſter Stimmung. „Wir ſehen uns nie wieder", ſagte Georg, und die traurige Ahnung hat ſich erfüllt.

Wilhelm Büchner iſt, wie erwähnt, unſer einziger Berichterſtatter über jene Tage. Was ſich nach ſeinem Abgange begeben, wie Georg die letzten Stunden im elterlichen Hauſe verbracht, woher er die Mittel zur Flucht genommen, war nicht zu erkunden. Höchſtwahrſcheinlich hat er in der Frühe des erſten März, knapp vor Ablauf des Termines, welchen ihm jener milde, barmherzige Richter geſtellt, Darmſtadt verlaſſen. Der Vater und die Geſchwiſter ahnten nichts davon; hingegen ſcheint die Mutter ſeinen Plan erfahren und ihm einige Unterſtützung gegeben zu haben. Dieſe Vermuthung iſt durch das innige Verhältniß zwiſchen Frau Caroline und ihrem Liebling wohlberechtigt, auch darum, weil nur ſo erklärlich wird, daß dieſer in letzter Stunde denn doch plötzlich über die nöthigen Mittel verfügte. Die Kriſe ging, wie er ſpäter nach Hauſe berichtete, „raſch und bequem" vor ſich; allerorts wurde er von Anhängern ſeiner Partei gaſtlich aufgenommen und weiter befördert, zunächſt nach

Worms, dann durch die Rheinpfalz an die französische Grenze, welche er am 9. März 1835 bei Weißenburg überschritt. Er hatte diese Grenzstation gewählt, weil er hier ohne Paß durchzukommen hoffte, was auch gelang. Kaum in Sicherheit, schrieb er an die Eltern und theilte die Motive der Flucht mit — daß er sich in diesem Briefe (S. 344) an Vater und Mutter wendet, spricht nicht gegen obige Vermuthung, da Dr. Büchner keinesfalls erfahren durfte, daß seine Gattin Mitwisserin gewesen. Der Brief ist nach mancherlei Richtung bemerkenswerth. Vor Allem muß es auffallen, daß Büchner noch immer nicht die Wahrheit gesteht und sich für einen ungerecht Verfolgten ausgibt. Vielleicht verhinderte ihn der Trotz, die jahrelang festgehaltene Täuschung einzugestehen, vielleicht auch das edlere Motiv, die Eltern in ihrem tiefen Schmerze zu trösten. Hingegen kann es nicht befremden, daß er als sein einziges Ziel „das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften" bezeichnet und die literarischen Hoffnungen, die ihn gerade damals so lebhaft erfüllten, gänzlich verschweigt. Denn abgesehen davon, daß er noch nichts von dem Schicksale seines Drama's erfahren, mußte er jede Andeutung hierüber schon deßhalb unterlassen, weil der Vater durch die Mittheilung von einer dichterischen Arbeit nur noch heftiger erzürnt worden wäre. Auch hatte er niemals die Absicht, seine materielle Existenz durch literarische Thätigkeit zu begründen. „Ruhm will ich davon haben, nicht Brod", pflegte er später zu sagen. Im Uebrigen athmet der Brief den frischen Lebensmuth des Geretteten, der noch obendrein einem Wiedersehen mit der geliebten Braut entgegensieht, und in dieser Stimmung bewegt ihn auch das Bewußtsein, von nun ab keine Unterstützung von

Hause erwarten zu dürfen, nur zu den muthvollen Worten: „Ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte".

Dr. Büchner hat weder diesen Brief, noch einen der folgenden bei Lebzeiten des Sohnes gelesen; so lange Georg lebte galt er ihm als todt, er gewährte ihm keine Unterstützung, erkundigte sich nicht nach seinen Schicksalen, ja sogar sein Name durfte nie vor ihm genannt werden. Wer dies allzuhart findet, mag aber auch nicht vergessen, wie tief diesen geraden, grundehrlichen Mann die Erkenntniß empören mußte, daß ihn der Sohn jahrelang betrogen, wie diesem loyalen Staatsdiener das politische Vergehen desselben nicht minder verwerflich erschien als irgend ein gemeiner Frevel, wie bitter endlich sein Vaterherz das Scheitern aller Hoffnungen empfinden mußte, welche er an den genialen Jüngling geknüpft. Auch ging seine Härte nicht über das Menschliche hinaus; er ließ es geschehen, daß Gattin und Kinder eifrig mit dem Flüchtling correspondirten, und als Frau Caroline überaus sparsam wurde, um den Sohn von dem Wirthschaftsgelde unterstützen zu können, verlor er kein Wort darüber, warum es plötzlich so karg im Hause zugehe, obwohl er den Sachverhalt wohl wußte. Er selbst freilich hat Georg's in jener Zeit nie erwähnt, auch dann nicht, als Ende März jene Hundert Gulden in Darmstadt eintrafen, welche J. D. Sauerländer als Honorar für „Dantons Tod" gewährt. Da übergab er Geld und Brief schweigend der Gattin.

Dies lenkt uns zu dem Schicksal jenes Manuscripts zurück. Wir erzählen dasselbe am Besten mit den Worten des Mannes, der sich das größte Verdienst um Georg Büchner erworben, Karl Gutzkow's.

„In den letzten Tagen des Februars 1835", berichtet derselbe im „Frankfurter Telegraph", Nr. 42 vom Juni 1837, „dieses für die Geschichte unserer neueren schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von älteren und jüngeren Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sah. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt a. M. nach Literaten-Art das Handwerk begrüßte. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Brief, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Es war ein Drama: „Danton's Tod". Man sah es der Production an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Szenen, die Worte folgten sich rapid und ungestüm. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Aber diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen, scharfen Umrissen schnell, im Fluge an die Wand zu schreiben. Die ersten Szenen die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme des Buchhändlers Sauerländer noch an jenem Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl von Szenen, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers".

So hatte sich Büchners Hoffnung erfüllt; Gutzkow schloß mit dem Verleger einen Vertrag, wonach dieser gegen Bezahlung von Hundert Gulden das Recht erwarb, zuerst einzelne Szenen in der von ihm verlegten Zeitschrift „Phönix"

zu veröffentlichen und dann eine Buchausgabe zu veranstalten. Das Geld ging nach Darmstadt ab. Wenige Tage hernach erschien in sämmtlichen, süddeutschen Zeitungen der Steckbrief, welches das Darmstädter Gericht dem Flüchtigen nachgesandt. Gutzkow war dadurch sehr beunruhigt, erhielt jedoch Anfang April zu seiner Freude ein Schreiben Büchners aus Straßburg, worin sich dieser nach seinem Manuscripte erkundigte. Der curiose Ton der wenigen Zeilen (S. 383) ist sehr befremdend; die beste Erklärung hierfür hat der Empfänger selbst gegeben: „Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Dantons; der junge Dichter muß seine Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, mit der er sein Drama gemalt". Auf diesen Brief folgte unmittelbar ein anderer, worin Büchner den Empfang des Geldes bestätigte, herzlichst dankte und in fieberhaft erregten Worten bat, das Erscheinen des Werkes sofort zu veranlassen.

Doch ging dies nicht so leicht, obwohl Gutzkow und der Verleger den gleichen Wunsch hegten. Ein wortgetreuer Abdruck des Manuscripts hätte nie die Censur passiren können, und so griff Gutzkow, „um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen", zum Rothstift und strich oder veränderte jene Stellen, von welchen aus politischen oder moralischen Gründen Gefahr für das Werk zu befürchten war. Da er diese Arbeit begreiflicher Weise widerwillig verrichtete und oft lange schwankte, ob diese oder jene Stelle nicht denn doch gerettet werden könne, so konnte er erst Mitte Mai das redigirte Manuscript abliefern. Doch trug Sauerländer, obwohl einer der muthigsten und freisinnigsten Verleger Deutschlands, noch immer Anstand, es zum Druck zu

beförderm, und übergab es zu weiterer Bearbeitung dem damals in Frankfurt lebenden, österreichischen Schriftsteller Eduard Duller, der höchst willkührlich damit umsprang und sich nicht blos Striche, sondern auch Zusätze erlaubte. In dieser verstümmelten Form erschien das Werk endlich, nachdem der „Phönix" vom Juni einige Szenen daraus mitgetheilt, Anfang Juli 1835 im Buchhandel. Alles Nähere hierüber findet sich an anderer Stelle (S. 95 ff.) übersichtlich zusammen gestellt. Hier sei nur angeführt, daß der Abdruck an nicht weniger als Einhundertelf Stellen vom Manuscripte abwich. Wer dieselben prüft, wird sicherlich Gutzkow's Worten beistimmen, daß damals nur „ein nothdürftiger Rest des Werkes, die Ruine einer Verwüstung" erschienen. Gegen Georg Büchners ausdrücklichen Wunsch war sein Name auf dem Titelblatte genannt, und außerdem hatte sich Duller erlaubt, den geschmacklosen Nebentitel „Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft" hinzuzufügen.

K. E. F.

So erschien denn „Danton's Tod," während sein Verfasser als Flüchtling in der Fremde lebte, und wurde durch Gutzkow mit einer der glänzendsten Kritiken in die literarische Welt eingeführt. (Man vergl. S. 446). — Die kritische Welt kam in Bewegung. Während das „Junge Deutschland" unter seiner literarischen Fünfherrschaft (Wienbarg, Gutzkow, Heine, Laube, Mundt), das damals noch in dem süßen Wahne lebte, mit der Macht der Idee die Macht der Bajonnette und des Geldes bekämpfen zu können, und das noch nicht die traurige Erfahrung des Verbotenwerdens gemacht hatte — während das junge Deutschland in Büchner

einen ſtarken Mitkämpfer erblickte und ſeinen Beifall nicht ſparte, konnte es natürlich von reactionär-pietiſtiſcher Seite nicht an der Bekämpfung eines Autors fehlen, der die Principien der Revolution und der Freigeiſterei ſo offen und mit ſo ſeltenem Talent entwickelt hatte, und zwar gerade aus derjenigen Periode der Franzöſiſchen Umwälzung, welche man bisher nur verſtohlen und alsdann nicht ohne die lebhafteſten Aeußerungen eines frommen Abſcheues zu nennen gewohnt war. Büchner ſelbſt blieb dieſem Treiben ziemlich fremd; nur verſprengte Nachrichten über das Schickſal ſeines Erſtlings kamen zu ihm über den Rhein; dagegen blieb er von jetzt an in fortwährender brieflicher Verbindung mit Gutzkow. (Man vergl. S. 381 u. flgd.) In den abgedruckten Briefen aus Straßburg vom 5. Mai (S. 347) und vom 28. Juli 1835 (S. 353) gibt er einen zur Beurtheilung weſentlichen Commentar zu „Danton" und eine Selbſtrecenſion deſſelben. —

Der großen geiſtigen Aufregung folgte in Straßburg Abſpannung, aber auch eine wohlthätige Ruhe und Erholung in der Nähe der Geliebten. Büchner fühlte ſich ſicher vor den gefürchteten Leiden eines langwierigen Kerkers, und eine heitere Stimmung ſpricht aus ſeinen Briefen, die nur durch die Sorge um ſeine Zukunft und den Schmerz über die Leiden ſeiner politiſchen Freunde in Deutſchland getrübt wird. Dem politiſchen Treiben, das um jene Zeit durch den in Lauſanne in der Schweiz zwiſchen den Abgeſandten des „Jungen Europa" und denen der franzöſiſchen Republikaner geſchloſſenen Verbrüderungsvertrag (10. April 1836) neue Nahrung erhielt, blieb er von jetzt an fern. Gutzkow ſchreibt darüber: „Büchner hörte bald auf, von gewaltſamen Umwälzungen zu

träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese." (Man vergl. den Brief an Gutzkow auf S. 383 und denjenigen an seinen Bruder Wilhelm auf Seite 349—50.)

In Straßburg wandte sich Büchner wieder ganz seinen ernsten Studien zu; beinahe auf sich allein angewiesen, suchte er sich mit Macht eine Stellung zu erringen. Sein Erfolg auf dem Felde der dramatischen Poesie war weit entfernt, ihn seinem ursprünglichen Studienplane zu entfremden. Wenn er auch die praktische Medicin entschieden aufgab, so setzte er doch die naturwissenschaftlichen Studien um so eifriger fort. Nachrichten aus Zürich über die schlechte Besetzung einiger naturwissenschaftlichen Fächer ließen ihn den Gedanken fassen, sich für einen Lehrcursus über vergleichende Anatomie, die in Zürich noch nicht vorgetragen worden war, vorzubereiten. Der berühmte Lauth und Düvernoy, Professor der Zoologie, leisteten ihm für diese Studien allen Vorschub und machten ihm den Gebrauch der Stadtbibliothek sowohl, wie einiger bedeutenden Privatbibliotheken möglich. Einige leichte literarische Arbeiten, die ihn zwischendurch beschäftigten, betrachtete er mehr als Erholung. Auf Sauerländer's Ansuchen übersetzte er in der Serie von Victor Hugo's übertragenen Werken die „Tudor" und „Borgia" mit ächt dichterischer Verwandtschaft zum Original. (Man vergl. S. 241—259.) Alfred de Müsset zog ihn, wie Gutzkow erzählt, an, während er nicht wußte, „wie er sich durch Victor Hugo durchnagen" solle. Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen", Alfred de Müsset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte".

— In Gutzkow's Literaturblatt sollte Büchner auf dessen Wunsch Kritiken der neu erscheinenden französischen Literatur liefern. — Zugleich mit den naturwissenschaftlichen Studien betrieb Büchner in Straßburg philosophische, und zwar namentlich als Grundlage „Geschichte der Philosophie". Unter den neueren Philosophen waren es Cartesius und Spinoza, mit deren Systemen er sich hauptsächlich beschäftigte und aufs Innigste vertraut machte. (Man vergl. S. 303—321). Daneben fand sein rastloser Eifer noch Zeit, das Englische zu erlernen. Er studirte meist anhaltend von Morgens früh bis um Mitternacht. — Seine vergleichend anatomischen Studien führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fisches, welches ihm die Idee gab, eine Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. Er ging sogleich an die Arbeit, und dieselbe beschäftigte ihn fast ausschließlich in dem Winter von 1835 auf 1836. (Man vergl. S. 291 u. flgde.)

Im October 1835 erhielt Büchner durch besondere Vergünstigung eine französische Sicherheitskarte, die ihn aller Chikanen überhob, welche damals gegen die Refügies in Folge auswärtiger Noten im Schwange waren. Es waren kaum acht bis zehn deutsche Flüchtlinge in Straßburg, alle mit ihren Studien beschäftigt, und die deutschen Regierungen träumten von Einfällen derselben über den Rhein. Von politischen Leidensgenossen und Freunden aus Deutschland traf Büchner in Straßburg nach und nach: Koch, Geilfuß, Dittmar, Stamm, Schütz, Walloth, Heumann, Schulz, Rievergelter, Becker, Rosenstiel, Wiener und Andere; sie zerstreuten sich immer bald wieder, einige nach Paris, andere

in die Schweiz, nach Belgien und nach Amerika. — In Straßburg ſelbſt beſaß er einen kleinen, aber bedeutenden Kreis von Freunden, worunter Profeſſor Baum, der um jene Zeit mit einer Abhandlung über die Methodiſten einen franzöſiſchen Preis von 3000 Franken gewonnen hatte, ferner die beiden Dichter Stöber (Adolph und Auguſt), Dr. Böckel, Follenius und Andere. (Man vergl. S. XLV.)

Im September 1835 wurde bekanntlich als Organ des „Jungen Deutſchland" die deutſche Revue durch Gutzkow und Wienbarg gegründet, und ſollte mit Anfang des Jahres 1836 erſcheinen. Büchner wurde zum Mitarbeiten eingeladen. Er ſagte zu, wenn auch nicht zu regelmäßigen Beiträgen, und ſein Name wurde unter den Mitarbeitern in der Ankündigung aufgeführt. Für dieſe deutſche Revue hatte Büchner ſeine Novelle „Lenz" beſtimmt. Er hatte in Straßburg intereſſante und bis da unbekannte Notizen über Lenz, den unglücklichen Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, den Jugendfreund Goethe's, erhalten. Lenz, nachdem er ſich längere Zeit mit Goethe zugleich in Straßburg aufgehalten, verliebte ſich in die bekannte Goethe'ſche Friederike und wurde zuletzt verrückt. Die Novelle iſt, da die deutſche Revue noch vor ihrem Erſcheinen unterdrückt wurde, leider Fragment geblieben und behandelt in dieſer Form jenen Moment in Lenzen's Leben, wo derſelbe, nachdem er in Weimar nicht bleiben konnte, zum zweiten Mal in das Elſaß und in einem halbwahnſinnigen Zuſtand zu dem durch ſeine pietiſtiſche Frömmigkeit bekannten Pfarrer Oberlin in Waldbach kam. Büchner hat ſeine Erkundigungen über dieſen Aufenthalt Lenzen's an

Ort und Stelle eingezogen. (Man vergl. die „Anmerkung zu Lenz“ auf S. 240).

Mit dem Verbot der deutschen Revue war die literarische Verbindung und Richtung, die man das „Junge Deutschland“ nannte, so ziemlich zu Ende, und seine Koryphäen verfolgten von nun an jeder seinen eigenen Weg. Was Büchner's Verhältniß zum Jungen Deutschland und seine Meinung über dasselbe angeht, so verweisen wir auf den Brief vom 1. Januar 1836 (S. 361 u. flgde.), worin er sich entschieden darüber ausspricht. — Da nun Büchner die Absicht hatte, schon im Frühjahre des Jahres 1836 nach Zürich als Privatdocent zu gehen, so beeilte er sich mit seiner Abhandlung sehr. Im März 1836 war sie fertig, und nachdem er in der Straßburger gelehrten Gesellschaft für Naturwissenschaften mit sehr großem Beifall drei Vorträge über den Gegenstand gehalten hatte, beschloß die Gesellschaft auf Antrag der Professoren Lauth und Düvernoy, die Abhandlung in ihre Annalen aufzunehmen und dieselbe zum Druck auf ihre Kosten zuzulassen. Zugleich ernannte sie Büchner zum correspondirenden Mitglied. Die Schrift erhielt den Titel: *Sur le système nerveux du barbeau* (über das Nervensystem der Fische) und wurde von den ausgezeichnetsten Kennern der Naturwissenschaften für eine meisterhafte Arbeit erklärt, die zu den höchsten Erwartungen berechtige. (Ein kurzer Auszug aus dieser Schrift ist auf Seite 296 wiedergegeben.) Theils die Verzögerung des Druckes der Schrift, theils politische Maßregeln, die damals gegen die Flüchtlinge in der Schweiz ergriffen wurden, bewogen Büchner, seine Uebersiedelung nach Zürich noch bis zum Herbste zu verschieben. Die ihm da-

durch freigewordene Zeit benutzte er, um sowohl seinen anatomischen Cursus bis zu Ende vorzubereiten, als auch namentlich zur Vervollständigung seiner philosophischen Studien. Er präparirte, um mit zwei Fächern ausgerüstet nach Zürich zu kommen, einen vollständigen Lehr-Cursus über „die philosophischen Systeme der Deutschen seit Carteſius und Spinoza". In dem Nachlasse befindet sich sowohl eine mit großer Gründlichkeit geschriebene Geschichte und Darstellung der Systeme von Carteſius und Spinoza, als auch eine ganz ausgearbeitete Geschichte der älteren griechischen Philosophie. (Man vergl. S. 301—321). Da Büchner in demselben Sommer auch dramatische Poesien vollendete, von denen wir noch reden werden, so beweisen diese Arbeiten einen enormen Fleiß. Seine Mutter und Schwester, die ihn diesen Sommer in seinem Exil besuchten, fanden ihn zwar gesund, aber doch in einer großen nervösen Aufgeregtheit und ermattet von den anhaltenden geistigen Anstrengungen. Er äußerte damals oft: „Ich werde nicht alt werden". Dennoch ließen sein angeborner Lebensmuth und die Aussicht in eine ruhmreiche Zukunft ihn oft sehr heiter sein. (Man vergl. den aus dieser Zeit stammenden Brief an Gutzkow auf S. 385—88.) —

Das Lustspiel „Leonce und Lena", das zweite Stück der Sammlung, ist in demselben Sommer entstanden. Die Cotta'sche Buchhandlung hatte bis zum 1. Juli 1836 einen Preis auf das beste Lustspiel ausgesetzt, und Büchner wollte mit seiner Arbeit concurriren. Seine Trägheit im Abschreiben des Concepts ließ ihn leider die Zeit versäumen; er schickte das Manuscript zwei Tage zu spät und erhielt es uneröffnet zurück. Außerdem muß er in derselben Zeit

noch ein zweites Drama vollendet haben, das nicht mehr vorhanden ist; wenigstens schreibt er im September 1836, nachdem er von zwei fertigen Dramen schon in früheren Briefen gesprochen: „Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchem unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erste Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid." (Man vergl. S. 368 u. 369).

Unterdessen war die Abhandlung über das Nervensystem der Fische nach Zürich geschickt, und auf Grund derselben das Doctordiplom der philosophischen Fakultät sogleich an Büchner ausgefertigt worden. Zugleich wurde er eingeladen, eine Probevorlesung in Zürich zu halten, um, wenn diese gefiele, das Recht des Docirens zu erhalten.

Am 18. October 1836 reiste Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrcurse, einen über vergleichende Anatomie, den anderen über Philosophie. Dem letzteren gab seine eigne Neigung den Vorzug; doch da Professor Vobrik bereits philosophische Vorlesungen angekündigt hatte, so sparte er, um Collisionen zu vermeiden, diesen Plan für das folgende Sommersemester auf und entschloß sich zur vergleichenden Anatomie. Büchner's Probevorlesung, aus deren Eingang wir einen kurzen Abriß auf Seite 291 ff. gegeben haben, wurde vor einem sehr zahlreichen Publikum gehalten und erntete den allgemeinsten Beifall. Der berühmte Oken, Professor in Zürich, war entzückt davon, und sowohl er, als Arnold, Professor der Anatomie, wurden sehr für Büchner eingenommen, nachdem sie bereits früher das günstigste Urtheil über die Abhandlung gefällt hatten. Arnold stellte ihm seine

Bibliothek zur Verfügung; und Oken, nachdem der Züricher Erziehungsrath Büchner zum Privatdocenten ernannt hatte, empfahl die Vorlesungen desselben vom Katheder herab und schickte seinen eigenen Sohn in dieselben. Dadurch wurde Büchner mit Oken und dessen Familie bald sehr befreundet und lernte in seinem Haus im Verlaufe des Winters mehrere der bedeutendsten Männer jener Zeit kennen. Schönlein, der damals noch in Zürich docirte, erkundigte sich bald nach Büchner, lud denselben ein und stellte ihm seine werthvollen Präparate zur Verfügung. Ueberhaupt wurde der junge Gelehrte von allen Seiten auf das Zuvorkommendste aufgenommen, und man hatte sogar im Züricher Erziehungsrathe die Absicht, für ihn eine Professur der vergleichenden Anatomie zu creiren. Seine Vorlesung beschäftigte ihn vollauf, da es damals in Zürich beinahe völlig an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, und er dieselben fast alle selbst anfertigen mußte. Er schreibt an seinen Bruder: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern". — Von früheren politischen Leidensgenossen fand er in Zürich außer Schulz: Trapp, Geilfuß und Braubach. Mit Dr. Wilhelm Schulz und dessen Frau, die ihn mit der aufopferndsten Sorgfalt auf seinem Krankenlager gepflegt hat, war er namentlich aufs Innigste befreundet; ebenso mit Professor Sell und dem damaligen Tagsatzungsgesandten Dr. Zehnder, bei dem er wohnte.

Die Briefe aus der Zeit des Züricher Aufenthaltes sind meist heiter und voll Zufriedenheit. Häufig fragt er in denselben nach den Darmstädter Gefangenen (Minnigerode, Küchler, Gladbach und Andere), deren Untersuchungen damals mit besonderer Strenge geführt wurden, und immer

wirft die Erinnerung an seine unglücklichen Freunde, die leiden müssen, während er frei ist, einen düstern Schatten in seine sonst fröhliche Stimmung.

Was Büchner's literarisch-produktive Thätigkeit in Zürich angeht, so ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob hier etwas Neues entstanden oder nur früher Angefangenes weiter geführt worden ist. Kurz vor Beginn der tödtlichen Krankheit schrieb er an seine Braut, er würde „in längstens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen." (S. 378). Diese Briefstelle ist räthselhaft, wie die früher schon angeführte. In dem Nachlasse fand sich außer Leonce und Lena und einem ziemlich weit gediehenen Fragment eines bürgerlichen Trauerspiels (man vergl. S. 201—204) Nichts von dramatischen Sachen vor. Das dritte Drama, dessen Büchner Erwähnung thut, kann nur dasselbe sein, das schon in dem angeführten Straßburger Briefe (S. 368) vorkommt, und von dem keine Spur aufgefunden werden konnte. Es handelte, wie aus mündlichen Mittheilungen des Dichters an seine Braut hervorzugehen scheint, von dem Florentiner Pietro Aretine. — Es ist bemerkenswerth, daß Büchner während der Fieberdelirien seiner Krankheit sich vergebens anstrengte, von etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen schien. Der Tod schloß seine Zunge.* Als man unter seinen Papieren das Drama nicht fand, vermuthete man, daß jene Anstrengung zu reden sich auf dasselbe bezogen haben möchte, und ließ das Zimmer nochmals genau durchsuchen, ohne etwas zu finden.

* Auf diesen Moment beziehen sich einige, sonst unverständliche, Verse in Herwegh's Gedicht an Büchner.

Mit Anfang des Jahres 1837 scheint Büchner's Stimmung trüber geworden zu sein, wohl nur durch das Unangenehme der längeren Trennung von seiner Braut, da mit seinen sonstigen Angelegenheiten Alles nach Wunsch ging. (Man vergl. die Briefe an die Braut auf S. 378—380).

Die neue Wohnung am See bei dem „kleinen Wirth" (S. 380) sollte Büchner nicht mehr beziehen. Am 2. Februar klagte er das erste Unwohlsein, das sich rasch zu einer heftigen Krankheit ausbildete. Dr. Zehnder und Schönlein leiteten die ärztliche Behandlung. Seine Freunde Wilhelm Braubach und Schmid, sowie die Frau von Schulz pflegten ihn mit aufopfernder Sorgfalt und mit der Liebe, die er bei allen ihm näher Stehenden für sich erweckt hatte. (Man vergl. den Bericht der Frau Schulz über „Büchner's letzte Tage" auf Seite 421 ff.) Schulz selbst erzählt die letzten Lebensaugenblicke des Dichters in seinem damals in der Züricher Zeitung erschienenen Nekrolog. (Man vergl. S. 435 u. 436.)

Büchner's Krankheit und Tod erregten die lebhafteste Theilnahme an dem Orte, wo er erst seit wenigen Monaten gelebt hatte. Die ausgezeichnetsten Bewohner der Stadt, die beiden Bürgermeister an der Spitze, folgten seiner Bahre. — Große Hoffnungen und das Lebensglück eines edlen Mädchens wurden mit ihm zu Grabe getragen. „Mein Leben," schrieb damals seine Braut, „gleicht einem schwülen Sommertage! Morgens heitere angenehme Luft — in etlichen Stunden Sturm und Gewitter, zerknickte Blumen, zerschlagene Pflanzen. Meine Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft zu Grabe getragen, Alles, Alles verloren — —"

Am 15. Februar 1837 wurde Ludwig Börne zu Paris, am 21. Februar Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Zwei Tage ſpäter, am 23. Februar, erlitt ſein unglücklicher Glaubensgenoſſe, Pfarrer Weidig, in den Darmſtädter Kerkern ſeinen ſchauervollen und immer noch in die Geheimniſſe eines fürchterlichen Augenblickes begrabenen Tod. Keiner von den Dreien ſollte die Wonne haben, die Zeit zu ſehen, an deren Herbeiführung ſie die Kräfte ihres Lebens geſetzt hatten; aber auch der Schmerz wurde ihnen erſpart, die Wiedervernichtung Deſſen zu erleben, was dieſe Zeit als Groß und Wahr für immer errungen zu haben glaubte! —

Büchner zählte 23½ Jahr als ihn der Tod ereilte, und das, was dieſer kräftige Geiſt in ſo jungen Jahren bereits geleiſtet hatte, mag zeigen, was er geleiſtet haben würde, wenn ein bitteres Geſchick milder gegen ihn geweſen wäre. Büchner war groß, ſchlank, von ſchönen und einnehmenden Geſichtszügen; das lodernde Feuer ſeines Geiſtes wurde gedämpft durch eine gewiſſe Milde und Sanftmuth ſeines Weſens, die oft ſelbſt zum Melancholiſchen hinneigte. Wer ihn nach „Danton“ und ſeinem politiſchen Auftreten beurtheilt und ihn für einen wilden, das Maaß überſchreitenden Charakter hält, irrt ſich ſehr. Die innige Harmonie ſeiner Seelenkräfte ließ keine derſelben auf Koſten der anderen ſich vordrängen, und ein tiefes, weiches Gemüth ſpricht ſich faſt in jeder Zeile ſeiner Briefe aus. „Er hatte die Rede und den Gedanken,“ ſagt Gutzkow, „ſtets in gleicher Gewalt und wußte mit einer, an jungen Gelehrten ſo ſeltenen Be-

ſonnenheit ſeine Ideen abzurunden und zu kryſtalliſiren.“ — Sein inniges, faſt ſchwärmeriſches Zuſammenleben mit der Natur, deren Geheimniſſe zu ergründen ſein Studium war, und die er mit dem doppelten Auge des Dichters und Forſchers betrachtete, ſpricht nicht minder für die Weichheit ſeiner Seele. Tagelang ſtreifte er in den ſchönen Gebirgen des Elſaß umher, gleich ſeinem „Lenz“, und ſchien gleich ihm mit ſeiner Umgebung zu verwachſen, ſich in ſie aufzulöſen.

„Du haſt ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefſte Seele ſah“

ſingt Herwegh. In Lenzen's Leben und Sein fühlte er verwandte Seelenzuſtände, und das Fragment iſt halb und halb des Dichters eigenes Porträt. Sonderbar und auffallend iſt dabei die ſchwermüthige und zerriſſene Gemüthsſtimmung, in die er ſich mit einer gewiſſen Luſt am Wehe hineinzuwühlen ſchien; immer ſpielt ſeine Phantaſie, wie auch ſchon früher in „Danton“, am Liebſten mit Tod und Verweſung, mit der raſchen Vergänglichkeit des Irdiſchen.

Dieſe gemüthliche und tiefſinnige Seite ſeines Charakters, verbunden mit ſeinem Haſſe gegen die ſogenannte *idealiſtiſche* Richtung in der Literatur, hatte ihn ihm eine große Vorliebe für *Volkslieder*, namentlich mehr ſchmerzlichen Inhalts, erzeugt; er ſammelte ſie, wo er konnte, und das Trauerſpiel-Fragment, deſſen wir Erwähnung thaten, enthält deren faſt auf jeder Seite. Lenzen läßt er darüber ausführlich reden. Dieſelbe Stelle im „Lenz“ gibt zugleich eine Darlegung ſeiner Anſichten über die Grundregeln der Aeſthetik und deren Beziehungen zur Wirklichkeit und zum Leben; ſeine darin ausgeſprochene Hinneigung zum *Natürlichen*, ſeine

Meinung, daß die Kunst nur der Geschichte und der Natur dienen, sie aber nicht meistern solle, sein Haß gegen den Idealismus sind die Ursache und Erklärung für Manches in seinen literarischen Erzeugnissen, was sich vielleicht weiter als zulässig von dem idealen Standpunkte der Kunst entfernt. Seine Ansichten waren die richtigen; nur trieben ihn die Verkehrtheit und Fadheit der extrem-idealistischen Richtung manchmal etwas zu sehr auf die entgegengesetzte Seite.

In der Gesellschaft war Büchner munter, nie zurückstoßend, nur scharf und eine übermüthige Satyre entwickelnd, wo gemeine Gesinnung oder hohlköpfige Anmaßung an ihn herantraten. Sein treffender Witz, seine launigen Einfälle, die, wenn er in guter Stimmung war, in sprudelnder Fülle einander drängten, belebten die Unterhaltung und machten ihn zum angenehmen Gesellschafter.

Was seinen politischen Charakter anlangt, so war Büchner noch mehr Socialist, als Republikaner; sein tiefes Mitgefühl für die Leiden des Volkes und sein richtiger Scharfblick hatten ihn damals schon erkennen lassen, daß es sich bei den Stürmen der Zukunft weniger um eine Reform der Gesetze, als um eine solche der Gesellschaft handle. Während er die moralische Verderbtheit der höheren Klassen völlig durchblickte, erkannte er zugleich vorurtheilslos die Schwäche der geheimen revolutionären Kräfte und beurtheilte damals schon völlig richtig die Unfähigkeit und den Doctrinärismus derjenigen Partei, die sich die „liberale" nennen ließ; seine Streitigkeiten mit Weidig, seine Briefe sind Belege dafür. Seine Schrift: „Der Landbote", ist, wie sein Mitschuldiger im Verhör richtig bemerkte, mehr eine Predigt für die Armen und gegen die Reichen, als eine politische

Flugſchrift. In „Danton“ läßt er den Proletarier ausrufen: „Unſer Leben iſt der Mord durch Arbeit; wir hängen ſechzig Jahre lang am Strick und zappeln; aber wir werden uns losſchneiden!“ — Büchner würde niemals, hätte er das Jahr 1848 erlebt, auf Seite Derjenigen geſtanden haben, welche durch lächerlichen Eigendünkel und kindiſche Furcht die Freiheit verrathen haben, die man in ihren Händen für geſichert hielt.

Die Philoſophie betrieb Büchner nicht wie ein Gelehrter, ſondern wie Einer, der von dem Baume der Wiſſenſchaft die Früchte des Lebens pflücken will. „Büchner würde“, ſagt Gutzkow, „wie Schiller, ſeine Dichterkraft durch die Philoſophie geregelt und in der Philoſophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelſten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle dieſe Hoffnungen knickte der Sturm. Zu dem Trotze, der aus dieſem Charakter ſprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der ſich über dieſe gährende Kampfes- und Lebensluſt zog, war die Senſe des Schnitters, von welcher ſo frühe gemäht zu werden, uns ſchmerzlich und faſt mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schickſals anklagen läßt.“

Danton's Tod.

Ein Drama.

Perſonen.

Georg Danton, }
Legendre, }
Camille Desmoulins, }
Hérault-Séchelles, } Deputirte.
Lacroix, }
Philippeau, }
Fabre d'Eglantine, }
Mercier, }
Thomas Payne, }

Robespierre, }
St. Juſt, } Mitglieder des Wohlfahrts-Ausſchuſſes.
Barrère, }
Collot d'Herbois, }
Billaud Varennes, }

Chaumette, Procurator des Gemeinderathe.
Dillon, ein General.
Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger.
Herrmann, } Präſidenten des Revolutions-Tribunals.
Dumas, }
Paris, ein Freund Danton's.
Simon, Beuſteur.
Laflotte.
Julie, Danton's Gattin.
Lucile, Gattin des Camille Desmoulins.
Roſalie, }
Adelaide, } Griſetten.
Marion, }
Männer und Weiber aus dem Volke, Griſetten, Deputirte, Henker u. ſ. w.

Erſter Act.

Hérault Séchelles, einige Damen (am Spieltiſche), **Danton**, **Julie**, ſeine Gattin (etwas weiter weg. **Danton** auf einem Schemel zu den Füßen **Julien's**).

Danton. Sieh die hübſche Dame, wie artig ſie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, ſie verſteht's; man ſagt, ſie halte ihrem Manne immer das Coeur und anderen Leuten immer das Carreau hin. Sie hat ungeſchickte Beine und fällt leicht; ihr Mann trägt die Beulen hiefür auf der Stirne, hält ſie für Hitzpocken und lacht dazu. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubſt du an mich?

Danton. Was weiß ich! Wir wiſſen wenig von einander. Wir ſind Dickhäuter, wir ſtrecken die Hände nach einander aus, aber es iſt vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir ſind ſehr einſam.

Julie. Du kennſt mich, Danton.

Danton. Ja, was man ſo kennen heißt. Du haſt dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und ſagſt immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh',

wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Hérault). Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Hérault. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Hérault. Seh'n Sie nur, das Ding hat eine ganz eigene Physiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend). Oh!

Danton. Nein! höre! Die Leute sagen, im Grabe sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooße schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren!

Hérault. Das war ein verliebtes Abenteuer, es kostet Geld, wie alle anderen.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

Hérault. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade die würden am leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen. Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wehen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren

und Damen fallen ſo unanſtändig übereinander, und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault. Philippeau, welch trübe Augen! Haſt du dir ein Loch in die rothe Mütze geriſſen? Hat der heilige Jakob ein böſes Geſicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder haſt du einen ſchlechten Platz dabei bekommen und nichts ſehen können?

Camille. Du parodirſt den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finſter und niedergeſchlagen fand: „Haſt du deinen Schild auf dem Schlachtfelde verloren, biſt du im Wettlauf oder im Schwerdtkampfe beſiegt worden? Hat ein Anderer beſſer geſungen oder beſſer die Cither geſchlagen?“ Welche klaſſiſchen Republikaner! Nimm einmal unſere Guillotinen-Romantik dagegen!

Philippeau. Heute ſind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthume, man hat die Hebertiſten nur aufs Schaffot geſchickt, weil ſie nicht ſyſtematiſch genug verfuhren, vielleicht auch weil die Decemvirn ſich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als ſie.

Hérault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Juſt ſäh' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden ſich nicht ſcheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen.

Wie lange ſollen wir noch ſchmutzig und blutig ſein, wie neugeborne Kinder, Särge zur Wiege haben und mit Köpfen ſpielen? Wir müſſen vorwärts: Der Gnadenausſchuß muß durchgeſetzt, die ausgeſtoßenen Deputirten müſſen wieder aufgenommen werden.

Hérault. Die Revolution iſt in das Stadium der Reorganiſation gelangt. — Die Revolution muß aufhören, und die Republick muß anfangen. — In unſeren Staatsgrundſätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß ſich geltend machen und ſeine Natur durchſetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böſe ſein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle ſind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern ſeine eigenthümliche Narrheit aufzudringen. — Jeder muß in ſeiner Art genießen können, jedoch ſo, daß Keiner auf Unkoſten eines Andern genießen oder ihn in ſeinem eigenthümlichen Genuß ſtören darf. Die Individualität der Mehrzahl muß ſich in der Phyſiognomie des Staates offenbaren.

Camille. Die Staatsform muß ein durchſichtiges Gewand ſein, das ſich dicht an den Leib des Volkes ſchmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß ſich darin abdrücken. Die Geſtalt mag nun ſchön oder häßlich ſein, ſie hat einmal das Recht zu ſein wie ſie iſt, wir ſind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuſchneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebſten Sünderin Frankreich den Nonnenſchleier werfen wollen, auf die Finger ſchlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachan-

tinnen, olympiſche Spiele, Roſen in den Locken, funkelnden Wein, wallende Buſen und melodiſche Lippen; ach, die gliederlöſende, böſe Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, ſich in die Ecke zu ſetzen und Rüben zu kochen, aber ſie ſollen uns keine Gladiatorenſpiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und die Venus mit dem ſchönen Hintern müſſen ſtatt der Heiligen Marat und Chalier die Thürſteher der Republik werden. — Danton! du wirſt den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirſt, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, ſagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden ſechzig Minuten verfloſſen ſein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was ſoll das hier? das verſteht ſich von ſelbſt.

Danton. O, es verſteht ſich Alles von ſelbſt. Wer ſoll denn aber alle die ſchönen Dinge ins Werk ſetzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und" dazwiſchen iſt ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke iſt lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zuſammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter ſtehen und ſeine Töchter an ſie verheirathen, aber das iſt Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum haſt du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen geſpreizte Katone nie anſehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell iſt einmal ſo. (Er erhebt ſich.)

Julie. Du gehſt?

Danton (zu Julie). Ich muß fort, ſie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen) Zwiſchen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit iſt noch nicht gegoſſen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon laſſen, wenn es zum Handeln kömmt?

Hérault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach ſpielt.

Eine Gaſſe.

Souſleur **Simon.** Sein **Weib.**

Simon (ſchlägt das Weib). Du Kuppelpelz, du cunzliche Sublimatpiße, du wurmſtichiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen:)

Reißt ſie auseinander, reißt ſie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerſchellen will ich dieß Geripp'! Du Veſtalin!

Weib. Ich eine Veſtalin? Das will ich ſehen, ich?

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand.
Nackt in die Sonne ſchleudr' ich dann dein Aas,
In jeder Runzel deines Leibes niſtet Unzucht,
du Hurenbett! —

(Sie werden getrennt.)

Erſter Bürger. Was gibt's?

Simon. Wo iſt die Jungfrau? Sprich! Nein, ſo kann ich nicht ſagen. Das Mädchen! Nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch Ein Name; a, der erſtickt mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das iſt gut, ſonſt würde der Name nach Schnaps riechen.

Simon. Alter Virginius, verhülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande ſitzt darauf, und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Meſſer, Römer! (Er ſinkt um.)

Weib. Ach, er iſt ſonſt ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Schnaps ſtellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erſt geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte ſelbſt wieder fällt.

Simon. Du biſt die Vampyrzunge, die mein wärmſtes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das iſt ſo die Zeit, worin er immer gerührt wird; es wird ſich ſchon geben.

Erſter Bürger. Was gibt's denn?

Weib. Seht ihr: ich ſaß da ſo auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich; — ſeht ihr, denn wir haben kein Holz, ſeht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Naſe.

Weib. Und meine Tochter war da hinunter gegangen um die Ecke, — ſie iſt ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon. Ha, ſie bekennt.

Weib. Du Judas, hätteſt du nur ein Paar Hoſen hinauf-

zuziehen, wenn die jungen Herren nicht die Hosen bei ihr herunterließen? Du Branntweinfaß, willst du verdursten, wenn das Brünnlein zu laufen aufhört? He? — Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat damit geschafft, als sie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann sie für ihre Mutter nicht auch damit schaffen, he? Und thut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

Simon. Ha, Lucretia! ein Messer; gebt mir ein Messer, Römer! Ha, Appius Claudius!

Erster Bürger. Ja, ein Messer, aber nicht für die arme Hure! Was that sie? Nichts! Ihr Hunger hurt und bettelt. Ein Messer für die Leute, die das Fleisch unserer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, so mit den Töchtern des Volkes huren! Ihr habt Kollern im Leib, und sie haben Magendrücken; ihr habt Löcher in den Jacken, und sie haben warme Röcke; ihr habt Schwielen in den Fäusten, und sie haben Sammthände. Ergo ihr arbeitet und sie thun nichts, ergo ihr habt's erworben und sie haben's gestohlen, ergo: wenn ihr von eurem gestohlnen Eigenthum ein Paar Heller wieder haben wollt, müßt ihr huren und betteln, ergo: sie sind Spitzbuben, und man muß sie todtschlagen.

Dritter Bürger. Sie haben kein Blut in den Adern, als das sie uns ausgesaugt haben. Sie haben uns gesagt: schlagt die Aristokraten todt; das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laterne gehenkt. Sie haben gesagt: das Veto frißt euer Brod! wir haben das Veto todtgeschlagen. Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotinirt. Aber sie haben die Todten

ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen damit schmelzen. Fort! Todtgeschlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Erster Bürger. Todtgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!

Zweiter Bürger. Todtgeschlagen, wer auswärts geht!

Alle schreien: Todtgeschlagen, todtgeschlagen!

(Einige schleppen einen jungen Menschen herbei)

Einige Stimmen. Er hat ein Schnupftuch! ein Aristokrat! an die Laterne! an die Laterne!

Zweiter Bürger. Was? er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne!

(Eine Laterne wird heruntergelassen.)

Junger Mensch. Ach, meine Herren!

Zweiter Bürger. Es gibt hier keine Herren! An die Laterne!

(Einige singen:

Die da liegen in der Erden,
Von die Würm' gefressen werden;
Besser hangen in der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

Junger Mensch. Erbarmen!

Dritter Bürger. Nur ein Spielen mit einer Hanflocke um den Hals! Es ist nur ein Augenblick! Wir sind barmherziger, als ihr. Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln, aber wir werden uns losschneiden. — An die Laterne!

Junger Menſch. Meinetwegen, ihr werdet deßwegen nicht heller ſehen.

Die Umſtehenden. Brave! Brave!

Einige Stimmen. Laßt ihn laufen! (Er entwiſcht.)

(Robespierre tritt auf, begleitet von Weibern und Ohnehoſen.)

Robespierre. Was gibt's da, Bürger?

Dritter Bürger. Was wird's geben? Die Paar Tropfen Bluts vom Auguſt und September haben dem Volke die Backen nicht roth gemacht. Die Guilletine iſt zu langſam. Wir brauchen einen Platzregen.

Erſter Bürger. Unſere Weiber und Kinder ſchreien nach Brod, wir wollen ſie mit Ariſtokratenfleiſch füttern. He! todtgeſchlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Alle. Todtgeſchlagen! Todtgeſchlagen!

Robespierre. Im Namen des Geſetzes!

Erſter Bürger. Was iſt das Geſetz?

Robespierre. Der Wille des Volkes.

Erſter Bürger. Wir ſind das Volk und wir wollen, daß kein Geſetz ſei; ergo: iſt dieſer Wille das Geſetz, ergo: im Namen des Geſetzes gibt's kein Geſetz mehr, ergo: todtgeſchlagen!

Einige Stimmen. Hört den Ariſtides, hört den Unbeſtechlichen!

Ein Weib. Hört den Meſſias, der geſandt iſt, zu wählen und zu richten; er wird die Böſen mit der Schärfe des Schwerdtes ſchlagen. Seine Augen ſind die Augen der Wahl, und ſeine Hände ſind die Hände des Gerichts.

Robespierre. Armes, tugendhaftes Volk! Du thuſt deine Pflicht, du opferſt deine Feinde. Volk! du biſt groß.

Du offenbarſt dich unter Blitzſtrahlen und Donnerſchlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib nicht verwunden; du mordeſt dich ſelbſt in deinem Grimm. Du kannſt nur durch deine eigne Kraft fallen, das wiſſen deine Feinde. Deine Geſetzgeber wachen, ſie werden deine Hände führen, ihre Augen ſind untrügbar, deine Hände ſind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jacobinern. Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unſere Feinde halten.

Viele Stimmen. Zu den Jacobinern! Es lebe Robespierre! (Alle ab.)

Simon. Weh' mir, verlaſſen! (Er verſucht, ſich aufzurichten.)

Weib. Da! (Sie unterſtützt ihn.)

Simon. Ach meine Baucis, du ſammelſt Kohlen auf mein Haupt.

Weib. Da ſteh!

Simon. Du wendeſt dich ab? Ha, kannſt du mir vergeben, Portia? Schlug ich dich? Das war nicht meine Hand, war nicht mein Arm, mein Wahnſinn that es. Sein Wahnſinn iſt des armen Hamlet Feind. Hamlet that's nicht, Hamlet verläugnet's. Wo iſt unſere Tochter, wo iſt mein Sannchen?

Weib. Dort um das Eck herum.

Simon. Fort zu ihr! Komm, mein tugendreich Gemahl. (Beide ab.)

Der Jacobinerklubb.

Ein Lyoner. Die Brüder von Lyon ſenden uns, um in eure Bruſt ihren bitteren Unmuth auszuſchütten. Wir wiſſen nicht, ob der Karren, auf dem Ronſin zur Guillotine fuhr, der Todtenwagen der Freiheit war, aber wir wiſſen, daß ſeit jenem Tage die Mörder Chalier's wieder ſo feſt auf den Boden treten, als ob es kein Grab für ſie gäbe. Habt ihr vergeſſen, daß Lyon ein Flecken auf dem Boden Frankreichs iſt, den man mit den Gebeinen der Verräther zudecken muß? Habt ihr vergeſſen, daß dieſe Hure der Könige ihren Ausſatz nur in dem Waſſer der Rhone abwaſchen kann? Habt ihr vergeſſen, daß dieſer revolutionäre Strom die Flotten Pitt's im Mittelmeer auf den Leichen der Ariſtokraten muß ſtranden machen? Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution. Der Athemzug eines Ariſtokraten iſt das Röcheln der Freiheit. Nur ein Feigling ſtirbt für die Republik, ein Jacobiner tödtet für ſie. Wißt: finden wir in euch nicht mehr die Spannkraft der Männer des 10. Auguſt, des September und des 31. Mai, ſo bleibt uns, wie dem Patrioten Gaillard, nur der Dolch des Cato.

(Beifall und verwirrtes Geſchrei.)

Ein Jacobiner. Wir werden den Becher des Socrates mit euch trinken!

Legendre (ſchwingt ſich auf die Tribüne). Wir haben nicht nöthig, unſere Blicke auf Lyon zu werfen. Die Leute, die ſeidene Kleider tragen, die in Kutſchen fahren, die in den Logen im Theater ſitzen und nach dem Dictionär der Akademie ſprechen, tragen ſeit einigen Tagen die Köpfe feſt auf den Schultern. Sie ſind witzig und ſagen, man muß Marat

und Chalier zu einem doppelten Märtyrerthum verhelfen, und sie in effigie guillotiniren.

(Heftige Bewegung in der Versammlung.)

Einige Stimmen. Das sind todte Leute, ihre Zunge guillotinirt sie.

Legendre. Das Blut dieser Heiligen komme über sie! Ich frage die anwesenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses, seit wann ihre Ohren so taub geworden sind? —

Collot d'Herbois (unterbricht ihn). Und ich frage dich, Legendre, wessen Stimme solchen Gedanken Athem gibt, daß sie lebendig werden und zu sprechen wagen? Es ist Zeit, die Masken abzureißen. Hört! die Ursache verklagt ihre Wirkung, der Ruf sein Echo, der Grund seine Folge. Der Wohlfahrts-Ausschuß versteht mehr Logik, Legendre. Sei ruhig. Die Büsten der Heiligen werden unberührt bleiben, sie werden wie Medusenhäupter die Verräther in Stein verwandeln.

Robespierre. Ich verlange das Wort.

Die Jacobiner. Hört, hört den Unbestechlichen!

Robespierre. Wir warteten nur auf den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten ertönt, um zu sprechen. Unsere Augen waren offen, wir sahen den Feind sich rüsten und sich erheben, aber wir haben das Lärmzeichen nicht gegeben; wir ließen das Volk sich selbst bewachen, es hat nicht geschlafen, es hat an die Waffen geschlagen. Wir ließen den Feind aus seinem Hinterhalt hervorbrechen, wir ließen ihn anrücken, jetzt steht er frei und ungedeckt in der Helle des Tages, jeder Streich wird ihn treffen, er ist todt, sobald ihr ihn erblickt habt. — Ich habe es euch schon einmal gesagt: in zwei Abtheilungen, wie in zwei Heereshaufen, sind

die inneren Feinde der Republik zerfallen. Unter Bannern von verschiedener Farbe und auf den verschiedensten Wegen eilen sie Alle dem nämlichen Ziele zu. Die eine dieser Faktionen ist nicht mehr. In ihrem affectirten Wahnsinne suchte sie die erprobtesten Patrioten als abgenutzte Schwächlinge bei Seite zu werfen, um die Republik ihrer kräftigsten Arme zu berauben. Sie erklärte der Gottheit und dem Eigenthum den Krieg, um eine Diversion zu Gunsten der Könige zu machen. Sie parodirte das erhabene Drama der Revolution, um dieselbe durch studirte Ausschweifungen bloszustellen. Hebert's Triumph hätte die Republik in ein Chaos verwandelt, und der Despotismus war befriedigt. Das Schwert des Gesetzes hat den Verräther getroffen. Aber was liegt den Fremden daran, wenn ihnen Verbrecher einer andern Gattung zur Erreichung des nämlichen Zweckes bleiben? Wir haben Nichts gethan, wenn wir noch eine andere Faktion zu vernichten haben. — Sie ist das Gegentheil der vorhergehenden. Sie treibt uns zur Schwäche, ihr Feldgeschrei heißt: Erbarmen! Sie will dem Volke seine Waffen und die Kraft, welche die Waffen führt, entreißen, um es nackt und entnervt den Königen zu überantworten. — Die Waffe der Republik ist der Schrecken, die Kraft der Republik ist die Tugend, — die Tugend, weil ohne sie der Schrecken verderblich, — der Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist ein Ausfluß der Tugend, er ist nichts Anderes, als die schnelle, strenge und unbeugsame Gerechtigkeit. Sie sagen: der Schrecken sei die Waffe einer despotischen Regierung, die unsrige gleiche also dem Despotismus. Freilich, aber so, wie das Schwerdt in den Händen eines Freiheitshelden dem Säbel gleicht, womit der Satellit

des Tyrannen bewaffnet ist. Regiere der Despot seine thierähnlichen Unterthanen durch den Schrecken, er hat Recht als Despot. Zerschmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder Recht. Die Revolutionsregierung ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei. Erbarmen mit den Royalisten! rufen gewisse Leute. Erbarmen mit Bösewichtern? Nein! Erbarmen für die Unschuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menschheit! Nur dem friedlichen Bürger gebührt der Schutz der Gesellschaft! In einer Republik sind nur Republikaner — Bürger; Royalisten und Fremde sind Feinde. Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade, ihnen verzeihen, ist Barbarei. Alle Anstrengungen einer falschen Empfindsamkeit scheinen mir Seufzer, welche nach England oder Oestreich fliegen. — Aber, nicht zufrieden, den Arm des Volkes zu entwaffnen, sucht man noch die heiligsten Quellen seiner Kraft durch das Laster zu vergiften. Dies ist der feinste, gefährlichste und abscheulichste Angriff auf die Freiheit. Nur der höllischste Macchiavellismus, doch — nein! ich will nicht sagen, daß ein solcher Plan in dem Gehirne eines Menschen hätte ausgebrütet werden können! Es mag unwillkürlich geschehen, doch die Absicht thut nichts zur Sache, die Wirkung bleibt die nämliche, die Gefahr ist gleich groß! Das Laster ist das Kainszeichen des Aristokratismus. In einer Republik ist es nicht nur ein moralisches, sondern auch ein politisches Verbrechen; der Lasterhafte ist der politische Feind der Freiheit, er ist ihr um so gefährlicher, je größer die Dienste sind, die er ihr scheinbar erwiesen. Der gefährlichste Bürger ist derjenige, welcher leichter ein Dutzend reiner Mäßen verbraucht,

als eine gute Handlung vollbringt. Ihr würdet mich leicht verstehen, wenn ihr an Leute denkt, welche sonst in Dachstuben lebten und jetzt in Carossen fahren, und mit ehemaligen Marquisinnen und Baronessen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen, ist das Volk geplündert, oder sind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Gesetzgeber des Volkes mit allen Lastern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir diese Marquis und Grafen der Revolution reiche Weiber heirathen, üppige Gastmähler geben, spielen, Diener halten und kostbare Kleider tragen sehen? — Wir dürfen wohl staunen, wenn wir sie Einfälle haben, schöngeistern und so Etwas von gutem Tone bekommen hören. Man hat vor Kurzem auf eine unverschämte Weise den Tacitus paredirt, ich könnte mit dem Sallust antworten und den Catilina travestiren; doch ich denke, ich habe keine Striche mehr nöthig, die Porträts sind fertig. — Keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand mit den Menschen, welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche diese Ausplünderung ungestraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schrecken gesetzt durch den reißenden Strom der Beispiele, suchen sie ganz leise die Gerechtigkeit abzukühlen. Man sollte glauben, jeder sage zu sich selbst: „wir sind nicht tugendhaft genug, um so schrecklich zu sein. Philosophische Gesetzgeber! erbarmt euch unserer Schwäche; ich wage euch nicht zu sagen, daß ich lasterhaft bin; ich sage euch also lieber: seid nicht grausam.“ Beruhige dich, tugendhaftes Volk, beruhigt euch, ihr Patrioten, sagt euern Brüdern zu Lyon: das Schwert des Gesetzes roste nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habt. Wir

werden der Republik ein großes Beispiel geben. (Allgemeiner Beifall)

Viele Stimmen. Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!

Präsident. Die Sitzung ist aufgehoben.

Eine Gasse.

Lacroix. Legendre.

Lacroix. Was hast du gemacht, Legendre? Weißt du auch, wem du mit deinen Büsten den Kopf herunterwirfst?

Legendre. Einigen Stutzern und eleganten Weibern, das ist Alles.

Lacroix. Du bist ein Selbstmörder, ein Schatten, der sein Original und somit sich selbst ermordet.

Legendre. Ich begreife nicht.

Lacroix. Ich dächte: Collot hätte deutlich gesprochen.

Legendre. Was macht das? Es war, als ob eine Champagnerflasche sprünge. Er war wieder betrunken.

Lacroix. Narren, Kinder und — nun? — Betrunkene sagen die Wahrheit. Wen glaubst du denn, daß Robespierre mit dem Catilina gemeint habe?

Legendre. Nun?

Lacroix. Die Sache ist einfach. Man hat die Atheisten und Ultrarevolutionärs aufs Schaffot geschickt; aber dem Volk ist nicht geholfen, es läuft noch baarfuß in den Gassen und will sich aus Aristokraten-Leder Schuhe machen. Der Guillo-

tinen-Thermometer darf nicht fallen; noch wenige Grade, und der Wohlfahrts-Ausschuß kann sich sein Bett auf dem Revolutionsplatz suchen.

Legendre. Was haben damit meine Büsten zu schaffen?

Lacroix. Siehst du es noch nicht? Du hast die Contre-Revolution officiell bekannt gemacht, du hast die Decemvirn zur Energie gezwungen, du hast ihnen die Hand geführt. Das Volk ist ein Minotaurus, der wöchentlich seine Leichen haben muß, wenn er sie nicht auffressen soll.

Legendre. Wo ist Danton?

Lacroix. Was weiß ich! Er sucht eben die mediceische Venus stückweise bei allen Grisetten im Palais-Royal zusammen; er macht Mosaik, wie er sagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade ist. Es ist ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerstückt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat. — Gehn wir ins Palais-Royal! (Beide ab.)

Ein Zimmer.

Danton. Marion.

Marion. Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton. Du könntest deine Lippen besser gebrauchen.

Marion. Nein, laß mich einmal so. Ich bin aus guter Familie. Meine Mutter war eine kluge Frau, sie gab mir eine sorgfältige Erziehung, sie sagte mir immer: die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus

kamen, und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hatten, so sagte sie: ich solle mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußte ich fast immer einige Seiten überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war Alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch Niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Theil hatte. Ich gerieth in eine eigene Atmosphäre, sie erstickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt und verschmölze dann wieder in Eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns Beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut zwischen zwei Betttüchern bei einander liegen, als auf zwei Stühlen bei einander sitzen dürften. Ich fand dabei mehr Vergnügen, als bei seiner Unterhaltung und sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich, und das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das Alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur Ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in Einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich ersticken; seine Arme schnürten sich um meinen Hals, ich war in unsäglicher Angst. Da ließ er mich los, und lachte und sagte: er hätte fast einen dummen Streich gemacht, ich solle mein Kleid nur

behalten und es brauchen, es würde sich schon von selbst abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das Einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend saß ich am Fenster, ich bin sehr reizbar und hänge mit Allem um mich nur durch eine Empfindung zusammen; ich versank in die Wellen der Abendröthe. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber sahen aus den Fenstern. Ich sah hinunter, sie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond schien auf seine bleiche Stirn, seine Locken waren feucht, er hatte sich ersäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Wesen. Die anderen Leute haben Sonn- und Werktage, sie arbeiten sechs Tage und beten am siebenten, sie sind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon; ich kenne keinen Absatz, keine Veränderung; ich bin immer nur Eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Fassen, eine Gluth, ein Strom. Meine Mutter ist vor Gram gestorben; die Leute weisen mit Fingern auf mich, das ist dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Leibern, Christusbildern, Weingläsern, an Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.

Danton. Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich fassen, sie nicht ganz umschließen?

Marion. Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton. Ich möchte ein Theil des Aethers sein, um dich in meiner Fluth zu baden, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Adelaide, Roſalie treten ein.

Lacroix (bleibt in der Thüre ſtehn) Ich muß lachen, ich muß lachen.

Danton (unwillig). Nun?

Lacroix. Die Gaſſe fällt mir ein.

Danton. Und?

Lacroix. Auf der Gaſſe waren Hunde, eine Dogge und ein Bologneſer Schooßhündlein, die quälten ſich.

Danton. Was ſoll das?

Lacroix. Das fiel mir nun gerade ſo ein, und da mußt' ich lachen. Es ſah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenſtern; man ſollte vorſichtig ſein und ſie nicht einmal in der Sonne ſitzen laſſen. Die Mücken treiben's ihnen ſonſt auf den Händen; das macht Gedanken. Legendre und ich ſind faſt durch alle Zellen gelaufen, die Nönnlein von der Offenbarung durch das Fleiſch bingen uns an den Rockſchößen und wollten den Segen. Legendre gibt Einer die Disciplin, aber er wird einen Monat dafür zu faſten bekommen. Da bringe ich zwei von den Prieſterinnen mit dem Leib.

Marion. Guten Tag, Demoiſelle Adelaide, guten Tag, Demoiſelle Roſa.

Roſalie. Wir hatten ſchon lange nicht das Vergnügen.

Marion. Es war mir recht leid.

Adelaide. Ach Gott, wir ſind Tag und Nacht beſchäftigt.

Danton (zu Roſalie) Ei, Kleine, du haſt geſchmeidige Hüften bekommen.

Roſalie. Ach ja, man vervollkommnet ſich täglich.

Lacroix. Was iſt der Unterſchied zwiſchen dem antiken und einem modernen Adonis?

Danton. Und Adelaide iſt ſittſam-intereſſant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Geſicht ſieht aus wie ein Feigenblatt, das ſie ſich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer ſo gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.

Adelaide. Ich wäre ein Heerdweg, wenn Monſieur —

Danton. Ich verſtehe; nur nicht böſe, mein Fräulein!

Lacroix. So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, ſondern von Säuen zerriſſen; er bekommt ſeine Wunde nicht am Schenkel, ſondern in den Leiſten, und aus ſeinem Blute ſproſſen nicht Roſen hervor, ſondern ſchießen Queckſilberblüthen an.

Danton. O laß das; Fräulein Roſalie iſt ein reſtaurirter Torſo, woran nur die Hüften und Füße antik ſind. Sie iſt eine Magnetnadel; was der Pol-Kopf abſtößt, zieht der Pol-Fuß an; die Mitte iſt ein Aequator, wo jeder die Sublimattaufe nöthig hat, der zum Erſtenmal die Linie paſſirt.

Lacroix. Zwei barmherzige Schweſtern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

Roſalie. Schämen Sie ſich, unſere Ohren roth zu machen!

Adelaide. Sie ſollten mehr Lebensart haben.

(Adelaide und Roſalie ab.)

Danton. Gute Nacht, ihr hübſchen Kinder!

Lacroix. Gute Nacht, ihr Queckſilber-Gruben.

Danton. Sie dauern mich, ſie kommen um ihr Nachteſſen.

Lacroix. Höre, Danton, ich komme von den Jakobinern.

Danton. Nichts weiter?

Lacroix. Die Lyoner verlasen eine Proclamation; sie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als sich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Gesicht, als wollte er zu seinem Nachbar sagen: Paetus, es schmerzt nicht! — Legendre rief: man wolle Chalier's und Marat's Büsten zerschlagen. Ich glaube, er will sich das Gesicht wieder roth machen; er ist ganz aus der terreur herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gasse am Rock.

Danton. Und Robespierre?

Lacroix. Fingerte auf der Tribüne und sagte: die Tugend muß durch den Schrecken herrschen. Die Phrase machte mir Halsweh.

Danton. Sie hobelt Bretter für die Guillotine.

Lacroix. Und Collot schrie wie besessen, man müsse die Masken abreißen.

Danton. Da werden die Gesichter mitgehen.

(**Paris** tritt ein.)

Lacroix. Was gibt's, Fabricius?

Paris. Von den Jakobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er suchte eine Miene zu machen wie Brutus, der seine Söhne opfert. Er sprach im Allgemeinen von den Pflichten, sagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rücksicht, er würde Alles opfern, sich, seinen Bruder, seine Freunde.

Danton. Das war deutlich; man braucht nur die Scala herumzukehren, so steht er unten, und hält seinen Freunden die Leiter. Wir sind Legendre Dank schuldig, er hat sie sprechen gemacht.

Lacroix. Die Hebertisten sind noch nicht todt, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die

Schaale des Blutes darf nicht ſteigen, wenn ſie dem Wohlfahrts-Ausſchuß nicht zur Laterne werden ſoll; er hat Ballaſt nöthig, er braucht einen ſchweren Kopf.

Danton. Ich weiß wohl, — die Revolution iſt wie Saturn, ſie frißt ihre eigenen Kinder. (Nach einigem Beſinnen.) Doch, ſie werden's nicht wagen.

Lacroix. Danton, du biſt ein todter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, ſie hat die Gebeine aller Könige auf die Gaſſe und alle Bildſäulen von den Kirchen geworfen. Glaubſt du, man würde dich als Monument ſtehen laſſen?

Danton. Mein Name! das Volk!

Lacroix. Dein Name! du biſt ein Gemäßigter, ich bin einer, Camille, Philippeau, Hérault. Für das Volk ſind Schwäche und Mäßigung eins; es ſchlägt die Nachzügler todt. Die Schneider von der Section der rothen Mütze werden die ganze römiſche Geſchichte in ihrer Nadel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter iſt.

Danton. Sehr wahr, und außerdem — das Volk iſt wie ein Kind, es muß Alles zerbrechen, um zu ſehen, was darin ſteckt.

Lacroix. Und außerdem, Danton, ſind wir laſterhaft, wie Robespierre ſagt, d. h. wir genießen; und das Volk iſt tugendhaft, d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane ſtumpf macht; es beſäuft ſich nicht, weil es kein Geld hat, und es geht nicht in's Bordell, weil es nach Käſe und Häring aus dem Halſe riecht, und die Mädel davor einen Ekel haben.

Danton. Es haßt die Genießenden, wie ein Eunuch die Männer.

Lacroix. Man nennt uns Spitzbuben und (sich zu den Ohren Danton's neigend) es ist, unter uns gesagt, so halbwegs was Wahres daran. Robespierre und das Volk werden tugendhaft sein, St. Just wird einen Roman schreiben, und Barrère wird eine Carmagnole schneidern und dem Convent das Blutmäntelchen umhängen und — ich sehe Alles.

Danton. Du träumst. Sie hatten nie Muth ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie könnten mich noch nöthig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

Lacroix. Wir müssen handeln.

Danton. Das wird sich finden.

Lacroix. Es wird sich finden, wenn wir verloren sind.

Marion (zu Danton). Deine Lippen sind kalt geworden, deine Worte haben deine Küsse erstickt.

Danton (zu Marion). So viel Zeit zu verlieren! das war der Mühe werth! (zu Lacroix) Morgen geh' ich zu Robespierre, ich werde ihn ärgern, da kann er nicht schweigen. Morgen also! Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, ich danke euch.

Lacroix. Packt euch, meine guten Freunde, packt euch! Gute Nacht, Danton, die Schenkel der Demoiselle guillotiniren dich, der mons Veneris wird dein tarpejischer Fels.

Ein Zimmer.

Robespierre. Danton. Paris.

Robespierre. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind, — seine Absicht

thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre. Die sociale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht todt, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

Danton. Ich verstehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast bei keinem Weibe geschlafen, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden, als mich. — Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lügst, du lügst?!

Robespierre. Mein Gewissen ist rein.

Danton. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder putzt sich, wie er kann und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe werth, sich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag sich wehren, wenn ein Anderer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abge-

schlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir darauf spucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, so lange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht geniren, so herum zu gehen, hast du deßwegen das Recht, sie ins Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? und — kannst du es nicht eben so gut mit ansehen, als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du läugnest die Tugend?

Danton. Und das Laster. Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, das heißt, er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfst es nicht proscribiren, ums Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du bist ihm zu viel schuldig, durch den Contrast nämlich. — Uebrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris): Wir dürfen

keinen Augenblick verlieren, wir müſſen uns zeigen! (**Danton** und **Paris** ab).

Robespierre (allein.) Geh' nur! Er will die Roſſe der Revolution am Bordell halten machen, wie ein Kutſcher ſeine dreſſirten Gäule; ſie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu ſchleifen. — Mir die Abſätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Iſt's das eigentlich? — Sie werden ſagen: ſeine gigantiſche Geſtalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deßwegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn ſie Recht hätten? — Iſt's denn ſo nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es iſt lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufſichtigen. — Er muß weg. Wer in einer Maſſe, die vorwärts drängt, ſtehen bleibt, leiſtet ſo gut Widerſtand, als trät' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den ſeichten Berechnungen und den Schlammbänken dieſer Leute ſtranden laſſen, wir müſſen die Hand abhauen, die es zu halten wagt, und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Geſellſchaft, die der todten Ariſtokratie die Kleider ausgezogen und ihren Ausſatz geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Abſatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag ſo viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut ſchlägt immer durch. — (Nach einer Pauſe): Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. (Tritt ans Fenſter.) Die Nacht ſchnarcht über der Erde und wälzt ſich im wüſten Traum. Gedanken, Wünſche, kaum geahnt, wirr und geſtaltlos, die ſcheu vor

des Tages Licht ſich verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und ſtehlen ſich in das ſtille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, ſie ſehen aus den Fenſtern, ſie werden halbwegs Fleiſch, die Glieder ſtrecken ſich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und iſt nicht unſer Wachen ein hellerer Traum, ſind wir nicht Nachtwandler, iſt nicht unſer Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, beſtimmter, durchgeführter? Wer will uns darum ſchelten? In einer Stunde verrichtet der Geiſt mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unſeres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde iſt im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachſpielt, das iſt Zufall.

(St. Juſt tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finſtern? He, Licht, Licht!

St. Juſt. Kennſt du meine Stimme?

Robespierre. Ah, du St. Juſt!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Juſt. Warſt du allein?

Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Juſt. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte ſeine revolutionäre Stirn und ſprach in Epigrammen, er duzte ſich mit den Ohnehoſen, die Griſetten liefen hinter ſeinen Waden drein, und die Leute blieben ſtehen und ziſchelten ſich in die Ohren, was er geſagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffes verlieren. Willſt du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir ſind entſchloſſen.

Robespierre. Was wollt ihr thun?

St. Juſt. Wir berufen den Geſetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrts-Ausſchuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umstände.

St. Just. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht zerstücken, alle ihre Glieder müssen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Just. Wir müssen ihn in seiner vollen Waffenrüstung beisetzen, und seine Pferde und Sclaven auf seinem Grabhügel schlachten: Lacroix —

Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, gewesener Advokatenschreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Just. Hérault-Séchelles —

Robespierre. Ein schöner Kopf!

St. Just. Er war der schöngemalte Anfangsbuchstabe der Constitutionsacte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewischt. — Philippeau, Camille! —

Robespierre. Auch den?

St. Just (überreicht ihm ein Papier) Das dacht' ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

St. Just. Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (liest). „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betschwestern stehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Convent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz."

St. Juſt. Ich will ihn den ſeinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (lieſt weiter). „Sollte man glauben, daß der ſaubere Frack des Meſſias das Leichenhemd Frankreichs iſt, und daß ſeine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmeſſer ſind? — Und du Barrère, der du geſagt haſt: auf dem Revolutionsplatze werde Münze geſchlagen! Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er iſt eine Wittwe, die ſchon ein halbes Dutzend Männer hatte, und die ſie begraben half. Wer kann was dafür? Das iſt ſo ſeine Gabe, er ſieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratiſche Geſicht an. Wer mag ſich auch zu Leichen ſetzen und den Geſtank riechen?" — Alſo auch du, Camille! — Weg mit ihnen! Raſch! nur die Todten kommen nicht wieder. Haſt du die Anklage bereit?

St. Juſt. Es macht ſich leicht. Du haſt die Andeutungen bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte ſie ſchrecken.

St. Juſt. Ich brauche nur durchzuführen, die Fälſcher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie ſterben an der Mahlzeit; ich gebe dir mein Wort.

Robespierre. Dann raſch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich ſeit einigen Tagen. Nur raſch! (St. Juſt ab.)

Robespierre. Ja wohl, Blutmeſſias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat ſie mit ſeinem Blut erlöſt, und ich erlöſe ſie mit ihrem eigenen. Er hat ſie ſündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wolluſt des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat ſich mehr verleugnet? Ich oder er? — Und doch

iſt was von Narrheit in dem Gedanken. — Was ſehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menſchen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethſemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöſt Keiner den Andern mit ſeinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es iſt Alles wüſt und leer — ich bin allein.

Zweiter Act.

Ein Zimmer.

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille. Raſch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (kleidet ſich um). Aber die Zeit verliert uns. — Das iſt ſehr langweilig, immer das Hemd zuerſt und dann die Hoſen darüber zu ziehen, und des Abends ins Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer ſo vor den andern zu ſetzen, da iſt gar kein Abſehen, wie es anders werden ſoll. Das iſt ſehr traurig, und daß Millionen es ſchon ſo gemacht haben, und daß Millionen es wieder ſo machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften beſtehen, die beide das Nämliche thun, ſo daß Alles doppelt geſchieht, — das iſt ſehr traurig.

Camille. Du ſprichſt in einem ganz kindiſchen Tone.

Danton. Sterbende werden oft kindiſch.

Lacroix. Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reißest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich zu versammeln, fordere sowohl die vom Thal, als die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribüne erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt, wie der schändliche Hebert, sterben.

Danton. Du hast ein schlechtes Gedächtniß, du nanntest mich einen todten Heiligen. Du hattest mehr Recht, als du selbst glaubtest. Ich war bei den Sectionen, sie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gasse; du hattest Recht.

Lacroix. Warum hast du es dazu kommen lassen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rocke herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das ist erbärmlich. So ein armseliges Instrument zu sein, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das ist nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte. — Uebrigens auf was sich stützen? — Unsere Huren könnten es noch mit den Guillotinen-Betschwestern aufnehmen; sonst weiß ich nichts. Es läßt sich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung sei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen

31. Mai, sie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre ist das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgestrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, die Revolution hat uns gemacht. — Und — wenn es ginge — ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren lassen. Ich habe es satt; wozu sollen wir Menschen mit einander kämpfen? Wir sollten uns neben einander setzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, als wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir sind elende Alchymisten.

Camille. Pathetischer gesagt, würde es heißen: wie lange soll die Menschheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder fressen? Oder wie lange sollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöschbarem Durst einander das Blut aus den Adern saugen? Oder, wie lange sollen wir Algebraisten im Fleisch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten x unsere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern schreiben?

Danton. Du bist ein starkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Pistolenschuß schallt gleich wie ein Donnerschlag. Desto besser für dich, du solltest mich immer bei dir haben.

Philippeau. Und Frankreich bleibt seinen Henkern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? — Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben!

Es iſt noch vorzuziehen, ſie treten mit gelenken Gliedern hinter die Couliſſen und können im Abgehen noch hübſch geſtikuliren und die Zuſchauer klatſchen hören. Das iſt ganz artig und paßt für uns, wir ſtehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernſt erſtochen werden. Es iſt recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unſere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geiſt genug für ein Epos in fünfzig oder ſechzig Geſängen? 's iſt Zeit, daß man das bischen Eſſenz nicht mehr aus Zubern, ſondern aus Liqueurgläschen trinkt, ſo bekömmt man doch das Maul voll; ſonſt konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zuſammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte ſchreien, das iſt mir der Mühe zu viel, das Leben iſt nicht der Arbeit werth, die man ſich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh, Danton!

Danton. Nimmt man das Vaterland an den Schuhſohlen mit? — Und endlich — und das iſt die Hauptſache: ſie werden's nicht wagen. (Zu Camille.) Komm, mein Junge, ich ſage dir: ſie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(**Danton und Camille** ab.)

Philippeau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er geſagt hat. Nichts als Faulheit! Er will ſich lieber guillotiniren laſſen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Lucretia auf einen anſtändigen Fall ſtudiren.

Eine Promenade.

Spaziergänger.

Ein Bürger. Meine gute Jaqueline, ich wollte ſagen Corn — — wollt' ich: Cor — —

Simon. Cornelia, Bürger, Cornelia.

Bürger. Meine gute Cornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

Simon. Hat der Republik einen Sohn geboren.

Bürger. Der Republik? Das lautet zu allgemein; man könnte ſagen —

Simon. Das iſt's gerade, das Einzelne muß ſich dem Allgemeinen —

Bürger. Ach ja, das ſagt meine Frau auch.

Bänkelſänger (ſingt).

Was doch iſt, was doch iſt
Aller Männer Freud' und Luſt?

Bürger. Ach mit dem Namen, da komme ich gar nicht ins Reine.

Simon. Tauf' ihn: Pike, Marat.

Bänkelſänger.

Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen,
Bis der Tag vorüber iſt.

Bürger. Ich hätte gern drei; es iſt doch was mit der Zahl Drei, und dann was Nützliches und was Rechtliches; jetzt hab' ich's: Pflug, Robespierre. Und dann das dritte?

Simon. Pike.

Bürger. Ich dank' Euch, Nachbar; Pike, Pflug, Robespierre, das ſind hübſche Namen, das macht ſich ſchön.

Simon. Ich ſage dir, die Bruſt deiner Cornelia wird wie das Euter der römiſchen Wölfin — nein, das geht nicht, Romulus war ein Tyrann, das geht nicht. (Gehn vorbei.)

Ein Bettler (ſingt). „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos!“ Liebe Herren, ſchöne Damen!

Erſter Herr. Kerl, arbeite, du ſiehſt ganz wohlgenährt aus.

Zweiter Herr. Da! (Er gibt ihm Geld.) Er hat eine Hand wie Sammet. Das iſt unverſchämt.

Bettler. Mein Herr, wo habt Ihr Euren Rock her?

Zweiter Herr. Arbeit, Arbeit! du könnteſt den nämlichen haben; ich will dir Arbeit geben, komm' zu mir, ich wohne —

Bettler. Herr, warum habt Ihr gearbeitet?

Zweiter Herr. Narr, um den Rock zu haben.

Bettler. Ihr habt Euch gequält, um einen Genuß zu haben, denn ſo ein Rock iſt ein Genuß, ein Lumpen thut's auch.

Zweiter Herr. Freilich, ſonſt geht's nicht.

Bettler. Daß ich ein Narr wäre. Das hebt einander. Die Sonne ſcheint warm an das Eck und das geht ganz leicht. (Singt): „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos — —“

Roſalie (zu Adelaiden). Mach fort, da kommen Soldaten. Wir haben ſeit geſtern nichts Warmes in den Leib gekriegt.

Bettler. „Iſt auf dieſer Erde einſt mein letztes Loos!“ Meine Herren, meine Damen!

Soldat. Halt! wo hinaus, meine Kinder? (Zu Roſalie.) Wie alt biſt du?

Roſalie. So alt wie mein kleiner Finger.

Soldat. Du biſt ſehr ſpitz.

Roſalie. Und du ſehr ſtumpf.

Soldat. So will ich mich an dir wetzen. (Er ſingt.)

Chriſtinlein, lieb' Chriſtinlein mein,
Thut dir der Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh, Schaden weh?!

Roſalie (ſingt):

Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt' es gerne meh',
Gerne meh, gerne meh, gerne meh!

Danton und Camille treten auf.

Danton. Geht das nicht luſtig? — Ich wittre was in der Atmoſphäre, es iſt, als brüte die Sonne Unzucht aus.

(Gehen vorbei.)

Junger Herr. Ach, Madame, der Ton einer Glocke, das Abendlicht an den Bäumen, das Blinken eines Sternes — —

Madame. Der Duft einer Blume, die natürlichen Freuden, dieſer reine Genuß der Natur! (Zu ihrer Tochter.) Sieh, Eugenie — nur die Tugend hat Augen dafür.

Eugenie (küßt ihrer Mutter die Hand.) Ach, Mama! Ich ſehe nur Sie.

Madame. Gutes Kind!

Junger Herr (ziſchelt Eugenien ins Ohr). Sehen Sie dort die hübſche Dame mit dem alten Herrn?

Eugenie. Ich kenne ſie.

Junger Herr. Man ſagt, ihr Friſeur habe ſie à l'enfant friſirt.

Eugenie (lacht). Böſe Zunge.

Junger Herr. Der alte Herr geht neben ihr, er ſieht

das Knöspchen ſchwellen und führt es in die Sonne ſpazieren, und meint, er ſei der Gewitterregen, der es habe wachſen machen.

Eugenie. Wie unanſtändig! ich hätte Luſt, roth zu werden.

Junger Herr. Das könnte mich blaß machen. —

Danton (zu Camille). Muthe mir nur nichts Ernſthaftes zu. Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gaſſe ſtehen bleiben und einander ins Geſicht lachen. Ich meine, ſie müßten zu den Fenſtern und aus den Gräbern herauslachen, und der Himmel müſſe berſten, und die Erde müſſe ſich wälzen vor Lachen. (Gehen ab.)

Erſter Herr. Ich verſichere Sie, eine außerordentliche Entdeckung. Alle techniſchen Künſte bekommen dadurch eine andere Phyſiognomie. Die Menſchheit eilt mit Rieſenſchritten ihrer hohen Beſtimmung entgegen.

Zweiter Herr. Haben Sie das neue Stück geſehen? Ein babyloniſcher Thurm, ein Gewirr von Gewölben, Treppchen, Gängen, und das Alles ſo leicht und kühn in die Luft geſprengt. Man ſchwindelt bei jedem Tritt. Ein bizarrer Kopf. (Er bleibt verlegen ſtehen.)

Erſter Herr. Was haben Sie denn?

Zweiter Herr. Ach nichts! Ihre Hand, Herr! die Pfütze, ſo! Ich danke Ihnen, kaum kann ich vorbei; das konnte gefährlich werden.

Erſter Herr. Sie fürchteten doch nicht?

Zweiter Herr. Ja, die Erde iſt eine dünne Kruſte, ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo ſo ein Loch iſt. — Man muß mit Vorſicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehn Sie ins Theater, ich rathe es Ihnen.

Ein Zimmer.

Danton. Camille. Lucile.

Camille. Ich ſage Euch, wenn ſie nicht Alles in hölzernen Copien bekommen, verzettelt in Theatern, Concerten und Kunſt-Ausſtellungen, ſo haben ſie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt Einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen ſieht, an dem ſie gezerrt wird, und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen, — welch' ein Charakter, welche Conſequenz! — Nimmt Einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hoſen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Geſicht, und läßt das Ding ſich drei Acte hindurch herumquälen, bis es ſich zuletzt verheirathet oder todt ſchießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menſchlichen Leben wiedergiebt, wie eine Thonpfeife mit Waſſer die Nachtigall — ach! die Kunſt! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gaſſe — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergeſſen ihren Herrgott über ſeinen ſchlechten Copiſten. Von der Schöpfung, die glühend, brauſend und leuchtend in ihnen ſich jeden Augenblick neu gebiert, hören und ſehen ſie nichts. Sie gehen ins Theater, leſen Gedichte und Romane, ſchneiden den Fratzen darin die Geſichter nach und ſagen zu Gottes Geſchöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was ſie ſagten, wenn ſie erzählten, Pygmalion's Statue ſei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton. Und die Künſtler gehn mit der Natur um, wie David, der im September die Gemordeten, wie ſie aus der Force auf die Gaſſe geworfen wurden, kaltblütig zeichnete

und ſagte: ich erhaſche die letzten Zuckungen des Lebens in dieſen Böſewichtern. (**Danton** wird hinausgerufen.)

Camille. Was ſagſt du, Lucile?

Lucile. Nichts, ich ſehe dich ſo gern ſprechen.

Camille. Hörſt mich auch?

Lucile. Ei freilich.

Camille. Habe ich recht? Weißt du auch, was ich geſagt habe?

Lucile. Nein, wahrhaftig nicht. (**Danton** kommt zurück.)

Camille. Was haſt du?

Danton. Der Wohlfahrts-Ausſchuß hat meine Verhaftung beſchloſſen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüſſig. Mögen ſie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu ſterben wiſſen; das iſt leichter, als zu leben.

Camille. Danton, noch iſt es Zeit.

Danton. Unmöglich, — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille. Deine Trägheit!

Danton. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.

Camille. Wo gehſt du hin?

Danton. Ja, wer das wüßte!

Camille. Im Ernſt, wohin?

Danton. Spazieren, mein Junge, ſpazieren. (Er geht.)

Lucile. Ach, Camille!

Camille. Sei ruhig, lieb Kind.

Lucile. Wenn ich denke, daß ſie dies Haupt! — — Mein Camille, das iſt Unſinn, gelt, ich bin wahnſinnig?

Camille. Sei ruhig, Danton und ich ſind nicht Eins.

Lucile. Die Erde iſt weit, und es ſind viel Dinge darauf, — warum denn grade das eine? Wer ſollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten ſie auch damit anfangen?

Camille. Ich wiederhole dir: du kannſt ruhig ſein. Geſtern ſprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir ſind ein wenig geſpannt, das iſt wahr; verſchiedene Anſichten, ſonſt nichts!

Lucile. Such' ihn auf.

Camille. Wir ſaßen auf einer Schulbank. Er war immer finſter und einſam. Ich allein ſuchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucile. So ſchnell, mein Freund? Geh'! Komm! Nur das (ſie küßt ihn) und das! Geh'! Geh'! (Camille ab.) — Das iſt eine böſe Zeit. So geht einmal ſo. Wer kann da drüber hinaus? Man muß ſich faſſen (ſingt)

Ach ſcheiden, ach ſcheiden, ach ſcheiden,
Wer hat ſich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das iſt nicht gut, daß es den Weg ſo von ſelbſt findet. — Wie er hinaus iſt, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müſſe immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer ſo leer iſt; die Fenſter ſtehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da oben nicht aus. (Sie geht)

Freies Feld.

Danton. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieſer Stille mit dem Geplauder meiner Tritte und dem Keuchen

meines Athems nicht Lärmen machen. (Er ſetzt ſich nieder, nach einer Pauſe.) Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod ſoll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache. — Wenn das wäre! — Dann lief' ich wie ein Chriſt, um einen Feind, das heißt mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort ſoll ſicher ſein, ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es ſchafft mir wenigſtens Vergeſſen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort iſt leicht. (Er erhebt ſich und kehrt um.) — Ich kokettire mit dem Tod, es iſt ganz angenehm, ſo aus der Ferne mit dem Lorgnon mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geſchichte lachen. Es iſt ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir ſagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus iſt Alles wie eben. Das iſt ein leerer Lärm, man will mich ſchrecken; ſie werden's nicht wagen! (Ab.)

Ein Zimmer.

(Es iſt Nacht.)

Danton (am Fenſter) Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühen und der Schall nie modern? Will's denn nie ſtill und dunkel werden, daß wir uns die garſtigen Sünden einander nicht mehr anhören und anſehen? — September! —

Julie (ruft von innen.) Danton! Danton!

Danton. He?

Julie (tritt ein). Was rufst du?

Danton. Rief ich?

Julie. Du sprachst von garstigen Sünden und dann stöhntest du: September!

Danton. Ich, ich? Nein, ich sprach nicht, das dacht' ich kaum, das waren nur ganz leise, heimliche Gedanken.

Julie. Du zitterst, Danton.

Danton. Und soll ich nicht zittern, wenn so die Wände plaudern? Wenn mein Leib so zerschellt ist, daß meine Gedanken unstät, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das ist seltsam.

Julie. Georg, mein Georg!

Danton. Ja, Julie, das ist sehr seltsam. Ich möchte nicht mehr denken, wenn das so gleich spricht. Es gibt Gedanken, Julie, für die es keine Ohren geben sollte. Das ist nicht gut, daß sie bei der Geburt gleich schreien, wie Kinder; das ist nicht gut.

Julie. Gott erhalte dir deine Sinne, Georg! Georg, erkennst du mich?

Danton. Ei warum nicht! Du bist ein Mensch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Welttheile, Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, und zwei mal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, siehst du? – Schrie's nicht September? Sagtest du nicht so was?

Julie. Ja, Danton, durch alle Zimmer hört' ich's.

Danton. Wie ich ans Fenster kam — (er sieht hinaus) die Stadt ruhig, alle Lichter aus.

Julie. Ein Kind schreit in der Nähe.

Danton. Wie ich an's Fenſter kam — durch alle Gaſſen ſchrie und zetert' es: September!

Julie. Du träumteſt, Danton; faſſ' dich.

Danton. Träumteſt? ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich ſagen, mein armer Kopf iſt ſchwach, gleich! ſo, jetzt hab' ich's. Unter mir keuchte die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte ſie wie ein wildes Roß gepackt, mit rieſigen Gliedern wühlt' ich in ihren Mähnen und preßt' in ihre Rippen, das Haupt abwärts gebückt, die Haare flatternd über dem Abgrund; ſo ward ich geſchleift. Da ſchrie ich in der Angſt und ich erwachte. Ich trat ans Fenſter — und da hört ich's, Julie. — Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab' ich damit zu ſchaffen? Was ſtreckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab' es nicht geſchlagen. — O hilf mir, Julie, mein Sinn iſt ſtumpf. War's nicht im September, Julie?

Julie. Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris.

Danton. Die Feſtungen gefallen, die Ariſtokraten in der Stadt.

Julie. Die Republik war verloren.

Danton. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken faſſen, wir wären Narren geweſen, zwei Feinde auf einem Brett; wir oder ſie, der Stärkere ſtößt den Schwächeren hinunter, iſt das nicht billig?

Julie. Ja, Ja.

Danton. Wir ſchlugen ſie, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

Julie. Du haſt das Vaterland gerettet.

Danton. Ja, das hab' ich, das war Nothwehr, wir

mußten. — Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht: es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! — Es muß; das war dies Muß! — Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Muß gefallen? — Wer hat das Muß gesprochen, wer? Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet? — Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst, — die Schwerter, mit denen Geister kämpfen: — man sieht nur die Hände nicht, wie im Mährchen. — Jetzt bin ich ruhig.

Julie. Ganz ruhig, lieb Herz.

Danton. Ja, Julie, komm zu Bette.

Straße vor Danton's Hause.

Simon. Bürgersoldaten.

Simon. Wie weit ist's in der Nacht?

Erster Bürger. Was in der Nacht?

Simon. Wie weit ist die Nacht?

Erster Bürger. So weit als zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Simon. Schuft, wie viel Uhr?

Erster Bürger. Sieh' auf dein Zifferblatt, es ist die Zeit, wo . . . .

Simon. Wir müssen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unseren Köpfen dafür. Todt oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehen, Bürger. Der

Freiheit eine Gasse! — Sorgt für mein Weib! Eine Eichenkrone werde ich ihr hinterlassen.

Erster Bürger. Eine Eichelkrone? Es sollen ihr ohnehin jeden Tag Eicheln genug in den Schooß fallen.

Simon. Vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen!

Zweiter Bürger. Ich wollte, das Vaterland machte sich um uns verdient. Ueber all den Löchern, die wir in anderer Leute Körper machen, ist noch kein einziges in unseren Hosen zugegangen.

Erster Bürger. Willst du, daß dir dein Hosenlatz zuginge? Ha, ha, ha!

Die Anderen. Ha, ha, ha!

Simon. Fort, fort! (Sie dringen in Danton's Haus.)

Der National-Convent.

Eine Gruppe von Deputirten.

Legendre. Soll denn das Schlachten der Deputirten nicht aufhören? — Wer ist noch sicher, wenn Danton fällt?

Ein Deputirter. Was thun?

Ein Anderer. Er muß vor den Schranken des Convents gehört werden. — Der Erfolg dieses Mittels ist sicher; was sollen sie seiner Stimme entgegensetzen?

Ein Anderer. Unmöglich, ein Dekret verhindert uns.

Legendre. Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme gestattet werden. Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eure Unterstützung.

Der Präſident. Die Sitzung iſt eröffnet.

Legendre (beſteigt die Tribüne). Vier Mitglieder des National-Convents ſind verfloſſene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen iſt, die Namen der Uebrigen kenne ich nicht. Mögen ſie übrigens ſein, wer ſie wollen, ſo verlange ich, daß ſie vor den Schranken gehört werden. — Bürger, ich erkläre es: ich halte Danton für eben ſo rein, wie mich ſelbſt, und ich glaube nicht, daß mir irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheits-Ausſchuſſes angreifen, aber gegründete Urſachen laſſen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenſchaft möchten der Freiheit Männer entreißen, die ihr die größten Dienſte erwieſen haben. Der Mann, welcher im Jahre 1792 Frankreich durch ſeine Energie rettete, verdient gehört zu werden; er muß ſich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverraths anklagt. (Heftige Bewegung.)

Einige Stimmen. Wir unterſtützen Legendre's Vorſchlag.

Ein Deputirter. Wir ſind hier im Namen des Volkes, man kann uns ohne den Willen unſerer Wähler nicht von unſeren Plätzen reißen.

Ein Anderer. Eure Worte riechen nach Leichen, ihr habt ſie den Girondiſten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Geſetzes ſchwebt über allen Häuptern.

Ein Anderer. Wir können unſeren Ausſchüſſen nicht erlauben, die Geſetzgeber aus dem Aſyl des Geſetzes auf die Guillotine zu ſchicken.

Ein Anderer. Das Verbrechen hat kein Aſyl, nur gekrönte Verbrecher finden eins auf dem Throne.

Ein Anderer. Nur Spitzbuben appelliren an das Aſylrecht.

Ein Anderer. Nur Mörder erkennen es nicht an.

Robespierre. Die seit langer Zeit in dieser Versammlung unbekannte Verwirrung beweist, daß es sich um große Dinge handelt. Heute entscheidet sich's, ob einige Männer den Sieg über das Vaterland davon tragen werden. — Wie könnt ihr eure Grundsätze weit genug verläugnen, um heute einigen Individuen das zu bewilligen, was ihr gestern Chabot, Delaunai und Fabre verweigert habt? Was soll dieser Unterschied zu Gunsten einiger Männer? Was kümmern mich die Lobsprüche, die man sich selbst und seinen Freunden spendet? Nur zu viele Erfahrungen haben uns gezeigt, was davon zu halten sei. Wir fragen nicht, ob ein Mann diese oder jene patriotische Handlung vollbracht habe; wir fragen nach seiner ganzen politischen Laufbahn. — Legendre scheint die Namen der Verhafteten nicht zu wissen; der ganze Convent kennt sie. Sein Freund Lacroix ist darunter. Warum scheint Legendre das nicht zu wissen? Weil er wohl weiß, daß nur die Schamlosigkeit Lacroix vertheidigen kann. Er nannte nur Danton, weil er glaubt, an diesen Namen knüpfe sich ein Privilegium. Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen. (Beifall.) Was hat Danton vor Lafayette, vor Dumouriez, vor Brissot, Fabre, Chabot, Hebert voraus? Was sagt man von diesen, was man nicht auch von ihm sagen könnte? Wodurch verdient er einen Vorzug vor seinen Mitbürgern? Etwa, weil einige betrogene Individuen und Andere, die sich nicht betrügen ließen, sich um ihn reihten, um in seinem Gefolge dem Glück und der Macht in die Arme zu laufen? — Je mehr er die Patrioten betrogen hat, welche Vertrauen in ihn setzten, desto nachdrücklicher muß er die Strenge der Freiheitsfreunde empfinden. —

Man will euch Furcht einflößen vor dem Mißbrauche einer Gewalt, die ihr selbst ausgeübt hat. Man schreit über den Despotismus der Ausschüsse, als ob das Vertrauen, welches das Volk euch geschenkt, und das ihr diesen Ausschüssen übertragen habt, nicht eine sichere Garantie ihres Patriotismus wäre. Man stellt sich, als zittre man. Aber ich sage euch, wer in diesem Augenblicke zittert, ist schuldig, denn nie zittert die Unschuld vor der öffentlichen Wachsamkeit. (Allgemeiner Beifall.) Man hat auch mich schrecken wollen; man gab mir zu verstehen, daß die Gefahr, indem sie sich Danton nähere, auch bis zu mir dringen könne. — Man schrieb mir, Danton's Freunde hielten mich umlagert, in der Meinung, die Erinnerung an eine alte Verbindung, der blinde Glaube an erheuchelte Tugenden könnten mich bestimmen, meinen Eifer und meine Leidenschaften für die Freiheit zu mäßigen. — So erkläre ich denn: nichts soll mich aufhalten, und sollte auch Danton's Gefahr die meinige werden. Wir haben alle etwas Muth und etwas Seelengröße nöthig. Nur Verbrecher und gemeine Seelen fürchten, Ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schaar von Mitschuldigen sie mehr versteckt, sich dem Lichte der Wahrheit ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es in ihr auch heroische. Die Zahl der Schurken ist nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen und das Vaterland ist gerettet. (Beifall.) Ich verlange, daß Legendre's Vorschlag zurückgewiesen werde.

(Die Delegirten erheben sich sämmtlich zum Zeichen allgemeiner Beistimmung.)

St. Just. Es scheint in dieser Versammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort: Blut nicht wohl

vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen über die Verhältnisse der Natur und der Geschichte mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind, als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflict kommt. Eine Aenderung in den Bestandtheilen der Luft, ein Auflodern des tellurischen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Wassermasse und eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Ueberschwemmung begraben Tausende. — Was ist das Resultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur, die fast spurlos vorüber gegangen sein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Wege lägen. — Ich frage nun: soll die moralische Natur in ihren Revolutionen mehr Rücksicht nehmen, als die physische? Soll eine Idee nicht eben so gut wie ein Gesetz der Physik vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze Gestaltung der moralischen Natur, das heißt der Menschheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme eben so, wie er in der physischen Vulkane und Wasserfluthen gebraucht. Was liegt daran, ob sie nun an einer Seuche oder an der Revolution sterben? — Die Schritte der Menschheit sind langsam, man kann sie nur nach Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben sich die Gräber von Generationen. Das Verlangen zu den einfachsten Erfindungen und Grundsätzen hat Millionen das Leben gekostet, die auf dem Wege starben. Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschichte rascher ist, auch mehr Menschen außer Athem kommen? Wir schließen schnell und einfach: da Alle unter

gleichen Verhältnissen geschaffen worden, so sind Alle gleich, die Unterschiede abgerechnet, welche die Natur selbst gemacht hat. — Es darf daher Jeder Vorzüge und darf daher Keiner Vorrechte haben, weder im Einzelnen, noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen. Jedes Glied dieses in der Wirklichkeit angewandten Satzes hat seine Menschen getödtet. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind seine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nöthig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht, und wäre mit Generationen interpunktirt worden. Ist es da so zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Absatz, bei jeder neuen Krümmung seine Leichen ausstößt? — Wir werden unserm Satze noch einige Schlüsse hinzuzufügen haben; sollen einige hundert Leichen uns verhindern, sie zu machen? — Moses führte sein Volk durch das rothe Meer und in die Wüste, bis die alte verderbene Generation sich aufgerieben hatte, ehe er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer, noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine. Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel, wie die Erde aus den Wellen der Sündfluth, mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen. (Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.)

St. Just. Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf,

dieſen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen. (Die Zuhörer und die Deputirten ſtimmen die Marſeillaiſe an.)

Das Luxemburg.

Ein Saal mit Gefangenen.

Chaumette, Payne, Mercier, Hérault de Séchelles und andere Gefangene.

Chaumette (zupft Payne am Aermel). Hören Sie, Payne, es könnte doch ſo ſein! Verbin überkam es mich ſo, ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüſſen, es iſt mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philoſoph Anaxagoras, ich will dich katechiſiren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geſchaffen, oder nicht. Hat er ſie nicht geſchaffen, ſo hat die Welt ihren Grund in ſich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geſchaffen haben; denn entweder iſt die Schöpfung ewig wie Gott, oder ſie hat einen Anfang. Iſt letzteres der Fall, ſo muß Gott ſie zu einem beſtimmten Zeitpunkt geſchaffen haben. Gott muß alſo, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden ſein, muß alſo einmal eine Veränderung in ſich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Weſen Gottes ſtreitet. Gott kann alſo die Welt nicht geſchaffen haben. Da wir nun aber ſehr deutlich wiſſen, daß die Welt oder daß unſer Ich wenigſtens vorhanden iſt, und daß ſie dem

Vorhergehenden nach alſo auch ihren Grund in ſich oder in etwas haben muß, das nicht Gott iſt, ſo kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke.

Mercier. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig iſt?!

Payne. Dann iſt ſie ſchon keine Schöpfung mehr, dann iſt ſie Eins mit Gott oder ein Attribut deſſelben, wie Spinoza ſagt, dann iſt Gott in Allem, in Ihnen, Werthester, im Philoſophen Anaxagoras und in mir. Das wäre ſo übel nicht, aber Sie müſſen mir zugeſtehen, daß es gerade nicht viel um die himmliſche Majeſtät iſt, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Ausſatz haben, lebendig begraben werden, oder wenigſtens die ſehr unangenehmen Vorſtellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Urſache muß doch da ſein?

Payne. Wer leugnet das? Aber wer ſagt Ihnen denn, daß dieſe Urſache das ſei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenſte denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier. Nein.

Payne. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Urſache ſchließen? — Voltaire wagte es eben ſo wenig, es mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deßwegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verſtand, und ihn nicht einmal conſequent zu gebrauchen weiß oder wagt, iſt ein Stümper.

Mercier. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Urſache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt, kann

etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört?

Chaumette. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne. Beruhige dich, Philosoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheidter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brodmännchen kneten, — aus überschwenglichem Liebesbedürfniß, wie wir uns ganz geheimnißvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das Alles, bloß um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweinställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonstriren, Spineza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier. Und die Moral?

Payne. Erſt beweiſt ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Ein ſchöner Cirkelſchluß, der ſich ſelbſt den Hintern leckt. Was wollt ihr denn mit eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für ſich was Böſes oder was Gutes gibt, und habe deßwegen doch nicht nöthig, meine Handlungsweiſe zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemeſſen, iſt für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, iſt für mich bös, und ich thue es nicht und vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man ſo ſagt, tugendhaft bleiben und ſich gegen das ſogenannte Laſter wehren, ohne deßwegen Ihren Gegner verachten zu müſſen, was ein gar trauriges Gefühl iſt.

Chaumette. Wahr, ſehr wahr!

Hérault. O Philoſoph Anarageras, man könnte aber auch ſagen: damit Gott Alles ſei, müſſe er auch ſein eignes Gegentheil ſein, das heißt vollkommen und unvollkommen, bös und gut, ſelig und leidend; das Reſultat freilich würde gleich Null ſein, es würde ſich gegenſeitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommſt glücklich durch, du kannſt ganz ruhig in Madame Momoro das Meiſterſtück der Natur anbeten; wenigſtens hat ſie dir die Roſenkränze dazu in den Leiſten gelaſſen.

Chaumette. Ich danke Ihnen verbindlichſt, meine Herren. (Ab.)

Payne. Er traut noch nicht, er wird ſich zu guter Letzt noch die Oelung geben, die Füße nach Mekka zu legen, und ſich beſchneiden laſſen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(**Danton, Lacroix, Camille, Philippeau** werden hereingeführt.)

Hérault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn). Guten Morgen! Gute Nacht! — sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen? Wie wirst du schlafen?

Danton. Nun gut, man muß lachend zu Bett gehen.

Mercier (zu Payne). Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution, er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

Payne. Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton). Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen würden.

Danton. Ich wußt' es, man hat mich gewarnt.

Lacroix. Und du hast nichts gesagt?

Danton. Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und — ich dachte nicht, daß sie es wagen würden. (Zu Hérault.) Es ist besser, sich in die Erde legen, als sich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Kissen, als zum Schemel.

Hérault. Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwesung die Wangen streicheln.

Camille (zu Danton). Gib dir nur keine Mühe, du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der Stirne lecken. O Lucile! das ist ein großer Jammer.

(Die Gefangenen drängen sich um die neu Angekommenen.)

Danton (zu Payne). Was Sie für das Wohl Ihres Landes gethan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich aufs Schaffot; meinetwegen, ich werde nicht stolpern.

Mercier (zu Danton). Das Blut der Zwei und zwanzig erſäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault). Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft ſind eins.

Ein Anderer (zu Camille). Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbeſſerung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein Anderer. Laßt ihn! das ſind die Lippen, welche das Wort Erbarmen geſprochen. (Er umarmt **Camille**, mehrere Gefangene folgen ſeinem Beiſpiele.)

Philippeau. Wir ſind Prieſter, die mit Sterbenden gebetet haben, wir ſind angeſteckt worden und ſterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage ſehr, daß unſere Anſtrengungen ſo fruchtlos waren; ich gehe aufs Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden.

Ein Zimmer.

Fouquier-Tinville. Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird ſchwer halten; wäre Danton nicht darunter, ſo ginge es leicht.

Fouquier. Er muß vertanzen.

Hermann. Er wird die Geſchworenen erſchrecken, er iſt die Vogelſcheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geſchwornen müſſen wollen.

Hermann. Ein Mittel wüßt' ich, aber es wird die geſetzliche Form verletzen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir leſen nicht, ſondern ſuchen die Handfeſten aus.

Fouquier. Das muß gehen. — Das wird ein gutes Hecdenfeuer geben. Es ſind ihrer Neunzehn. Sie ſind geſchickt zuſammengewürfelt. Die vier Fälſcher, dann einige Banquiers und Fremde. Das iſt ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Alſo zuverläſſige Leute! Wer zum Beiſpiel?

Hermann. Lerei, er iſt taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Tanten mag ſich den Hals bei ihm rauh ſchreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Vilatte und Lamière, der eine ſitzt immer in der Trinkſtube, und der andere ſchläft immer. Beide öffnen den Mund nur, um das Wort: ſchuldig zu ſagen. — Girard hat den Grundſatz, es dürfe Keiner entwiſchen, der einmal vor das Tribunal geſtellt ſei. Renaudin —

Fouquier. Auch der? Er half einmal einigen Paſſen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man ſolle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Ader laſſen, um ſie ein wenig matt zu machen; ihre meiſt trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ah, ſehr gut. Alſo ich verlaſſe mich drauf!

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Luxembourg.

Ein Corridor.

Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf- und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen). Wie, so viel Unglückliche in einem so elenden Zustande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie gesagt, daß Paris eine Schlachtbank ist?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit schwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikanisirt! Da klatschen die Galerien, und die Römer reiben sich die Hände; aber sie hören nicht, daß jedes dieser Worte das Röcheln eines Opfers ist. Geht einmal Euern Phrasen nach, bis zu dem Punkte, wo sie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr gesprochen, es ist eine mimische Uebersetzung Eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bauet Euer System, wie Bajazet seine Pyramiden, aus Menschenköpfen.

Danton. Du hast Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es ist gerade ein Jahr, daß ich das Revolutions-Tribunal schuf. Ich bitte Gott und die Menschen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unschuldige zu retten, aber dieser langsame Mord mit seinen Formalitäten ist gräßlicher und eben so unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte, Sie Alle diesen Ort verlassen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden soll.

Das Revolutions-Tribunal.

Hermann (zu Danton). Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

Hermann. Danton, der Convent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondisten, mit den Fremden und der Faction Ludwig's XVII. konspirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweisen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die Ausschüsse mögen sich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nöthig. Sie mögen sich zeigen. — Uebrigens, was liegt mir an Euch und Eurem Urtheil? Ich habe es Euch schon gesagt: das Nichts wird bald mein Asyl sein; — das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich darnach, es abzuschütteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit ist dem Verbrechen, die Ruhe der Unschuld eigen.

Danton. Privat-Kühnheit ist ohne Zweifel zu tadeln, aber jene National-Kühnheit, die ich so oft gezeigt, mit welcher

ich so oft für die Freiheit gekämpft habe, ist die verdienstvollste aller Tugenden. — Sie ist meine Kühnheit, sie ist es, der ich mich hier zum Besten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich fassen, wenn ich mich auf eine so niedrige Art verläumdet sehe? — Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Vertheidigung erwarten. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar, auf ihrer Stirne schwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konspirirt, zu den Füßen elender Despoten gesessen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugsamen Gerechtigkeit zu antworten! — Du elender St. Just wirst der Nachwelt für diese Lästerung verantwortlich sein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor seine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und ihnen entgegentreten; unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben. — Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. August geschlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet und den Königen einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklage-Acte.) — Wenn ich einen Blick auf diese Schandschrift werfe, fühle ich mein ganzes Wesen beben. Wer sind denn die, welche Danton nöthigen mußten, sich an jenem denkwürdigen Tage

(am 10. Auguſt) zu zeigen? Wer ſind denn die privilegirten Weſen, von denen er ſeine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erſcheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und ſie in das Nichts zurückſchleudern, aus dem ſie nie hätten hervorkriechen ſollen.

Hermann (ſchellt.) Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menſchen, welcher ſeine Ehre und ſein Leben vertheidigt, muß deine Schelle überſchreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerſtückten Leibern der Ariſtokraten geäzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Ariſtokraten und Reichen dem Volke Waffen geſchmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonnetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme iſt erſchöpft. Sie ſind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächſtemal Ihre Vertheidigung beſchließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung iſt aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden — und er wird in den Armen des Ruhmes entſchlummern.

Das Luxemburg.

Ein Kerker.

Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Naſe nicht ſo ins Geſicht. Ha, ha, ha!

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondſichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein leſen könntet?

(Zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält.)

Dillon. Gib her!

Wärter. Herr, meine Mondſichel hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hoſen ſehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter. Nein, ſie zieben Waſſer. (Zu Dillon.) Sie hat ſich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir das geben, was ſie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei leſen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab. — Lieſt.) Danton hat das Tribunal erſchreckt, die Geſchwornen ſchwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte ſich um den Juſtizpalaſt und ſtand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich, — — hm! hm! (Er geht auf und ab, und ſchenkt ſich von Zeit zu Zeit aus einer Flaſche ein.) — Hätt' ich nur den Fuß auf der Gaſſe. Ich werde mich nicht ſo ſchlachten laſſen. Ja, nur den Fuß auf der Gaſſe!

Laflotte. Und auf dem Karren, das iſt eins.

Dillon. Meinſt du? Da liegen noch ein Paar Schritte dazwiſchen, lang genug, um ſie mit den Leichen der Decemvirn zu meſſen. — — Es iſt endlich Zeit, daß die rechtſchaffenen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für ſich.) Deſto beſſer, um ſo leichter iſt es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläſer und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, sie werden sich zuletzt noch selbst guilletiniren. (Er läuft auf und ab.)

Laflotte (bei Seite.) Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben, wie sein Kind, wenn man sich's selbst gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man so mit dem Zufall Blutschande treiben und sein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Oedipus!

Dillon. Man füttert das Volk nicht mit Leichen; Danton's und Camille's Weiber mögen Assignaten unter das Volk werfen, das ist besser als Köpfe.

Laflotte (bei Seite.) Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte sie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danten! — Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

Laflotte (bei Seite.) Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grabe zu klettern?

Dillon. Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondisten, Ex-Adelige; wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangenen verständigen.

Laflotte (bei Seite.) Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurkerei. Was thut's? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechslung; es ist nicht so unangenehm, seinen eigenen Gestank zu riechen. — Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden; so lange auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geiste

ſchon zwanzigmal durchprobirt. Es iſt auch gar nichts Pikantes mehr daran, es iſt ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen laſſen.

Laflotte (bei Seite.) Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer ſteht mir dafür? Man ſagt zwar, es ſei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz iſt die einzige Sünde, und das Leiden iſt das einzige Laſter; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo iſt der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß gehen; wir müſſen das Eiſen ſchmieden, mein Plan iſt fertig.

Laflotte. Gleich, Gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm ſprechen, du kannſt auf mich zählen, General. Wir werden aus dem Loche kommen (für ſich im Hinausgehen), um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteſte, die Welt, — er in das engſte, das Grab.

Der Wohlfahrts-Ausſchuß.

St. Juſt, Barrère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes.

Barrère. Was ſchreibt Fouquier?

St. Juſt. Das zweite Verhör iſt vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erſcheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, ſie appelliren an das Volk wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther ſoll unbeſchreiblich ſein. — Danton paradirte den Jupiter und ſchüttelte die Locken.

Collot. Um so leichter wird ihn Samson daran packen.

Barrère. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud. Das Volk hat einen Instinct, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken; dergleichen insolente Physiognomieen gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adeliges Wappen; der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrère. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembrisirten hat ihn unverwundbar gemacht. — Was sagt Robespierre?

St. Just. Er thut, als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrère. Unmöglich, das geht nicht.

St. Just. Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollten wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! — Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern, aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen, und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. (St. Just wird hinausgerufen.)

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, sie verlangen einen Arzt.

Billaud. Das ist unnöthig, so viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer. Es sind schwangere Weiber dabei.

Billaud. Deſto beſſer, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrère. Die Schwindſucht eines Ariſtokraten ſpart dem Revolutions-Tribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot (nimmt ein Papier.) Eine Bittſchrift! ein Weibername!

Barrère. Wohl eine von denen, die gezwungen ſein möchten, zwiſchen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jacobiners zu wählen. Die, wie Lucretia, nach dem Verluſt ihrer Ehre ſterben, aber etwas ſpäter als die Römerin — im Kindbett oder aus Altersſchwäche. — Es mag nicht ſo unangenehm ſein, einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot. Sie iſt zu alt. Madame verlangt den Tod, ſie weiß ſich auszudrücken, das Gefängniß liegt auf ihr wie ein Sargdeckel. Sie ſitzt erſt ſeit vier Wochen. Die Antwort iſt leicht. (Er ſchreibt und lieſt.) „Bürgerin, es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt".

Barrère. Gut geſagt! Aber Collot, es iſt nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben ſonſt keine Furcht mehr davor, man muß ſich nicht ſo familiär machen.

(**St. Juſt** kommt zurück.)

St. Juſt. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man conſpirirt in den Gefängniſſen; ein junger Menſch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er ſaß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrère. Er ſchneidet ſich mit ſeiner Bouteille den Hals ab; das iſt ſchon mehr vorgekommen.

St. Juſt. Danton's und Camille's Weiber ſollen Geld unter das Volk werfen, Dillon ſoll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent ſoll geſprengt werden.

Barrère. Das ſind Mährchen.

St. Juſt. Wir werden ſie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volkes, die Beſtürzung der Geſchwornen; ich werde einen Bericht machen.

Barrère. Ja, geh, St. Juſt, und ſpinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeſchlagener Kopf iſt.

St. Juſt. Der Convent muß dekretiren, das Tribunal ſolle ohne Unterbrechung den Proceß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte ſchuldige Achtung verletze oder ſtörende Auftritte veranlaſſe, von den Debatten ausſchließen.

Barrère. Du haſt einen revolutionären Inſtinct, das lautet ganz gemäßigt und wird doch ſeine Wirkung thun. Sie können nicht ſchweigen, Danton muß ſchreien.

St. Juſt. Ich zähle auf Eure Unterſtützung. Es gibt Leute im Convent, die eben ſo krank ſind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, ſie werden über Verletzung der Formen ſchreien.

Barrère (ihn unterbrechend.) Ich werde ihnen ſagen: Zu Rom wurde der Conſul, welcher die Verſchwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tode beſtrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren ſeine Ankläger?

Collot (mit Pathos). Geh', St. Juſt, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge,

welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten, in ihren Umarmungen erſticken, die Majeſtät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erſcheinen und ſie in Aſche verwandeln. Geh', St. Juſt, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerſchleudern. (St. Juſt ab.)

Barrère. Haſt du das Wort K u r gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specificum gegen die Luſtſeuche machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, ſie kämpfen mit dem Laſter.

Billaud. Bis jetzt geht unſer Weg zuſammen.

Barrère. Robespierre will aus der Revolution einen Hörſaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Betſchemel.

Collot. Auf dem er aber alsdann nicht ſtehen, ſondern liegen ſoll.

Barrère. Das wird leicht gehen. Die Welt müßte auf dem Kopfe ſtehen, wenn die ſogenannten Spitzbuben von den ſogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden ſollten.

Collot (zu Barrère). Wann kommſt du wieder nach Clichy?

Barrère. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

Collot. Nicht wahr, über dem Ort ſteht ein Stern, unter deſſen verſengenden Strahlen dein Rückenmark ganz ausgedörrt wird?

Billaud. Nächſtens werden die niedlichen Finger der reizenden Demaly es ihm aus dem Futterale ziehen und als Zöpfchen über den Rücken hinunterhängen machen.

Barrère (zuckt die Achseln). Pſt! davon darf der Tugendhafte nichts wiſſen.

Billaud. Er iſt ein impotenter Maſonet.

(**Billaud** und **Collot** ab.)

Barrère (allein) Du Ungeheuer! — „Es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt!" Dieſe Worte hätten die Zunge müſſen verdorren machen, die ſie geſprochen. — Und ich? — Als die Septembriſeurs in die Gefängniſſe drangen, faßt ein Gefangener ſein Meſſer, er drängt ſich unter die Mörder, er ſtößt es in die Bruſt eines Prieſters, er iſt gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrts-Ausſchuß ſetze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taſchenmeſſer nehme? Es iſt der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umſtänden, die Grundverhältniſſe ſind ſich gleich. — Und durft' er Einen morden, durft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerſtenkörner, machen zwei einen Haufen, drei, vier, wie viel dann? Komm, mein Gewiſſen, komm, mein Hühnchen, bi! bi! bi! komm, da iſt Futter. — Doch — war ich auch Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. Komm, mein Gewiſſen, wir vertragen uns noch ganz gut! (Ab)

Die Conciergerie.

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du haſt gut geſchrieen, Danton; hätteſt du dich früher ſo um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders.

Nicht wahr, wenn der Tod Einem so unverschämt nahe kommt und so aus dem Halse stinkt und immer zudringlicher wird?

Camille. Wenn er Einen noch nothzüchtigte und seinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber so in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt, und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langsam hereinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen, allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die versetzt werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig stinken. Ist das so arg?

Danton. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassen-Theorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gesäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen.

Philippeau. Was willst du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die ist in Gott.

Danton. Im Nichts: Versenke dich in was Ruhigeres, als in das Nichts, und wenn die höchste Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.

Camille. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. O! nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Liede heißt.

Danton. Wir sind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unseren Häusern, in unseren Röcken und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisirtere Fäulniß, — das ist der ganze Unterschied! — Aber ich bin gerad' einmal an diese Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn sie mich einsam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöste — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir sind noch nicht geschlagen.

Wir müſſen ſchreien, ſie müſſen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Lacroix. Wir müſſen auf unſerer Forderung beſtehen, unſere Ankläger und die Ausſchüſſe müſſen vor dem Tribunal erſcheinen.

Ein Zimmer.

Fouquier. Amar. Vouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten ſoll; ſie fordern eine Commiſſion.

Amar. Wir haben die Schurken — da haſt du, was du verlangſt. (Er überreicht **Fouquier** ein Papier.)

Vouland. Das wird ſie zufrieden ſtellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun raſch, daß wir und ſie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton. Die Republik iſt in Gefahr, und er hat keine Inſtruction! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme iſt noch ſtark genug, um den Decemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commiſſion, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurückziehen,

ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (Zeichen des Beifalls.)

Fouquier, Amar und Vouland treten ein.

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Geſetze! Der Convent beſchließt: In Betracht, daß in den Gefängniſſen ſich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und ſich an die Spitze der Empörer ſtellen ſoll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß Dieſe ſelbſt unruhige Auftritte herbei zu führen ſich bemüht und das Tribunal zu beleidigen verſucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Unterſuchung ohne Unterbrechung fortzuſetzen und jeden Angeklagten, der die dem Geſetze ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen ſollte, von den Debatten auszuſchließen.

Danton. Ich frage die Anweſenden, ob wir dem Tribunal, dem Volk, oder dem National-Convent Hohn geſprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

Camille. Die Elenden, ſie wollen meine Lucile morden!

Danton. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich ſehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das iſt die Dictatur; ſie hat ihren Schleier zerriſſen, ſie trägt die Stirne hoch, ſie ſchreitet über unſere Leichen. (Auf **Amar** und **Vouland** deutend.) Seht da die feigen Mörder, ſeht da die Raben des Wohlfahrts-Ausſchuſſes! Ich klage Robespierre, St. Juſt und ihre Henker des Hochverraths an. Sie wollen die Republik im Blut erſticken. Die Gleiſe der Guillotinen-Karren ſind die Heerſtraßen, in

welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes bringen ſollen. — Wie lange ſollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber ſein? — Ihr wollt Brod und ſie werfen euch Köpfe hin. Ihr dürſtet und ſie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geſchrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Juſtiz-Palaſte.

Ein Volkshaufe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

Erſter Bürger. Ja, das iſt wahr, Köpfe ſtatt Brod, Blut ſtatt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine iſt eine ſchlechte Mühle und Samſon ein ſchlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

Zweiter Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefreſſen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

Erſter Bürger. Danton war unter uns am 10. Auguſt, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

Zweiter Bürger. Und Lafayette war mit euch in Verſailles und war doch ein Verräther.

Erſter Bürger. Wer ſagt, daß Danton ein Verräther ſei?

Zweiter Bürger. Robespierre.

Erſter Bürger. Und Robespierre iſt ein Verräther.

Zweiter Bürger. Wer ſagt das?

Erſter Bürger. Danton.

Zweiter Bürger. Danton hat ſchöne Kleider, Danton hat ein ſchönes Haus, Danton hat eine ſchöne Frau, er badet ſich in Burgunder, ißt das Wildpret von ſilbernen Tellern und ſchläft bei euren Weibern und Töchtern, wenn er betrunken iſt. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er das Alles? — Das Volk hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geſchenkt, damit er ihm die Krone ſtehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch Alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther.

Dritter Akt.

Ein Zimmer.

Julie, ein Knabe.

Julie. Es iſt aus. Sie zitterten vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh'! ich habe ihn zum letzten Mal ge-

ſehen; ſag' ihm, ich könne ihn nicht ſo ſehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das — und ſag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er verſteht mich ſchon, und dann ſchnell zurück, ich will ſeine Blicke aus deinen Augen leſen.

Eine Straße.

Dumas. Ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem ſolchen Verhör ſo viel Unſchuldige zum Tode verurtheilen?

Dumas. Das iſt in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der anderen Menſchen fehlt, und dieſer Sinn trügt ſie nie.

Bürger. Das iſt der Sinn des Tigers. — Du haſt ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So iſt es denn wahr?

Dumas. Das Revolutions-Tribunal wird unſere Eheſcheidung ausſprechen; die Guillotine wird uns von Tiſch und Bett trennen.

Bürger. Du biſt ein Ungeheuer.

Dumas. Schwachkopf! du bewunderſt Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade römiſcher Conſul ſein und ſein Haupt mit der Toga verhüllen können, um ſein Liebſtes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Aermel meines rothen Fracks abwiſchen; das iſt der ganze Unterſchied.

Bürger. Das iſt entſetzlich!

Dumas. Geh', du begreifſt mich nicht! (Sie gehen ab.)

Die Conciergerie.

Lacroix, Hérault auf einem Bett, Danton, Camille auf einem andern.

Lacroix. Die Haare wachſen Einem ſo und die Nägel, man muß ſich wirklich ſchämen.

Hérault. Nehmen Sie ſich ein wenig in Acht, Sie nießen mir das ganze Geſicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht ſo auf die Füße, Veſter, ich habe Hühneraugen.

Hérault. Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Hérault. Nun, ſchlafen Sie wohl, wir müſſen ſehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! zerren Sie nicht ſo am Leintuch, es iſt kalt da unten.

Danton. Ja Camille, morgen ſind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille. Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel ſich Pantoffel geſchnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch darnach. — Meine Lucile!

Danton. Sei ruhig, mein Junge.

Camille. Kann ich's? Glaubſt du, Danton?! Kann ich's? Sie können die Hände nicht an ſie legen, das Licht

der Schönheit, das von ihrem ſüßen Leibe ſich ausgießt, iſt unlöſchbar. Siehe, die Erde würde nicht wagen, ſie zu verſchütten, ſie würde ſich um ſie wölben, der Grabdunſt würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Kryſtalle würden wie Blumen um ihre Glieder ſprießen und helle Quellen in Schlaf ſie murmeln.

Danton. Schlafe, mein Junge, ſchlafe.

Camille. Höre, Danton, unter uns geſagt, es iſt ſo elend, ſterben zu müſſen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus ſeinen hübſchen Augen ſtehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton. Du wirſt ſie ohnehin offen behalten. Samſen drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf iſt barmherziger. Schlafe, mein Junge, ſchlafe.

Camille. Lucile, deine Küſſe phantaſiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen ſinken und ſchließen ihn feſt ein.

Danton. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken ſchiebt ſie die Wände enger um mich, bis ſie ſo eng ſind, wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind ſo eine Geſchichte, die Haare ſtanden mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe werth, mich ſo groß zu füttern und mich warm zu halten. Blos Arbeit für den Todtengräber! — Es iſt mir, als röch' ich ſchon. Mein lieber Leib, ich will mir die Naſe zuhalten und mir einbilden, du ſeiſt ein Frauenzimmer, das vom Tanzen ſchwitzt und ſtinkt, und dir Artigkeiten ſagen. Wir haben uns ſonſt ſchon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen biſt du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf iſt ausgeſpielt. Morgen biſt du eine leere Flaſche, der Wein iſt ausgetrunken, aber ich habe

keinen Rauſch davon und gehe nüchtern zu Bett. Das ſind glückliche Leute, die ſich noch betrinken können. Morgen biſt du eine durchgerutſchte Hoſe, du wirſt in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich freſſen, du mögeſt ſtinken, wie du willſt. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es iſt ſo elend, ſterben müſſen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben ſind wir ſo hilflos und nackt, wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe ſo gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! (Er ſchläft (indem er ſich über ihn bückt), ein Traum ſpielt zwiſchen ſeinen Wimpern. Ich will den goldenen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen ſtreifen. (Er erhebt ſich und tritt an's Fenſter.) Ich werde nicht allein gehn, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders ſterben mögen, ſo ganz mühelos, ſo wie ein Stern fällt, wie ein Ton ſich ſelbſt aushaucht, ſich mit den eigenen Lippen todt küßt, wie ein Lichtſtrahl in klaren Fluthen ſich begräbt. — Wie ſchimmernde Thränen ſind die Sterne durch die Nacht geſprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge ſein, von dem ſie abträufelten.

Camille. O! (Er hat ſich aufgerichtet und taſtet nach der Decke.)

Danton. Was haſt du, Camille?

Camille. O, o!

Danton (ſchüttelt ihn). Willſt du die Decke herunterkratzen?

Camille. Ach du, du, o halt mich, ſprich, du!

Danton. Du bebſt an allen Gliedern, der Schweiß ſteht dir auf der Stirne.

Camille. Das biſt du, das ich; ſo — das iſt meine

Hand! ja, jetzt beſinn' ich mich. O Danton, das war entſetzlich.

Danton. Was denn?

Camille. Ich lag ſo zwiſchen Traum und Wachen. Da ſchwand die Decke und der Mond ſank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte ſich geſenkt, ich ſtieß daran, ich betaſtete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entſetzlich, Danton.

Danton. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das ſahſt du.

Camille. Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verſtand verlieren zu machen. Der Wahnſinn faßt mich bei den Haaren. (Er erhebt ſich.) Ich mag nicht mehr ſchlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton. Was nimmſt du?

Camille. Die Nachtgedanken.

Danton. Willſt du zum voraus ſterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betſtuhl, ſondern wie aus dem Bett einer barmherzigen Schweſter wegſchleichen. Es iſt eine feile Dirne; es treibt mit der ganzen Welt Unzucht.

Platz vor der Conciergerie.

Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber

Schließer. Wer hat Euch herfahren geheißen?

Erster Fuhrmann. Ich heiße nicht Herfahren, das ist ein kurioser Name.

Schließer. Dummkopf, wer hat dir die Bestallung dazu gegeben?

Erster Fuhrmann. Ich habe keine Stallung dazu gekriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

Zweiter Fuhrmann. Der Schuft will mich um's Brod bringen.

Erster Fuhrmann. Was nennst du dein Brod? — (Auf die Fenster der Gefangenen deutend): Das ist Wurmfraß.

Zweiter Fuhrmann. Kleine Kinder sind auch Würmer, und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht schlecht mit unserem Metier, und doch sind wir die besten Fuhrleute.

Erster Fuhrmann. Wie das?

Zweiter Fuhrmann. Wer ist der beste Fuhrmann?

Erster Fuhrmann. Der am weitesten und am schnellsten fährt.

Zweiter Fuhrmann. Nun, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt schneller, als der's in einer Viertelstunde thut? — Genau gemessen ist's eine Viertelstunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer. Rasch, ihr Schlingel! Näher an's Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor.)

Erster Fuhrmann. Haltet Euren Platz! Um Mädel fährt man nicht herum, sondern immer mitten hinein.

Zweiter Fuhrmann. Ha! das glaub' ich, du kannſt mit Karren und Gäulen hinein, du findeſt gute Geleiſe, aber du mußt Quarantaine halten, wenn du herauskommſt!

Ein Weib. Wir warten auf alte Kunden.

Zweiter Fuhrmann. Meint ihr, mein Karren wär' ein Bordell? Er iſt ein anſtändiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie ſetzt ſich auf einen Stein unter die Fenſter der Gefangenen). Camille, Camille! (Camille erſcheint am Fenſter.) — Höre, Camille, du machſt mich lachen mit dem langen Steinrock und der eiſernen Maske vor dem Geſicht, kannſt du dich nicht bücken? Wo ſind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel (ſingt):

Es ſtehen zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' ſcheint vor Feinsliebchens Fenſter,
Der andre vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leiſe die Treppe herauf, ſie ſchlafen Alle. Der Mond hilft mir ſchon lange warten. Aber du kannſt nicht zum Thore herein, das iſt eine unleidliche Tracht. Das iſt zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührſt dich auch gar nicht, warum ſprichſt du nicht? Du machſt mir Angſt. — Höre! die Leute ſagen, du müßteſt ſterben, und machen dazu ſo ernſthafte Geſichter. — Sterben! ich muß lachen über die Geſichter. Sterben! Was iſt das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da iſt's. Ich will ihm nachlaufen, komm, ſüßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm!

(Sie läuft weg.)

Camille (ruft). Lucile! Lucile!

Die Conciergerie.

Danton an einem Fenſter, welches in das nächſte Zimmer geht.
Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

Danton. Du biſt jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht haſt — des vers.

Camille (für ſich) Der Wahnſinn ſaß hinter ihren Augen. Es ſind ſchon mehr Leute wahnſinnig geworden, das iſt der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waſchen unſere Hände. Es iſt auch beſſer ſo.

Danton. Ich laſſe Alles in einer ſchrecklichen Verwirrung. Keiner verſteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Huren und Couthon meine Waden hinterließe.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit zur Hure gemacht!

Danton. Was wär' es auch! Die Freiheit und eine Hure ſind die kosmopolitiſchſten Dinge unter der Sonne. Sie wird ſich jetzt anſtändig im Ehebett des Advokaten von Arras proſtituiren. Aber ich denke, ſie wird die Clytemneſtra gegen ihn ſpielen; ich laſſe ihm keine ſechs Monate Friſt, ich ziehe ihn mit mir.

Camille (für ſich). Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die geſunde Vernunft tauft, ſind unerträglich langweilig. Der glücklichſte Menſch war der, welcher ſich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt ſei.

Lacroix. Die Esel werden schreien: es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will, mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.

Hérault. Ja, wenn sich gerade ein Simson für unsere Kinnbacken findet.

Danton. Sie sind Kainsbrüder.

Lacroix. Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es es nicht so, Camille?

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — (Für sich.) Was sie aus dem Wahnsinn für ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unserer Leichen ersticken.

Hérault. Wir stanken bei Lebzeiten schon hinlänglich. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Gesicht, als solle er versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt sich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu sprechen; wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahnlosen, unverwüstlichen Schafskopf, nichts mehr,

nichts weniger. Die Unterſchiede ſind ſo groß nicht, wir Alle ſind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genie's, und zwar das Alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, ſie ſind nicht ſo breit, als man ſich einbildet. Schlafen, Verdauen, Kinder machen — das treiben Alle; die übrigen Dinge ſind nur Variationen aus verſchiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man ſich auf die Zehen zu ſtellen und Geſichter zu ſchneiden, da braucht man ſich vor einander zu geniren! Wir haben uns Alle am nämlichen Tiſche krank gegeſſen und haben Leibgrimmen, was haltet ihr euch die Servietten vor das Geſicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt. Schneidet nur keine ſo tugendhaften und ſo witzigen und ſo heroiſchen und ſo genialen Grimaſſen, wir kennen uns ja einander, ſpart euch die Mühe.

Hérault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander ſetzen und ſchreien; nichts dummer, als die Lippen zuſammen zu preſſen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter ſchrieen, Römer und Stoiker machten die heroiſche Fratze.

Danton. Die einen waren ſo gut Epikuräer, wie die andern. Sie machten ſich ein ganz behagliches Selbſtgefühl zurecht. Es iſt nicht ſo übel, ſeine Toga zu drapiren und ſich umzuſehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was ſollen wir uns zieren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Roſenkränze oder Weinlaub verbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu ſtehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu ſehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinander-

ſchreien und der Zither, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien ſind.

Danton. Aber wir ſind die armen Muſikanten und unſere Körper die Inſtrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuſcht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leiſe verhallend wie ein wollüſtiger Hauch in himmliſchen Ohren zu ſterben?

Hérault. Sind wir wie Ferkel, die man für fürſtliche Tafeln mit Ruthen todt peitſcht, damit ihr Fleiſch ſchmackhafter werde?

Danton. Sind wir Rinder, die in den glühenden Molochsarmen dieſer Welt gebraten und mit Lichtſtrahlen gekitzelt werden, damit die Götter ſich über ihr Lachen freuen?

Camille. Iſt denn der Aether mit ſeinen Geldaugen eine Schüſſel mit Goldkarpfen, die am Tiſche der ſeligen Götter ſteht, und die ſeligen Götter lachen ewig, und die Fiſche ſterben ewig, und die Götter erfreuen ſich ewig am Farbenſpiel des Todeskampfes?

Danton. Die Welt iſt das Chaos. Das Nichts iſt der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippeau. Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zerfallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camille's Arm). Freue dich, Camille, wir bekommen eine ſchöne Nacht. Die Wolken hängen am ſtillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, verſinkenden Göttergeſtalten. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie. Das Volk lief in den Gassen, jetzt ist Alles still. Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten lassen. (Sie zieht eine Phiole hervor.) Komm liebster Priester, dessen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt an's Fenster.) Es ist so hübsch, Abschied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt) — Man möchte immer so stehen. — Die Sonne ist hinunter, der Erde Züge waren so scharf in ihrem Lichte, doch jetzt ist ihr Gesicht so still und ernst, wie einer Sterbenden. — Wie schön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen spielt. — Stets bleicher und bleicher wird sie, wie eine Leiche treibt sie abwärts in der Fluth des Aethers; will denn kein Arm sie bei den goldenen Locken fassen und aus dem Strom sie ziehen und begraben? — Ich gehe leise. Ich küsse sie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer sie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, schlafe. (Sie stirbt).

Der Revolutions-Platz.

(Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine
Männer und Weiber singen und tanzen die Carmagnole.
Die Gefangenen stimmen die Marseillaise an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Platz! Die Kinder schreien, sie haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz!

Ein Weib. Höre, Danton, du kannst jetzt mit den Würmern Unzucht treiben.

Eine Andere. Hérault, aus deinen hübſchen Haaren laſſe ich mir eine Perücke machen.

Hérault. Ich habe nicht Waldung genug für einen ſo abgeholzten Pennsberg.

Camille. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch ſchreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib. Der Berg iſt auf Euch, oder Ihr ſeid ihn vielmehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille). Ruhig, mein Junge, du haſt dich heiſer geſchrieen.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld.) Da, alter Charon, dein Karren iſt ein guter Präſentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerſt ſeziren. Das iſt ein klaſſiſches Gaſtmahl, wir liegen auf unſeren Plätzen und verſchütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er beſteigt das Blutgerüſt, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton ſteigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verſtand verloren habt; ihr werdet ſie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war ſchon einmal da; wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unſern Gräbern den Hals brechen.

Hérault (zu Danton). Er hält ſeine Leiche für ein Miſtbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schaffot). Ich vergebe Euch; ich wünſche, Eure Todesſtunde ſei nicht bitterer, als die meinige.

Hérault. Dacht' ich's doch, er muß ſich noch einmal

in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

Fabre. Lebe wohl, Danton. Ich sterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine ist der beste Arzt.

Hérault (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ist's Zeit.

(Ein Henker stößt ihn zurück.)

Danton (zum Henker). Willst du grausamer sein, als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

Eine Straße.

Lucile. Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben —! — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich Alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so Alles weiter bis da, dahin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken Alles steckt, sich nichts mehr regt. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.) Das hilft nichts, das ist noch Alles wie sonst, die Häuser, die Gasse,

der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssen's wohl leiden.

(Einige Weiber kommen die Gasse herunter.)

Erstes Weib. Ein hübscher Mann, der Hérault!

Zweites Weib. Wie er beim Constitutionsfeste so im Triumphbogen stand, da dacht' ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war so eine Ahnung.

Drittes Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältnissen sehen; es ist recht gut, daß das Sterben so öffentlich wird. (Sie gehen vorbei.)

Lucile. Mein Camille! Wo soll ich dich jetzt suchen?

Der Revolutions-Platz.

(Zwei Henker an der Guillotine beschäftigt.)

Erster Henker (steht auf der Guillotine und singt):

Und wenn ich hame geh'
Scheint der Mond so scheh —

Zweiter Henker. He, holla! Bist bald fertig?

Erster Henker. Gleich, gleich! (Singt):

Scheint in meines Ellervaters Fenster —
Kerl, wo bleibst so lange bei die Menscher?

So! die Jacke her! (Sie gehen singend ab):

Und wenn ich hame geh'
Scheint der Mond so scheh —

Lucile (tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine).

Ich setze mich auf deinen Schooß, du stiller Todesengel. (Sie singt):

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen erstickt hast. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. (Sie singt):

Viel hunderttausend sind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

(Eine Patrouille tritt auf.)

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile (sinnend und wie ein Entschluß fassend, plötzlich): Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)

Zur Textkritik von „Danton's Tod".

Das Drama „Danton's Tod", obwohl das einzige Werk Georg Büchner's, dessen Erscheinen der Dichter erlebte und überlebte, ist doch zugleich dasjenige, das am meisten einer kritischen Ausgabe bedurfte, welche auf die Original-Manuscripte zurückgriff. Denn theils äußerer Verhältnisse wegen, denen die früheren Herausgeber Rechnung tragen mußten, theils aus inneren Gründen, welche für sie bestimmend waren, lag das Werk dem Publicum bisher in einer Form vor, welche sich sehr wesentlich von jener unterscheidet, die ihm der Dichter gegeben. Ich war durch äußere Verhältnisse nicht mehr gebunden und jene inneren Gründe waren für mich, nach reiflicher Ueberlegung, nicht bestimmend. Ich habe das Drama daher genau in jenem Wortlaute abdrucken lassen, welchen der Dichter niedergeschrieben.

Schon die Art, in der sich der Dichter über die Redaction des ersten Abdrucks geäußert, mußte mich zu diesem Entschlusse bestimmen. Das Werk erschien, nachdem Karl Gutzkow bereits vorher im „Phönix" von 1835 Bruchstücke daraus mitgetheilt, zuerst in Buchform unter dem Titel: „Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von Georg Büchner. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1835". Karl Gutzkow, der es redigirt, hatte hiebei der Censur weitgehende Concessionen machen müssen; weitere Striche, Zusätze und Veränderungen hatte Eduard Duller daran vorgenommen. Gutzkow erzählt hierüber im Frankfurter „Telegraph" (1837, Nr. 43, p. 337): „Ich hatte große Mühe mit dem „Danton". Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke sogar, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich

wohl, wie grade der Abfall des Buches, der unseren Sitten und unseren Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden, oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der echte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürftiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat. An dem merkantilischen Titel jedoch „dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft" bin ich unschuldig. Diesen setzte der Verfasser „der fortgesetzten Döring'schen Phantasiegemälde" darauf. Verklärter Geist, hier wasche ich meine Hände in Unschuld!" —

Der Dichter erhielt sein Werk Ende Juli 1835 und mit welchen Empfindungen er es begrüßte, mag man in den Briefen an die Eltern nachlesen. Was aber den Text betrifft, so war er sehr erregt darüber, „daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzusehr benützt werden. Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und fast immer auf die dem Ganzen nachtheiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg und fast glatter Unsinn steht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abscheulichsten Druckfehlern. Man hat mir keine Correcturbogen zugeschickt. Der Titel ist abgeschmackt und mein Name steht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er steht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuscripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht gesagt haben würde." . . .

Mag Manches in diesen Vorwürfen übertrieben und nur eben durch die nervöse Aufregung des jungen Autors, der sich zum ersten Male gedruckt sieht, hervorgerufen sein — im Allgemeinen hat Büchner nicht Unrecht. Nur darf man darum nicht Gutzkow anklagen, sondern die Censur, welche ihn zu solchem Vergehen zwang und wohl noch andere und tätzpische Hände, die gleichfalls an dem

*) Eduard Duller, der von 1835 ab das bis dahin von Döring herausgegebene Album „Phantasiegemälde" (Frankfurt, Sauerländer) redigirte.

Manuscript herumgearbeitet. Daß dieser erste Abdruck aber in der That die „Ruine einer Verwüstung" war, wird erkennen, wer das nachstehende Verzeichniß prüft, in welchem alle Stellen bezeichnet sind, durch welche sich dieser erste Abdruck (D.T.) von dem vorstehenden Abdrucke des Original-Manuscripts (O.M.) unterscheidet. Man wird da auf unglaubliche Dinge stoßen. Viele Cynismen sind gestrichen, aber lange nicht die schlimmsten, oft ist das Derbste stehen geblieben, hart daneben ist eine Stelle gestrichen worden, die weit minder derb und viel witziger ist. Auch findet sich hier und da eine Zote sogar schärfer zugespitzt. Und doch waren der Herr Bearbeiter — ich wiederhole, man darf in diesen Dingen nicht an Gutzkow denken — im Uebrigen ein sehr moralischer Herr! Ließen es sogar nicht zu, daß man von Jemand sage, er trinke Schnaps. Wie ein schlechter Witz klingt's und ist doch buchstäblich wahr, daß an allen jenen Stellen, wo Büchner „Schnaps" geschrieben, „Wein" gedruckt steht, sogar der Soufflenr Simon darf kein „Schnapsfaß" sein, sondern ein „Weinfaß"! Und ganze Sätze stammen gar nicht von Büchner! Kurz — es war keine Methode in dem Wahnsinn dieser Bearbeitung.

Der zweite Abdruck des Drama's steht in den „Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner". Frankfurt, Sauerländer. 1850. S. 51—150. Dieser Text (im folgenden Varianten-Verzeichniß mit „N.S." bezeichnet) tilgt alle Druckfehler, restituirt auch etwa zwanzig Stellen des O.M., läßt aber die weiteren neunzig Stellen unberichtigt. Dies erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß das Buch 1850 erschien, im ersten und grimmigsten Jahre der Reaction.

Mir lagen für die vorliegende Ausgabe zwei Manuscripte vor, beide von Büchner's Hand: einige Blättchen des ersten Entwurfs und eine vollständige Reinschrift. Wohl sind zwischen beiden einige Verschiedenheiten, doch war mir selbstverständlich nur das letztere Manuscript maßgebend und ich habe es im Vorstehenden von der ersten bis zur letzten Zeile, ohne jeden Zusatz, ohne jede Kürzung, ohne jede Veränderung abdrucken lassen. Wodurch sich dieser Text (O.M.) von seinem Vorgänger unterscheidet, beweist nachstehendes Verzeichniß der Varianten:

Seite 5, Zeile 8. „Sie hat ungeschickte Beine“ — bis „laicht dazu“ O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 6, „ 13. „Nein! höre!“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 6, „ 29. „bekam“. O.M. und N.S. — In D.T. „erwischte“.
„ 7, „ 1. „unanständig übereinander“. O.M. — In D.T. und N.S. „seltsam durcheinander“.
„ 8, „ 2. „Särge“. O.M. — In D.T. und N.S. „die Guillotine“.
„ 8, „ 11. „seine Natur“. O.M. — In D.T. und N.S. „seinen Naturtrieb“.
„ 8, „ 16. „aufzudringen“. In D.T. und N.S. folgt noch „und ihm ein Gesetz daraus zu machen“, was Büchner nicht geschrieben.
„ 8, „ 18. „Die Individualität“ — bis „offenbaren“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 8, „ 24. „abdrücken“. O.M. — In D.T. und N.S. „ausdrücken“.
„ 9, „ 1. „Rosen“ — bis „Busen“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 9, „ 7. „mit dem schönen Hintern“. O.M. Fehlt in D.T. und N.S.
„ 10, „ 23. „Du Hurenbett“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 11, „ 7. „Schnaps“. O.M. — In D.T. und N.S. „Wein“.
„ 11, „ 12. „Schnaps“. O.M. — In D.T. und N.S. „Wein“.
„ 11, „ 30. „nur“. O.M. — Fehlt in N.S. — In D.T. „mir“.
„ 12, „ 1. „wenn die jungen Herrn“ — bis „hinunterließen“. O.M. — In D.T. und N.S. „wenn die jungen Herrn nicht gegen sie — artig wären“.
„ 12, „ 2. „Branntweinfaß“. O.M. — In D.T. und N.S. „Weinfaß“.
„ 12, „ 5. „damit“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 12, „ 7. „damit“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 12, „ 12. „die arme Hure!“ O.M. — In D.T. und N.S. „das arme Kind!“
„ 12, „ 12. „hurt und“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 12, „ 15. „huren“. O.M. — In D.T. und N.S. „hudeln“.

Seite 12, Zeile 22, „huren". O.M. — In D.T. und N.S. „hublen".
„ 12, „ 25, „ausgesaugt". O.M. — In D.T. und N.S. „ausgesogen".
„ 13, „ 1, „ausgezogen". O.M. — In D.T. und N.S. „ausgegraben".
„ 13, „ 21, „Von die Würm gefressen werden". D.T. und O.M. — In N.S. „von den Wurm gefressen werden".
„ 16, „ 10, „Hure". O.M. — In D.T. und N.S. „Metze".
„ 16, „ 20, „Patrioten". O.M. und N.S. — In D.T. „Patienten".
„ 19, „ 1, „Regiere". O.M. — In D.T. und N.S. „beherrsche".
„ 19, „ 10, „Nur dem friedlichen Bürger" — bis „Schutz". O.M. und N.S. — Fehlt in D.T.
„ 19, „ 19, „Nur der höllischste Machiavellismus" — bis „gleich groß". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 20, „ 5, „geplündert". O.M. — In D.T. und N.S. „geplündet".
„ 20, „ 9, „der Revolution". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 20, „ 27, „lieber". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 21, „ 16, „Es war" — bis „sprange". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 22, „ 23, „Ich bin" — bis „Familie". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 22, „ 25, „Sie gab" — bis „Erziehung". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 24, „ 18, „zwischen zwei" — bis „liegen". O.M. — In D.T. und N.S. „auf sonst eine Art uns mit einander unterhalten".
„ 23, „ 20, „fand dabei" — bis „Unterhaltung". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 24, „ 22, „Leibern" — bis „Weingläsern". O.M. — In D.T. und N.S. „Reliquien oder an Lebendigen".
„ 25, „ 4, „unwillig". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 25, „ 13, „Die Rücken" — bis „Gedanken". O.M. — In

D.T. und N.S. „Die unmoralische Mücken e- weckten ihnen sonst allerhand erbauliche Gedanken".

Seite 25, Zeile 15, „Die Nönnlein" — bis „Segen". O.M. und N.S. — Hingegen D.T. „Mehr als eine apokalyptische Dame hing uns an den Reckschößen und wollte den Segen".

„ 25, „ 20, „von den Priesterinnen mit dem Leib" O.M. — In D.T. und N.S.: „von ihnen".

„ 26, „ 6, Adelaide. „Ich wäre" u. s. w. und Danton. „Ich verstehe" u. s. w. O.M. — Fehlen in D.T. und N.S.

„ 26, „ 12, „sondern" — bis „an". O.M. — Fehlen in D.T. und N.S.

„ 26, „ 16, „Die Mitte" — bis „passirt". O.M. — Fehlen in D.T. und N.S.

„ 26, „ 26, „Quecksilbergruben". O.M. — In D.T. „Silbergruben". — In N.S. „Metallgruben".

„ 28, „ 26, „acht" — bis „Bordell" O.M. — In D.T. und N.S. „schweint nicht aus".

„ 29, „ 22, „Die Schenkel der Demoiselle guillotiniren dich". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 31, „ 11, „Du hast bei keinem Weibe geschlafen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S. —

„ 32, „ 4, „am Bordell halten machen". O.M. — In D.T. und N.S. „am Zügel halten".

„ 34, „ 1, „zerstücken". O.M. — In D.T. und N.S. „verstümmeln".

„ 34, „ 6, „vollen". D.T. und O.M. — Fehlt in N.S.

„ 35, „ 16, „Andeutungen". O.M. — In D.T. und N.S. „Anklage".

„ 35, „ 18, „sie". O.M. und D.T. — Fehlt in N.S.

„ 36, „ 23, „oft". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 37, „ 13, „selbst". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 37, „ 25, „Huren". O.M. — In D.T. und N.S. „Metzen".

„ 39, „ 11, „Giftenz". N.S. und O.M. — In D.T. „Gisten".

Seite 41, Zeile 25, „wir haben" — bis „gekriegt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 44. „ 16. „ach die Kunst" O.M — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 44. „ 29. „Unsinn". O.M. — In D.T. und N.S. „Narrheit".
„ 48. „ 14. „sehr". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 48. „ 15. „so". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 49. „ 9. „gebückt" O.M. — In D.T. und N.S. „gewandt".
„ 50. „ 6. „hurt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 50. „ 21. „es ist die Zeit, wo . . ." O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 51. „ 3. Erster Bürger. „Eine Eichelkrone" — bis „fallen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 55. „ 1. „über die Verhältnisse" — bis „Geschichte". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 55. „ 14. „moralische". O.M. — In D.T. und N.S. „geistige".
„ 55. „ 29. „Geschichte". O.M. — In D.T. und N.S. „Geschäfte".
„ 57. „ 5 „Gefangene". O.M. — In D.T. und N.S. „Deputirte".
„ 58. „ 15. „den" — bis „haben". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 60. „ 2. „Ein schöner Cirkelschluß" — bis „leckt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 60. „ 23. „wenigstens hat sie" — bis „gelassen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 63. „ 26. „meist". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 64. „ 11. „aber sie hören" — bis „Opfers ist". O.M. In D.T. und N.S. „aber sie hören das Röcheln der Opfer nicht".
„ 68. „ 7. „Mondsichel". O.M. und N.S. — In D.T. „Monschein".
„ 69. „ 8. „Man füttert" — bis „Leichen". O.M. und N.S. — Fehlt in D.T.
„ 71. „ 1. „daran". O.M. — Fehlt in N.S. und D.T.
„ 71. „ 12. „Septembristen". O.M — In D.T. und N.S. „Septembriseure".

Seite 72, Zeile 6, „Bittschrift". O.M. und N.S. — In D.T. „Abschrift".

„ 74, „ 4, „in Asche verwandeln". O.M. — In D.T. und N.S. „zu Asche glühen".

„ 74, „ 8, „gegen die Lustseuche". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 74, „ 25, Collot. „Nicht wahr" — bis „ausgedörrt wird". O.M. — Fehlt in D.T. — In N.S. „Nicht wahr, über dem Ort steht ein Stern, dessen versiegende Strahlen deinen Rücken verdorren machen?"

„ 74, „ 27, Billaud. „Nächstens" — bis „hinunterhängen machen". O.M. — Fehlt in D.T. — In N.S. „Was machen die niedlichen Finger der reizenden Demaly?"

„ 75 „ 1, Barriere. „Pst" — bis „wissen" und Billaud. „Er ist" — bis „Mansonet". O.M. und N.S. — Fehlt in D.T.

„ 75, „ 20, „hi! hi! hi!" O.M. — Fehlt in N.S. und D.T.

„ 75, „ 22, „Komm" — bis „ganz gut". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 76, „ 4, „einen noch nothzüchtigte und". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 77, „ 30, „Wir sind" — bis „geschlagen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 78, „ 3, Lacroix. „Wir müssen" — bis „erscheinen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 79, „ 9, „sollen". O.M. — In D.T. und N.S. „soll".

„ 81, „ 8, „und schläft" — bis „betrunken ist". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 83, „ 1, Bürger. „Das ist entsetzlich". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 84, „ 26, „und stinkt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 85, „ 4, „Du wögest" — bis „wisse". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 86, „ 22, „aus dem Bett" — bis „Unzucht". O.M. — In D.T. und N.S. „aus der Kammer eines Mädchens wegschleichen"

Seite 87, Zeile 27. Erſter Fuhrmann. „Haltet euren Platz" — bis mitten hinein" und Zweiter Fuhrmann. „Ja!" — bis „herauskommſt". O.M. — Fehlt in N.S. und D.T.

„ 88, „ 6. „Bordell". O.M. — In D.T. „Eure Winkelhäuſer". — In N.S. „Winkelhaus".

„ 89, „ 16. „Robespierre" — bis „Waden". O.M. — In D.T. „Robespierre meine Waden". — In N.S. „Robespierre meine Weiber und Geuthen meine Waden".

„ 89, „ 18. „zur Hure gemacht". O.M. — In D.T. „proſtituirt". — In N.S. „zur Dirne gemacht".

„ 89, „ 19. Danton. „Was wär" — bis „mit mir". O.M. — In D.T. „ich laſſe ihm keine ſechs Monate Friſt, ich ziehe ihn mit mir". — In N.S. „Die Tempelherrn citirten ihren Mörder Philipp den Schönen vor das Tribunal der Unterwelt und es verging kein Jahr als er dort erſchien; ich laſſe meinen Mördern keine ſechs Monate Friſt, ich ziehe ſie mit mir".

„ 90, „ 21. Hérault. „Wir ſanken" — bis „hinlänglich". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 91, „ 5. „Kindermachen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 93, „ 24. „mit den Würmern Unzucht treiben". O.M. — In D.T. „die Würmer heirathen". — In N.S. „mit den Würmern buhlen"

„ 94, „ 4. „Pennsberg". O.M. — In N.S. und D.T. „Berg".

„ 96, „ 16. „Und wenn" — bis „ſcheh". O.M. und D.T. — In N.S. „Wenn ich nach Hauſe geh, ſcheint der Mond ſo ſchön".

„ 96, „ 21. „Kerl" — bis „Menſcher". O.M. — In D.T. und N.S. „Kerl wo bleibſt ſo lang?"

„ 96, „ 23. „Und wann" — bis „ſcheh". O.M. und D.T. — In N.S. „Wenn ich nach Hauſe geh, ſcheint der Mond ſo ſchön"

Vielleicht hat dies Verzeichniß auch einen kleinen culturhiſtoriſchen Werth. Ach! was war es doch für ein Vergnügen, unter Cenſur zu ſchreiben!

Auch in der Anordnung der Acte unterscheiden sich die drei Ausgaben. In D.T. schließt der erste Act mit der Scene zwischen Marion und Danton. (S. 29 der vorliegenden Ausgabe.) Der zweite mit der im National-Convent (S. 57), so daß der dritte Act fast die Hälfte des Werkes enthält. In N.S. hingegen schließt der erste Act mit der Scene zwischen Robespierre und St. Just, der zweite mit der Volksscene vor dem Justizpalaste, worauf der dritte mit der Straßenscene zwischen Dumas und einem Bürger beginnt. Im O.M. endlich schließen der erste und zweite Act wie in N.S. Doch beginnt der dritte mit dem Monolog Juliens, worauf die Straßenscene folgt. Auch dies ist hier getreulich eingehalten und so dem Willen des Dichters in allen Stücken entsprochen worden.

K. G. J.

Yconce und Yena.

Ein Luſtſpiel.

Vorrede:

Alfieri: „E la Fama?“
Gozzi: „E la Fame?“

Perſonen.

König Peter vom Reiche Pepo.
Prinz Leonce, ſein Sohn, verlobt mit
Prinzeſſin Lena vom Reiche Pipi.
Valerio.
Die Gouvernante.
Der Hofmeiſter.
Der Präſident des Staatsrathes.
Der Hofprediger.
Der Landrath.
Der Schulmeiſter.
Roſetta.
Bediente. Staatsräthe. Bauern u. ſ. w.

Erſter Akt.

„O wär' ich doch ein Narr!
Mein Ehrgeiz geht auf eine bunte Jacke."
Wie es Euch gefällt.

Erſte Scene.

Ein Garten.

Leonce (halb ruhend auf einer Bank). Der Hofmeiſter.

Leonce. Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehen Sie, erſt habe ich auf den Stein hier dreihundert fünf und ſechzig Mal hintereinander zu ſpuken. Haben Sie das noch nicht probirt? Thun Sie es, es gewährt eine ganz eigne Unterhaltung. — Dann, ſehen Sie dieſe Hand voll Sand? — (er nimmt Sand auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn mit dem Rücken der Hand wieder auf) — jetzt werf' ich ſie in die Höhe. Wollen wir wetten? Wieviel Körnchen hab' ich jetzt auf dem Handrücken? Grad oder ungrad? Wie? Sie wollen nicht wetten? Sind Sie ein Heide? Glauben Sie an Gott? Ich wette gewöhnlich mit mir ſelbſt und kann

es tagelang ſo treiben. Wenn Sie einen Menſchen aufzutreiben wiſſen, der Luſt hätte, manchmal mit mir zu wetten, ſo werden Sie mich ſehr verbinden. Dann — habe ich nachzudenken, wie es wohl angehen mag, daß ich mir einmal auf den Kopf ſehe. — O wer ſich einmal auf den Kopf ſehen könnte! Das iſt eines von meinen Idealen. Mir wäre geholfen! Und dann — und dann — noch unendlich Viel der Art. — Bin ich ein Müßiggänger? Habe ich jetzt keine Beſchäftigung? — Ja, es iſt traurig....

Hofmeiſter. Sehr traurig, Eure Hoheit.

Leonce. Daß die Wolken ſchon ſeit drei Wochen von Weſten nach Oſten ziehen. Es macht mich ganz melancholiſch.

Hofmeiſter. Eine ſehr gegründete Melancholie.

Leonce. Menſch, warum widerſprechen Sie mir nicht? Sie ſind preſſirt, nicht wahr? Es iſt mir leid, daß ich Sie ſo lange aufgehalten habe. (Der Hofmeiſter entfernt ſich mit einer tiefen Verbeugung.) Mein Herr, ich gratulire Ihnen zu der ſchönen Parentheſe, die Ihre Beine machen, wenn Sie ſich verbeugen.

Leonce (allein, ſtreckt ſich auf der Bank aus). Die Bienen ſitzen ſo träg an den Blumen, und der Sonnenſchein liegt ſo faul auf dem Boden. Es kraſſirt ein entſetzlicher Müßiggang. — Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Was die Leute nicht Alles aus Langeweile treiben! Sie ſtudiren aus Langeweile, ſie beten aus Langeweile, ſie verlieben, verheirathen und vermehren ſich aus Langeweile und ſterben endlich aus Langeweile, und — und das iſt der Humor davon — Alles mit den ernſthafteſten Geſichtern, ohne zu merken, warum, und meinen Gott weiß was dazu. Alle

dieſe Helden, dieſe Genies, dieſe Dummköpfe, dieſe Heiligen, dieſe Sünder, dieſe Familienväter ſind im Grunde nichts als raffinirte Müßiggänger. — Warum muß ich es grade wiſſen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehen und einen Regenſchirm in die Hand geben, daß ſie ſehr rechtlich und ſehr nützlich und ſehr moraliſch würde? Ich bin ein elender Spaßmacher! Warum kann ich meinen Spaß nicht auch mit einem ernſthaften Geſichte vorbringen? — Der Mann, der eben von mir ging, ich beneidete ihn, ich hätte ihn aus Neid prügeln mögen. O wer einmal jemand Anderes ſein könnte! Nur 'ne Minute lang. Wie der Menſch läuft! Wenn ich nur etwas unter der Sonne wüßte, was mich noch könnte laufen machen.

(Valerio, etwas betrunken, tritt auf.)

Valerio (ſtellt ſich dicht vor den Prinzen, legt den Finger an die Naſe und ſieht ihn ſtarr an). Ja!

Leonce (eben ſo). Richtig!

Valerio. Haben Sie mich begriffen?

Leonce. Vollkommen.

Valerio. Nun, ſo wollen wir von etwas Anderem reden. (Er legt ſich in's Gras.) Ich werde mich indeſſen in das Gras legen und meine Naſe eben zwiſchen den Halmen herausblühen laſſen und romantiſche Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge ſich darauf wiegen, wie auf einer Roſe.

Leonce. Aber Beſter, ſchnaufen Sie nicht ſo ſtark, oder die Bienen und Schmetterlinge müſſen verhungern über den ungeheuren Priſen, die Sie aus den Blumen ziehen.

Valerio. Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras ſteht ſo ſchön, daß man ein Ochs ſein möchte, um es freſſen zu können, und dann wieder ein Menſch, um den Ochſen zu eſſen, der ſolches Gras gefreſſen.

Leonce. Unglücklicher, Sie ſcheinen auch an Idealen zu laboriren.

Valerio. O Gott, ich laufe ſchon ſeit acht Tagen einem Ideal von Rindfleiſch nach, ohne es irgendwo in der Realität anzutreffen! (Er ſingt.)

Frau Wirthin hat 'ne brave Magd
Sie ſitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie ſitzt in ihrem Garten
Bis daß das Glöcklein zwölfe ſchlägt,
Und paßt auf die Solda—a—ten! . . . .

Seht dieſe Ameiſen, ihr lieben Kinder, es iſt bewundernswürdig, welcher Inſtinkt in dieſen kleinen Geſchöpfen, Ordnung, Fleiß — — Herr, es gibt nur vier Arten, ſein Geld auf eine menſchliche Weiſe zu verdienen, es finden, in der Lotterie gewinnen, erben oder in Gottes Namen ſtehlen, wenn man die Geſchicklichkeit hat, keine Gewiſſensbiſſe zu bekommen.

Leonce. Du biſt mit dieſen Principien ziemlich alt geworden, ohne vor Hunger oder am Galgen zu ſterben.

Valerio (ihn immer ſtarr anſehend). Ja, Herr, und das behaupte ich, wer ſein Geld auf andere Weiſe erwirbt, iſt ein Schuft.

Leonce. Denn wer arbeitet, iſt ein ſubtiler Selbſtmörder, und ein Selbſtmörder iſt ein Verbrecher, und ein Verbrecher iſt ein Schuft. Alſo, wer arbeitet iſt ein Schuft.

Valerio. Ja! — Aber dennoch ſind die Ameiſen ein

nützliches Ungeziefer, und doch sind sie wieder nicht so nützlich, als wenn sie gar keinen Schaden thäten. Nichtsdestoweniger, werthestes Ungeziefer, kann ich mir nicht das Vergnügen versagen, einigen von ihnen mit der Ferse auf den Hintern zu schlagen, die Nasen zu putzen und die Nägel zu schneiden . . . .

Zweite Scene.

Die Vorigen. Zwei Polizeidiener.

Erster Polizeidiener. Halt, wer ist der Kerl?

Zweiter Polizeidiener. Da sind zwei.

Erster P. Sieh einmal, ob Keiner davonläuft.

Zweiter P. Ich glaube, es läuft Keiner.

Erster P. So müssen wir sie beide inquiriren. — Meine Herren! Wir suchen Jemand, ein Subject, ein Individuum, eine Person, einen Delinquenten, einen Inquisiten, einen Kerl! (nach einer Pause zu dem Zweiten:) sieh einmal, wird Keiner roth?

Zweiter P. Es ist Keiner roth geworden.

Erster P. So müssen wir es anders probiren. Wo ist der Steckbrief, das Signalement, das Certificat? (Zweiter P. zieht ein Papier aus der Tasche und überreicht es ihm.) Visire die Subjecte — ich werde lesen: „Ein Mensch —"

Zweiter P. Paßt nicht, es sind zwei —

Erster P. Dummkopf! — „geht auf zwei Füßen, hat zwei Arme, ferner einen Mund, eine Nase, zwei Augen, zwei Ohren. Besondere Kennzeichen: ist ein höchst gefährliches Individuum.

Zweiter P. Das paßt auf beide. Soll ich ſie beide arretiren?

Erſter P. Zwar, das iſt gefährlich; wir ſind auch nur zwei. Aber ich will einen Rapport machen. Es iſt ein Fall von ſehr kriminaliſcher Verwicklung oder ſehr verwickelter Kriminalität. Denn wenn ich mich betrinke und mich in mein Bett lege, ſo iſt das meine Sache und geht Niemand was an. Wenn ich aber mein Bett vertrinke, ſo iſt das die Sache von — w e m, Schlingel?

Zweiter P. Ja, ich weiß nicht.

Erſter P. Ja, ich auch nicht, aber das iſt der Punkt.

Dritte Scene.

Fronte. Valerio.

Valerio. Da läugne Einer die Vorſehung. Seht, was man nicht mit einem Floh ausrichten kann. Denn wenn es mich nicht heute Nacht überlaufen hätte, ſo hätte ich nicht den Morgen mein Bett an die Sonne getragen und hätte ich es nicht an die Sonne getragen, ſo wäre ich damit nicht neben das Wirthshaus zum Mond gerathen und wenn Sonne und Mond es nicht beſchienen hätten, ſo hätte ich aus meinem Nachtſack keinen Weinkeller machen und mich darin betrinken können. Und wenn dies Alles nicht geſchehen wäre, ſo wäre ich jetzt nicht in Ihrer Geſellſchaft, wertheſte Ameiſen, und würde von Ihnen ſcalritirt und von der Sonne ausgetrocknet, ſondern würde ein Stück Fleiſch

tranſchiren und eine Bouteille Wein austrocknen — im Hôtel nämlich.

Leonce. Ein erbaulicher Lebenslauf!

Valerio. Ich habe eigentlich einen läufigen Lebenslauf. Denn nur mein Laufen hat im Laufe dieſes Krieges mein Leben vor einem Lauf gerettet, der ein Loch in dasſelbe machen wollte. Ich bekam in Folge dieſer Rettung eines Menſchenlebens einen trocknen Huſten, welcher den Doctor annehmen ließ, daß mein Laufen ein Galoppiren geworden ſei und ich die galoppirende Auszehrung hätte. Da ich nun zugleich fand, daß ich ohne Zehrung ſei, ſo verfiel ich in oder vielmehr auf ein zehrendes Fieber, worin ich täglich, um dem Vaterland einen Vertheidiger zu erhalten, gute Suppe, gutes Rindfleiſch, gutes Brot eſſen, und guten Wein trinken mußte. (Nach einer Pauſe.) Es iſt ein Jammer. Man kann keinen Kirchthurm herunterſpringen, ohne den Hals zu brechen. Man kann keine vier Pfund Kirſchen mit den Steinen eſſen, ohne Leibweh zu kriegen. Seht, Herr, ich könnte mich in eine Ecke ſetzen und ſingen vom Abend bis zum Morgen: „Hei, da ſitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!“ und ſo fort bis zum Ende meines Lebens.

Leonce. Halt's Maul mit deinem Lied, man könnte darüber ein Narr werden.

Valerio. So wäre man doch etwas. Ein Narr! Ein Narr! Wer will mir ſeine Narrheit gegen meine Vernunft verhandeln? Ha, ich bin Alexander der Große! Wie mir die Sonne eine goldne Krone in die Haare ſcheint, wie meine Uniform blitzt! Herr Generaliſſimus Heupferd, laſſen

Sie die Truppen anrücken! Herr Finanzminiſter Kreuzſpinne, ich brauche Geld! Liebe Hofdame Libelle, was macht meine theure Gemahlin Bohnenſtange? Ach beſter Herr Leibmedicus Cantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen. Und zu dieſen köſtlichen Phantaſieen bekommt man gute Suppe, gutes Fleiſch, gutes Brod, ein gutes Bett und das Haar umſonſt geſcheren — im Narrenhaus nämlich — während ich mit meiner geſunden Vernunft mich höchſtens noch zur Beförderung der Reiſe auf einen Kirſchbaum verdingen könnte, um — nun? — um?

Leonce. Um die Kirſchen durch die Löcher in deinen Hoſen ſchamroth zu machen! Aber Edelſter, dein Handwerk, deine Profeſſion, dein Gewerbe, dein Stand, deine Kunſt?

Valerio (mit Würde). Herr, ich habe die große Beſchäftigung, müßig zu gehen, ich habe eine ungemeine Fertigkeit im Nichtsthun, ich beſitze eine ungeheure Ausdauer in der Faulheit. Keine Schwiele ſchändet meine Hände, der Boden hat noch keinen Tropfen von meiner Stirne getrunken, ich bin noch Jungfrau in der Arbeit, und wenn es mir nicht der Mühe zu viel wäre, würde ich mir die Mühe nehmen, Ihnen dieſe Verdienſte weitläufiger auseinanderzuſetzen.

Leonce (mit komiſchem Enthuſiasmus). Komm an meine Bruſt! Biſt du einer von den Göttlichen, welche mühelos mit reiner Stirne durch den Schweiß und Staub über die Heerſtraße des Lebens wandeln, und mit glänzenden Sohlen und blühenden Leibern gleich ſeligen Göttern in den Olympus treten? Komm! Komm!

Valerio (ſingt im Abgehen). Hei! da ſitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!

(Beide Arm in Arm ab.)

Vierte Scene.

Ein Zimmer.

(König **Peter** wird von zwei Kammerdienern angekleidet).

Peter (während er angekleidet wird). Der Menſch muß denken, und ich muß für meine Unterthanen denken; denn ſie denken nicht, ſie denken nicht. — Die Subſtanz iſt das An ſich, das bin ich. (Er läuft im Zimmer herum.) Begriffen? An ſich iſt An ſich, verſteht Ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modificationen, Affectionen und Accidenzien, wo ſind meine Schuhe, meine Hoſen? — Halt, der freie Wille ſteht ganz offen. Wo iſt die Moral, wo ſind die Manſchetten? Die Kategorien ſind in der ſchändlichſten Verwirrung, es ſind zwei Knöpfe zuviel zugeknöpft, die Doſe ſteckt in der rechten Taſche. Mein ganzes Syſtem iſt ruinirt. — He, was bedeutet der Knopf im Schnupftuch? Kerl, was bedeutet der Knopf, an was wollte ich mich erinnern?

Erſter Kammerdiener. Als Eure Majeſtät dieſen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten, ſo wollten Sie —

König. Nun?

Erſter Kammerdiener. Sich an Etwas erinnern.

Peter. Eine verwickelte Antwort! — Ei! Nun und was meint Er?

Zweiter Kammerdiener. Eure Majeſtät wollten ſich an Etwas erinnern, als ſie dieſen Knopf in ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten.

Peter (läuft auf und ab). Was? Was? Die Menſchen machen mich confus, ich bin in der größten Verwirrung. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen.

(Ein Diener tritt auf.)

Diener. Eure Majeſtät, der Staatsrath iſt verſammelt.

Peter (freudig). Ja, das iſt's, das iſt's. — Kommen Sie, meine Herren! Gehen Sie ſymmetriſch. Iſt es nicht ſehr heiß? Nehmen Sie doch auch Ihre Schnupftücher und wiſchen Sie ſich das Geſicht. Ich bin immer ſo in Verlegenheit, wenn ich öffentlich ſprechen ſoll. (Alle ab.)

König Peter. Der Staatsrath.

Peter. Meine Lieben und Getreuen, ich wollte Euch hiermit kund und zu wiſſen thun, kund und zu wiſſen thun, — denn, entweder verheirathet ſich mein Sohn oder nicht (legt den Finger an die Naſe), entweder, oder — Ihr verſteht mich doch? Ein Drittes gibt es nicht. Der Menſch muß denken. (Steht eine Zeit lang ſinnend.) Wenn ich ſo laut rede, ſo weiß ich nicht, wer es eigentlich iſt, ich oder ein Anderer, das ängſtigt mich. (Nach langem Beſinnen.) Ich bin ich. — Was halten Sie davon, Präſident?

Präſident (gravitätiſch langſam). Eure Majeſtät, vielleicht iſt es ſo, vielleicht iſt es aber auch nicht ſo.

Der ganze Staatsrath im Chor. Ja, vielleicht iſt es ſo, vielleicht iſt es aber auch nicht ſo.

Peter (mit Rührung.) O meine Weiſen! — Alſo von was war eigentlich die Rede? Von was wollte ich ſprechen? Präſident, was haben Sie ein ſo kurzes Gedächtniß bei einer ſo feierlichen Gelegenheit? Die Sitzung iſt aufgehoben.

(Er entfernt ſich feierlich, der ganze Staatsrath folgt ihm.)

Fünfte Scene.

Ein reichgeſchmückter Saal. Kerzen brennen.

Leonce mit einigen Dienern.

Leonce. Sind alle Läden geſchloſſen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambroſiſche Nacht. Stellt die Lampen unter Kryſtallglocken zwiſchen die Oleander, daß ſie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Roſen näher, daß der Wein wie Thautropfen auf die Kelche ſprudle. Muſik! Wo ſind die Violinen? Wo iſt Roſetta? Fort! Alle hinaus!

(Die Diener gehen ab. Leonce ſtreckt ſich auf ein Ruhebett. Roſetta, zierlich gekleidet, tritt ein. Man hört Muſik aus der Ferne.)

Roſetta (nähert ſich ſchmeichelnd). Leonce!

Leonce. Roſetta!

Roſetta. Leonce.

Leonce. Roſetta!

Roſetta. Deine Lippen ſind träg. Vom Küſſen?

Leonce. Vom Gähnen!

Roſetta. Oh!

Leonce. Ach Roſetta, ich habe die entſetzliche Arbeit...

Roſetta. Nun?

Leonce. Nichts zu thun ...

Roſetta. Als zu lieben?

Leonce. Freilich Arbeit!

Roſetta (beleidigt). Leonce!

Leonce. Oder Beſchäftigung.

Roſetta. Oder Müßiggang.

Leonce. Du haſt Recht wie immer. Du biſt ein kluges Mädchen, und ich halte viel auf deinen Scharfſinn.

Roſetta. So liebſt Du mich aus Langeweile?

Leonce. Nein, ich habe Langeweile, weil ich dich liebe. Aber ich liebe meine Langeweile wie dich. Ihr ſeid eins. O dolce far niente, ich träume über deinen Augen, wie an wunderheimlichen tiefen Quellen, das Koſen deiner Lippen ſchläfert mich ein, wie Wellenrauſchen. (Er umfaßt ſie.) Komm, liebe Langeweile, deine Küſſe ſind ein wollüſtiges Gähnen, und deine Schritte ſind ein zierlicher Hiatus.

Roſetta. Du liebſt mich, Leonce?

Leonce. Ei warum nicht?

Roſetta. Und immer?

Leonce. Das iſt ein langes Wort: immer! Wenn ich dich nun noch fünftauſend Jahre und ſieben Monate liebe, iſt's genug? Es iſt zwar viel weniger, als immer, iſt aber doch eine erkleckliche Zeit, und wir können uns Zeit nehmen, uns zu lieben.

Roſetta. Oder die Zeit kann uns das Lieben nehmen.

Leonce. Oder das Lieben uns die Zeit. Tanze, Roſetta, tanze, daß die Zeit mit dem Takt deiner niedlichen Füße geht.

Roſetta. Meine Füße gingen lieber aus der Zeit.

(Sie tanzt und ſingt.)

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühn
Im milden Roſen,
Und möchtet lieber blühn —
Zwei weiße Roſen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen
Und ſchlieft im Dunkel lieber aus
Von euren Schmerzen.

Leonce (indeß träumend vor ſich hin). O, eine ſterbende Liebe iſt ſchöner als eine werdende. Ich bin ein Römer; bei dem köſtlichen Mahle ſpielen zum Deſert die goldnen Fiſche in ihren Todesfarben. Wie ihr das Roth von den Wangen ſtirbt, wie ſtill das Auge ausglüht, wie leis das Wogen ihrer Glieder ſteigt und fällt! Adio, adio, meine Liebe, ich will deine Leiche lieben. (Roſetta nähert ſich ihm wieder.) Thränen, Roſetta? Ein feiner Epikuräismus — weinen zu können. Stelle dich in die Sonne, damit die köſtlichen Tropfen kryſtalliſiren, es muß prächtige Diamanten geben. Du kannſt dir ein Halsband davon machen laſſen.

Roſetta. Wehl Diamanten, ſie ſchneiden mir in die Augen. Ach Leonce! (Will ihn umfaſſen.)

Leonce. Gib Acht! Mein Kopf! Ich habe unſere Liebe darin beigeſetzt. Sieh zu den Fenſtern meiner Augen

hinein. Siehſt du, wie ſchön todt das arme Ding iſt? Siehſt du die zwei weißen Roſen auf ſeinen Wangen und die zwei rothen auf ſeiner Bruſt? Stoß mich nicht, daß ihm kein Aermchen abbricht, es wäre Schade. Ich muß meinen Kopf gerade auf den Schultern tragen, wie die Todtenfrau einen Kinderſarg.

Roſetta (ſcherzend). Narr!

Leonce. Roſetta! (Roſetta macht ihm eine Fratze.) Gott ſei Dank! (Hält ſich die Augen zu.)

Roſetta (erſchrocken). Leonce, ſieh mich an.

Leonce. Um keinen Preis!

Roſetta. Nur einen Blick!

Leonce. Keinen! Meinſt du? Um ein klein wenig, und meine liebe Liebe käme wieder auf die Welt. Ich bin froh, daß ich ſie begraben habe. Ich behalte den Eindruck.

Roſetta (entfernt ſich traurig und langſam, ſie ſingt im Abgehn:)

Ich bin eine arme Waiſe,
Ich fürchte mich ganz allein.
Ach lieber Gram —
Willſt du nicht kommen mit mir heim?

Leonce (allein.) Ein ſonderbares Ding um die Liebe. Man liegt ein Jahr lang ſchlafwachend zu Bette, und an einem ſchönen Morgen wacht man auf, trinkt ein Glas Waſſer, zieht ſeine Kleider an und fährt ſich mit der Hand über die Stirn und beſinnt ſich — und beſinnt ſich. — Mein Gott, wieviel Weiber hat man nöthig, um die Scala der Liebe auf und ab zu ſingen? Kaum daß Eine einen Ton ausfüllt. Warum iſt der Dunſt über unſrer Erde ein Prisma, das den weißen Gluthſtrahl der Liebe in einen Regenbogen bricht? — (Er trinkt.) In welcher Bouteille ſteckt denn der

Wein, an dem ich mich heute betrinken ſoll? Bringe ich es nicht einmal mehr ſo weit? Ich ſitze wie unter einer Luftpumpe. Die Luft ſo ſcharf und dünn, daß mich friert, als ſollte ich in Nankinghoſen Schlittſchuh laufen. — Meine Herren, meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es. — Komm, Leonce, halte mir einen Monolog, ich will zuhören. Mein Leben gähnt mich an, wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollſchreiben ſoll, aber ich bringe keinen Buchſtaben heraus. Mein Kopf iſt ein leerer Tanzſaal, einige verwelkte Roſen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborſtene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und ſehen mit todmüden Augen einander an. Ich ſtülpe mich jeden Tag vier und zwanzigmal herum, wie einen Handſchuh. O ich kenne mich, ich weiß was ich in einer Viertelſtunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbrochen, daß du mich, wie einen Schulbuben, meine Lection ſo oft herſagen läßt? —

Bravo, Leonce! Bravo! (Er klatſcht.) Es thut mir ganz wohl, wenn ich mir ſo rufe. He! Leonce! Leonce!

Valerio (unter einem Tiſch hervor). Eure Hoheit ſcheint mir wirklich auf dem beſten Weg, ein wahrhaftiger Narr zu werden.

Leonce. Ja, beim Licht beſehen, kommt es mir eigentlich eben ſo vor.

Valerio. Warten Sie, wir wollen uns darüber ſogleich ausführlicher unterhalten. Ich habe nur noch ein Stück Braten zu verzehren, das ich aus der Küche, und etwas Wein, den ich von Ihrem Tiſche geſtohlen. Ich bin gleich fertig.

Leonce. Das ſchmatzt. Der Kerl verurſacht mir ganz idylliſche Empfindungen; ich könnte wieder mit dem Einfachſten anfangen, ich könnte Käs eſſen, Bier trinken, Tabak rauchen. Mach fort, grunze nicht ſo mit deinem Rüſſel, und klappre mit deinen Hauern nicht ſo.

Valerio. Wertheſter Adonis, ſind Sie in Angſt um Ihre Schenkel? Sein Sie unbeſorgt, ich bin weder ein Beſenbinder, noch ein Schulmeiſter. Ich brauche keine Gerten zu Ruthen.

Leonce. Du bleibſt nichts ſchuldig.

Valerio. Ich wollte, es ginge meinem Herrn eben ſo.

Leonce. Meinſt du, damit du zu deinen Prügeln kämſt? Biſt du beſorgt um deine Erziehung?

Valerio. O Himmel, man kömmt leichter zu ſeiner Erzeugung, als zu ſeiner Erziehung. Es iſt traurig, in welche Umſtände Einen andere Umſtände verſetzen können! Was für Wochen hab' ich erlebt, ſeit meine Mutter in die Wochen kam! Wieviel Gutes hab' ich empfangen, das ich meiner Empfängniß zu danken hätte!

Leonce. Was deine Empfänglichkeit betrifft, ſo könnte ſie es nicht beſſer treffen, um getroffen zu werden. Drück' dich beſſer aus, oder du ſollſt den unangenehmſten Eindruck von meinem Nachdruck haben.

Valerio. Als meine Mutter um das Vorgebirg der guten Hoffnung ſchiffte . . . .

Leonce. Und dein Vater am Cap Horn Schiffbruch litt . . . .

Valerio. Richtig, denn er war Nachtwächter. Doch ſetzte er das Horn nicht ſo oft an die Lippen, als die Väter edler Söhne an die Stirn.

Leonce. Mensch, du besitzest eine himmlische Unverschämtheit. Ich fühle ein gewisses Bedürfniß, mich in nähere Berührung mit ihr zu setzen. Ich habe eine große Passion dich zu prügeln.

Valerio. Das ist eine schlagende Antwort und ein triftiger Beweis.

Leonce (geht auf ihn los). Oder du bist eine geschlagene Antwort. Denn du bekommst Prügel für deine Antwort.

Valerio (läuft weg, Leonce stolpert und fällt). Und Sie sind ein Beweis, der noch geführt werden muß, denn er fällt über seine eigenen Beine, die im Grund genommen selbst noch zu beweisen sind. Es sind höchst unwahrscheinliche Waden und sehr problematische Schenkel.

Der Staatsrath tritt auf. **Leonce** bleibt auf dem Boden sitzen. **Valerio.**

Präsident. Eure Hoheit verzeihen . . .

Leonce. Wie mir selbst! Wie mir selbst! Ich verzeihe mir die Gutmüthigkeit, Sie anzuhören. Meine Herren, wollen Sie nicht Platz nehmen? — Was die Leute für Gesichter machen, wenn sie das Wort Platz hören! Setzen Sie sich nur auf den Boden und geniren Sie sich nicht. Es ist doch der letzte Platz, den Sie einst erhalten, aber er trägt Niemanden etwas ein — außer dem Todtengräber.

Präsident (verlegen mit den Fingern schnipsend). Geruhen Eure Hoheit . . .

Leonce. Aber schnipsen Sie nicht so mit den Fingern, wenn Sie mich nicht zum Mörder machen wollen.

Präsident (immer stärker schnipsend). Wollten gnädigst, in Betracht . . .

Leonce. Mein Gott, stecken Sie doch die Hände in

die Hosen, oder setzen Sie sich darauf. Er ist ganz aus der Fassung. Sammeln Sie sich.

Valerio. Man darf Kinder nicht während des P..... unterbrechen, sie bekommen sonst eine Verhaltung.

Leonce. Mann, fassen Sie sich. Bedenken Sie Ihre Familie und den Staat. Sie riskiren einen Schlagfluß, wenn Ihnen Ihre Rede zurücktritt.

Präsident (zieht ein Papier aus der Tasche). Erlauben Eure Hoheit . . .

Leonce. Was! Sie können schon lesen? Nun denn . . .

Präsident. Daß man der zu erwartenden Ankunft von Eurer Hoheit verlobter Braut, der durchlauchtigsten Prinzessin Lena von Pipi, auf morgen sich zu gewärtigen habe, davon läßt Ihre königliche Majestät Eure Hoheit benachrichtigen.

Leonce. Wenn meine Braut mich erwartet, so werde ich ihr den Willen thun und sie auf mich warten lassen. Ich habe sie gestern Nacht im Traume gesehen, sie hatte ein Paar Augen, so groß, daß die Tanzschuhe meiner Rosetta zu Augenbrauen darüber gepaßt hätten, und auf den Wangen waren keine Grübchen, sondern ein Paar Abzugsgräben für das Lachen. Ich glaube an Träume. Träumen Sie auch zuweilen, Herr Präsident? Haben Sie auch Ahnungen?

Valerio. Versteht sich. Immer die Nacht vor dem Tag, an dem ein Braten verbrennt, ein Kapaun krepirt, oder Ihre königliche Majestät Leibweh bekommt.

Leonce. A propos, hatten Sie nicht noch etwas auf der Zunge? Geben Sie nur Alles von sich.

Präsident. An dem Tage der Vermählung ist ein höchster Wille gesonnen, seine allerhöchsten Willensäußerungen in die Hände Eurer Hoheit niederzulegen.

Leonce. Sagen Sie einem höchsten Willen, daß ich Alles thun werde, das ausgenommen, was ich werde bleiben lassen, was aber jedenfalls nicht soviel sein wird, als wenn es noch einmal soviel wäre. — Meine Herren, Sie entschuldigen, daß ich Sie nicht begleite, ich habe gerade die Passion zu sitzen, aber meine Gnade ist so groß, daß ich sie mit den Beinen kaum ausmessen kann. (Er spreizt die Beine auseinander.) Herr Präsident, nehmen Sie doch das Maaß, damit Sie mich später daran erinnern. Valerio, gib den Herren das Geleite.

Valerio. Das Geläute? Soll ich dem Herrn Präsidenten eine Schelle anhängen? Soll ich sie führen, als ob sie auf allen Vieren gingen?

Leonce. Mensch, du bist nichts, als ein schlechtes Wortspiel. Du hast weder Vater noch Mutter, sondern die fünf Vokale haben dich miteinander erzeugt.

Valerio. Und Sie, Prinz, sind ein Buch ohne Buchstaben, mit nichts als Gedankenstrichen. Kommen Sie jetzt, meine Herren. Es ist eine traurige Sache um das Wort Kommen. Will man ein Einkommen, so muß man stehlen; an ein Aufkommen ist nicht zu denken, als wenn man sich hängen läßt; ein Unterkommen findet man erst, wenn man begraben wird, und ein Auskommen hat man jeden Augenblick mit seinem Witz, wenn man nichts mehr zu sagen weiß, wie ich zum Beispiel eben, und Sie, ehe Sie noch etwas gesagt haben. Ihr Ablommen haben Sie gefunden, und Ihr Fortkommen werden Sie jetzt zu suchen ersucht.

(Staatsrath und Valerio ab.)

Leonce (allein). Wie gemein ich mich zum Ritter an den armen Teufeln gemacht habe! Es steckt nun aber doch

einmal ein gewiſſer Genuß in einer gewiſſen Gemeinheit. — Hm! Heirathen! Das heißt einen Ziehbrunnen leer trinken. O Shandy, alter Shandy, wer mir deine Uhr ſchenkte! — (Valerio kommt zurück.) Ach Valerio, haſt du es gehört?

Valerio. Nun, Sie ſollen König werden. Das iſt eine luſtige Sache. Man kann den ganzen Tag ſpazieren fahren und den Leuten die Hüte verderben durch's viele Abziehen, man kann aus erdentlichen Menſchen erdentliche Soldaten ausſchneiden, ſo daß Alles ganz natürlich wird, man kann ſchwarze Fräcke und weiße Halsbinden zu Staatsdienern machen, und wenn man ſtirbt, ſo laufen alle blanken Knöpfe blau an, und die Glockenſtricke reißen wie Zwirnsfäden vom vielen Läuten. Iſt das nicht unterhaltend?

Leonce. Valerio! Valerio! Wir müſſen was Anderes treiben. Rathe!

Valerio. Ach die Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft! Wir wollen Gelehrte werden! a priori? oder a posteriori?

Leonce. A priori, das muß man bei meinem Herrn Vater lernen; und a posteriori fängt Alles an wie ein altes Mährchen: es war einmal!

Valerio. So wollen wir Helden werden. (Er marſchirt trompetend und trommelnd auf und ab.) Trom — trom — plärr — plem!

Leonce. Aber der Heroismus ſpeit abſcheulich und bekommt das Lazarethfieber und kann ohne Lieutenants und Rekruten nicht beſtehen. Pack dich mit deiner Alexanders- und Napoleons-Romantik!

Valerio. So wollen wir Genies werden.

Leonce. Die Nachtigall der Poeſie ſchlägt den ganzen Tag über unſerm Haupt, aber das Feinſte geht zum Teufel,

bis wir ihr die Federn ausreißen und in die Tinte oder die Farbe tauchen.

Valerio. So wollen wir nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Leonce. Lieber möchte ich meine Demissionen als Mensch geben.

Valerio. So wollen wir zum Teufel gehen.

Leonce. Ach der Teufel ist nur des Contrastes wegen da, damit wir begreifen sollen, daß am Himmel doch eigentlich etwas sei. (Aufspringend.) Ah Valerie, Valerie, jetzt hab' ich's! Fühlst du nicht das Weben aus Süden? Fühlst du nicht, wie der tiefblaue, glühende Aether auf und ab wogt, wie das Licht blitzt von dem goldnen, sonnigen Boden, von der heiligen Salzfluth und von den Marmor-Säulen und Leibern? Der große Pan schläft, und die ehernen Gestalten träumen im Schatten über den tiefrauschenden Wellen von dem alten Zauberer Virgil, von Tarantella und Tambourin und tiefen, tollen Nächten voll Masken, Fackeln und Guitarren. Ein Lazzaroni, Valerie! Ein Lazzaroni! Wir gehen nach Italien.

Sechste Scene.

Ein Garten.

Prinzessin **Lena** im Brautschmuck. Die **Gouvernante**.

Lena. Ja, jetzt. Da ist es. Ich dachte die Zeit an nichts. Es ging so hin, und auf einmal richtet sich der Tag vor mir auf. Ich habe den Kranz im Haar — und

die Blecken, die Blecken! (Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen.) Sieh, ich wollte, der Rasen wüchse so über mich und die Bienen summten über mir hin; sieh, jetzt bin ich eingekleidet und habe Rosmarin im Haar. Gibt es nicht ein altes Lied:

Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen.

Gouvernante. Armes Kind, wie Sie bleich sind unter Ihren blitzenden Steinen!

Lena. O Gott, ich könnte lieben, warum nicht? Man geht ja so einsam und tastet nach einer Hand, die Einen hielte, bis die Leichenfrau die Hände auseinandernähme und sie Jedem über der Brust faltete. Aber warum schlägt man einen Nagel durch zwei Hände, die sich nicht suchten? Was hat meine arme Hand gethan? (Sie zieht einen Ring vom Finger.) Dieser Ring sticht mich wie eine Natter.

Gouvernante. Aber — er soll ja ein wahrer Ton Carlos sein.

Lena. Aber — ein Mann —

Gouvernante. Nun?

Lena. Den man nicht liebt. (Sie erhebt sich.) Pfui! Siehst du, ich schäme mich. — Morgen ist aller Duft und Glanz von mir gestreift. Bin ich denn, wie die arme, hilflose Quelle, die jedes Bild, das sich über sie bückt, in ihrem stillen Grund abspiegeln muß? Die Blumen öffnen und schließen, wie sie wollen, ihre Kelche der Morgensonne und dem Abendwind. Ist denn die Tochter eines Königs weniger, als eine Blume?

Gouvernante (weinend.) Lieber Engel, du bist doch ein wahres Opferlamm.

Lena. Ja wohl — und der Priester hebt schon das Messer. — Mein Gott, mein Gott, ist es denn wahr, daß wir uns selbst erlösen müssen mit unserem Schmerz? Ist es denn wahr, die Welt sei ein gekreuzigter Heiland, die Sonne seine Dornenkrone, und die Sterne die Nägel und Speere in seinen Füßen und Lenden?

Gouvernante. Mein Kind, mein Kind! ich kann dich nicht so sehen. — Es kann nicht so gehen, es tödtet dich. Vielleicht, wer weiß! Ich habe so etwas im Kopf. Wir wollen sehen. Komm! (Sie führt die Prinzessin weg.)

Zweiter Akt.

Die ist mir eine Stimme doch erklungen
Im tiefsten Innern,
Und hat mit einemmale mir verschlungen
Als mein Erinnern.
Kraftheit von Chamisso.

Erste Scene.

Freies Feld. Ein Wirthshaus im Hintergrund.

Leonce und **Valerio**, der einen Pack trägt, treten auf.

Valerio (keuchend). Auf Ehre, Prinz, die Welt ist doch ein ungeheuer weitläufiges Gebäude.

Leonce. Nicht doch! Nicht doch! Ich wage kaum die Hände auszustrecken, wie in einem engen Spiegelzimmer, aus

Furcht überall anzuſtoßen, daß die ſchönen Figuren in Scherben auf dem Boden lägen und ich vor der kahlen nackten Wand ſtände.

Valerio. Ich bin verloren.

Leonce. Da wird Niemand einen Verluſt dabei haben, als wer dich findet.

Valerio. Ich werde mich nächſtens in den Schatten meines Schattens ſtellen.

Leonce. Du verflüchtigſt dich ganz an der Sonne. Siehſt du die ſchöne Wolke da oben? Sie iſt wenigſtens ein Viertel von dir. Sie ſieht ganz wohlbehaglich auf deine gröberen materiellen Stoffe herab.

Valerio. Die Wolke könnte Ihrem Kopfe nichts ſchaden, wenn man ſie Ihnen Tropfen für Tropfen darauf fallen ließe. — Ein köſtlicher Einfall. Wir ſind ſchon durch ein Dutzend Fürſtenthümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogthümer und durch ein paar Königreiche gelaufen, und das in der größten Uebereilung in einem halben Tag — und warum? Weil man König werden und eine ſchöne Prinzeſſin heirathen ſoll. Und Sie leben noch in einer ſolchen Lage? Ich begreife Ihre Reſignation nicht. Ich begreife nicht, daß Sie nicht Arſenik genommen, ſich auf das Geländer des Kirchthurms geſtellt und ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, um es ja nicht zu verfehlen.

Leonce. Aber Valerio, die Ideale! Ich habe das Ideal eines Frauenzimmers in mir und muß es ſuchen. Sie iſt unendlich ſchön und unendlich geiſtlos. Die Schönheit iſt da ſo bilflos, ſo rührend, wie ein neugebornes Kind. Es iſt ein köſtlicher Contraſt: dieſe himmliſch ſtupiden Augen,

dieſer göttlich einfältige Mund, dieſes ſchalkhafte griechiſche Profil, dieſer geiſtige Tod in dieſem geiſtigen Leib.

Valerio. Teufel! da ſind wir ſchon wieder auf der Grenze. Das iſt ein Land, wie eine Zwiebel, nichts als Schaalen, oder wie ineinandergeſteckte Schachteln, in der größten ſind nichts als Schachteln, und in der kleinſten iſt gar nichts. (Er wirft ſeinen Pack zu Boden.) Soll denn dieſer Pack mein Grabſtein werden? Sehen Sie Prinz, ich werde philoſophiſch, ein Bild des menſchlichen Lebens. Ich ſchleppe dieſen Pack mit wunden Füßen durch Froſt und Sonnenbrand, weil ich Abends ein reines Hemd anziehen will, und wenn endlich der Abend kommt, ſo iſt meine Stirne gefurcht, meine Wange bebl, mein Auge dunkel, und ich habe grade noch Zeit, mein Hemd anzuziehen als Todtenhemd. Hätte ich nun nicht geſcheidter gethan, ich hätte mein Bündel vom Stecken geworfen und es in der erſten beſten Kneipe verkauft, und hätte mich dafür betrunken und im Schatten geſchlafen, bis es Abend geworden wäre, und hätte nicht geſchwitzt und mir keine Leichdörner gelaufen? Und Prinz, jetzt kommt die Anwendung und die Praxis. Aus lauter Schamhaftigkeit wollen wir jetzt auch den inneren Menſchen bekleiden und Rock und Hoſen inwendig anziehen. (Beide gehen auf das Wirthshaus los.) Oi du lieber Pack, welch' ein köſtlicher Duft, welche Weindüfte und Bratengerüche! Oi ihr lieben Hoſen, wie wurzelt ihr im Boden und grünt und blüht, und die langen, ſchweren Trauben hängen mir in den Mund, und der Moſt gährt unter der Kelter. (Sie gehen ab.)

Prinzeſſin Frau. Die **Gouvernante** (kommen).

Gouvernante. Es muß ein bezauberter Tag ſein, die

Sonne geht nicht unter, und es ist so unendlich lang seit unsrer Flucht.

Lena. Nicht doch, meine Liebe, die Blumen sind ja kaum welk, die ich zum Abschied brach, als wir aus dem Garten gingen.

Gouvernante. Und wo sollen wir ruhen? Wir sind noch auf gar nichts gestoßen. Ich sehe kein Kloster, keinen Eremiten, keinen Schäfer.

Lena. Wir haben Alles wohl anders geträumt mit unseren Büchern, hinter der Mauer unseres Gartens, zwischen unseren Myrthen und Oleandern.

Gouvernante. Du mein Jesus, was wird man sagen? Und doch ist es so zart und weiblich! Es ist eine Entsagung. Es ist wie die Flucht der heiligen Ottilia. Aber wir müssen ein Obdach suchen. Es wird Abend.

Lena. Ja, die Pflanzen legen ihre Fiederblättchen zum Schlaf zusammen, und die Sonnenstrahlen wiegen sich an den Grashalmen, wie müde Libellen.

Gouvernante. O die Welt ist abscheulich! An einen irrenden Königssohn ist gar nicht zu denken.

Lena. O sie ist schön und so weit, so unendlich weit. Ich möchte immer so fort gehen, Tag und Nacht. Es rührt sich nichts. Ein rother Blumenschein spielt über die Wiesen, und die fernen Berge liegen auf der Erde wie ruhende Wolken.

Zweite Scene.

Das Wirthshaus auf einer Anhöhe, an einem Fluß, weite Aussicht. Ein Garten vor demselben.

Valerio. Leonce.

Valerio. Nun Prinz, liefern Ihre Hosen nicht ein köstliches Getränk? Laufen Ihnen Ihre Stiefel nicht mit der größten Leichtigkeit die Kehle hinunter?

Leonce. Siehst du die alten Bäume, die Hecken, die Blumen, das Alles hat seine Geschichten, seine lieblichen, heimlichen Geschichten. Siehst du die großen freundlichen Gesichter unter den Reben an der Hausthüre? Wie sie sitzen und sich bei den Händen halten und Angst haben, daß sie so alt sind und die Welt noch so jung ist. O Valerie, und ich bin so jung, und die Welt ist so alt. Ich bekomme manchmal eine Angst um mich und könnte mich in eine Ecke setzen und heiße Thränen weinen aus Mitleid mit mir.

Valerio (gibt ihm ein Glas). Nimm diese Glocke, diese Taucherglocke, und senke dich in das Meer des Weines, daß es Perlen über dir schlägt. Sieh', wie die Elfen über den Kelch der Weinblume schweben, goldbeschuht, die Cymbeln schlagend.

Leonce (aufspringend). Komm Valerie, wir müssen was treiben, was treiben. Wir wollen uns mit tiefen Gedanken abgeben, wir wollen untersuchen, wie es kommt, daß der Stuhl nur auf drei Beinen steht und nicht auf zweien. Komm, wir wollen Ameisen zergliedern, Staubfäden zählen; ich werde es doch noch zu einer Liebhaberei bringen. Ich werde doch noch eine Kinderrassel finden, die mir erst aus der Hand fällt, wenn ich Flecken leide und an der Decke

zupfe. Ich habe noch eine gewiſſe Teſte Enthuſiasmus zu verbrauchen; aber wenn ich Alles recht warm gekocht habe, ſo brauche ich eine unendliche Zeit, um einen Löffel zu finden, mit dem ich das Gericht eſſe, und darüber ſteht es ab.

Valerio. Ergo bibamus! Dieſe Flaſche iſt keine Geliebte, keine Idee, ſie macht keine Geburtsſchmerzen, ſie wird nicht langweilig, wird nicht treulos, ſie bleibt eins vom erſten Tropfen bis zum letzten. Du brichſt das Siegel, und alle Träume, die in ihr ſchlummern, ſprühen Dir entgegen.

Leonce. O Gott! Die Hälfte meines Lebens ſoll ein Gebet ſein, wenn mir nur ein Strohhalm beſcheert wird, auf dem ich reite, wie auf einem prächtigen Roß, bis ich ſelbſt auf dem Stroh liege. — Welch' unheimlicher Abend! Da unten iſt Alles ſtill, und da oben wechſeln und ziehen die Wolken, und der Sonnenſchein geht und kommt wieder. Sieh, was ſeltſame Geſtalten ſich dort jagen, ſieh die langen weißen Schatten mit den entſetzlich mageren Beinen und Fledermausſchwingen, und Alles ſo raſch, ſo wirr, und da unten rührt ſich kein Blatt, kein Halm. Die Erde hat ſich ängſtlich zuſammengeſchmiegt, wie ein Kind, und über ihre Wiege ſchreiten die Geſpenſter.

Valerio. Ich weiß nicht, was Ihr wollt, mir iſt ganz behaglich zu Muth. Die Sonne ſieht aus, wie ein Wirthshausſchild, und die feurigen Wolken darüber wie die Aufſchrift: „Wirthshaus zur goldenen Sonne". Die Erde und das Waſſer da unten ſind wie ein Tiſch, auf dem Wein verſchüttet iſt, und wir liegen darauf wie Spielkarten, mit denen Gott und der Teufel aus Langeweile eine Parthie machen, und Ihr ſeid ein Kartenkönig, und ich bin ein Kartenbube, es fehlt nur noch eine Dame, eine ſchöne Dame,

mit einem großen Lebkuchenherz auf der Brust und einer mächtigen Tulpe, worin die lange Nase sentimental versinkt (die Gouvernante und die Prinzessin treten auf) und — bei Gott — da ist sie! Es ist aber eigentlich keine Tulpe, sondern eine Prise Tabak, und es ist eigentlich keine Nase, sondern ein Rüssel! (Zur Gouvernante) Warum schreiten Sie, Wertheste, so eilig, daß man Ihre weiland Waden bis zu Ihren respectabeln Strumpfbändern sieht?

Gouvernante (heilig erzürnt, bleibt stehen). Warum reißen Sie, Geehrtester, den Mund so weit auf, daß Sie einem ein Loch in die Aussicht machen?

Valerio. Damit Sie, Geehrteste, sich die Nase am Horizont nicht blutig stoßen. Solch' eine Nase ist wie der Thurm auf Libanon, der gen Damascum steht.

Lena (zur Gouvernante). Meine Liebe, ist denn der Weg so lang?

Leonce (träumend vor sich hin). O jeder Weg ist lang. Das Picken der Todtenuhr in unserer Brust ist langsam, und jeder Tropfen Blut mißt seine Zeit, und unser Leben ist ein schleichend Fieber. Für müde Füße ist jeder Weg zu lang . . .

Lena (die ihm ängstlich sinnend zuhört). Und müden Augen jedes Licht zu scharf, und müden Lippen jeder Hauch zu schwer (lächelnd), und müden Ohren jedes Wort zu viel. (Sie tritt mit der Gouvernante in das Haus.)

Leonce. O lieber Valerio! Könnte ich nicht auch sagen: „Sollte nicht dies und ein Wald von Federbüschen nebst ein Paar gepufften Reifen auf meinen Schuhen —?" Ich hab' es, glaub' ich, ganz melancholisch gesagt. Gott sei Dank, daß ich anfange, mit der Melancholie niederzukommen. Die

Luft iſt nicht mehr ſo hell und kalt, der Himmel ſenkt ſich glühend dicht um mich, und ſchwere Tropfen fallen. — O dieſe Stimme: iſt denn der Weg ſo lang? Es reden viele Stimmen über die Erde, und man meint, ſie ſprächen von anderen Dingen, aber ich habe ſie verſtanden. Sie ruht auf mir wie der Geiſt, da er über den Waſſern ſchwebte, — eh' das Licht ward. Welch' Gähren in der Tiefe, welch' Werden in mir, wie ſich die Stimme durch den Raum gießt! Iſt denn der Weg ſo lang? (Geht ab.)

Valerio. Nein, der Weg zum Narrenhaus iſt nicht ſo lang, er iſt leicht zu finden, ich kenne alle Abkürzungen, alle Vicinalwege und Chauſſeen. Ich ſehe ihn ſchon auf einer breiten Allee dahin, an einem eiskalten Wintertage, den Hut unter dem Arm, wie er ſich in die langen Schatten unter die kahlen Bäume ſtellt und mit dem Schnupftuch fächelt. — Er iſt ein Narr! (Zeigt ihm.)

Dritte Scene.

Ein Zimmer.

Lena. Die Gouvernante.

Gouvernante. Denken Sie nicht an den Menſchen.

Lena. Er war ſo alt unter ſeinen blonden Locken. Den Frühling auf den Wangen und den Winter im Herzen. Das iſt traurig. Der müde Leib findet ſein Schlafkiſſen überall, doch wenn der Geiſt müd' iſt, wo ſoll er ruhen? Es kommt

mir ein entsetzlicher Gedanke, ich glaube, es gibt Menschen, die unglücklich sind, unheilbar, blos weil sie sind. (Sie erhebt sich.)

Gouvernante. Wohin mein Kind?

Lena. Ich will hinunter in den Garten.

Gouvernante. Aber —

Lena. Aber, liebe Mutter, du weißt, man hätte mich eigentlich in eine Scherbe setzen sollen. Ich brauche Thau und Nachtluft, wie die Blumen. — Hörst du die Harmonie des Abends? Wie die Grillen den Tag einsingen und die Nachtviolen ihn mit ihrem Duft einschläfern! Ich kann nicht im Zimmer bleiben. Die Wände fallen auf mich.

Vierte Scene.

Der Garten. Nacht und Mondschein

Man sieht **Lena** auf dem Rasen sitzend.

Valerio (in einiger Entfernung). Es ist eine schöne Sache um die Natur, sie wäre aber doch noch schöner, wenn es keine Schnaken gäbe, die Wirthsbetten etwas reinlicher wären und die Todtenuhren nicht so an den Wänden pickten. Drin schnarchen die Menschen, und da außen quaken die Frösche, drin pfeifen die Hausgrillen und da außen die Feldgrillen. Lieber Rasen, dies ist ein rasender Entschluß.

Prinz tritt auf, bemerkt die Prinzessin und nähert sich ihr leise.

Lena (spricht vor sich hin). Die Grasmücke hat im Traum gezwitschert. — Die Nacht schläft tiefer, ihre Wange

wird bleicher und ihr Athem stiller. Der Mond ist wie ein schlafendes Kind, die goldnen Locken sind ihm im Schlaf über das liebe Gesicht heruntergefallen. — Oh, sein Schlaf ist Tod. Wie der todte Engel auf seinem dunklen Kissen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen! Armes Kind! Es ist traurig, todt und so allein.

Leonce. Steh' auf in deinem weißen Kleid und wandle hinter der Leiche durch die Nacht und singe ihr das Sterbelied.

Lena. Wer spricht da?

Leonce. Ein Traum.

Lena. Träume sind selig.

Leonce. So träume dich selig und laß mich dein seliger Traum sein.

Lena. Der Tod ist der seligste Traum.

Leonce. So laß mich dein Todesengel sein. Laß meine Lippen sich gleich seinen Schwingen auf deine Augen senken. (Er küßt sie). Schöne Leiche, du ruhst so lieblich auf dem schwarzen Bahrtuche der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und sich in den Tod verliebt.

Lena. Nein, laß mich. (Sie springt auf und entfernt sich rasch.)

Leonce. Zu viel! Zu viel! Mein ganzes Sein ist in dem einen Augenblick. Jetzt stirb! Mehr ist unmöglich. Wie frischathmend, schönheitglänzend ringt die Schöpfung sich aus dem Chaos mir entgegen. Die Erde ist eine Schale von dunklem Gold, wie schäumt das Licht in ihr und fluthet über ihren Rand, und hellauf perlen daraus die Sterne. Dieser eine Tropfen Seligkeit macht mich zu einem köstlichen Gefäß. Hinab, heiliger Becher! (Er will sich in den Fluß stürzen.)

Valerio (springt auf und umfaßt ihn). Halt, Serenissime!

Leonce. Laß mich!

Valerio. Ich werde Sie lassen, sobald Sie gelassen sind und das Wasser zu lassen versprechen.

Leonce. Dummkopf!

Valerio. Ist denn Eure Hoheit noch nicht über die Lieutenantsromantik hinaus: das Glas zum Fenster hinaus zu werfen, womit man die Gesundheit seiner Geliebten getrunken?

Leonce. Ich glaube halbwegs, du hast Recht.

Valerio. Trösten Sie Sich. Wenn Sie auch nicht heute Nacht *unter* dem Rasen schlafen, so schlafen Sie wenigstens *darauf*. Es wäre ein eben so selbstmörderischer Versuch, in eins von den Betten gehen zu wollen. Man liegt auf dem Streh, wie ein Todter, und wird von dem Ungeziefer gestochen, wie ein Lebendiger.

Leonce. Meinetwegen. (Er legt sich ins Gras.) Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden, und das Wetter ist vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen Alles verderben. — Der Himmel bescheere mir einen recht gesunden, plumpen Schlaf.

Valerio. Amen — und ich habe ein Menschenleben gerettet und werde mir mit meinem guten Gewissen heute Nacht den Leib warm halten. Wohl bekomm's, Valerio!

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Leonce. Valerio.

Valerio. Heirathen? Seit wann hat es Eure Hoheit zum ewigen Kalender gebracht?

Leonce. Weißt du auch, Valerio, daß ſelbſt der Geringſte unter den Menſchen ſo groß iſt, daß das Leben noch viel zu kurz iſt, um ihn lieben zu können? Und dann kann ich doch einer gewiſſen Art von Leuten, die ſich einbilden, daß nichts ſo ſchön und heilig ſei, daß ſie es nicht noch ſchöner und heiliger machen müßten, die Freude laſſen. Es liegt ein gewiſſer Genuß in dieſer lieben Arroganz. Warum ſoll ich ihnen denſelben nicht gönnen?

Valerio. Sehr human und philobeſtialiſch! Aber weiß ſie auch, wer Sie ſind?

Leonce. Sie weiß nur, daß ſie mich liebt.

Valerio. Und weiß Eure Hoheit auch, wer ſie iſt?

Leonce. Dummkopf! Frag' doch die Nelke und die Thauperle nach ihrem Namen.

Valerio. Das heißt, ſie iſt überhaupt etwas, wenn das nicht ſchon zu unzart iſt und nach dem Signalement ſchmeckt. — Aber wie ſoll das gehen? Hm! — Prinz, bin ich Miniſter, wenn Sie heute vor Ihrem Vater mit der Unausſprechlichen, Namenleſen mittelſt des Eheſegens zuſammengeſchmiedet werden? Ihr Wort?

Leonce. Mein Wort!

Valerio. Der arme Teufel Valerio empfiehlt ſich Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminiſter Valerio von Valerienthal. — Was will der Kerl? Ich kenne ihn nicht. Fort, Schlingel!“ (Er läuft weg; Leonce folgt ihm.)

Zweite Scene.

Freier Platz vor dem Schloſſe des Königs Peter.

Der **Landrath.** Der **Schulmeiſter.** **Bauern** im Sonntagsputz. Tannenzweige haltend.

Landrath. Lieber Herr Schulmeiſter, wie halten ſich eure Leute.

Schulmeiſter. Sie halten ſich ſo gut in ihren Leiden, daß ſie ſich ſchon ſeit geraumer Zeit aneinander halten. Sie gießen brav Spiritus an ſich, ſonſt könnten ſie ſich in der Hitze unmöglich ſo lange halten. Courage, ihr Leute! Streckt Eure Tannenzweige gerade vor Euch hin, damit man meint, ihr wäret ein Tannenwald, und Eure Naſen die Erdbeeren, und Eure Dreimaſter die Hörner vom Wildpret, und Eure hirſchledernen Hoſen der Mondſchein darin, und, merkt's Euch, der Hinterſte läuft immer wieder vor den Vorderſten, damit es ausſieht, als wäret Ihr ins Quadrat erhoben.

Landrath. Und, Schulmeiſter, Ihr ſteht für die Nüchternheit.

Schulmeiſter. Verſteht ſich, denn ich kann vor Nüchternheit kaum noch ſtehen.

Landrath. Gebt Acht, Leute, im Programm ſteht: Sämmtliche Unterthanen werden von freien Stücken, reinlich

gekleidet, wohlgenährt und mit zufriedenen Gesichtern sich längs der Landstraße aufstellen. Macht uns keine Schande!

Schulmeister. Seid standhaft! Kratzt euch nicht hinter den Ohren und schneuzt euch die Nasen nicht, so lange das hohe Paar vorbeifährt, und zeigt die gehörige Rührung, oder es werden rührende Mittel gebraucht werden. Erkennt, was man für euch thut, man hat euch gerade so gestellt, daß der Wind von der Küche über euch geht und ihr auch einmal in eurem Leben einen Braten riecht. Könnt ihr noch eure Lectien? He! Vi!

Die Bauern. Vi!

Schulmeister. Vat!

Die Bauern. Vat!

Schulmeister. Vivat!

Die Bauern. Vivat!

Schulmeister. So Herr Landrath, Sie sehen, wie die Intelligenz im Steigen ist. Bedenken Sie, es ist Latein. Wir geben aber auch heut Abend einen transparenten Ball mittelst der Löcher in unseren Jacken und Hosen, und schlagen uns mit unseren Fäusten Geberden an die Köpfe.

Dritte Scene.

Großer Saal. Geputzte Herren und Damen, sorgfältig gruppirt.

Der **Ceremonienmeister** mit einigen **Bedienten** auf dem Vordergrunde

Ceremonienmeister. Es ist ein Jammer. Alles geht zu Grund. Die Braten schnurren ein. Alle Glückwünsche

ſtehen ab. Alle Vatermörder legen ſich um, wie melancholiſche Schweinsohren. Den Bauern wachſen die Nägel und der Bart wieder. Den Soldaten gehen die Locken auf. Von den zwölf Unſchuldigen iſt Keine, die nicht das horizontale Verhalten dem ſenkrechten vorzöge. Sie ſehen in ihren weißen Kleidchen aus, wie erſchöpfte Seidenhaſen, und der Hofpoet grunzt um ſie herum, wie ein bekümmertes Meerſchweinchen. Die Herren Offiziere kommen um all ihre Haltung, und die Hofdamen ſtehen da, wie Gradirbäue. Das Salz cryſtalliſirt an ihren Halsketten.

Zweiter Bedienter. Sie machen es ſich wenigſtens bequem; man kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie auf den Schultern trügen. Wenn ſie auch nicht offenherzig ſind, ſo ſind ſie doch offen bis zum Herzen.

Ceremonienmeiſter. Ja, ſie ſind gute Karten vom türkiſchen Reiche, man ſieht die Dardanellen und das Marmormeer. Fort, ihr Schlingel! An die Fenſter! Da kommt Ihre Majeſtät.

König Peter und der Staatsrath treten ein.

Peter. Auch die Prinzeſſin iſt verſchwunden. Hat man noch keine Spur von unſerm geliebten Erbprinzen? Sind meine Befehle befolgt? Werden die Grenzen beobachtet?

Ceremonienmeiſter. Ja, Majeſtät. Die Ausſicht von dieſem Saale geſtattet uns die ſtrengſte Aufſicht. (Zu dem erſten Bedienten.) Was haſt du geſehen?

Erſter Bedienter. Ein Hund, der ſeinen Herrn ſucht, iſt durch das Reich gelaufen.

Ceremonienmeiſter (zu einem andern). Und du?

Zweiter Bedienter. Es geht Jemand auf der Rei-

grenze ſpazieren, aber es iſt nicht der Prinz, ich könnte ihn erkennen.

Ceremonienmeiſter. Und du?

Dritter Bedienter. Sie verzeihen — nichts.

Ceremonienmeiſter. Das iſt ſehr wenig. Und du?

Vierter Diener. Auch nichts.

Ceremonienmeiſter. Das iſt eben ſo wenig.

Peter. Aber, Staatsrath, habe ich nicht den Beſchluß gefaßt, daß meine königliche Majeſtät ſich an dieſem Tage freuen, und daß an ihm die Hochzeit gefeiert werden ſollte? War das nicht unſer feſteſter Entſchluß?

Präſident. Ja, Eure Majeſtät, ſo iſt es protokollirt und aufgezeichnet.

Peter. Und würde ich mich nicht kompromittiren, wenn ich meinen Beſchluß nicht ausführte?

Präſident. Wenn es anders für Eure Majeſtät möglich wäre, ſich zu kompromittiren, ſo wäre dieß ein Fall, worin ſie ſich kompromittiren könnte.

Peter. Habe ich nicht mein königliches Wort gegeben? — Ja, ich werde meinen Beſchluß ſogleich ins Werk ſetzen, ich werde mich freuen. (Er reibt ſich die Hände.) O ich bin außerordentlich froh!

Präſident. Wir theilen ſämmtlich die Gefühle Eurer Majeſtät, ſo weit es für Unterthanen möglich und ſchicklich iſt.

Peter. O, ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich werde meinen Kammerherren rothe Röcke machen laſſen, ich werde einige Cadetten zu Lieutenants machen, ich werde meinen Unterthanen erlauben — aber, aber — die Hochzeit? Lautet die andere Hälfte des Beſchluſſes nicht, daß die Hochzeit gefeiert werden ſollte?

Präſident. Ja, Eure Majeſtät.

Peter. Ja, wenn aber der Prinz nicht kommt und die Prinzeſſin auch nicht?

Präſident. Ja, wenn der Prinz nicht kommt und die Prinzeſſin auch nicht, — dann — dann —

Peter. Dann, dann?

Präſident. Dann können ſie ſich eben nicht heirathen.

Peter. Halt, iſt der Schluß logiſch? Wenn — dann — Richtig! Aber mein Wort, mein königliches Wort!

Präſident. Tröſte Eure Majeſtät ſich mit anderen Majeſtäten. Ein königliches Wort iſt ein Ding — ein Ding — ein Ding — das nichts iſt.

Peter (zu den Dienern) Seht Ihr noch nichts?

Die Diener. Eure Majeſtät, nichts, gar nichts.

Peter. Und ich hatte beſchloſſen, mich ſo zu freuen; grade mit dem Glockenſchlag wollte ich anfangen und wollte mich freuen volle zwölf Stunden, — ich werde ganz melancholiſch.

Präſident. Alle Unterthanen werden aufgefordert, die Gefühle Ihrer Majeſtät zu theilen.

Ceremonienmeiſter. Denjenigen, welche kein Schnupftuch bei ſich haben, iſt das Weinen jedoch Anſtandes halber unterſagt.

Erſter Bedienter. Halt! Ich ſehe etwas! Es iſt etwas wie ein Vorſprung, wie eine Naſe, das Uebrige iſt noch nicht über der Grenze; und dann ſeh' ich noch einen Mann, und dann zwei Perſonen entgegengeſetzten Geſchlechts.

Ceremonienmeiſter. In welcher Richtung?

Erſter Bedienter. Sie kommen näher. Sie gehen auf das Schloß zu. Da ſind ſie.

(**Valerio, Leonce**, die **Gouvernante** und die **Prinzeſſin** treten maskirt auf.)

Peter. Wer ſeid Ihr?

Valerio. Weiß ich's? (Er nimmt langſam hintereinander mehrere Masken ab.) Bin ich das? oder das? oder das? Wahrhaftig, ich bekomme Angſt, ich könnte mich ſo ganz auseinanderſchälen und blättern.

Peter (verlegen.) Aber — aber etwas müßt Ihr denn doch ſein?

Valerio. Wenn Eure Majeſtät es ſo befehlen. Aber, meine Herren, hängen ſie alsdann die Spiegel herum und verſtecken Sie Ihre blanken Knöpfe etwas und ſehen Sie mich nicht ſo an, daß ich mich in Ihren Augen ſpiegeln muß, oder ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich eigentlich bin.

Peter. Der Menſch bringt mich in Confuſion, zur Deſperation. Ich bin in der größten Verwirrung.

Valerio. Aber eigentlich wollte ich einer hohen und geehrten Geſellſchaft verkündigen, daß hiermit die zwei weltberühmten Automaten angekommen ſind, und daß ich vielleicht der dritte und merkwürdigſte von beiden bin, wenn ich eigentlich ſelbſt recht wüßte, wer ich wäre, worüber man übrigens ſich nicht wundern dürfte, da ich ſelbſt gar nichts von dem weiß, was ich rede, ja auch nicht einmal weiß, daß ich es nicht weiß, ſo daß es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß man mich nur ſo reden läßt, und es eigentlich nichts als Walzen und Windſchläuche ſind, die das Alles ſagen. (Mit ſchnarrendem Ton): Sehen Sie hier, meine Herren und Damen, zwei Perſonen beiderlei Geſchlechts, ein Männchen und ein Weibchen, einen Herrn und eine Dame. Nichts als Kunſt und Mechanismus, nichts als Pappendeckel und Uhrfedern! Jede

hat eine feine, feine Feder von Rubin unter dem Nagel der kleinen Zehe am rechten Fuß, man drückt ein klein wenig, und die Mechanik läuft volle fünfzig Jahre. Diese Personen sind so vollkommen gearbeitet, daß man sie von anderen Menschen gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie bloßer Pappdeckel sind; man könnte sie eigentlich zu Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Sie sind sehr edel, denn sie sprechen hochdeutsch. Sie sind sehr moralisch, denn sie stehn auf den Glockenschlag auf, essen auf den Glockenschlag zu Mittag und gehn auf den Glockenschlag zu Bett; auch haben sie eine gute Verdauung, was beweist, daß sie ein gutes Gewissen haben. Sie haben ein feines sittliches Gefühl, denn die Dame hat gar kein Wort für den Begriff Beinkleider, und dem Herrn ist es rein unmöglich, hinter einem Frauenzimmer eine Treppe hinauf oder vor ihm hinunterzugehen. Sie sind sehr gebildet, denn die Dame singt alle neuen Opern, und der Herr trägt Manschetten. Geben Sie Acht, meine Herren und Damen, sie sind jetzt in einem interessanten Stadium, der Mechanismus der Liebe fängt an sich zu äußern, der Herr hat der Dame schon einige Mal den Shawl getragen, die Dame hat schon einige Mal die Augen verdreht und gen Himmel geblickt. Beide haben schon mehrmals geflüstert: Glaube, Liebe, Hoffnung. Beide sehen bereits ganz accordirt aus, es fehlt nur noch das winzige Wörtchen: Amen.

Peter (den Finger an die Nase): In effigie? in effigie? Präsident, wenn man einen Menschen in effigie hängen läßt, ist das nicht eben so gut, als wenn er ordentlich gehängt würde?

Präsident. Verzeihen, Eure Majestät, es ist noch viel

beſſer, denn es geſchieht ihm kein Leid dabei, und er wird dennoch gehängt.

Peter. Jetzt hab' ich's. Wir feiern die Hochzeit in effigie. (Auf Lena und Leonce deutend.) Das iſt die Prinzeſſin, das iſt der Prinz. — Ich werde meinen Beſchluß durchſetzen, ich werde mich freuen. — Laßt die Glocken läuten, macht Eure Glückwünſche zurecht, hurtig, Herr Hofprediger!

(Der Hofprediger tritt vor, räuſpert ſich, blickt einige Mal gen Himmel.)

Valerio. Fang' an! Laß deine vermaledeiten Geſichter und fang' an! Wohlauf!

Hofprediger (in der größten Verwirrung.) Wenn wir — oder — aber —

Valerio. Sintemal und alldieweil —

Hofprediger. Denn —

Valerio. Es war vor Erſchaffung der Welt —

Hofprediger. Daß —

Valerio. Gott lange Weile hatte —

Peter. Machen Sie es nur kurz, Beſter.

Hofprediger (ſich faſſend). Geruhen Eure Hoheit, Prinz Leonce vom Reiche Pepe, und geruhen Eure Hoheit, Prinzeſſin Lena vom Reiche Pipi, und geruhen Eure Hoheiten gegenſeitig, ſich beiderſeitig einander haben zu wollen, ſo ſprechen Sie ein lautes und vernehmliches Ja.

Lena und Leonce. Ja!

Hofprediger. So ſage ich Amen.

Valerio. Gut gemacht, kurz und bündig; ſo wären denn das Männlein und Fräulein erſchaffen, und alle Thiere im Paradies ſtehen um ſie.

(Leonce nimmt die Maske ab)

Alle. Der Prinz!

Peter. Der Prinz! Mein Sohn! Ich bin verloren, ich bin betrogen! (Er geht auf die Prinzessin los) Wer ist die Person? Ich lasse Alles für ungiltig erklären?

Gouvernante (nimmt der Prinzessin die Maske ab, triumphirend). Die Prinzessin!

Leonce. Lena?

Lena. Leonce?

Leonce. Ei Lena, ich glaube, das war die Flucht in das Paradies.

Lena. Ich bin betrogen.

Leonce. Ich bin betrogen.

Lena. O Zufall!

Leonce. O Versehung!

Valerio. Ich muß lachen, ich muß lachen. Eure Hoheiten sind wahrhaftig durch den Zufall einander zugefallen; ich hoffe, Sie werden dem Zufall zu Gefallen — Gefallen aneinander finden.

Gouvernante. Daß meine alten Augen endlich das sehen konnten! Ein irrender Königssohn! Jetzt sterb' ich ruhig.

Peter. Meine Kinder, ich bin gerührt, ich weiß mir vor Rührung kaum zu helfen. Ich bin der glücklichste Mann! Ich lege aber auch hiermit feierlichst die Regierung in deine Hände, mein Sohn, und werde sogleich ungestört zu denken anfangen. Mein Sohn, du überlässest mir diese Weisen (er deutet auf den Staatsrath), damit sie mich in meinen Bemühungen unterstützen. Kommen Sie, meine Herren, wir müssen denken, ungestört denken. (Er entfernt sich mit dem Staatsrath.)

Der Menſch hat mich verdin confus gemacht, ich muß mir wieder herausbelfen.

Leonce (zu den Anweſenden.) Meine Herren! meine Gemahlin und ich bedauern unendlich, daß Sie uns heute ſo lange zu Dienſten geſtanden ſind. Ihre Stellung iſt ſo traurig, daß wir um keinen Preis ihre Standhaftigkeit länger auf die Probe ſtellen möchten. Gehen Sie jetzt nach Hauſe, aber vergeſſen Sie Ihre Reden, Predigten und Verſe nicht, denn morgen fangen wir in aller Ruhe und Gemüthlichkeit den Spaß noch einmal von vorne an. Auf Wiederſehen!

(Alle entfernen ſich, Leonce, Lena, Valerio und die Gouvernante ausgenommen.)

Leonce. Nun Lena, ſiehſt du jetzt, wie wir die Taſchen voll haben, voll Puppen und Spielzeug? Was wollen wir damit anfangen, wollen wir ihnen Schnurrbärte machen und ihnen Säbel anhängen? Oder wollen wir ihnen Fräcke anziehen und ſie infuſoriſche Politik und Diplomatie treiben laſſen, und uns mit dem Mikroskop daneben ſetzen? Oder haſt du Verlangen nach einer Drehorgel, auf der die milchweißen äſthetiſchen Spitzmäuſe herumhuſchen? Wollen wir ein Theater bauen? (Lena lehnt ſich an ihn und ſchüttelt den Kopf.) Aber ich weiß beſſer, was du willſt, wir laſſen alle Uhren zerſchlagen, alle Kalender verbieten, und zählen Stunden und Wenden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüthe und Frucht. Und dann umſtellen wir das Ländchen mit Brennſpiegeln, daß es keinen Winter mehr gibt, und wir uns im Sommer bis Iſchia und Capri hinausdeſtilliren, und das ganze Jahr zwiſchen Roſen und Veilchen, zwiſchen Orangen und Lorbeer ſtecken.

Valerio. Und ich werde Staatsminiſter, und es wird ein Dekret erlaſſen, daß, wer ſich Schwielen in die Hände ſchafft, unter Kuratel geſtellt wird; daß, wer ſich krank arbeitet, kriminaliſtiſch ſtrafbar iſt; daß jeder, der ſich rühmt, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts zu eſſen, für verrückt und der menſchlichen Geſellſchaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um muſikaliſche Kehlen, klaſſiſche Leiber und um eine kommende Religion!

Zur Textkritik von „Leonce und Lena".

Dieses Lustspiel, bei Lebzeiten des Dichters nie gedruckt, wurde zuerst 1839 von Karl Gutzkow in seinem „Telegraf" an's Licht gezogen und in Bruchstücken mitgetheilt. Der erste vollständige Abdruck steht in den „Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner" (Frankfurt, Sauerländer, 1850), S. 151—198. Der vorliegende Text mußte sich, was den zweiten und dritten Act betrifft, wörtlich an die Frankfurter Ausgabe anschließen, obwohl diese der leidigen Censur-Verhältnisse wegen sicherlich in einigen Stellen von dem Original-Manuscript abweicht. Ich war hiezu genöthigt, weil ich das von dem Dichter selbst geschriebene Manuscript, welches er 1836 an Cotta in Stuttgart gesendet, nicht erhalten konnte; höchst wahrscheinlich existirt es überhaupt nicht mehr. Nur für den ersten Act lag mir eine Abschrift dieses Manuscripts von Büchners Hand vor. Wo die Frankfurter Ausgabe von dem Wortlaute dieser Abschrift abwich, habe ich stets den letzteren als den authentischen betrachtet und hier wiedergegeben.

Ich stelle im Folgenden die Varianten und Zusätze zusammen, durch welche sich nun der vorliegende Abdruck von dem der „Nachgelassenen Schriften" unterscheidet:

S. 114, Z. 7, „Mir wäre geholfen" fehlt in N.S.
„ 114, „ 9, „jetzt" fehlt in N.S.
„ 114, „ 16, „Sie sind pressirt?" — N.S. „Sie haben dringende Geschäfte?"
„ 114, „ 29, „wichtigsten" — N.S. „ernsthaftesten".
„ 115, „ 7, „Ich bin ein elender Spaßmacher" — bis „vorbringen" fehlt in N.S.

S. 116, Z. 7, „Valerio. O, Gott" — das folgende Zwiegespräch bis zur zweiten Scene, ferner die ganze zweite Scene, endlich die dritte Scene bis Seite 119, Zeile 15: Valerio: „Es ist ein Jammer" — fehlen in N.S. und erscheinen hier zum ersten Male gedruckt. In den N.S. besteht der erste Act nur aus drei Scenen.

Die vorliegende Ausgabe rettet also einige witzige Scenen, die sich den anderen zum Mindesten gleichwerthig anschließen. Aber auch sie vermag, wie bereits erwähnt, das Werk leider nicht genau in jenem Wortlaute zu bieten, in dem es der Dichter niedergeschrieben.

K. E. F.

Woyzeck.

Ein Trauerspiel-Fragment.

Zimmer.

Der Hauptmann. Wozzeck.

Hauptmann auf einem Stuhl. **Wozzeck** rasirt ihn.

Hauptmann. Langsam, Wozzeck, langsam; eins nach dem Andern. Er macht mir ganz schwindlich. Was soll ich denn mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut' zu früh fertig wird? Wozzeck! bedenk' Er, Er hat noch seine schönen dreißig Jahre zu leben! Dreißig Jahr! macht dreihundert und sechzig Monate und erst wie viel Tage, Stunden, Minuten! Was will Er denn mit der ungeheueren Zeit all anfangen? Theil Er sich ein, Wozzeck!

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Es wird mir ganz angst um die Welt, wenn ich an die Ewigkeit denke. Beschäftigung, Wozzeck, Beschäftigung! Ewig, das ist ewig! — Das sieht Er ein. Nun ist es aber wieder nicht ewig, und das ist ein Augenblick, ja ein Augenblick! — Wozzeck, es schaudert mich, wenn ich denke, daß sich die Welt in einem Tage herumdreht. Was für eine Zeitverschwendung! — wo soll das hinaus? So geschwind geht Alles! — Wozzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehen, oder ich werd' melancholisch!

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Wozzeck, Er sieht immer so verhetzt aus! Ein guter Mensch thut das nicht, ein guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat, thut Alles langsam .... Red' Er doch was, Wozzeck. Was ist heut für Wetter?

Wozzeck. Schlimm, Herr Hauptmann, schlimm. Wind!

Hauptmann. Ich spür's schon, 's ist so was Geschwindes draußen; so ein Wind macht mir den Effect, wie eine Maus. (Pfiffig.) Ich glaub', wir haben so was aus Süd-Nord?

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Ha! ha! ha! Süd-Nord! Ha! ha! ha! O Er ist dumm, ganz abscheulich dumm! (Gerührt.) Wozzeck, Er ist ein guter Mensch, aber (mit Würde), Wozzeck, Er hat keine Moral! Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht Er? Sie ist ein gutes Wort. Er hat ein Kind ohne den Segen der Kirche, wie unser hochwürdiger Herr Garnisonsprediger sagt, „ohne den Segen der Kirche" — das Wort ist nicht von mir.

Wozzeck. Herr Hauptmann! Der liebe Gott wird den armen Wurm nicht d'rum ansehen, ob das Amen darüber gesagt ist, eh' er gemacht wurde. Der Herr sprach: Lasset die Kleinen zu mir kommen!

Hauptmann. Was sagt Er da? Was ist das für eine kuriose Antwort? Er macht mich ganz confus mit seiner Antwort. Wenn ich sage: Er, so meine ich Ihn, Ihn ...

Wozzeck. Wir arme Leut! Sehen Sie, Herr Hauptmann, Geld, Geld! Wer kein Geld hat! — Da sehn' einmal einer Seinesgleichen auf die moralische Art in die Welt!

Man hat auch sein Fleisch und Blut! Unsereins ist doch einmal unselig in dieser und der anderen Welt! Ich glaub', wenn wir in den Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.

Hauptmann. Wozzeck! Er hat keine Tugend, Er ist kein tugendhafter Mensch! Fleisch und Blut? Wenn ich am Fenster lieg', wenn's geregnet hat, und den weißen Strümpfen so nachseh', wie sie über die Gasse springen — verdammt! Wozzeck, da kommt mir die Liebe! Ich hab' auch Fleisch und Blut! Aber Wozzeck, die Tugend! die Tugend! Wie sollte ich dann die Zeit herumbringen? — ich sag' mir immer: du bist ein tugendhafter Mensch, gerührt ein guter Mensch, ein guter Mensch!

Wozzeck. Ja, Herr Hauptmann, die Tugend — ich hab's noch nicht so aus. Seh'n Sie, wir gemeine Leut' — das hat keine Tugend; es kommt einem nur so die Natur. Aber wenn ich ein Herr wär und hätt' einen Hut und eine Uhr und ein Augenglas und könnt' vornehm reden, ich wollt' schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes sein um die Tugend, Herr Hauptmann, aber ich bin ein armer Kerl.

Hauptmann. Gut, Wozzeck, Er ist ein guter Mensch, ein guter Mensch. Aber Er denkt zu viel, das zehrt; Er sieht immer so verhetzt aus. Der Diskurs hat mich angegriffen. Geh' Er jetzt, und wenn Er nicht so, geh' Er langsam, hübsch langsam die Straße hinunter, genau in der Mitte!

Oeffentlicher Platz. Buden.

Volk. Wozzeck. Marie.

Alter Mann und Kind (tanzen und singen):

Auf der Welt iſt kein Beſtand,
Wir müſſen Alle ſterben, das iſt uns wohlbekannt.
Heiſſaſſa! Hopſſaſſa!

Wozzeck. He! Marie, luſtig! Schöne Welt! Gelt?

Ausrufer (vor einer Bude). Meine Herren und Damen! Hier ſind zu ſehen das aſtronomiſche Pferd und der geographiſche Eſel! Die Creatur, wie ſie Gott gemacht hat, iſt nix, gar nix! Sehen Sie die Kunſt! Schon der Affe hier! Geht aufrecht, hat Reck und Hoſen, hat einen Säbel! He, Michel! mach' Kompliment! So iſt's brav! Gib' Kuß. Da! (Der Affe trompetet.) Meine Herren und Damen! Hier ſind zu ſehen das hiſtoriſche Pferd und der philoſophiſche Eſel. Sind Favorits von allen Potentaten Europas, Africas, Auſtraliens, Mitglieder von allen gelehrten Geſellſchaften, waren früher Profeſſoren an einer Univerſität. Der Eſel ſagt den Leuten Alles, wie alt, wie viel Kinder, was für Krankheiten! Kein Schwindel, Alles Erziehung! Der Eſel hat eine viehiſche Vernunft, auch vernünftige Viehigkeit, iſt nicht viehdumm, wie die Menſchen, das geehrte Publikum abgerechnet. Der Aff' geht aufrecht, ſchießt eine Piſtole los, iſt muſikaliſch. (Der Affe trompetet wieder.) Meine Herren und Damen! Hier ſind zu ſehen der aſtrologiſche Eſel, das romantiſche Pferd, der militäriſche Affe! Hereinſpaziert, meine Herrſchaften, gleich iſt der Anfang vom Anfang. Herein ſpaziert, koſt einen Groſchen!

Erſter Zuſchauer. Ich bin ein Freund vom Grotesken. Ich bin ein Atheiſt.

Zweiter Zuſchauer. Ich bin ein chriſtlich-dogmatiſcher Atheiſt. Ich muß den Eſel ſehen. (Gehen in die Bude.)

Woyzeck. Willſt auch hinein?

Marie. Meintwegen. Was der Menſch Quaſten hat, und die Frau hat Hoſen. Das muß ein ſchön Ding ſein. (Gehen hinein.)

Das Innere der Bude.

Ausrufer (den Eſel producirend). Zeig dein Talent! zeig deine viehiſche Vernünftigkeit. Beſchäme die menſchliche Société. Meine Herrſchaften, das iſt ein Eſel, hat vier Hufe und einen Schweif und das ſonſtige Zubehör! War Profeſſor an einer Univerſität, die Studenten haben bei ihm Reiten und Schlagen gelernt! Er hat einen einfachen Verſtand und eine doppelte Raiſon. Was machſt du, wenn du mit der doppelten Raiſon denkſt? (Der Eſel p—t.) Wenn du mit der doppelten Raiſon denkſt?! Sage, iſt unter der geehrten Société da ein Eſel? (Der Eſel ſchüttelt den Kopf.) Sehen Sie, das iſt Vernunft. Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Menſchen und einem Eſel? Staub, Sand, Dreck ſind Beide. Nur das Ausdrücken iſt verſchieden. Der Eſel ſpricht mit dem Huf. Sag' den Herrſchaften, wie viel Uhr es iſt! Wer von den Herrſchaften hat eine Uhr?

Ein Zuſchauer (reicht die ſeine). Hier!

Marie. Das muß ich ſehen! (Klettert auf eine Bank.)

Wozzeck. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Stube.

Marie (ſitzt, ihr Kind auf dem Schooß, ein Stückchen Spiegel in der Hand. Beſpiegelt ſich.) Was die Steine glänzen? Was ſind's für welche? Was hat er geſagt? — — Schlaf Bub! Drück die Augen zu, feſt. (Das Kind verſteckt die Augen hinter den Händen.) Noch feſter! Bleib ſo — ſtill! oder er holt Dich! (Singt.)

Mädel, mach o Lädel zu!
'o kommt ein Zigeunerbu,
Führt dich an ſeiner Hand
Fort ins Zigeunerland.

(Spiegelt ſich wieder.) 'o iſt gewiß Gold! Unſereins hat nur ein Eckchen in der Welt und ein Stückchen Spiegel, und doch hab' ich einen ſo rothen Mund, als die großen Madamen mit ihren Spiegeln von oben bis unten und ihren ſchönen Herren, die ihnen die Händ' küſſen, und ich bin nur ein arm Weibsbild! . . (Das Kind richtet ſich auf.) Still, Bub, die Augen zu! Das Schlafengelchen! . . (ſie blinkt mit dem Glas) . . wie's an der Wand läuft! — Die Augen zu, oder es ſieht dir hinein, daß du blind wirſt.

(**Wozzeck** tritt herein, hinter ſie. Sie fährt auf, mit den Händen nach den Ohren.)

Wozzeck. Was haſt da?

Marie. Nix!

Wozzeck. Unter deinen Fingern glänzt's ja.

Marie. Ein Ohr-Ringlein, — hab's gefunden —

Wozzeck. Ich hab ſo noch nix gefunden! — Zwei auf einmal!

Marie. Bin ich ein ſchlecht Menſch?

Wozzeck. 's iſt gut, Marie. — Was der Bub ſchläft! Greif ihm unter's Aermchen, der Stuhl drückt ihn. Die hellen Tropfen ſtehen ihm auf der Stirn . . . Alles Arbeit unter der Sonne, ſogar Schweiß im Schlaf. Wir arme Leut! . . . Da iſt wieder Geld Marie, die Löhnung und was von meinem Hauptmann und vom Doktor.

Marie. Gott vergelts, Franz.

Wozzeck. Ich muß fort. Heut Abend, Marie, Adieu!

Marie (allein, nach einer Pauſe). Ich bin doch ein ſchlecht Menſch. Ich könnt mich erſtechen. — Ach! Was Welt! Geht doch Alles zum Teufel, Mann und Weib!

Der Hof des Doctors.

Studenten und Wozzeck unten. Der Doctor am Dachfenſter.

Doctor. Meine Herren! ich bin auf dem Dache wie David, als er die Bathſeba ſah; aber ich ſehe nichts, als die culs de Paris der Mädchenpenſion im Garten trocknen. Meine Herrn! wir ſind an der wichtigen Frage über das Verhältniß des Subjekts zum Objekt. Wenn wir eins von

den Dingen nehmen, worin sich die organische Selbst-Affirmation des Göttlichen auf einem so hohen Standpunkte manifestirt, und ihr Verhältniß zum Raum, zur Erde, zur Zeit untersuchen, meine Herren, wenn ich also diese Katze zum Fenster hinauswerfe, wie wird diese Wesenheit sich zum Gesetz der Gravitation und zum eigenen Instinct verhalten? He, Wozzeck! (brüllt) Wozzeck!

Wozzeck (hat die Katze aufgefangen). Herr Dokter, sie beißt!

Doctor. Heil! Er greift die Bestie so zärtlich an, als wär's seine Großmutter.

Wozzeck. Herr Doctor, ich hab' Zittern.

Doctor (ganz erfreut). Haha! schön, Wozzeck. (Reibt sich die Hände.)

Wozzeck. Mir wird dunkel!

Doktor (erscheint im Hofe, nimmt die Katze). Was seh' ich, meine Herren? Eine neue Spezies Hasenlaus. Eine schönere Species als die bekannten. (Zieht eine Lupe heraus.) Hasenlaus, meine Herren! (Die Katze läuft fort.) Meine Herren! Das Thier hat keinen wissenschaftlichen Instinkt. Hasenlaus, die schönsten Exemplare trägt es im Pelzwerk. — Meine Herrn! Sie können dafür was Anderes sehen. Sehen Sie diesen Menschen! Seit einem Vierteljahr ißt er nichts als Erbsen! Bemerken Sie die Wirkung — fühlen einmal den ungleichen Puls, und dann die Augen —

Wozzeck. Herr Dokter, mir wird ganz dunkel! (Setzt sich.)

Doctor. Courage, Wozzeck, noch ein paar Tage, und dann ist's fertig. Fühlen Sie, meine Herren, fühlen Sie! (Die Studenten betasten dem Wozzeck Schläfen, Puls und Brust.)

A propos, Wozzeck, beweg' er vor den Herren doch einmal die Ohren. Ich hab's Ihnen schon zeigen wollen — zwei Muskeln sind dabei thätig. Allons! frisch!

Wozzeck. Ach, Herr Doktor!

Doctor. Bestie! Soll ich dir die Ohren bewegen? Willst du's machen, wie die Katze? So, meine Herren, das sind so Uebergänge zum Esel, häufig auch in Folge weiblicher Erziehung und der Muttersprache. Wozzeck! Deine Haare hat die Mutter zum Abschied schön ausgerissen aus Zärtlichkeit. Sie sind ja ganz dünn geworden. Oder ist's erst seit ein paar Tagen, machen's die Erbsen? Ja, meine Herrn, die Erbsen, die Erbsen! Die Wissenschaft!

Freies Feld. Die Stadt in der Ferne.

Wozzeck und **Andres** schneiden Stöcke im Gebüsch.

Wozzeck. Du, der Platz ist verflucht!

Andres. Ach was! (Singt:)

Das ist die schöne Jägerei,
Schießen steht Jedem frei!
Da möcht ich Jäger sein,
Da möcht ich bin!

Wozzeck. Der Platz ist verflucht. Siehst du den lichten Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen? Da rollt Abends ein Kopf. Heb ihn einmal

Einer auf, meint', es wär' ein Igel. Drei Tage und drei Nächte drauf, und er lag auf den Hobelſpänen.

Andres. Es wird finſter, das macht dir angſt. Ei was! (Singt:)

Läuft dort ein Haas vorbei,
Fragt mich, ob ich Jäger ſei?
Jäger bin ich auch ſchon geweſen,
Schießen kann ich aber nit!

Wozzeck. Still, Andres! Das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer! Still!

Andres. Sing lieber mit. (Singt:)

Saßen dort zwei Haſen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Wozzeck. Hörſt du, Andres, es geht was?! (Stampft auf dem Boden.) Hohl! Alles hohl! ein Schlund! es ſchwankt... Hörſt du, es wandert was mit uns, da unten wandert was mit uns!

Andres (ſingt:)

Fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den Raſen!

Wozzeck. Fort, fort! (Reißt ihn mit ſich.)

Andres. He! biſt du toll?

Wozzeck (bleibt ſtehen). 's iſt kurios ſtill. Und ſchwül. Man möcht den Athem halten! Andres!

Andres. Was?

Wozzeck. Red' was! (Starrt in die Gegend.) Andres! wie hell! Ein Feuer fährt von der Erde in den Himmel und ein Getös herunter, wie Poſaunen. Wie's heranklirrt!

Andres. Die Senn' iſt unter. Drinnen trommeln ſie.

Wozzeck. Still, wieder Alles still, als wär' die Welt todt!

Andres. Nacht! Wir müssen heim!

Die Stadt.

Marie, mit ihrem Kinde am Fenster. **Margareth.** — Der Zapfenstreich geht vorbei, der **Tambourmajor** voran.

Marie (das Kind auf dem Arm wiegend). He Bub! Sa ja! Ra ra ra! Hörst? Da kommen sie!

Margareth. Was ein Mann! wie ein Baum!

Marie. Er steht auf seinen Füßen, wie ein Löw. (Tambourmajor grüßt.)

Margareth. Ei was freundliche Augen, Frau Nachbarin! So was ist man an ihr nit gewohnt.

Marie (singt):

Soldaten das sind schöne Burschen —
Soldaten, Soldaten! —

Margareth. Ihre Augen glänzen ja noch —

Marie. Und wenn! Was geht Sie's an? Trag' Sie ihre Augen zum Juden, und laß Sie sie putzen, vielleicht glänzen sie auch noch, daß man sie für zwei Knöpf' verkaufen könnt.

Margareth. Was Sie, Sie Frau Jungfer! Ich bin eine honette Person, aber Sie, das weiß Jeder, Sie guckt sieben Paar lederne Hosen durch.

Marie. Luder! (Schlägt das Fenſter zu). Komm, mein Bub! Was die Leut wollen! Biſt nur ein arm Hurenkind und machſt deiner Mutter doch ſo viel Freud' mit deinem unehrlichen Geſicht! Sa! ſa! (Singt:)

Mädel, was fangſt du jetzt an?
Haſt ein klein Kind und kein Mann!
Ei was frag ich darnach,
Sing' ich die ganze Nacht:
Fia, popeia, mein Bub, juchhu!
Gibt mir kein Menſch nix dazu!

Hanſel! ſpann deine ſechs Schimmel an,
Gib ſie zu freſſen auf's Neu —
Kein Haber freſſe ſie,
Kein Waſſer ſaufe ſie,
Lauter kühle Wein muß es ſein, Juchhe!
Lauter kühle Wein muß es ſein!

(Es klopft am Fenſter.)

Marie. Wer da? Biſt du's, Franz? Komm herein!

Wozzeck. Kann nit. Muß zum Verles!

Marie. Haſt Stecken geſchnitten für den Major?

Wozzeck. Ja, Marie. Ach . . .

Marie. Was haſt du, Franz, du ſiehſt ſo verſtört?

Wozzeck. Pſt, ſtill! Ich hab's aus! Es war ein Gebild am Himmel, und Alles in Gluth! Ich bin Vielem auf der Spur!

Marie. Mann!

Wozzeck. Und jetzt Alles finſter, finſter! . . . Marie, es war wieder was, viel . . . (Geheimnißvoll.) Steht nicht

geſchrieben: „Und ſieh, es ging der Rauch auf vom Land, wie ein Rauch vom Ofen.“

Marie. Franz!

Wozzeck. Es iſt hinter mir hergegangen bis vor die Stadt. Was ſoll das werden?

Marie. Dein Bub —

Wozzeck. Hei, Jung! Heut Abend wieder auf die Meß! Ich hab noch was geſpart! Jetzt muß ich fort. (Ab.)

Marie (allein.) Der Mann! So vergeiſtert! Er hat ſein Kind nicht angeſehen! Er ſchnappt noch über mit den Gedanken! Was biſt ſo ſtill, Bub. Fürcht'ſt dich? Es wird ſo dunkel, man meint, man wird blind. Sonſt ſcheint doch die Laterne herein! Ach! wir armen Leut. Ich halt's nit aus, es ſchauert mich . . .

Studirſtube des Doctors.

Wozzeck. Der Doctor.

Doctor. Was erleb' ich, Wozzeck? Ein Mann von Wort? Ei! ei! ei!

Wozzeck. Was denn, Herr Doctor?

Doctor. Ich habe geſehen, Wozzeck! Er hat auf die Straße gep—t, an die Wand gep—t, wie ein Hund! Geb' ich Ihm dafür alle Tage drei Groſchen? Wozzeck! Das iſt ſchlecht, die Welt wird ſchlecht, ſehr ſchlecht. O!

Wozzeck. Aber Herr Doctor, wenn Einem die Natur kommt!

Doctor. Die Natur kommt! die Natur kommt! Aberglaube! abſcheulicher Aberglaube! Die Natur! Hab' ich nicht nachgewieſen, daß der musculus sphincter vesicae dem Willen unterworfen iſt? Die Natur! Wozzeck! Der Menſch iſt frei! In dem Menſchen verklärt ſich die Individualität zur Freiheit! Den Harn nicht halten können! (Schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und geht auf und ab.) Hat Er ſchon ſeine Erbſen gegeſſen, Wozzeck? Nichts als Erbſen, nichts als Hülſenfrüchte, merk' Er ſich's! Die nächſte Woche fangen wir dann mit Hammelfleiſch an. Es gibt eine Revolution in der Wiſſenſchaft, ich ſprenge ſie in die Luft. Harnſtoff, ſalzſaures Ammonium, Hyperoxydul! — Wozzeck, kann Er nicht wieder p — n? geh' Er einmal da hinein und probir Er's.

Wozzeck. Ich kann nit, Herr Doctor!

Doctor (mit Affect) Aber an die Wand p — n! Ich hab's ſchriftlich, den Accord in der Hand! Ich hab's geſeh'n, mit dieſen Augen geſehen, ich ſteckte gerade die Naſe zum Fenſter hinaus und ließ die Sonnenſtrahlen hineinfallen, um das Niesen zu beobachten, die Entſtehung des Niesens. Man muß Alles beobachten. Hat Er mir Fröſche gefangen? Laich? Süßwaſſer-Polypen? Cristatellum? Hat Er? Stoß' Er mir nicht an's Mikroſkop, ich habe den linken Backenzahn eines Infuſoriums darunter. Aber (tritt auf ihn los), Er hat an die Wand gep — t! — Nein! — ich ärgere mich nicht, ärgern iſt ungeſund, iſt unwiſſenſchaftlich! Ich bin ruhig, ganz ruhig, mein Puls hat ſeine gewöhnlichen 60, und ich ſag's Ihm mit der größten Kaltblütigkeit. Behüte, wer wird ſich über einen Menſchen ärgern, einen Menſchen! Wenn es noch ein Pretens wäre, der Einem unpäßlich wird!

Aber, Wozzeck, Er hätte doch nicht an die Wand p — n sollen!

Wozzeck. Seh'n Sie, Herr Doctor, manchmal hat man so 'nen Charakter, so 'ne Struktur. — Aber mit der Natur ist's was ander's, sehen Sie, mit der Natur (er kracht mit den Fingern), das ist so was, wie soll ich doch sagen — zum Beispiel —

Doctor. Wozzeck, Er philosophirt wieder!

Wozzeck. Ja, Herr Doctor, wenn die Natur aus ist —

Doctor. Was, wenn die Natur —

Wozzeck. — die Natur aus ist, wenn die Welt so finster wird, daß man mit den Händen an ihr herumtappen muß, daß man meint, sie verrinnt, wie ein Spinnengewebe. Ach, wenn was ist und doch nicht ist! Ach, Marie! Wenn Alles dunkel ist, und nur noch ein rother Schein im Westen, wie von einer Esse, an was soll man sich da halten? (Schreitet im Zimmer auf und ab.)

Doctor. Kerl! Er tastet mit seinen Füßen herum, wie mit Spinnfüßen.

Wozzeck (vertraulich). Herr Doctor, haben Sie schon was von der doppelten Natur gesehen? Wenn die Sonne im Mittag steht, und es ist, als gieng' die Welt im Feuer auf, hat schon eine fürchterliche Stimme zu mir geredet.

Doctor. Wozzeck, Er hat eine aberratio.

Wozzeck (legt den Finger an die Nase). Die Schwämme! Haben Sie schon die Ringe von den Schwämmen am Boden gesehen? Linienkreise — Figuren — da steckts, da — wer das lesen könnte!

Doctor. Wozzeck, Er kommt in's Narrenhaus. Er

hat eine ſchöne fixe Idee, eine köſtliche aberratio mentalis partialis, zweite Spezies! Sehr ſchön ausgebildet! Wozzeck, Er kriegt noch mehr Zulage! Zweite Spezies: fixe Idee bei allgemein vernünftigem Zuſtand! Er thut noch Alles, wie ſonſt? raſirt ſeinen Hauptmann?

Wozzeck. Ja wohl!

Doctor. Ißt ſeine Erbſen?

Wozzeck. Immer erbeutlich, Herr Doctor! Das Geld für die Menage kriegt das Weib — — Darum thu' ich's ja!

Doctor. Thut ſeinen Dienſt?

Wozzeck. Ja wohl!

Doctor. Er iſt ein intereſſanter Caſus! Er kriegt noch einen Groſchen Zulage die Woche. Wozzeck, halt' Er ſich nur brav! Seh' Er mich an: was muß Er thun?

Wozzeck (stöhnend). Die Marie . . .

Doctor. Erbſen eſſen, dann Hammelfleiſch eſſen, ſein Gewehr putzen, dazwiſchen die fixe Idee pflegen. O meine Theorie! O mein Ruhm! Ich werde unſterblich! Unſterblich!

Wozzeck. Ja! die Marie . . und der arme Wurm.

Doctor. Unſterblich, Wozzeck! Zeig' er die Zunge!

Straße.

Marie. Tambour Major.

Tambour Major. Marie.

Marie (ihn anſchauend, mit Ausdruck). Geh' einmal vor

dich bin! — Ueber die Bruſt wie ein Rind und ein Bart wie ein Löwe. So iſt Keiner! — Ich bin ſtolz vor allen Weibern!

Tambour-Major. Wenn ich erſt am Sonntag den großen Federbuſch hab' und die weißen Handſchuh! Donnerwetter! Der Prinz ſagt immer: Menſch! Er iſt ein Kerl!

Marie (ſpöttiſch). Ach was! (Tritt vor ihn hin.) Mann!

Tambour-Major. Und du biſt auch ein Weibsbild! Sapperment! Wir wollen eine Zucht von Tambour-Majors anlegen. He? (Er umfaßt ſie.)

Marie. Laß mich!

Tambour-Major. Wildes Thier!

Marie (heftig). Rühr mich nicht an!

Tambour-Major. Sieht dir der Teufel aus den Augen?

Marie. Meinetwegen. Es iſt Alles eins! — — —

Straße.

Hauptmann. Doctor.

Hauptmann. Wohin ſo eilig, geehrteſter Herr Sargnagel?

Doctor. Wohin ſo langſam, geehrteſter Herr Exercizengel?

Hauptmann. Nehmen Sie ſich Zeit! Laufen Sie nicht ſo! Uff!

Doctor. Preſſirt! preſſirt!

Hauptmann. Laufen Sie nicht! Ein guter Menſch geht nicht ſo ſchnell. (Heftig ſchnaufend.) Ein guter Menſch — ein guter — Sie betzen ſich ja hinter dem Tod d'rein — Sie machen mir Angſt!

Doctor. Ich ſtehle meine Zeit nicht.

Hauptmann. Ein guter Menſch — (Erwiſcht den Doctor beim Reck.) Herr Doctor, die Pferde machen mir ganz Angſt, wenn ich denke, daß die armen Beſtien zu Fuß gehen müſſen. Rennen Sie nicht ſo, Herr Sargnagel! Rudern Sie mit dem Stock nicht ſo in der Luft! Sie ſchleifen ſich ja Ihre Beine auf dem Pflaſter ab. (Hält ihn feſt.) Erlauben Sie, daß ich ein Menſchenleben rette —

Doctor. Frau, in vier Wochen todt, cancer uteri. Habe ſchon zwanzig ſolche Patienten gehabt — in vier Wochen —

Hauptmann. Doctor! erſchrecken Sie mich nicht, es ſind ſchon Leute am Schreck geſtorben, am puren hellen Schreck!

Doctor. In vier Wochen! — Gibt ein intereſſantes Präparat.

Hauptmann. Oh! Oh!

Doctor. Und Sie ſelbſt! Hm! aufgedunſen, fett, dicker Hals, apoplektiſche Conſtitution! Ja, Herr Hauptmann, Sie können eine apoplexia cerebri kriegen, Sie können ſie aber vielleicht nur auf der einen Seite bekommen. Ja, Sie können nur auf der einen Seite gelähmt werden oder im beſten Falle nur unten!

Hauptmann. Um Gottes —

Doctor. Ja! das ſind ſo ungefähr Ihre Ausſichten auf die nächſten vier Wochen! Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß Sie einen von den intereſſanten Fällen abgeben

werden, und wenn Gott will, daß Ihre Zunge zum Theile gelähmt wird, so machen wir die unsterblichsten Experimente. (Will gehen.)

Hauptmann. Halt, Doctor! Ich lasse Sie nicht! Sargnagel! Todtenfreund! in vier Wochen? — Es sind schon Leute am puren Schreck — Doctor! Ich sehe schon die Leute mit den Citronen in den Händen, aber sie werden sagen: er war ein guter Mensch (gerührt), ein guter Mensch —

Doctor (thut, als hätte er ihn just bemerkt, schwenkt den Hut). Ei! guten Morgen, Herr Hauptmann! (Hält ihm den Hut hin.) Was ist das? Herr Hauptmann, das ist — Hohlkopf!

Hauptmann (macht am Rock eine Falte). Und was ist das, Herr Doctor? Das ist Einfalt. Hahaha! Aber nichts für ungut! Ich bin ein guter Mensch, aber ich kann auch, wenn ich will! Herr Doctor, ich sag' Ihnen, wenn ich will —

Wozzeck (geht rasch vorbei, salutirt).

Hauptmann. He! Wozzeck! Was hetzt Er sich so an uns vorbei? Bleib Er doch, Wozzeck! Er läuft ja wie ein offenes Rasirmesser durch die Welt, man schneidet sich an Ihm! Er läuft, als hätte Er ein Regiment Katzenschweife zu rasiren, und würde gedenkt, so lange noch ein letztes Haar — aber über die langen Bärte — was wollte ich doch sagen — die langen Bärte —

Doctor. Ein langer Bart unter dem Kinn — schon Plinius spricht davon — man muß es den Soldaten abgewöhnen —

Hauptmann. Ha, die langen Bärte! Was ist's, Wozzeck? Hat Er nicht ein Haar aus einem Bart in seiner Schüssel gefunden? Haha! — Er versteht mich doch? Ein

Haar von einem Menſchen! Vom Bart eines Sapeurs — oder eines Unteroffiziers — oder eines Tambourmajors. He, Wozzeck? Aber Er hat ein braves Weib, he?

Wozzeck. Ja wohl! Was wollen Sie damit ſagen, Herr Hauptmann?!

Hauptmann. Was der Kerl ein Geſicht macht! Nun baha! wenn auch nicht gerade in der Suppe, aber wenn Er ſich eilt und um die Ecke geht, ſo kann Er vielleicht noch auf einem Paar Lippen eins finden! Ein Haar nämlich! Uebrigens ein Paar Lippen, Wozzeck, ein Paar Lippen! — o! ich habe auch einmal die Liebe gefühlt! — Aber, Kerl, Er iſt ja kreideweiß!

Wozzeck. Herr Hauptmann, ich bin ein armer Teufel! Hab' ſonſt nichts auf der Welt! Herr Hauptmann, wenn Sie Spaß machen —

Hauptmann. Spaß' ich? Daß dich? Spaß! Kerl —

Doctor. Den Puls, Wozzeck! Klein, hart, hüpfend —

Wozzeck. Herr Hauptmann! Die Erd' iſt Manchem höllenheiß — die Hölle iſt kalt dagegen —

Hauptmann. Kerl, will Er ſich erſchießen? Er ſticht mich mit ſeinen Augen! Ich mein's gut mit ihm, weil er ein guter Menſch iſt, Wozzeck, ein guter Menſch!

Doctor. Geſichtsmuskeln ſtarr, geſpannt, Auge ſtier. Hm!

Wozzeck. Ich geh' — es iſt viel möglich! Der Menſch — es iſt viel möglich! Ja oder nein? Gott im Himmel! Man könnt' Luſt bekommen, einen Kleben hineinzuſchlagen und ſich dran aufzuhängen. Dann wüßt' man, woran man iſt! Ja oder nein? (Geht raſch ab.)

Doctor. Er iſt ein Phänomen, dieſer Wozzeck!

Hauptmann. Mir wird ganz ſchwindlich von dem

Menſchen! Wie der lange Schlingel läuft und ſein Schatten hinterdrein! Und ſo verzweifelt! Das hab ich nicht gerne! Ein guter Menſch iſt dankbar gegen Gott. Ein guter Menſch hat auch keine Courage! Nur ein Hundsfott hat Courage! Ich bin auch manchmal ſchwermüthig; ich hab' in meiner Natur ſo was Schwärmeriſches, ich muß immer weinen, wenn ich meinen Rock an der Wand hängen ſehe! Aber der Menſch iſt dazu da, um ſeinen Schöpfer zu preiſen und ſich in der Liebe zum Leben zu befeſtigen. Nur ein Hundsfott hat Courage! Nur ein Hundsfott!

Mariens Stube.

Wozzeck. Marie.

Marie. Guten Tag, Franz.

Wozzeck (ſieht ſie ſtarr an und ſchüttelt den Kopf.) Hm! ich ſeh' nichts, ich ſeh' nichts. O, man müßt's ſeh'n, man müßt's greifen können mit Fäuſten!

Marie. Was haſt, Franz?

Wozzeck (wie früher) Biſt du's noch, Marie?! — Eine Sünde, ſo dick und breit — das müßt ſtinken, daß man die Engelchen zum Himmel hinausräuchern könnt'. Aber du haſt einen rothen Mund, Marie! Einen rothen Mund — keine Blaſe drauf?

Marie. Du biſt hirnwüthig, Franz, ich fürcht' mich ...

Wozzeck. Du biſt ſchön — „wie die Sünde“. Aber kann die Todſünde ſo ſchön ſein, Marie? (Auffahrend.) Da! — Hat er da geſtanden, ſo, ſo?

Marie. Ich kann den Leuten die Gaſſe nicht verbieten . . .

Wozzeck. Teufel! Hat er da geſtanden?

Marie. Dieweil der Tag lang und die Welt alt iſt, können viel Menſchen an einem Platze ſtehen, einer nach dem andern.

Wozzeck. Ich hab ihn geſehen!

Marie. Man kann viel ſehen, wenn man zwei Augen hat, und wenn man nicht blind iſt, und wenn die Sonn' ſcheint.

Wozzeck. Du bei ihm!

Marie (keck). Und wenn auch!

Wozzeck (geht auf ſie los). Menſch!

Marie. Rühr' mich nicht an. Lieber ein Meſſer in den Leib, als eine Hand auf mich. Mein Vater hat's nicht gewagt, wie ich zehn Jahr alt war . .

Wozzeck (ſieht ſie ſtarr an, läßt langſam die Hand ſinken). Lieber ein Meſſer! (Nach einer Pauſe, ſehr flüſternd:) Der Menſch iſt ein Abgrund, es ſchwindelt Einem, wenn man hinunterſchaut . . . Mich ſchwindelt . . .

Wirthshaus.

Tambour-Major. Wozzeck. Andres. Leute.

Tambour-Major. Ich bin ein Mann! (Schlägt ſich auf die Bruſt.) Ein Mann, ſag' ich. Wer will was? Wer

kein beſoffener Herrgott iſt, der laß ſich von mir — —. Ich will ihm die Nas ins A—loch prügeln. Ich will — (Zu Wozzeck.) Da Kerl, ſauf' — ich wollt', die Welt wär Schnaps, Schnaps, der Mann muß ſaufen — da Kerl, ſauf' —

Wozzeck (blickt weg, pfeift).

Tambour-Major. Kerl, ſoll ich dir die Zung' aus dem Hals zieh'n und ſie dir um den Leib wickeln? (Sie ringen, Wozzeck unterliegt.) Soll ich dir noch ſo viel Athem laſſen, als ein Altweiberf—z? Soll ich —

Wozzeck (ſinkt erſchöpft auf eine Bank).

Tambour-Major. Jetzt ſoll der Kerl pfeifen, dunkelblau ſoll er ſich pfeifen! He! Brandwein, das iſt mein Leben! Brandwein, das gibt Courage!

Einer. Der hat ſein Fett!

Andres. Er blut'.

Wozzeck. Einer nach dem Andern!

Die Wachtſtube.

Wozzeck. Andres.

Andres (ſingt):

Frau Wirthin hat eine brave Magd,
Sie ſitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie ſitzt in ihrem Garten —

Wozzeck. Andres!

Andres. Nu!

Wozzeck. Was meinſt, wo ſie . . . Schön Wetter!

Andres. Sonntagswetter! Muſik vor der Stadt. Vorhin ſind die Weibsbilder hin . . Tanz . . die Burſche dampfen, das geht!

Wozzeck (unruhig). Tanz, Andres, ſie tanzen!

Andres. Im Rößl und im Stern.

Wozzeck. Was glaubſt, wo ſie — ich muß ſehen, wo ſie tanzen!

Andres. Meinetwegen. (Singt.)

Sie ſitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe ſchlägt,
Und paßt auf die Soldaten.

Wozzeck. Andres, ich hab keine Ruh.

Andres. Narr!

Wozzeck. Ich muß hinaus. Es dreht ſich mir vor den Augen. Tanz! Wird ſie heiß haben! Verdammt! — Adies!

Andres. Was willſt du?

Wozzeck. Ich muß fort, muß ſehen.

Andres. Wegen dem Menſch!

Wozzeck. Hinaus, hinaus!

Wirthshaus.

Abend. Fenſter offen. Tanz. Burſche. Soldaten Mägde. Bänke vor dem Haus.

Erſter Handwerksburſche (ſingt):

Ich hab ein Hemdlein an, das iſt nicht mein,
Meine Seele ſtinket nach Branntewein!

Zweiter Handwerksburſche. Vergißmeinnicht! Freundſchaft! Bruder, ſoll ich dir aus Freundſchaft ein Loch in die Natur machen? Bruder! ich will ein Loch in deine Natur machen, ich will dir alle Flöh' am Leib todt ſchlagen. Bruder, ich bin auch ein Kerl, du weißt —

Erſter Handwerksburſche. Meine Seele, meine unſterbliche Seele ſtinket nach Branntewein! Sie ſtinket, und ich weiß nicht warum. Warum iſt die Welt! Selbſt das Geld geht in Verweſung über! Der Teufel ſoll den lieben Herrgott holen! Bruder, ich muß ein Regenfaß voll greinen!

Zweiter Handwerksburſche. Vergißmeinnicht! Warum iſt die Welt ſo ſchön! — Ich wollt', unſere Naſen wären zwei Bouteillen, und wir könnten ſie uns einander in den Hals gießen. Die ganze Welt iſt roſenroth! Branntwein, das iſt ein Leben.

Erſter Handwerksburſche. Meine Seele ſtinket, oh! ich lieg mir ſelbſt im Weg' und muß über mich ſpringen! Das iſt traurig!

(**Wozzeck** ſtellt ſich an's Fenſter, blickt hinein. **Marie** und der **Tambour-Major** tanzen vorbei, ohne ihn zu bemerken.)

Wozzeck. Er! Sie! Teufel!

Marie (im Vorbeitanzen). Immer zu! Immer zu!

Wozzeck. Immer zu — immer zu! (Sinkt auf die Bank vor dem Hauſe.) Immer zu! (Schlägt die Hände in einander.) Dreht Euch, wälzt Euch! Warum löſcht Gott nicht die Sonne aus! Alles wälzt ſich in Unzucht über einander! Mann und Weib und Menſch und Vieh! Sie thun's am hellen Tag, ſie thun's ſchier Einem auf den Händen, wie die Mücken. Weib! Weib! Immer zu. (Fährt heftig auf.) Wie er an ihr

herumgreift! An ihrem Leib! Und ſie lacht dazu! Verdammt! Ich —

Burſche (drinnen, ſingen im Chor):

Ein Jäger aus der Pfalz
Ritt einſt durch einen grünen Wald!
Halli, halloh! Halli, halloh!
Ja luſtig iſt die Jägerei
Allhie auf grüner Haid'.
Das Jagen iſt mein' Freud'.

Andere Burſche (ſingen):

O Tochter, meine Tochter —
Was hat ſie gedenkt,
Daß ſie ſich an die Kutſcher
Und die Schiffeleut' hat gehängt?!

(Soldaten gehen hinaus an Wozzeck vorbei.)

Ein Soldat (zu Wozzeck). Was machſt du?

Wozzeck. Wie viel Uhr?

Soldat. Elf Uhr!

Wozzeck. So? Ich meint', es müßt ſpäter ſein! Die Zeit wird Einem lang bei der Kurzweil —

Soldat. Was ſitzeſt du da vor der Thür?

Wozzeck. Ich ſitz' gut da. Es ſind manche Leut' nah an der Thür und wiſſen's nicht, bis man ſie zur Thür hinausträgt, die Füß' voran!

Soldat. Du ſitzeſt hart.

Wozzeck. Gut ſitz ich, und im kühlen Grab da lieg' ich dann noch beſſer —

Soldat. Biſt beſoffen?

Wozzeck. Nein! Leider! Bringts nit zuſamm!

Erſter Handwerksburſche (drinnen, hat ſich auf den Tiſch

geſtellt und predigt). Jedoch, wenn ein Wanderer, der gelehnt ſteht an dem Strom der Zeit oder aber ſich die göttliche Weisheit beantwortet und fraget: Warum iſt der Menſch? Aber wahrlich, geliebte Zuhörer, ich ſage Euch, es iſt gut ſo, denn von was hätten der Landmann, der Faßbinder, der Schneider, der Arzt leben ſollen, wenn Gott den Menſchen nicht geſchaffen hätte? Von was hätte der Schneider leben ſollen, wenn er nicht dem Menſchen die Empfindung der Schamhaftigkeit eingepflanzt hätte? von was der Soldat und der Wirth, wenn er ihn nicht mit dem Bedürfniß des Todtſchlagens und der Feuchtigkeit ausgerüſtet hätte? Darum zweifelt nicht, Geliebteſte, ja! ja! es iſt Alles lieblich und fein, aber alles Irdiſche iſt eitel, ſelbſt das Geld geht in Verweſung über, und meine unſterbliche Seele ſtinket ſehr nach Branntewein. Zum Schluß, meine geliebten Zuhörer, laſſet uns noch über's Kreuz p — n, damit ein Jud' ſtirbt!

Wozzeck. Sie hat rothe Backen, und er einen ſchönen Bart! Warum nicht? Warum alſo nicht?

Ein Irrſinniger (drängt ſich neben Wozzeck ans Fenſter). Luſtig, luſtig, aber es riecht —

Wozzeck. Narr, was willſt du?

Irrſinniger. Ich riech, ich riech Blut!

Wozzeck. Blut! Ha Blut! Mir wird roth vor den Augen. Mir iſt, als wälzten ſie ſich alle in einem Meer von Blut über einander.

Freies Feld.

Nacht. **Wozzeck.**

Wozzeck. Immer zu! Immer zu! Still Muſik! Ha! was, was ſagt Ihr? So — lauter! lauter! Jetzt hör' ich's. Stich — ſtich die Zickwölfin todt — Stich — ſtich — die — Zickwölfin todt — ſoll ich? — muß ich? — Ich hör's immer, immer zu — ſtich todt — todt — Da unten aus dem Boden heraus ſpricht's, und die Pappeln ſprechen's — ſtich todt — ſtich —

Kaſerne.

Nacht. **Andres** und **Wozzeck** ſchlafen in einem Bett.

Wozzeck (fährt auf). Andres! Andres! ich kann nicht ſchlafen, wenn ich die Augen zumach', dann ſeh ich ſie doch immer und ich hör' die Geigen immer zu, immer zu. Und dann ſprichts aus der Wand heraus — hörſt du nix, Andres? Und das geigt und ſpringt!

Andres (murmelt). Ja! — laß ſie tan — zen —

Wozzeck. Und dazwiſchen blitzt's mir immer vor den Augen, wie ein Meſſer! wie ein breites Meſſer, und bald liegt's auf einem Tiſch in einem Laden in einer dunklen Gaß, und bald hab' ich's in der Hand und — eh!

Andres. Schlaf, Narr!

Wozzeck. „Und führe uns nicht in Versuchung!" Mein Herr und Gott, „und führe uns nicht in Versuchung. Amen!"

Kasernenhof.

Tambour-Major. Andres. Wozzeck (abseit).

Tambour-Major. Ich bin ein Mann! Ich hab' ein Weibsbild, ich sag' Ihm, ein Weibsbild! — Zur Zucht von Tambourmajors! Ein Busen und Schenkel! Und Alles fest! Die Augen wie glühende Kohlen. Ein Weibsbild, sag' ich Ihm . . .

Andres. He! He! Wer ist es denn?

Tambour-Major. Frag' Er den Wozzeck da! Hebe! Ich bin ein Mann, ein Mann! (Ab.)

Wozzeck (zu Andres). Er hat von mir geredt? Was hat er gesagt?

Andres. Ich sollt' dich fragen, wer sein Mensch ist. Hätt' ein prächtig Weibsbild — die hätt' Schenkel —

Wozzeck (ganz kalt). So? Hat er das gesagt? Was hat mir heut Nacht geträumt, Andres? War's nicht von einem Messer? — Was man doch närrische Träume hat! Oder kluge Träume? (Will fort.)

Andres. Wohin, Kamerad?

Wozzeck. Meinem Hauptmann Wein holen. Ah! Andres, sie war doch ein einzig Mädel!

Andres. Wer war? War? Ist nicht mehr?

Wozzeck. Wird bald nicht mehr sein. Adieu!

Marieus Stube.

Marie (allein, blättert in der Bibel). „Und iſt kein Betrug in ſeinem Munde erfunden worden“ . . . Herrgott, Herrgott! Sieh mich nicht an! (Blättert weiter.) „Aber die Phariſäer brachten ein Weib zu ihm, ſo im Ehebruch lebte und ſtelleten ſie vor ihn.“ (Lieſt murmelnd weiter, dann mit gehobener Stimme): „Jeſus aber ſprach: So verdamme ich dich auch nicht, geh' hin, und ſündige hinfort nicht mehr.“ (Schlägt die Hände zuſammen.) Herrgott! Herrgott! — ich kann nicht — Herrgott! gib mir nur ſo viel, daß ich beten kann. (Das Kind drängt ſich an ſie.) Der Bub gibt mir einen Stich in's Herz. Fort! Das brüſt' ſich in der Sonne! Nein komm, komm her! (Beginnt zu erzählen.) Es war einmal ein König. Der Herr König hatt' eine goldene Kron und eine Frau Königin und ein klein Büblein. Und was aßen ſie Alle? — Sie aßen Alle Leberwürſt . . . Der Franz iſt nit gekommen, geſtern nit, heut nit . . . Mir wird heiß, heiß! (Reißt das Fenſter auf.) Wie ſteht es geſchrieben von der Magdalena — wie ſteht es geſchrieben? . . „Und kniete hin zu ſeinen Füßen und weinte und küßte ſeine Füße und netzte ſie mit Thränen und ſalbte ſie mit Salben“ . . . (Schlägt ſich auf die Bruſt.) Heiland! ich möchte dir die Füße ſalben — Heiland, du haſt dich ihrer erbarmt, erbarme dich auch meiner! — — — — — — — — — — — —

Kramladen.

Woyzeck. Ein Jude.

Woyzeck. Das Piſtölchen iſt zu theuer.

Jude. Nu, kauft's nur — gaude Waar'! Kauft's nit? Was anders?

Woyzeck. Was koſt' das Meſſer?

Jude. Zwei Gulden! 'Siſt gaud! a gaud's Meſſer. Wollt Ihr Euch den Hals mit abſchneiden? Nun was is? Ich geb's Euch ſo wohlfeil wie ein Anderer! Ihr ſollt Eueren Tod wohlfeil haben, aber doch nicht umſonſt. Ihr kauft's? Nu?

Woyzeck. Das kann mehr als Brod ſchneiden —

Jude. Ja, Herrche!

Woyzeck. Da! (wirft das Geld hin, nimmt das Meſſer, ab.)

Jude. Da! Hihi! Als ob's nix wär! Und s'is doch Geld. Hihi.

Straße.

Sonntag Nachmittags. **Marie** vor der Hausthür, ihr Kind auf dem Arm. Neben ihr eine alte Frau. Kinder ſpielen auf der Straße.

Kleine Mädchen (gehen paarweiſe und ſingen):

Wie heute ſchön die Sonne ſcheint,
Wie ſteht das Korn im Blüh'n!
Sie gingen über die Wieſe hin,
Sie gingen zwei und zwei.
Die Pfeifer gingen vorne,
Die Geiger hinterdrein,

Sie hatten alle rothe Schuh
Und gingen immer zu.

Erſtes Mädchen (tritt aus der Reihe). Was Anderes!

Alle. Was Anderes! Was?

Erſtes Mädchen. Ich weiß nit. Was Anderes!

Marie. Kommt — alle im Kreis (ſingt, die Kinder ſingen nach und drehen ſich).

„Ringel, Ringel, Roſenkranz,
Ringel, Ringel!

Erſtes Mädchen (zur alten Frau). Großmutter, warum ſcheint heute die Sonn'?

Alte Frau. Darum!

Erſtes Mädchen. Aber warum — darum?

Zweites Mädchen. Großmutter, erzählt was!

Marie. Ja, erzählt was, Baſe.

Alte Frau (erzählt). Es war einmal ein arm Kind und hatt' keinen Vater und keine Mutter — war Alles todt und war Niemand auf der Welt, und es hat gehungert und geweint Tag und Nacht. Und weil es Niemand mehr hatt' auf der Welt, wollt's in den Himmel geh'n. Und der Mond guckt' es ſo freundlich an, und wie's endlich zum Mond kommt, iſt's ein Stück faul Holz. Da wollt's zur Sonne geh'n, und die Sonn' guckt es ſo freundlich an, und wie's endlich zur Sonne kommt, iſt's ein verwelkt Sonnblümlein. Da wollt's zu den Sternen geh'n, und die Sterne guckten es ſo freundlich an, und wie's endlich zu den Sternen kommt, da ſind's goldene Mücklein, die ſind aufgeſpießt auf Schlehendörner und ſterben. Da wollt' das Kind wieder zur Erde, aber wie's zur Erde kam, da war die Erde ein umgeſtürzt Häfchen. Und ſo war das Kind

ganz allein und hat ſich hingeſetzt und hat geweint: Hab' nicht Vater noch Mutter, hab' nicht Sonne, Mond und Sterne und nicht die Erde. Und da ſitzt es noch und iſt ganz allein.

Marie (drückt angſtvoll ihr Kind an die Bruſt). Ach! wenn ich todt bin! Bas', ſie hat mir das Herz ſchwer gemacht. Mein armer Wurm! Wenn ich todt bin!

Kaſerne.

Andres. Wozzeck (kramt in ſeinen Sachen)

Wozzeck. Das Kamiſölchen, Andres, gehört nit zur Montur. Du kannſt's brauchen, Andres! Das Kreuz iſt meiner Schweſter und das Ringlein, ich hab' auch noch zwei Herzen, ſchön Geld. Das da lag in meiner Mutter Bibel, und da ſteht:

Leiden ſei all mein Gewinnſt,
Leiden ſei mein Gottesdienſt,
Herr! wie Dein Leib war roth und wund,
So laß mein Herz ſein alle Stund.

Andres (ganz ſtarr, ſieht ihn verwundert an, ſchüttelt den Kopf, ſagt zu Allem) Jawohl!

Wozzeck (zieht ein Papier hervor). Johann Franz Wozzeck, Wehrmann und Füſelier im 2. Regiment, 2. Bataillon, 4. Kompagnie, geboren Mariä Verkündigung 20. Juli (murmelt die Jahreszahl). Ich bin heut alt 30 Jahr, 7 Monat und 12 Tag.

Andres. Franz, Du kommſt ins Lazareth. Du mußt Schnaps trinken und Pulver drin, das tödt' das Fieber.

Wozzeck. Ja, Andres, wenn der Schreiner die Hobelſpäne ſammelt, da weiß Niemand, wer ſeinen Kopf darauf legen wird.

Waldweg am Teich.

(Es dunkelt.)

Wozzeck. Marie.

Marie. Dort links geht's in die Stadt. S'iſt noch weit. Komm ſchneller.

Wozzeck. Du ſollſt da bleiben, Marie. Komm, ſetz' Dich.

Marie. Aber ich muß fort.

Wozzeck. Komm. (Sie ſetzen ſich.) Biſt weit gegangen, Marie. Sollſt dir die Füße nicht mehr wund laufen. S'iſt ſtill hier! Und ſo dunkel. — Weißt noch, Marie, wie lang es jetzt iſt, daß wir uns kennen?

Marie. Zu Pfingſten drei Jahr.

Wozzeck. Und was meinſt, wie lang es noch dauern wird?

Marie (ſpringt auf). Ich muß fort.

Wozzeck. Fürchſt dich, Marie? Und biſt doch fromm? (lacht) Und gut! Und treu! (Zieht ſie wieder auf den Sitz.) Fürchſt dich? — Was du für ſüße Lippen haſt, Marie! (küßt ſie.) Den Himmel gäb' ich drum und die Seligkeit,

wenn ich dich noch oft ſo küſſen dürft. Aber ich darf nicht! — Was zitterſt?

Marie. Der Nachtthau fällt.

Wozzeck (flüſtert vor ſich hin). Wer kalt iſt, den friert nicht mehr! Dich wird beim Morgenthau nicht frieren. — Aber mich! Ach! es muß ſein!

Marie. Was ſagſt du da?

Wozzeck. Nix. (Langes Schweigen.)

Marie. Wie der Mond roth aufgeht!

Wozzeck. Wie ein blutig Eiſen! (zieht ein Meſſer.)

Marie. Was zitterſt ſo? (ſpringt auf.) Was willſt?

Wozzeck. Ich nicht, Marie! und kein Anderer auch nicht! (ſtößt ihr das Meſſer in den Hals.)

Marie. Hülfe! Hülfe! (ſie ſinkt nieder.)

Wozzeck. Todt! (beugt ſich über ſie) Todt! Mörder! Mörder! (ſtürzt davon.)

Wirthshaus.

Burſche, Dirnen, Tanz. **Wozzeck** (abſeit an einem Tiſche).

Wozzeck. Tanzt Alle; tanzt nur zu, ſpringt, ſchwitzt und ſtinkt, es holt Euch doch noch einmal alle der Teufel! (leert ſein Glas, ſingt:)

Es ritten drei Reiter wohl an den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten ſie ein.
Mein Wein iſt gut, mein Bier iſt klar,
Mein Töchterlein liegt auf der —

Verdammt! (ſpringt auf.) He, Käthe! (tanzt mit ihr.) Komm,

ſetz dich! (führt ſie an ſeinen Tiſch.) Ich hab heiß, heiß! (Zieht den Rock aus.) S'iſt einmal ſo! Der Teufel holt die Einen und läßt die Andern laufen. Käthe, du biſt heiß! Wart nur, wirſt auch noch kalt werden! Kannſt nicht ſingen?

Käthe (ſingt.)

In's Schwabenland, da mag ich nit,
Und lange Kleider trag ich nit,
Denn lange Kleider, ſpitze Schuh
Die kommen keiner Dienſtmagd zu.

Wozzeck. Nein! keine Schuh, man kann auch bloß: füßig in die Höll' geh'n! (ſingt:)

O pfui mein Schatz, das war nicht fein!
Behalt den Thaler und ſchlaf allein!

Ich möcht heut raufen, — raufen —

Käthe. Aber was haſt du da an der Hand?

Wozzeck. Ich? ich?

Käthe. Roth! Blut!

(Es ſtellen ſich Leute um ſie.)

Wozzeck. Blut? Blut?

Wirthin. Freilich — Blut.

Wozzeck. Ich glaub', ich hab' mich — geſchnitten, da an der — rechten — Hand —

Wirthin. Wie kommts aber an den Ellenbogen?

Wozzeck. Ich habs abgewiſcht.

Wirthin. Mit der rechten Hand am rechten Arm?

Bauer. Pfui! was ſtinkt da Menſchenblut!

Wozzeck (ſpringt auf.) Was wollt Ihr? Was geht's Euch an? Bin ich ein Mörder? Was gafft Ihr? Platz — oder es geht Jemand zum Teufel! (ſtürzt hinaus.)

Waldweg am Teich.

Nacht. **Woyzeck** (kommt herangewankt.)

Das Messer? — We iſt das Meſſer? — Ich habs da gelaſſen. — Näher, noch näher. — Mir graut's — Da regt ſich was. Still! — Alles ſtill und todt. — Mörder! Mörder! Ha! da ruft's. Nein — ich ſelbſt. (ſtößt auf die Leiche.) Marie! Marie! Was haſt du für eine rothe Schnur um den Hals? Haſt dir das rothe Halsband verdient, wie die Ohr-Ringlein, mit deiner Sünde! Was hängen dir die ſchwarzen Haare ſo wild —?! — Mörder! — Mörder! — Sie werden nach mir ſuchen. Das Meſſer verräth mich! Da, da iſt's — — Leute! — — fort!

(Am Teich.)

So! da hinunter! (wirft das Meſſer hinein.) Es taucht ins dunkle Waſſer wie ein Stein. Aber der Mond verräth mich — der Mond iſt blutig. Will denn die ganze Welt es ausplaudern?! — Das Meſſer, es liegt zu weit vorn, ſie findens beim Baden oder wenn ſie nach Muſcheln tauchen. (geht in den Teich hinein.) Ich ſind's nicht. Aber ich muß mich waſchen. Ich bin blutig. Da ein Fleck — und noch einer. / Weh! weh! ich waſche mich mit Blut — das Waſſer iſt Blut . . . Blut . . . (ertrinkt.) /

(Es kommen Leute.)

Erſter Bürger. Halt!

Zweiter Bürger. Hörſt du? Dort!

Erſter Bürger. Jeſus! das war ein Ton.

Zweiter Bürger. Es iſt das Waſſer im Teich. Das Waſſer ruft. Es iſt ſchon lange Niemand ertrunken. Komm — es iſt nicht gut zu hören.

Erſter Bürger. Das ſtöhnt — als ſtürbe ein Menſch. Hans! da ertrinkt Jemand.

Zweiter Bürger. Unheimlich! Der Mond roth und die Nebel grau. Hörſt? — jetzt wieder das Aechzen.

Erſter Bürger. Stiller, — jetzt ganz ſtill. Komm! komm ſchnell. (eilen der Stadt zu.)

Früher Morgen. Vor Mariens Hausthür.

Kinder (ſpielen und lärmen).

Erſtes Kind. Du, Margreth! — die Marie

Zweites Kind. Was is?

Erſtes Kind. Weißt es nit? Sie ſind ſchon Alle 'naus.

Drittes Kind (zu Mariens Knaben). Du! Dein Mutter iſt todt!

Der Knabe (auf der Schwelle reitend). Hei! Hei! Hopp! Hopp!

Erſtes Kind. Wo is ſie denn?

Zweites Kind. Draus liegt ſie, am Weg, neben dem Teich.

Erſtes Kind. Komm! — anſchaun! (laufen davon.)

Der Knabe. Hei! Hei! Hopp! Hopp!

Secirsaal.

Chirurg. Arzt. Richter.

Richter. Ein guter Mord, ein ächter Mord, ein schöner Mord, so schön, als man ihn nur verlangen kann. Wir haben schon lange keinen so schönen gehabt.

Arzt. —

Zur Textkritik von „Woyzeck".

Das verstehende Fragment erscheint hier zum ersten Male den Werken Georg Büchner's eingefügt. Ueber die Entstehungszeit der Dichtung und wie sie leider nach doppelter Richtung hin Fragment geblieben, bringt die Einleitung die näheren Daten. Hier sei nur bemerkt, daß das Manuscript nach dem Tode des Dichters in den Besitz der Familie Büchner in Darmstadt gelangte. Bereits 1838 plante zuerst Karl Gutzkow, dann der Freund des Dichters, W. Zimmermann, die Veröffentlichung. In beiden Fällen blieb die Absicht durch äußerliche, private Hindernisse unausgeführt. Als Dr. Ludwig Büchner 1850 die „Nachgelassenen Schriften" seines Bruders herausgab, griff er auch auf dieses Manuscript zurück, doch schien es bereits zu spät. Die Tinte war verblaßt, die Schrift völlig unleserlich geworden. Er mußte sich begnügen, in seiner Einleitung (N. 8. S. 40) diese Thatsache zu constatiren. So lag denn das Manuscript weitere fünfundzwanzig Jahre unveröffentlicht und kam im Hochsommer 1875 mit den anderen Stücken des Nachlasses, so weit sie sich im Besitze der Familie befanden, in meine Hand. Ich hatte anfangs auch nicht die leiseste Hoffnung, daß mir die Entzifferung gelingen werde. Vor mir lagen vier Bogen dunkelgrauen, mürbe gewordenen Papiers, kreuz und quer mit langen Linien sehr feiner, sehr blasser gelblicher Strichelchen beschrieben. Da war absolut keine Silbe lesbar. Ferner einige Blättchen weißen Papiers, mit ähnlichen Strichelchen bedeckt. Da hier die Zeichen größer waren, der Hintergrund heller, so war da stellenweise ein Wort zu entziffern, aber nirgendwo auch nur ein ganzer Satz. Rathlos wendete ich die Blätter hin und her. Da führte mir der Zufall

das chemiſche Rezept zu, welches im Nürnberger „Germaniſchen Muſeum“ zur Auffriſchung von Urkunden benützt wird. Man beſtreicht die betreffende Stelle zuerſt mit deſtillirtem Waſſer, dann mit Schwefel-Amoniak. Das Mittel erwies ſich als wirkſam, die verblaßten Strichelchen traten auf kurze Zeit wieder kohlſchwarz hervor, auch an ſolchen Stellen, wo mit freiem Auge kaum mehr die Spuren einer Schrift zu erſpähen waren. Aber da wies ſich eine neue Schwierigkeit: die Schriftzüge waren mikroſkopiſch klein; oft mehr als dreißig Worte auf die gewöhnliche Zeile. Ich mußte zur Loupe greifen. Aber ſelbſt mit bewaffnetem Auge und chemiſch präparirtem Papier ging es ſchwer genug. Denn Georg Büchner hatte, wenn er raſch ſchrieb, die unleſerlichſte Handſchrift, die man ſich denken kann; Alexander von Humboldts Hieroglyphen ſind im Vergleich mit Büchners Strichelchen eine kalligraphiſche Vorlage. Dazu kamen noch eigenthümliche Abbreviaturen u. ſ. w. Kurz, es war eine unſägliche Geduldprobe. Aber was ich entzifferte, war geeignet, mir immer wieder den Muth zu ſtählen. So copirte ich denn Zeile für Zeile, zuerſt die grauen Bogen, dann die weißen Blättchen.

Endlich war ich fertig und konnte die Reſultate überblicken. Was ich entziffert, waren offenbar zwei merklich verſchiedene Entwürfe einer und derſelben Arbeit. Die grauen Bogen waren der ältere und größere, die weißen Blättchen der jüngere und kleinere Entwurf des „Wozzeck“. Der erſte Entwurf enthielt etwa zwanzig Szenen, theils nur angedeutet, theils dürftig ſkizzirt, die wenigſten ausgeführt. Die Reihenfolge war ganz willkürlich; auf die Kataſtrophe folgte ein Stück der Expoſition, darauf fand ſich die Schlußſzene angedeutet, dahinter jene Szene, mit der ſich wohl die Dichtung eröffnen ſollte u. ſ. w. u. ſ. w.

Die weißen Blättchen enthielten nur etwa zehn Szenen, gleichfalls ohne logiſche Reihenfolge, theils Ausführungen ſolcher Stellen, die ſich in den grauen Bogen nur eben ſkizzirt finden, theils neue Fragmente. Dieſe Szenen des zweiten Entwurfs beziehen ſich ſämmtlich auf die Kataſtrophe. Die Namen der Perſonen hat Büchner im zweiten Entwurfe geändert, bei einzelnen auch den Stand. So ſpukt im erſten Entwurfe ein Barbier, der dann im zweiten — viel

passender — als Tambour-Major erscheint u. s. w. An einer durchgreifenden Umarbeitung hinderte den Dichter der Tod.

Im Vorstehenden findet sich nun der Wortlaut des Manuscriptes mit buchstäblicher Treue wiedergegeben. War eine Stelle so unleserlich, daß ich ihren Inhalt nur zu vermuthen, nicht aber bestimmt zu erkennen vermochte, so habe ich sie lieber ganz weggelassen, anstatt meine Vermuthung hinzuschreiben. Die Szenen, welche sich sowohl im ersten, als im zweiten Entwurfe vorfanden, habe ich im Wortlaute des letzteren wiedergegeben, mit Ausnahme einer einzigen, welche in der älteren Fassung ungleich markiger und farbiger war. Auch darin frevelte ich schwerlich gegen die Intention des Dichters, der möglichst nachzukommen mir alleinige Richtschnur war. Was die Anreihung der Szenen betrifft, so war dies freilich eine schwierige Sache, da hierfür nicht die leiseste Andeutung vorlag. Neben der nothwendigen Rücksicht auf den Inhalt ließ ich bei Feststellung dieser Reihenfolge nach Möglichkeit noch eine andere, ästhetische Rücksicht walten. Es war mein Bemühen, die beiden Elemente, aus denen „Wozzeck" besteht, das groteske und das tragische, so zu gruppiren, daß nicht das letztere Element durch das erstere in seiner Wirkung beeinträchtigt werde.

Weggelassen ist keine Silbe. Wo sich allzuderbe Ausdrücke blos durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet finden, hat schon der Dichter das Gleiche gethan.

K. G. F.

Lenz.

Ein Novellen-Fragment.

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naß kalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm Alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Thäler warf, und es den Wald herauf

dampfte, und die Stimmen an den Felſen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brauſten, in Tönen, als wollten ſie in ihrem wilden Jubel die Erde beſingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Roſſe heranſprengten, und der Sonnenſchein dazwiſchen durchging und kam und ſein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, ſo daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler ſchnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen, wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufſummte, und am tiefen Blau ein leiſes Roth hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf ſilbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel ſcharf und feſt, weit über das Land hin glänzten und blitzten — riß es ihm in der Bruſt, er ſtand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müſſe den Sturm in ſich ziehen, Alles in ſich faſſen, er dehnte ſich aus und lag über der Erde, er wühlte ſich in das All hinein, es war eine Luſt, die ihm wehe that; oder er ſtand ſtill und legte das Haupt ins Moos und ſchloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, ſie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte ſich in einen brauſenden Strom, der ſeine klare Fluth unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er ſich nüchtern, feſt, ruhig, als wäre ein Schattenſpiel vor ihm vorübergezogen, er wußte von nichts mehr. Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabſtieg in die Ebene nach Weſten, er ſetzte ſich eben nieder. Es war gegen Abend

ruhiger geworden; das Gewölk lag feſt und unbeweglich am Himmel; ſo weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen ſich breite Flächen hinabzogen, und Alles ſo ſtill, grau, dämmernd; es wurde ihm entſetzlich einſam, er war allein, ganz allein, er wollte mit ſich ſprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen ſeines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte ſich niederſetzen; es faßte ihn eine namenloſe Angſt in dieſem Nichts, er war im Leeren, er riß ſich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finſter geworden, Himmel und Erde verſchmelzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müſſe ihn was Entſetzliches erreichen, etwas das Menſchen nicht ertragen können, als jage der Wahnſinn auf Roſſen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er ſah Lichter, es wurde ihm leichter, man ſagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter ſchienen durch die Fenſter, er ſah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tiſche, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, ſtille Geſichter, es war ihm, als müſſe das Licht von ihnen ausſtrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhauſe. Man ſaß am Tiſch, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Geſicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, ſeine Kleider waren zerriſſen. Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker. „Sein Sie mir willkommen, obſchon Sie mir unbekannt". — Ich bin ein Freund von .... und bringe Ihnen Grüße von ihm. — „Der Name, wenn's beliebt" ... — Lenz. — „Ha, ha, ha, iſt er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen geleſen, die einem Herrn dieſes Namens zugeſchrieben werden?" — Ja, aber belieben Sie,

mich nicht darnach zu beurtheilen. — Man sprach weiter, er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen, von seiner Heimat; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte sich theilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, sein blasses Kindergesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm als träten alte Gestalten, vergessene Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg. Endlich war es Zeit zum Gehen, man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf, es war kalt eben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund; er stellte das Licht auf den Tisch und ging auf und ab, er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war, das Zimmer im Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg, aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsterniß verschlang Alles; eine unnennbare Angst erfaßte ihn, er sprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vor's Haus; aber umsonst, Alles finster, nichts, er war sich selbst ein Traum, einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest, es war ihm als müsse er immer „Vater unser" sagen; er konnte sich nicht mehr finden, ein dunkler Instinct trieb ihn, sich zu retten,

er ſtieß an die Steine, er riß ſich mit den Nägeln; — der Schmerz fing an, ihm das Bewußtſein wiederzugeben, er ſtürzte ſich in den Brunnenſtein, aber das Waſſer war nicht tief, er patſchte darin. Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen; Lenz war wieder zu ſich gekommen, das ganze Bewußtſein ſeiner Lage ſtand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt ſchämte er ſich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angſt gemacht; er ſagte ihnen, daß er gewohnt ſei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erſchöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Thal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe ſich in ein ſchmales, gewundenes Thal zuſammenzogen, das in mannichfachen Richtungen ſich hoch an den Bergen hinaufzog; große Felſenmaſſen, die ſich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernſten Anflug, eine Ausſicht nach Weſten in das Land hinein und auf die Bergkette, die ſich gerade hinunter nach Süden und Norden zog, und deren Gipfel gewaltig, ernſthaft oder ſchweigend ſtill, wie ein dämmernder Traum, ſtanden. Gewaltige Lichtmaſſen, die manchmal aus den Thälern, wie ein goldner Strom, ſchwellen, dann wieder Gewölk, das an dem höchſten Gipfel lag und dann langſam den Wald herab in das Thal kamm oder in den Sonnenblitzen ſich wie ein fliegendes, ſilbernes Geſpenſt herabſenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch erſchienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von ſchwarzer, ernſter Farbe. Die Leute ſchweigend und ernſt, als wagten ſie die

Ruhe ihres Thales nicht zu ſtören, grüßten ruhig, wie ſie vorbeiritten. In den Hütten war es lebendig, man drängte ſich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröſtete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann raſch ins praktiſche Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule beſucht. Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend ſein Begleiter, bald in Geſpräch, bald thätig am Geſchäft, bald in die Natur verſunken. Es wirkte Alles wohlthätig und beruhigend auf ihn, er mußte Oberlin oft in die Augen ſehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, ſchmelzenden Sommernächten überfällt, ſchien ihm noch näher in dieſem ruhigen Auge, dieſem ehrwürdigen ernſten Geſicht. Er war ſchüchtern; aber er machte Bemerkungen, er ſprach. Oberlin war ſein Geſpräch ſehr angenehm, und das anmuthige Kindergeſicht Lenzen's machte ihm große Freude. Aber nur ſo lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine ſonderbare Angſt, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenſtände nach und nach ſchattiger wurden, kam ihm Alles ſo traumartig, ſo zuwider vor, es kam ihm die Angſt an wie Kindern, die im Dunkeln ſchlafen; es war ihm als ſei er blind; jetzt wuchs ſie, der Alp des Wahnſinns ſetzte ſich zu ſeinen Füßen, der rettungsloſe Gedanke, als ſei Alles nur ſein Traum, öffnete ſich vor ihm, er klammerte ſich an alle Gegenſtände; Geſtalten zogen raſch an ihm vorbei, er drängte ſich an ſie, es waren Schatten, das Leben wich aus ihm und ſeine Glieder waren ganz ſtarr. Er ſprach, er ſang, er recitirte Stellen aus Shakſpeare, er griff nach Allem, was ſein Blut ſonſt hatte

raſcher fließen machen, er verſuchte Alles, aber kalt, kalt. Er mußte dann hinaus ins Freie — das wenige, durch die Nacht zerſtreute Licht, wenn ſeine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm beſſer; er ſtürzte ſich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Waſſers machte ihm beſſer, auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit; er verrichtete ſein Bad jetzt mit weniger Geräuſch. Doch jemehr er ſich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger, er unterſtützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte, vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das neue Teſtament trat ihm hier ſo entgegen, und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltſame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz ſeine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm geſprochen, und wie Gott ſo ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich ſeine Looſe aus der Taſche holte, um zu wiſſen, was er thun ſollte — dieſer Glaube, dieſer ewige Himmel im Leben, dieſes Sein in Gott: jetzt erſt ging ihm die heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur ſo nah trat, alles in himmliſchen Myſterien! aber nicht gewaltſam majeſtätiſch, ſondern noch vertraut! — Er ging des Morgens hinaus, die Nacht war Schnee gefallen, im Thale lag heller Sonnenſchein, aber weiterhin die Landſchaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab und eine ſanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwalde hin, die Sonne ſchnitt Kryſtalle, der Schnee war leicht und ſteckig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die ſich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft, als ein leiſes Weben, als das Rauſchen eines Vogels, der die

Flocken leicht vom Schwanze stäubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach, die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn, er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses Alles bescheert; wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte, es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu, und sagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?" — Ja! — „Gut, nächsten Sonntag". —

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer, er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Thauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen, die Kirche lag neben am Berge hinauf, auf einem Vorsprunge, der Kirchhof drum herum. Lenz stand eben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernsten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf und herabkamen. Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute, es war, als löste sich Alles in eine harmonische Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen, ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moose hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schaue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte. Lenz sprach, er war schüchtern, unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wehs beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten, sie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Trost, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden, gen Himmel leiten konnte. Er war fester geworden, wie er schloß, da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
Diese Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all' mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein, göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm aus und legen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust; endlich dämmerte es

in ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein, der Vollmond stand am Himmel, die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Thränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen — so lag er nun da allein, und Alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei; sie sei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten und habe eine weiße und eine rothe Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß todt; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tode seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei, und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater todt sei, und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter, Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiste rängen; er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in eine Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigenthümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur hinge am nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch

geistig fühlte und lebte, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbstständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigenthümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus, wie in Allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus sich heraus griffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer afficirt würde; wie in den niedrigen Formen Alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentirt würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, fing an wie Stilling die Apocalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann mit seiner Braut ins Steinthal. Lenzen war Anfangs das Zusammentreffen unangenehm, er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bischen Ruhe war ihm so kostbar, — und jetzt kam ihm Jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte.

Oberlin wußte von Allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es Allen nothwendig, daß er da war, er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und Niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde. Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete; die idealistische Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch seien sie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in Allem — Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen Beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Uebrigens begegne es uns nur selten; in Shakspeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es Einem ganz, in Goethe manchmal entgegen. Alles Uebrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundestall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber Alles, was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum

bemerkten Mienenspiel; er hätte dergleichen versucht im „Hofmeister“ und den „Soldaten“. Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne; aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug' und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Thale hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haare auf, die andere half ihr, das goldne Haar hing herab, ein ernstes bleiches Gesicht und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen, war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppiren, lösen sich auf.

Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann sie aber freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen, und dann Alt und Jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotiren und sich entzücken lassen. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigenthümliche Wesen jedes einzudringen; es darf Einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tieferen Eindruck, als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Aeußeren hinein zu

kopiren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht. Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaelische Madonna finden würde. Was liegt daran, versetzte er, ich muß gestehen, ich fühle mich dabei sehr todt. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich thue das Beste daran. Der Dichter und Bildende ist mir der Liebste, der mir die Natur am Wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle; alles Uebrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber, als die italienischen, sie sind auch die einzigen faßlichen; ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das neue Testament; das Eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emaus: Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger rother Streifen am Horizont, halbfinster auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brod, da erkennen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an, aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Todter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte; so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein Anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand zerstreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche

gekannt und ſie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenſter iſt offen, ſie ſitzt darnach hingewandt, und es iſt, als ſchwebten zu dem Fenſter über die weite ebne Landſchaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallt der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau lieſt den Text nach. — In der Art ſprach Lenz weiter, man horchte auf, es traf Vieles, er war roth geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernſt, ſchüttelte er die blonden Locken. Er hatte ſich ganz vergeſſen. Nach dem Eſſen nahm ihn Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzen's Vater erhalten, ſein Sohn ſollte zurück, ihn unterſtützen. Kaufmann ſagte ihm, wie er ſein Leben hier verſchleudre, unnütz verliere, er ſolle ſich ein Ziel ſtecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend ſehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus, durch den Garten gehn, und zum Fenſter hineinſehn, — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bischen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verſtehe das nicht, mit den zwei Worten iſt die Welt verhunzt. Jeder hat was nöthig; wenn er ruhen kann, was könnt' er mehr haben! Immer ſteigen, ringen und ſo in Ewigkeit Alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürſten, während einem helle Quellen über den Weg ſpringen! Es iſt mir jetzt erträglich, und da wil ich bleiben; warum? warum? Eben weil es mir wohl iſt; was will mein Vater? Kann

er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe. — Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg, er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Lavater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz, er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden, sich ängstlich an Alles geklammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich Alles nur zurecht mache; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde, manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los, da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er rettete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht thaten ihm unendlich wohl. So sah er mit Angst dessen Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Thäler in die Ebene ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirg in verschiedenen Richtungen, breite Flächen zogen sich in die Thäler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebene, in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menschen, als hie und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen gelebut. Er wurde still, vielleicht fast

träumend, es verſchmolz ihm Alles in eine Linie, wie eine ſteigende und ſinkende Welle, zwiſchen Himmel und Erde, es war ihm als läge er an einem unendlichen Meer, das leiſe auf und ab wogte. Manchmal ſaß er, dann ging er wieder, aber langſam träumend. Er ſuchte keinen Weg. Es war finſter Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steinthal. Die Thüre war verſchloſſen, er ging ans Fenſter, durch das ein Lichtſchimmer fiel. Eine Lampe erhellte faſt nur einen Punkt, ihr Licht fiel auf das bleiche Geſicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leiſe die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel ſaß ein altes Weib, das mit ſchnarrender Stimme aus einem Geſangbuche ſang. Nach langem Klopfen öffnete ſie; ſie war halb taub, ſie trug Lenz einiges Eſſen auf und wies ihm eine Schlafſtelle an, wobei ſie beſtändig ihr Lied fortſang. Das Mädchen hatte ſich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein, er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem verwirrtem Geſicht. Er trat zum Mädchen, ſie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, ſo daß ſie ruhiger wurde und verſtändliche Worte in langſam ziehenden, durchſchneidenden Tönen ſummte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Thälern ein Wetterleuchten geſehen habe, auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf ſich nieder und betete leiſe mit Inbrunſt, während die Kranke in einem langſam ziehenden, leiſe verhallenden Tone ſang. Dann gab er ſich zur Ruhe.

Lenz ſchlummerte träumend ein, und dann hörte er im

Schlafe, wie die Uhr pickte. Durch das leiſe Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sauſen des Windes bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf ſein wechſelndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und beſtimmt, ſie ſagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche ſtehe. Lenz ſah auf, und ſie ſaß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tiſch, und der Mond warf ſein ſtilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu ſtrahlen ſchien; zugleich ſchnarrte die Alte, und über dieſem Wechſeln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen ſchlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh, in der dämmernden Stube ſchlief Alles, auch das Mädchen war ruhig geworden, ſie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geiſterhafte aus ihren Zügen war verſchwunden, ſie hatte jetzt einen Ausdruck unbeſchreiblichen Leidens. Er trat ans Fenſter und öffnete es, die kalte Morgenluft ſchlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines ſchmalen, tiefen Thales, das ſich nach Oſten öffnete, rothe Strahlen ſchoſſen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Thal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Geſtein und trafen in die Fenſter der Hütten. Der Mann erwachte, ſeine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an der Wand, ſie richteten ſich feſt und ſtarr darauf, nun fing er an die Lippen zu bewegen und betete leiſe, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, ſie warfen ſich ſchweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte ſchnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn.

Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Ruf eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steinthal abgekommen, er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es that ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es war ihm jetzt unheimlich mit dem gewaltigen Menschen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entsetzlichen Tönen. Auch fürchtete er sich vor sich selbst in der Einsamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verflossene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle gewesen, und er spürte an sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrunde, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in sich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltsames Drängen, und dann erschöpft zurückgeschlagen; er lag in den heißesten Thränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob sich kalt und gleichgiltig, seine Thränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er sich aufriß, desto tiefer stürzte er hinunter. Alles strömte wieder zusammen. Ahnungen von seinem alten Zustande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüste Chaos seines Geistes. Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer; Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, Alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt besonders an Madame Oberlin an, wenn sie so da saß, das schwarze Gesangbuch vor sich, neben eine Pflanze, im Zimmer ge-

zogen, das jüngste Kind zwischen den Knieen; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu schaffen. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Thüre halb offen, da hörte er die Magd singen, erst unverständlich, dann kamen die Worte:

Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' mein Schatz, und der ist weit.

Das fiel auf ihn, er verging fast unter den Tönen. Madame Oberlin sah ihn an. Er faßte sich ein Herz, er konnte nicht mehr schweigen, er mußte davon sprechen. „Beste Madame Oberlin, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so centnerschwer auf dem Herzen liegt?“* — „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts“. —

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu ihr — aber ich kann nicht, ich darf nicht. — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie“, fing er wieder an, „wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah, oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — ich war schon lange nicht mehr ruhig. . . . Ganz Kind; es war,

* Friederike Biron, die Pfarrerstochter von Sesenheim, Goethes Geliebte. K. G. J.

als wär' ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng, sehen Sie, es ist mir manchmal, als stieß' ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist mir dabei oft, als fühlt' ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl". — Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte wenig zu antworten, doch that es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Gluth in sich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo Alles in ihm sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte; und jetzt so todt! Er verzweifelte an sich selbst, dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in sich auf; aber todt! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm thun, dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden. Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Foudan sei gestorben, er faßte es auf, wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin, er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack; sie erschrack, man gab ihm, was er ver-

langte. Er wickelte den Sack um ſich, wie ein Büßender, und ſchlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Thale waren ihn ſchon gewohnt; man erzählte ſich allerlei Seltſames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgiltig ihrem Geſchäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztiſch.

Lenz ſchauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläſernen Augen ſah. Das Kind kam ihm ſo verlaſſen vor, und er ſich ſo allein und einſam; er warf ſich über die Leiche nieder; der Tod erſchreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, dieſe Züge, dieſes ſtille Geſicht ſollten verweſen, er warf ſich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm thue, und das Kind beleben möge, wie er ſchwach und unglücklich ſei; dann ſank er ganz in ſich und wühlte all' ſeinen Willen auf einen Punkt; ſo ſaß er lange ſtarr. Dann erhob er ſich und faßte die Hände des Kindes und ſprach laut und feſt: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu ſpotten ſchien, und die Leiche blieb kalt. Da ſtürzte er halb wahnſinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg. Wolken zogen raſch über den Mond; bald Alles im Finſtern, bald zeigten ſie die nebelhaft verſchwindende Landſchaft im Mondſchein. Er rannte auf und ab. In ſeiner Bruſt war ein Triumphgeſang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Fauſt hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwiſchen ſeinen Wolken ſchleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und ſie dem Schöpfer ins Geſicht

ſpeien; er ſchwur, er läſterte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewiſſe Licht dehnte ſich hinunter, wo die weißen Steinmaſſen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond ſtand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz ſicher und ruhig und feſt. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin ſo bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerſchütterlich durch das unheimliche Dunkel — es war ihm Alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor ſeinem geſtrigen Zuſtand, er ſtand nun am Abgrunde, wo eine wahnſinnige Luſt ihn trieb, immer wieder hineinzuſchauen und ſich dieſe Qual zu wiederholen. Dann ſteigerte ſich ſeine Angſt, die Sünde und der heilige Geiſt ſtanden vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von ſeinen Freunden im Elſaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeiſtlichen glücklich preiſend. Dabei ermahnte er ihn, ſich in den Wunſch ſeines Vaters zu fügen, ſeinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er ſagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Geſpräch gerieth Lenz in heftige Unruhe; er ſtieß tiefe Seufzer aus, Thränen drangen ihm aus den Augen, er ſprach abgebrochen. Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verſtoßen? Nur in Ihnen iſt der Weg zu Gott. Doch mit mir iſt's aus!

Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude. Oberlin ſagte ihm, dafür ſei Jeſus geſtorben, er möge ſich brünſtig an ihn wenden, und er würde Theil haben an ſeiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und ſagte: Ach! ach! göttlicher Troſt. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin ſagte, er wiſſe von nichts, er wolle ihm aber in Allem helfen und rathen, er müſſe ihm aber Ort, Umſtände und Perſon angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte: ach ſie iſt todt! Lebt ſie noch? du Engel, ſie liebte mich — ich liebte ſie, ſie war's würdig, o du Engel! Verfluchte Eiferſucht, ich habe ſie aufgeopfert — ſie liebte noch einen Andern — ich liebte ſie, ſie war's würdig, — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin verſetzte, vielleicht lebten alle dieſe Perſonen noch, vielleicht vergnügt; es möge ſein, wie es wolle, ſo könne und werde Gott, wenn er ſich zu ihm bekehrt haben würde, dieſen Perſonen auf ſein Gebet und Thränen ſoviel Gutes erweiſen, daß der Nutzen, den ſie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an ſein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebſt einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er ſollte ihn damit ſchlagen. Oberlin nahm die Gerten aus ſeiner Hand, drückte ihm einige Küſſe auf den Mund und ſagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu

geben hätte, er möchte ruhig ſein, ſeine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige ſeiner Sünden tilgen; dafür hätte Jeſus geſorgt, zu dem möchte er ſich wenden. Er ging.

Beim Nachteſſen war er wie gewöhnlich etwas tiefſinnig. Doch ſprach er von allerlei, aber mit ängſtlicher Haſt. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräuſch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerſter Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgeſprochen, er ſtürzte ſich dann in den Brunnentrog, patſchte darin, wieder heraus und herauf in ſein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und ſo einige Mal, endlich wurde er ſtill. Die Mägde, die in der Kinderſtube unter ihm ſchliefen, ſagten, ſie hätten oft, inſonderheit aber in ſelbiger Nacht, ein Brummen gehört, das ſie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es ſein Winſeln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in ſein Zimmer, er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich ſagte er: Ja, Herr Pfarrer, ſehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! ſo langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich ſagen ſoll, ich habe ſchon alle Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin ſagte ihm, er möge ſich zu Gott wenden; da lachte er und ſagte: ja wenn ich ſo glücklich wäre, wie Sie, einen ſo behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte ſich die Zeit ſchon ſo ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meiſten beten aus Langeweile, die Anderen verlieben ſich aus Langeweile,

die Dritten ſind tugendhaft, die Vierten laſterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es iſt zu langweilig:

O Gott! in Deines Lichtes Welle,
In Deines glüh'nden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht.
Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huſchte ihm nach und, indem er ihn mit unheimlichen Augen anſah: Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterſcheiden könnte, ob ich träume oder wache; ſehn Sie, das iſt ſehr wichtig, wir wollen es unterſuchen, — er huſchte dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Beſuch machen; ſeine Frau war ſchon fort; er war im Begriffe wegzugehen, als es an ſeine Thüre klopfte, und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Geſicht über und über und das Kleid hie und da mit Aſche beſtreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte ſich zum Fenſter heruntergeſtürzt; weil es aber Niemand geſehen, wolle er es auch Niemand ſagen. Oberlin erſchrack heftig, doch ſagte er nichts, er that, was Lenz begehrte; zugleich ſchrieb er an den Schulmeiſter von Belleſoße, er möge herunterkommen, und gab ihm Inſtruktionen, dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn ſchon oft geſehen und hatte ſich an ihn attachirt. Er that, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und ſo blieben ſie beiſammen. Lenz ſchlug noch einen Spaziergang nach Fonday vor. Er be-

ſuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verſchiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, ſchien betend, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von den auf dem Grabe ſtehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebaſtian mit. Bald ging er langſam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landſchaft beängſtigte ihn, ſie war ſo eng, daß er an Alles zu ſtoßen fürchtete. Ein unbeſchreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, ſein Begleiter ward ihm endlich läſtig, auch mochte er ſeine Abſicht errathen und ſuchte ihn zu entfernen. Sebaſtian ſchien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, ſeinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufſeher, ſtatt einen. Er zog ſie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da ſie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und ſprang wie ein Hirſch gen Fouday zurück. Indem ſie ihn in Fouday ſuchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hauſe einen Fremden gebunden, der ſich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder ſein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es ſo. Ein junger Menſch hatte ihn auf ſein ungeſtümes Drängen in der Angſt gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indeſſen mit ſeiner Frau zurückgekommen war. Er ſah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, ſein Geſicht veränderte ſich vortheilhaft, er dankte ſeinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inſtändig.

nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und that es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit angenehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?" — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen. Siehe die Briefe.*

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Thales geschöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte Nichts. Was er that, that er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinct. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrack er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräche stotterte er oft, eine

* Es scheint des Dichters Absicht gewesen zu sein, Original-Briefe von Lenz der Novelle einzufügen. Man vergleiche hierüber den Brief an seine Eltern, Straßburg, October 1835. K. E. A.

unbeschreibliche Angst befiel ihn, er hatte das Ende seines Satzes verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen sprach, und er dann stotterte, und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all seine geistige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm, als würde er sie selbst, er verwirrte sich selbst, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehn; die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen, — Alles traumartig, kalt; er amüsirte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Thier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls, sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie gerieth in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem, entstelltem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten Beide aufeinander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief be-

schämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich auf's Schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann gerieth er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand; er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er that es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb; es war als sei er doppelt, und der eine Theil suche den andern zu retten, und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existire er allein, als bestände die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts, als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er sagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: consequent, consequent; wenn Jemand etwas sprach: inconsequent, inconsequent; es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit. Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf, er stürzte sich in Oberlin's Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für ihn lebte, und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlin's Worte dann zu sich, er lag auf den Knieen vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlin's, sein mit kaltem Schweiße bedecktes Gesicht auf dessen Schooß,

am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knieen und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Beſeſſenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes, er ſchluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit ſich ſelbſt; da waren auch ſeine ſeligſten Augenblicke. Oberlin ſprach von Gott. Lenz wand ſich ruhig los und ſah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an und ſagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig, ſehen Sie, wenn ich ſo wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um ſchlafen zu können. Oberlin ſagte, dies ſei eine Profanation. Lenz ſchüttelte troſtlos mit dem Kopfe. Die halben Verſuche zum Entleiben, die er indeß fortwährend machte, waren nicht ganz Ernſt. Es war weniger der Wunſch des Todes — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode, — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichſten Angſt oder der dumpfen, ans Nichtſein gränzenden Ruhe ein Verſuch, ſich zu ſich ſelbſt zu bringen durch phyſiſchen Schmerz. Augenblicke, worin ſein Geiſt ſonſt auf irgend einer wahnwitzigen Idee zu reiten ſchien, waren noch die glücklichſten. Es war doch ein wenig Ruhe, und ſein wirrer Blick war nicht ſo entſetzlich, als die nach Rettung dürſtende Angſt, die ewige Qual der Unruhe! Oft ſchlug er ſich den Kopf an die Wand oder verurſachte ſich ſonſt einen heftigen phyſiſchen Schmerz.

Den 8. Morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag faſt nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber ſehr,

wie schwer Alles sei, so schwer, er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin sprach ihm Muth zu. Er blieb aber in seiner frühern Lage und blieb den größten Theil des Tages so, auch nahm er keine Nahrung zu sich. Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Bellefoße gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondschein. Auf dem Rückwege begegnete ihm Lenz. Er schien ganz vernünftig und sprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn nicht zurück zu gehen; er versprach's; im Weggehn wandte er sich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und sagte rasch: Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen. — „Was denn, mein Lieber?" — Hören Sie denn nichts, hören Sie denn nicht die entsetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont schreit, und die man gewöhnlich die Stille heißt. Seitdem ich in dem stillen Thale bin, hör ich's immer, es läßt mich nicht schlafen, ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal schlafen könnte! Er ging dann kopfschüttelnd weiter. Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm Jemand nachschicken, als er ihn die Stiege hinauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hofe mit so starkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herzukommen schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd. . . . .

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte; mehrmals, wo der Wagen bei dem

ſchlechten Wege in Gefahr gerieth, blieb er ganz ruhig ſitzen; er war vollkommen gleichgiltig. In dieſem Zuſtande legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren ſie im Rheinthale. Sie entfernten ſich allmählig vom Gebirge, das nun wie eine tiefblaue Kryſtallwelle ſich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Fluth die rothen Strahlen des Abends ſpielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein ſchimmerndes, bläuliches Gewinnſt. Es wurde finſter, jemehr ſie ſich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenſtände dunkel, nur der Berg neben bildete eine ſcharfe Linie; die Erde war wie ein goldener Pokal, über den ſchäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz ſtarrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angſt in ihm, je mehr die Gegenſtände ſich in der Finſterniß verloren. Sie mußten einkehren, da machte er wieder mehrere Verſuche, Hand an ſich zu legen, war aber zu ſcharf bewacht. Am folgenden Morgen, bei trübem, regneriſchem Wetter, traf er in Straßburg ein. Er ſchien ganz vernünftig, ſprach mit den Leuten; er that Alles wie es die Andern thaten; es war aber eine entſetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angſt mehr, kein Verlangen, ſein Daſein war ihm eine nothwendige Laſt. — — So lebte er hin. . . . . .

Anmerkung zu „Lenz".

Das Manuscript des vorliegenden Novellen-Fragments kam noch bei Lebzeiten des Dichters an dessen Braut und wurde von dieser 1838 an Gutzkow zur Veröffentlichung überlassen. Der erste Abdruck erschien 1839 in Gutzkow's „Telegraf" und war dort von folgender Randglosse des Herausgebers begleitet:

„Diese Probe von Büchner's Genie wird aufs Neue beweisen, was wir mit seinem Tode an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen, welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinsten Nervenzustände eines, im Poetischen wenigstens, ihm verwandten Gemüthes zu belauschen! Da ist Alles mitempfunden, aller Seelenschmerz mitdurchdrungen; wir müssen erstaunen über eine solche Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung. G. Büchner offenbart in dieser Reliquie eine reproduktive Phantasie, wie uns eine solche selbst bei Jean Paul nicht so rein, durchsichtig und wahr entgegentritt".

Der zweite Abdruck erschien 1850 in den „Nachgelassenen Schriften" (S. 199—236) und ist mit dem ersten gleichlautend.

Da es mir nicht gelungen ist, das Original-Manuscript zu erhalten, so mußte ich mich darauf beschränken, den ersten Abdruck wortgetreu zu wiederholen.

K. G. F.

II.

Aus den Ueberſetzungen.

Aus

„Maria Tudor".

Drama von Victor Hugo. Deutsch von Georg Büchner. Frankfurt am Main, 1835. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Zweite Handlung: Die Königin.

Erste Scene.

Die Königin reich gekleidet auf einem Ruhebette. **Fabiano Fabiani** sitzt auf einem Schemel zur Seite, prächtiges Gestüm, das Hosenband.

Fabiani (eine Guitarre in der Hand, singt).

Träumst du, o holde Traute,
Sanft unter meinem Aug',
So liespelt Liebeslaute
Mir deiner Lippen Hauch.
Entknosp't aus Prunk und Schleier
Blüht mir dein süßer Leib.
Mir ewig theuer,
Schlaf' süß, holds Weib!

Hör' ich aus deinem Munde:
„Du liebst mich," — dann schen hier
Geht auf in sel'ger Stunde
Der Himmel über mir.

Vom heil'gen, ew'gen Feuer
Der Liebe ſtrahlt dein Blick!
Weib, mir ſo theuer,
Sei ſtets mein Glück!

Vier Zauberworte heben,
In Klarheit, ungetrübt,
Empor das ganze Leben,
Beneidet und geliebt.
Das iſt des Lebens Sonne,
Mein ewig junges Glück:
„Geſang, Traum, Wonne
Und — Liebesblick!“

(Er ſtellt die Guitarre weg.) Ah! ich liebe Euch mehr, als ich ſagen kann, Madame! Aber dieſer Simon Renard! dieſer Simon Renard! mächtiger hier, als Ihr ſelbſt, ich haſſe ihn.

Die Königin. Ihr wißt wohl, daß ich nichts dafür kann, Mylord. Er iſt hier der Geſandte des Prinzen von Spanien, meines zukünftigen Gemahls.

Fabiani. Eures zukünftigen Gemahls!

Die Königin. Still, Mylord, ſprechen wir nicht mehr davon. Ich liebe Euch, was braucht Ihr mehr? Und dann, es iſt jetzt Zeit, daß Ihr geht.

Fabiani. Marie, noch einen Augenblick!

Die Königin. Aber es iſt die Stunde, wo der geheime Rath ſich verſammelt. Bisher war nur das Weib hier, die Königin muß jetzt hereintreten.

Fabiani. Ich will, daß das Weib die Königin vor der Thüre warten läßt.

Die Königin. Ihr wollt! Ihr wollt! Ihr! Seht mich an, Mylord. Du haſt einen jungen und reizenden Kopf, Fabiano.

Fabiani. O, Ihr ſeid ſchön! Ihr würdet nichts nöthig haben, als Eure Schönheit, um allmächtig zu ſein. Auf Eurem Haupte iſt etwas, das ſagt, daß Ihr die Königin ſeid; es ſteht aber noch viel deutlicher auf Eurer Stirn, als auf Eurer Krone.

Die Königin. Ihr ſchmeichelt.

Fabiani. Ich liebe Dich.

Die Königin. Du liebſt mich, nicht wahr? Du liebſt nur mich? Sage mir das noch einmal ſo, mit dieſen Augen. Ach! wir armen Weiber, wir wiſſen niemals genau, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht; wir müſſen Euren Augen glauben, und die ſchönſten, Fabiano, lügen zuweilen am häßlichſten. Aber Deine, Mylord, ſind ſo treu und rein, daß ſie nicht lügen können, nicht wahr? Ja, dein Blick iſt offen und ehrlich, mein ſchöner Page. Oh! Himmelsaugen nehmen und damit betrügen, das wäre teufliſch. Du haſt Deine Augen einem Engel oder dem Teufel geſtohlen.

Fabiani. Weder Engel, noch Teufel. Ein Mann, der Euch liebt.

Die Königin. Der die Königin liebt?

Fabiani. Der Marie liebt.

Die Königin. Höre, Fabiano, ich liebe Dich auch. Du biſt jung, es gibt viele ſchöne Weiber, die Dich gar zärtlich anſehen, ich weiß es. Endlich, man wird eine Königin müde, ſo gut wie eine andere. Unterbrich mich nicht. Ich will, daß Du mir es ſagſt, wenn Du je ein

anderes Weib lieben ſollteſt. Ich werde Dir vielleicht verzeihen, wenn Du mir es ſagſt. Unterbrich mich doch nicht. Du weißt nicht, wie weit meine Liebe geht, ich weiß es ſelbſt nicht. Es iſt wahr, ich habe Augenblicke, wo ich Dich lieber todt, als mit einer Andern glücklich wiſſen möchte; aber es kommen mir auch andere, wo ich Dich lieber glücklich ſähe. Mein Gott! ich weiß nicht, warum man mich in den Ruf eines ſchlechten Weibes bringen will.

Fabiani. Ich kann nur mit Dir glücklich ſein, Marie. Ich liebe nur Dich.

Die Königin. Gewiß? Sieh' mich an. Gewiß? O! ich bin manchmal eiferſüchtig; ich bilde mir ein, — welches Weib hat nicht ſolche Gedanken? — ich bilde mir manchmal ein, Du täuſcheſt mich. Ich möchte unſichtbar ſein und Dir folgen können und immer wiſſen, was Du thuſt, was Du ſagſt und wo Du biſt. In den Feenmärchen gibt es einen Ring, der Einen unſichtbar macht; ich würde meine Krone für dieſen Ring geben. Ich bilde mir immer ein, Du gingeſt zu den ſchönen Mädchen in der Stadt. O! Du ſollteſt mich nicht täuſchen, hörſt Du!

Fabiani. Aber verbannt doch dieſe Gedanken, Madame. Ich Euch täuſchen, meine gute Königin, meine gute Herrin! Ich müßte der undankbarſte und erbärmlichſte Menſch ſein! Aber ich gab Euch keine Veranlaſſung, mich für den undankbarſten und erbärmlichſten Menſchen zu halten. Aber ich liebe Dich, Marie! aber ich bete Dich an! aber ich könnte ein anderes Weib nicht einmal anſehen! Ich liebe Dich, ſage ich Dir; aber ſiehſt Du das nicht in meinen Augen? O, mein Gott! die Wahrheit hat einen Ton, der Dich überzeugen ſollte. Sieh', betrachte mich genau, ſehe

ich aus wie ein Menſch, der Dich verräth? Wenn ein Mann ein Weib verräth, ſo ſieht man es gleich. Die Weiber täuſchen ſich gewöhnlich nicht in dergleichen. Und welchen Augenblick wähleſt Du, mir ſolche Dinge zu ſagen, Marie? Den Augenblick meines Lebens, worin ich Dich vielleicht am meiſten liebe. Es iſt wahr, es iſt mir, als hätte ich Dich nie ſo geliebt, wie heute. Ich ſpreche jetzt nicht mit der Königin. Wahrhaftig, ich lache über die Königin. Was kann mir die Königin thun? Sie kann mir den Kopf abſchlagen laſſen, was macht das? Du, Marie, kannſt mir das Herz brechen! Nicht Eure Majeſtät, nein, Marie, Dich liebe ich. Deine ſchöne weiße und zarte Hand küſſe und bete ich an, nicht Euer Scepter, Madame.

Die Königin. Danke, mein Fabiane. Lebe wohl. — Mein Gott, Mylord, wie jung Ihr ſeid! Die ſchönen ſchwarzen Haare und der reizende Kopf da! — Kommt in einer Stunde wieder.

Fabiano. Was Ihr eine Stunde nennt, heiße ich eine Ewigkeit! (Er geht.)

Aus

„Lucrezia Borgia".

Drama von Victor Hugo. Deutsch von Georg Büchner. Frankfurt am Main, 1835. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Dritte Handlung: Betrunken. — Gobi.

Erste Scene.

Jeppo, Maffio, Ascanio, Gloferno, Don Apoſtolo, Gubetta, Gennaro, Damen, Pagen.

Gloferno (ſein Glas in der Hand). Es lebe der Wein von Xeres! Xeres de la Frontera iſt eine Stadt des Paradieſes.

Maffio (ſein Glas in der Hand). Der Wein, den wir trinken, iſt mehr werth, als die Geſchichten, welche Du uns erzählſt, Jeppo.

Ascanio. Jeppo hat die Krankheit, Geſchichten zu erzählen, wenn er getrunken hat.

Apoſtolo. Ein ander Mal war es zu Venedig bei dem hehen Degen Barbarige; heute iſt es zu Ferrara bei der göttlichen Fürſtin Regreni.

Jeppo. Ein ander Mal war es eine ſchauerliche, heute iſt es eine luſtige Geſchichte.

Maffio. Eine luſtige Geſchichte, Jeppo! Wie es kam, daß Don Silicee, ein ſchöner Cavalier von dreißig Jahren,

der sein Erbtheil im Spiel verloren hatte, die reiche Marquise Calpurnia heirathete, die achtundvierzig Frühlinge zählte. Bei dem Leibe des Bachus, Du findest das lustig.

Gubetta. Das ist traurig und gewöhnlich. Ein ruinirter Mann heirathet eine Ruine von einem Weibe. Das sieht man alle Tage. (Er fängt an zu essen. Von Zeit zu Zeit reden Einige von der Tafel auf und plaudern auf dem Vordergrunde der Bühne, während das Gelag fortdauert.)

Negroni (zu Masso, indem sie auf Gennaro deutet). Herr Graf Orsini, Ihr habt da einen Freund, der sehr traurig aussieht.

Masso. Er ist immer so, Donna. Ihr müßt mir verzeihen, daß ich ihn hierher brachte, obgleich Ihr ihm die Gnade einer Einladung nicht erwiesen hattet. Er ist mein Waffenbruder. Er hat mir das Leben bei dem Sturm von Rimini gerettet. Ich habe bei dem Angriff auf die Brücke von Vicenza einen Degenstich erhalten, der ihm galt. Wir nennen uns nie: wir leben zusammen. Ein Zigeuner hat uns vorausgesagt, daß wir am nämlichen Tage sterben würden.

Negroni (lacht). Hat er Euch auch gesagt, ob das am Abend oder am Morgen geschehen würde?

Masso. Er sagte uns, es würde am Morgen geschehen.

Negroni (lacht stärker). Euer Zigeuner wußte nicht, was er sagte. — Und liebt Ihr den jungen Menschen sehr?

Masso. So sehr, als ein Mann den andern lieben kann.

Negroni. Nun! Ihr genügt auch einander. Ihr seid glücklich.

Niaffio. Die Freundſchaft füllt nicht allein das Herz aus, Donna.

Negroni. Mein Gott, was denn?

Niaffio. Die Liebe.

Negroni. Ihr habt immer die Liebe auf den Lippen.

Niaffio. Und Ihr die Liebe in den Augen.

Negroni. Ihr ſeid ſehr ſonderbar!

Niaffio. Und Ihr ſehr ſchön! (Er faßt ſie um die Hüfte).

Negroni. Herr Graf Orſini, laßt mich!

Niaffio. Einen Kuß auf Eure Hand?

Negroni. Nein! (Sie entwicht ihm.)

Gubetta (nähert ſich Maffio). Eure Sachen ſtehen gut bei der Fürſtin.

Niaffio. Sie ſagt immer Nein zu mir.

Gubetta. In dem Munde eines Weibes iſt das Nein der ältere Bruder des Ja.

Jeppo (geſellt ſich zu ihnen, zu Maffio). Wie findeſt Du die Fürſtin Negroni?

Niaffio. Anbetungswürdig. Unter uns, ſie fängt an, mir ganz verzweifelt am Herzen zu nagen.

Jeppo. Und ihr Gaſtmahl?

Niaffio. Eine vollſtändige Orgie.

Jeppo. Die Fürſtin iſt Witwe?

Niaffio. Man ſieht es an ihrer Munterkeit.

Jeppo. Ich beſſe, Du haſt keinen Argwohn mehr gegen ihr Gaſtmahl?

Niaffio. Ich! Wie ſollt ich? Ich war ein Narr.

Jeppo (zu Gubetta). Herr von Petverana, Ihr würdet nicht glauben, daß Maffio ſich ſcheute, zum Eſſen der Fürſtin zu kommen?

Gubetta. Scheute? Warum?

Jeppo. Weil der Palaſt Negroni an den Palaſt Borgia ſtößt.

Gubetta. Zum Teufel mit der Borgia! — Trinken wir!

Jeppo (leiſe zu Maſſio). Was mir an dem Belverana gefällt, iſt, daß er die Borgia nicht leiden kann.

Maſſio (leiſe). In der That, er läßt keine Gelegenheit vorbei, ohne ſie mit einer ganz beſondern Grazie zum Teufel zu ſchicken. Dennoch, mein lieber Jeppo . . .

Jeppo. Nun!

Maſſio. Ich beobachte ſeit dem Anfang des Gaſtmahls dieſen ſogenannten Spanier. Er hat bis jetzt nichts als Waſſer getrunken.

Jeppo. Da kommt ja Dein Verdacht wieder, mein guter Freund Maſſio! Der Wein macht Dich ſonderbar meinen.

Maſſio. Vielleicht haſt Du recht. Ich bin ein Narr.

Gubetta (kommt zurück und betrachtet Maſſio von Kopf bis zu Füßen). Wißt Ihr auch, Herr Maſſio, daß Ihr für ein Leben von neunzig Jahren gebaut ſeid und daß Ihr meinem Großvater gleicht, der dieß Alter erlebte und, wie ich, Gil — Baſilio — Jerman — Franco — Felipe — Frasco Fiasquite Graf von Belverana hieß?

Jeppo (leiſe zu Maſſio). Ich heiße, Du zweifelſt jetzt nicht mehr an ſeiner ſpaniſchen Race. Er hat wenigſtens zwanzig Taufnamen. — Welche Litanei, Herr Belverana!

Gubetta. Ach unſre Eltern ſind gewöhnt, uns mehr Namen bei der Taufe, als Thaler bei der Hochzeit zu geben. Aber was haben ſie denn da unten zu lachen? (bei Seite) Die

Weiber müſſen doch einen Vorwand zum Weggehen haben. Was thun? (Er geht zurück und ſetzt ſich an die Tafel.)

Oloferno (trinkt) Bei'm Hercules, meine Herrn, ich habe nie einen herrlichern Abend verlebt! Meine Damen, verſucht dieſen Wein. Er iſt ſüßer, als Lacrimae Christi, und glühender, als der Wein von Cypern. Das iſt Syrakuſaner, meine Herren!

Gubetta (ißt). Oloferne iſt betrunken, wie es ſcheint.

Oloferno. Meine Damen, ich muß Euch einige Verſe herſagen, die ich eben gemacht habe. Ich möchte ein beſſerer Dichter ſein, als ich bin, um ſo bewunderungswürdige Frauen zu feiern.

Gubetta. Und ich möchte reicher ſein, als ich bin, um meinen Freunden ſolche Weiber zu geben.

Oloferno. Nichts iſt ſüßer, als eine ſchöne Dame und ein gutes Eſſen zu beſingen.

Gubetta. Als, die Eine zu umarmen und das Andere zu eſſen.

Oloferno. Ja, ich möchte Dichter ſein. Ich möchte mich in den Himmel ſtürzen können. Ich wollte, ich hätte zwei Flügel . . . .

Gubetta. Von einem Faſan auf meinem Teller.

Oloferno. Ich will Euch aber doch mein Sonett herſagen.

Gubetta. Bei'm Teufel, Herr Marquis Oloferne Vitellezze! Ich erlaube Euch, uns Euer Sonett nicht herzuſagen. Wir wollen trinken!

Oloferno. Ihr erlaubt mir, mein Sonett nicht herzuſagen?

Gubetta. Wie ich den Hunden erlaube, mich nicht zu

beißen, dem Pabſt, mich nicht zu ſegnen, und den Vorübergehenden, mir keine Steine in die Rippen zu werfen.

Oloferne. Teufel! Ihr beleidigt mich! Ihr Männlein von einem Spanier.

Gubetta. Ich beleidige Euch nicht, großer Coloß von einem Italiener. Ich entziehe Eurem Senett meine Aufmerkſamkeit; nichts weiter. Mein Gaumen dürſtet mehr nach Cypernwein, als meine Ohren nach Poeſie.

Oloferne. Ich will Euch Eure Ohren an die Ferſen nageln, mein ſchäbiger Herr Caſtilier!

Gubetta. Ihr ſeid ein abgeſchmackter Schlingel! Pfui! Sah man jemals ſo einen Tölpel? Sich mit Syracuſaner zu berauſchen und auszuſehen, als hätte man ſich an Bier beſoffen!

Oloferne. Wißt Ihr auch, daß ich Euch in vier Stücke hauen werde, bei'm Teufel!

Gubetta (während er einen Faſan zerlegt). Das ſage ich nicht von Euch, ich zerlege nicht ſo gemeines Geflügel. — Meine Damen, darf ich Euch von dieſem Faſan anbieten?

Oloferne (wirft ſich auf ein Meſſer). Bei Gott, ich will dem Buben die Gedärme herausreißen, und wäre er ein beſſerer Edelmann, als der Kaiſer!

Die Damen (erheben ſich). Himmel! ſie werden ſich ſchlagen!

Die Männer: Ruhig, Oloferne! (Sie entwaffnen Oloferne, der ſich auf Gubetta werfen will, unterdeſſen entfernen ſich die Damen durch die Seitenthüre).

Oloferne (ſich wehrend). Bei'm Teufel!

Gubetta. Ihr reimt ſo reichlich auf Teufel, mein lieber

Dichter, daß Ihr dieſe Damen in die Flucht gejagt habt. Ihr ſeid ſehr empfindlich und ſehr ungeſchickt.

Jeppo. Das iſt wahr. Wo zum Henker ſind ſie hingekommen?

Niaſſio. Sie hatten Furcht. Beim Meſſerziehen fliehen die Weiber.

Ascanio. Doch ſie werden wieder kommen.

Oloferno (indem er Gubetta droht). Ich werde Dich morgen finden, mein kleiner Teufel Belverana.

Gubetta. Morgen, ſobald es Euch beliebt!

Oloferno (ſetzt ſich wankend und verdrießlich nieder).

Gubetta (bricht in Lachen aus). Der Schwachkopf! die ſchönſten Weiber aus Ferrara mit einer Meſſerklinge im Stiel eines Sonetts in die Flucht zu jagen! Sich über Verſe zu ärgern! Ich glaube wohl, daß er Flügel hat. Das iſt kein Menſch, das iſt ein Vogel. Das ſetzt ſich auf die Stange, das muß auf einer Klaue ſchlafen. Das Oloferne da!

Jeppo. Macht Friede, Ihr Herren! Morgen, morgen könnt Ihr Euch in aller Höflichkeit die Kehlen abſchneiden. Beim Jupiter, Ihr werdet Euch wenigſtens wie Edelleute mit dem Degen und nicht mit Meſſern ſchlagen.

Ascanio. Da fällt mir bei, was haben wir mit unſern Degen gemacht?

Apoſtolo. Ihr vergeßt, daß man ſie uns im Vorzimmer ablegen ließ.

Gubetta. Und die Vorſicht war nöthig, ſonſt hätten wir uns vor den Damen geſchlagen. Ein von Tabak berauſchter Flamländer würde davor erröthet ſein.

Gennaro. Eine gute Vorſicht, in der That.

Maffio. Bei Gott, mein Bruder Gennaro, das iſt das erſte Wort, was Du ſeit dem Anfang des Gaſtmahls ſprichſt; auch trinkſt Du nicht. Träumſt Du von Lucretia Borgia? Gennaro! Du haſt offenbar ſo was von einer Liebſchaft mit ihr! Sage nicht: nein!

Gennaro. Gieb mir zu trinken, Maffio! Ich laſſe meine Freunde ſo wenig bei Tiſche, als im Feuer im Stich.

Ein ſchwarzer Page (zwei Flaſchen in der Hand).

Page. Meine Herren, Wein von Cypern oder von Syrakus?

Maffio. Syrakuſaner, der iſt beſſer. (Der Page füllt alle Gläſer).

Jeppo. Hole die Peſt den Oloferne! Werden die Damen nicht zurückkommen? (Er geht nach einander an die beiden Thüren) Die Thüren ſind von Außen verſchloſſen, meine Herren!

Maffio. Fange jetzt nicht an, Deinerſeits Furcht zu haben, Jeppo! Sie wollen, daß wir ſie nicht verfolgen. Das iſt ganz einfach.

Gennaro. Trinken wir, meine Herren! (Sie ſtoßen mit ihren Gläſern an)

Maffio. Auf Deine Geſundheit, Gennaro! Mögeſt Du Deine Mutter bald wieder finden!

Gennaro. Möge Gott Dich erhören! (Alle trinken, Gubetta ausgenommen, der ſeinen Wein über die Schulter ſchüttet).

Maffio (leiſe zu Jeppo). Jetzt, Jeppo, hab' ich es deutlich geſehen.

Jeppo (leiſe). Was?

Maffio. Der Spanier hat nicht getrunken.

Jeppo. Nun?

Niaſſio. Er hat ſeinen Wein über die Schulter geſchüttet.

Jeppo. Er iſt betrunken, wie Du.

Niaſſio. Das iſt möglich.

Gubetta. Ein Trinklied, meine Herren! Ich will Euch ein Trinklied ſingen, was ſo viel werth iſt, als das Sonett des Marquis Cleſerne. Bei dem guten alten Schädel meines Vaters ſchwöre ich, daß ich das Lied nicht gemacht habe, ſintemal ich kein Dichter bin und nicht Geiſt genug habe, um ſich zwei Reime am Ende eines Gedankens ſchnäbeln zu laſſen. Da iſt mein Lied. Es iſt an den heiligen Peter, den Pförtner des Paradieſes, gerichtet und hat den ſeinen Gedanken zu Grunde liegen, daß der Himmel des lieben Herrgott dem Trinker gehört.

Jeppo (leiſe zu Maſſio). Er iſt mehr als betrunken, er iſt beſeſſen.

Alle (Gennaro ausgenommen). Das Lied! das Lied!
Kommt ein Trinker hinaufgeſtiegen,
Laßt ihn nicht vor der Thüre liegen,
Iſt ſeine Stimme hell und klar,
Zu ſingen in der himmliſchen Schaar: domino!

Alle (Gennaro ausgenommen). Gloria domino! (Sie ſtoßen mit den Gläſern an, indem ſie laut lachen; plötzlich hört man Stimmen in der Ferne in ſchauerlichen Tönen ſingend).

Stimmen von Außen. Sanctum et terribile nomen ejus. Initium sapientiae timor domini.

Jeppo (lacht aus vollem Halſe). Hört meine Herren! Corpo di bacco! während wir Trinklieder ſingen, ſingt das Gſindel die Veſper.

Alle. Hört!

Stimmen von Außen (etwas mehr in der Nähe) Nisi dominus custodierit civitatem, frustra vigilat qui custodit eam. (Alle brechen in Lachen aus.)

Jeppo. Ganz reiner Kirchengesang.

Niaffio. Eine Prozession, die vorübergeht.

Gennaro. Um Mitternacht! das ist etwas spät.

Jeppo. Pah! fahrt fort, Herr v. Belverana.

Stimmen von Außen (indem sie näher und näher kommen.) Oculos habent, et non videbunt. Nares habent, et non odorabunt. Aures habent, et non audient. (Alle lachen stärker.)

Jeppo. Wie die Mönche plärren!

Niaffio. Sieh' doch, Gennaro, die Lampen erlöschen. Wir werden gleich im Finstern sitzen. (Die Lampen brennen düster, als wenn sie kein Oel mehr hätten.)

Stimmen von Außen (noch näher.) Manus habent, et non palpabunt; pedes habent, et non ambulabunt; non clamabunt in gutture suo.

Gennaro. Die Stimmen scheinen sich zu nähern.

Jeppo. Es ist mir, als ob die Prozession in diesem Augenblick unter unsern Fenstern wäre.

Niaffio. Es sind Todtengebete.

Asanio. Das ist ein Leichenbegängniß.

Jeppo. Trinken wir auf die Gesundheit dessen, den sie begraben.

Gubetta. Wißt Ihr denn, ob es nicht mehrere sind?

Jeppo. Nun denn, auf die Gesundheit von Allen!

Apostolo (zu Gubetta.) Brave! fahren wir fort mit unserm Gebet zum heiligen Peter.

Gubetta. Sprecht doch höflicher. Man sagt zu dem

Herrn: Sanct Peter, ſehr ehrbarem Thürſteher und wohlbeſtalltem Kerkermeiſter des Paradieſes. (Er ſingt.)

Kommt ein Trinker heraufgeſtiegen,
Laß ihn nicht vor der Thüre liegen,
Iſt ſeine Stimme hell und klar,
Zu ſingen in der himmliſchen Schaar: domino!

Alle. Gloria domino!

Sperr' auf das Thor, ſo weit du kannſt,
Dem Trinker mit dem dicken Wanſt,
Daß man im Himmel ſchwören ſollt',
Es käm' ein Faß hereingerollt.

Alle. (ſtoßen unter Gelächter mit den Gläſern an.) Gloria domino! (Die große Thüre im Hintergrund öffnet ſich ohne Geräuſch in ihrer ganzen Breite. Man erblickt einen weiten, ſchwarz ausgeſchlagenen, durch einige Fackeln erleuchteten Saal mit einem großen ſilbernen Kreuz im Hintergrund. Schwarze und weiße Büßende, von denen man nichts als die Augen durch die Löcher ihrer Capuzen ſieht, treten in einer langen Reihe, Fackeln in den Händen, durch die große Thüre ein, während ſie laut und in unheimlichem Ton ſingen: „De profundis clamavi ad te, domine!" — dann ſtellen ſie ſich ſchweigend zu beiden Seiten des Saales auf und bleiben daſelbſt unbeweglich, wie Statuen, ſtehen, während die jungen Edelleute ſie erſtaunt betrachten.)

Riaſſio. Was ſoll das heißen?

Jeppo (mit gezwungenem Lachen.) Das iſt ein Scherz; ich wette mein Pferd gegen ein Ferkel und meinen Namen Livretto gegen den Namen Borgia, daß dies unſre allerliebſten Damen ſind, die ſich verkleidet haben, um uns auf die Probe zu ſtellen, und daß, wenn wir zufällig eine von dieſen Capuzen aufſchlagen, wir darunter das friſche und boshafte Geſicht eines ſchönen Weibes finden werden. Seht nur!

(Er hebt lachend eine der Capuzen auf und bleibt wie verſteinert ſtehen, indem er darunter das gelbe Geſicht eines Mönches erblickt, der unbeweglich, die Fackel in der Hand, mit niedergeſchlagenen Augen ſtehen bleibt. Er läßt die Capuze fallen und fährt zurück.) Das fängt an, ſeltſam zu werden!

Maſſio. Ich weiß nicht, warum mir das Blut in den Adern ſtockt. (Die Mönche ſingen mit heller Stimme: Conquassabit capita in terra multorum!)

Jeppo. Weich' abſcheuliche Falle! Unſre Degen! unſre Degen! Ha, meine Herren, wir ſind bei dem Teufel!

Lucretia (ſchwarz gekleidet, erſcheint plötzlich auf der Schwelle der Thüre.) Ihr ſeid bei mir!

III.

Vermiſchte Schriften.

Der Hessische Landbote.

Der Heſſiſche Landbote.

Erſte Botſchaft.

Darmſtadt, im Juli 1834.

Vorbericht.

Dieſes Blatt ſoll dem heſſiſchen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit ſagt, wird gehenkt; ja ſogar der, welcher die Wahrheit lieſt, wird durch meineidige Richter vielleicht geſtraft. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, Folgendes zu beobachten:

1. Sie müſſen das Blatt ſorgfältig außerhalb ihres Hauſes vor der Polizei verwahren;
2. ſie dürfen es nur an treue Freunde mittheilen;
3. denen, welchen ſie nicht trauen, wie ſich ſelbſt, dürfen ſie es nur heimlich hinlegen;
4. würde das Blatt dennoch bei einem gefunden, der es geleſen hat, ſo muß er geſtehen, daß er es eben dem Kreisrath habe bringen wollen;
5. wer das Blatt nicht geleſen hat, wenn man es bei ihm findet, der iſt natürlich ohne Schuld.

Friede den Hütten! Krieg den Palläſten!

Im Jahre 1834 ſiehet es aus, als würde die Bibel Lügen geſtraft. Es ſieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am fünften Tage und die Fürſten und Vor-

nehmen am sechsten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit dem Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Aecker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogthum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden, als

1. Direkte Steuern . .	2,128,131	fl.
2. Indirekte Steuern .	2,478,264	„
3. Domänen	1,547,394	„
4. Regalien	46,938	„
5. Geldstrafen	98,511	„
6. Verschiedene Quellen .	64,198	„
	6,363,363	fl.

Dieses Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nöthig, die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für ein gewaltiges Ding, der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Lande,

und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also sind Alle; die Ordner im Staate sind die Gesetze, durch welche das Wohl Aller gesichert wird, und die aus dem Wohl Aller hervorgehen sollen. — Seht nun, was man in dem Großherzogthum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten! 700,000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d. h. sie werden zu Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.

Wer sind denn die, welche diese Ordnung gemacht haben, und die wachen, diese Ordnung zu erhalten? Das ist die Großherzogliche Regierung. Die Regierung wird gebildet von dem Großherzog und seinen obersten Beamten, die anderen Beamten sind Männer, die von der Regierung berufen werden, um jene Ordnung in Kraft zu erhalten. Ihre Anzahl ist Legion: Staatsräthe und Regierungsräthe, Landräthe und Kreisräthe, Geistliche Räthe und Schulräthe, Finanzräthe und Forsträthe u. s. w. mit allem ihrem Heer von Sekretären u. s. w. Das Volk ist ihre Heerde, sie sind seine Hirten, Melker und Schinder; sie haben die Häute der Bauern an, der Raub der Armen ist in ihrem Hause; die Thränen der Wittwen und Waisen sind das Schmalz auf ihren Gesichtern; sie herrschen frei und ermahnen das Volk zur Knechtschaft. Ihnen gebt ihr 6,000,000 fl. Abgaben; sie haben dafür die Mühe, euch zu regieren; d. h. sich von euch füttern zu lassen und euch euere Menschen- und Bürgerrechte zu rauben. Sehet, was die Ernte eueres Schweißes ist!

Für das Miniſterium des Innern und der Gerechtigkeitspflege werden bezahlt 1,110,607 Gulden. Dafür habt ihr einen Wuſt von Geſetzen, zuſammengehäuft aus willkürlichen Verordnungen aller Jahrhunderte, meiſt geſchrieben in einer fremden Sprache. Der Unſinn aller vorigen Geſchlechter hat ſich darin auf euch vererbt, der Druck, unter dem ſie erlagen, ſich auf euch fortgewälzt. Das Geſetz iſt das Eigenthum einer unbedeutenden Klaſſe von Vornehmen und Gelehrten, die ſich durch ihr eigenes Machwerk die Herrſchaft zuſpricht. Dieſe Gerechtigkeit iſt nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer ſchinde; ſie ſpricht nach Geſetzen, die ihr nicht verſteht, nach Grundſätzen, von denen ihr nichts wißt, Urtheile, von denen ihr nichts begreift. Unbeſtechlich iſt ſie, weil ſie ſich gerade theuer genug bezahlen läßt, um keine Beſtechung zu brauchen. Aber die meiſten ihrer Diener ſind der Regierung mit Haut und Haar verkauft. Ihre Ruheſtühle ſtehen auf einem Geldhaufen von 461,373 Gulden (ſo viel betragen die Ausgaben für die Gerichtshöfe und die Kriminalkoſten). Die Fräcke, Stöcke und Säbel ihrer unverletzlichen Diener ſind mit dem Silber von 197,502 Gulden beſchlagen (ſo viel koſtet die Polizei überhaupt, die Gensdarmerie u. ſ. w.) Die Juſtiz iſt in Deutſchland ſeit Jahrhunderten die Hure der deutſchen Fürſten. Jeden Schritt zu ihr müßt ihr mit Silber pflaſtern, und mit Armuth und Erniedrigung erkauft ihr ihre Sprüche. Denkt an das Stempelpapier, denkt an euer Bücken in den Amtsſtuben und euer Wacheſtehen vor denſelben. Denkt an die Sporteln für Schreiber und Gerichtsdiener. Ihr dürft euern Nachbar verklagen, der euch eine Kartoffel ſtiehlt; aber klagt einmal über den Diebſtahl,

der von Staatswegen unter dem Namen von Abgaben und Steuern jeden Tag an euerem Eigenthum begangen wird, damit eine Legion unnützer Beamten sich von euerem Schweiße mästen! klagt einmal, daß ihr der Willkühr einiger Fettwänste überlassen seid, und daß diese Willkühr Gesetz heißt, klagt, daß ihr die Ackergäule des Staates seid, klagt über euere verlorenen Menschenrechte: Wo sind die Gerichtshöfe, die eure Klage annehmen, wo die Richter, die rechtsprechen? — Die Ketten eurer Vogelsberger Mitbürger, die man nach Rockenberg schleppte, werden euch Antwort geben.

Und will endlich ein Richter oder ein andrer Beamter von den Wenigen, welchen das Recht und das gemeine Wohl lieber ist, als ihr Bauch und der Mammon, ein Volksrath und kein Volksschinder sein, so wird er von den obersten Räthen des Fürsten selber geschunden.

Für das Ministerium der Finanzen 1,551,502 Fl.

Damit werden die Finanzräthe, Obereinnehmer, Steuerboten, die Untererheber besoldet. Dafür wird der Ertrag euerer Aecker berechnet und eure Köpfe gezählt, der Boden unter euren Füßen, der Bissen zwischen euren Zähnen ist besteuert. Dafür sitzen die Herrn in Fräcken beisammen, und das Volk steht nackt und gebückt vor ihnen, sie legen die Hände an seine Lenden und Schultern und rechnen aus, wie viel es noch tragen kann, und wenn sie barmherzig sind, so geschieht es nur, wie man ein Vieh schont, das man nicht so sehr angreifen will.

Für das Militär wird bezahlt 914,820 Gulden.

Dafür kriegen eure Söhne einen bunten Rock auf den Leib, ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter und dürfen jeden Herbst einmal blind schießen und erzählen, wie

die Herrn vom Hof und die ungerathenen Buben vom Adel allen Kindern ehrlicher Leute vorgehen, und mit ihnen in den breiten Straßen der Städte herumziehen mit Trommeln und Trompeten. Für jene 900,000 Gulden müssen eure Söhne den Tyrannen schwören und Wache halten an ihren Palläſten. Mit ihren Trommeln übertäuben ſie eure Seufzer, mit ihren Kolben zerſchmettern ſie euch den Schädel, wenn ihr zu denken wagt, daß ihr freie Menſchen ſeid. Sie ſind die geſetzlichen Mörder, welche die geſetzlichen Räuber ſchützen, denkt an Södel! Eure Brüder, eure Kinder waren dort Brüder- und Vatermörder.

Für die Penſionen 480,000 Gulden.

Dafür werden die Beamten auf's Polſter gelegt, wenn ſie eine gewiſſe Zeit dem Staate treu gedient haben, d. h. wenn ſie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schinderei geweſen, die man Ordnung und Geſetz heißt.

Für das Staatsminiſterium und den Staatsrath 174,600 Gulden.

Die größten Schurken ſtehen wohl jetzt allerwärts in Deutſchland den Fürſten am nächſten, wenigſtens im Großherzogthum. Kommt ja ein ehrlicher Mann in einen Staatsrath, ſo wird er ausgeſtoßen. Könnte aber auch ein ehrlicher Mann jetzo Miniſter ſein oder bleiben, ſo wäre er, wie die Sachen ſtehen in Deutſchland, nur eine Drathpuppe, an der die fürſtliche Puppe zieht, und an dem fürſtlichen Popanz zieht wieder ein Kammerdiener oder ein Kutſcher oder ſeine Frau und ein Günſtling oder ſein Halbbruder — oder alle zuſammen.

In Deutſchland ſtehet es jetzt wie der Prophet Micha ſchreibt, Cap. 7, V. 3 und 4: „die Gewaltigen rathen nach

ihrem Muthwillen, Schaden zu thun, und drehen es, wie sie es wollen. Der Beste ist unter ihnen wie ein Dorn, und der Redlichste wie eine Hecke.“ Ihr müßt die Dörner und Hecken theuer bezahlen; denn ihr müßt ferner für das großherzogliche Haus und den Hofstaat 827,772 Gulden bezahlen. Die Anstalten, die Leute, von denen ich bis jetzt gesprochen, sind nur Werkzeuge, sind nur Diener. Sie thun nichts in ihrem Namen, unter der Ernennung zu ihrem Amt steht ein L., das bedeutet Ludwig von Gottes Gnaden, und sie sprechen in Ehrfurcht: „im Namen des Großherzogs“. Dies ist ihr Feldgeschrei, wenn sie euer Geräth versteigern, euer Vieh wegtreiben, euch in den Kerker werfen. Im Namen des Großherzogs sagen sie, und der Mensch den sie so nennen, heißt: unverletzlich, heilig, souverain, königliche Hoheit. Aber tretet zu dem Menschenkinde und blickt durch seinen Fürstenmantel. Es ißt, wenn es hungert, und schläft, wenn sein Auge dunkel wird. Sehet: es kroch so nackt und weich in die Welt, wie ihr und wird so hart und steif hinausgetragen, wie ihr, und doch hat es seinen Fuß auf eurem Nacken, hat 700,000 Menschen an seinem Pflug, hat Minister, die verantwortlich sind für das, was es thut, hat Gewalt über euer Eigenthum durch die Steuern, die es ausschreibt, über euer Leben durch die Gesetze, die es macht, es hat adlige Herrn und Damen um sich, die man Hofstaat heißt, und seine göttliche Gewalt vererbt sich auf seine Kinder mit Weibern, welche aus ebenso übermenschlichen Geschlechtern sind. — Wehe über Euch Götzendiener! Ihr seid wie die Heiden, die das Krokodill anbeten, von dem sie zerrissen werden. Ihr setzt ihm eine Krone auf, aber es ist eine Dornenkrone, die ihr euch selbst in den Kopf drückt; ihr

geht ihm ein Scepter in die Hand, aber es iſt eine Ruthe, womit ihr gezüchtigt werdet; ihr ſetzt ihn auf euren Thron, aber es iſt ein Marterſtuhl für euch und eure Kinder. Der Fürſt iſt der Kopf des Blutegels, der über euch hinkriecht, die Miniſter ſind ſeine Zähne, und die Beamten ſein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herrn, denen er die hohen Stellen vertheilt, ſind Schröpfköpfe, die er dem Lande ſetzt. Das L. das unter ſeinen Verordnungen ſteht, iſt das Malzeichen des Thieres, das die Götzendiener unſerer Zeit anbeten. Der Fürſtenmantel iſt der Teppich, auf dem ſich die Herrn und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinander wälzen — mit Orden und Bändern decken ſie ihre Geſchwüre, und mit koſtbaren Gewändern bekleiden ſie ihre ausſätzigen Leiber. Die Töchter des Volks ſind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volks ihre Lakaien und Soldaten. Geht einmal nach Darmſtadt und ſeht, wie die Herrn ſich für euer Geld dort luſtig machen, und erzählt dann euern hungernden Weibern und Kindern, daß ihr Brod an fremden Bäuchen herrlich angeſchlagen ſei, erzählt ihnen von den ſchönen Kleidern, die in ihrem Schweiß gefärbt, und von den zierlichen Bändern, die aus den Schwielen ihrer Hände geſchnitten ſind, erzählt von den ſtattlichen Häuſern, die aus den Knochen des Volks gebaut ſind; und dann kriecht in eure rauchigen Hütten und bückt euch auf euren ſteinigten Aeckern, damit eure Kinder auch einmal hingehen können, wenn ein Erbprinz mit einer Erbprinzeſſin für einen anderen Erbprinzen Rath ſchaffen will, und durch die geöffneten Glasthüren das Tiſchtuch ſehen, woran die Herrn ſpeiſen, und die Lampen riechen, aus denen man mit dem Fett der Bauern illuminirt. Das alles

duldet ihr, weil euch Schurken sagen: „diese Regierung sei von Gott.“ Diese Regierung ist nicht von Gott, sondern vom Vater der Lügen. Diese deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit, sondern die rechtmäßige Obrigkeit, den deutschen Kaiser, der vormals vom Volke frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verrathen. Aus Verrath und Meineid, und nicht aus der Wahl des Volkes ist die Gewalt der deutschen Fürsten hervorgegangen und darum ist ihr Wesen und Thun von Gott verflucht; ihre Weisheit ist Trug, ihre Gerechtigkeit ist Schinderei. Sie zertreten das Land und zerschlagen die Personen des Elenden. Ihr lästert Gott, wenn ihr einen dieser Fürsten einen Gesalbten des Herrn nennt, das heißt: Gott habe die Teufel gesalbt und zu Fürsten über die deutsche Erde gesetzt. Deutschland, unser liebes Vaterland, haben diese Fürsten zerrissen, den Kaiser, den unsere freien Vorältern wählten, haben diese Fürsten verrathen, und nun fordern diese Verräther und Menschenquäler Treue von euch! Doch das Reich der Finsterniß neiget sich zum Ende. Ueber ein Kleines und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer vom Volke gewählten Obrigkeit wieder auferstehen. Die heilige Schrift sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Was ist aber dieser Fürsten. — der Verräther? — Das Theil von Judas!

Für die Landstände 16,000 Gulden.

Im Jahre 1789 war das Volk in Frankreich müde, länger die Schindmähre seines Königs zu sein. Es erhob sich und berief Männer, denen es vertraute, und die Männer traten zusammen und sagten, ein König sei ein Mensch wie ein anderer auch, er sei nur der erste Diener im Staat, er

müsse sich vor dem Volk verantworten, und wenn er sein Amt schlecht verwalte, könne er zur Strafe gezogen werden. Dann erklärten sie die Rechte des Menschen: „Keiner erbt vor dem Andern mit der Geburt ein Recht oder einen Titel, keiner erwirbt mit dem Eigenthum ein Recht vor dem Andern. Die höchste Gewalt ist in dem Willen Aller oder der Mehrzahl. Dieser Wille ist das Gesetz, er thut sich kund durch die Landstände oder die Vertreter des Volks, sie werden von Allen gewählt, und jeder kann gewählt werden; diese Gewählten sprechen den Willen ihrer Wähler aus, und so entspricht der Wille der Mehrzahl unter ihnen dem Willen der Mehrzahl unter dem Volke; der König hat nur für die Ausübung der von ihnen erlassenen Gesetze zu sorgen." Der König schwur, dieser Verfassung treu zu sein, er wurde aber meineidig an dem Volke und das Volk richtete ihn, wie es einem Verräther geziemt, dann schafften die Franzosen die erbliche Königswürde ab und wählten frei eine neue Obrigkeit, wozu jedes Volk nach der Vernunft und der heiligen Schrift das Recht hat. Die Männer, die über die Vollziehung der Gesetze wachen sollten, wurden von der Versammlung der Volksvertreter ernannt, sie bildeten die neue Obrigkeit. So waren Regierung und Gesetzgeber vom Volk gewählt und Frankreich war ein Freistaat.

Die übrigen Könige aber entsetzten sich vor der Gewalt des französischen Volkes, sie dachten, sie könnten alle über der ersten Königsleiche den Hals brechen, und ihre mißhandelten Unterthanen möchten bei dem Freiheitsrufe der Franken erwachen. Mit gewaltigem Kriegsgeräth und reisigem Zeug stürzten sie von allen Seiten auf Frankreich, und ein großer Theil der Adeligen und Vornehmen im Lande

stand auf und schlug sich zu dem Feinde. Da ergrimmte das Volk und erhob sich in seiner Kraft. Es erdrückte die Verräther und zerschmetterte die Söldner der Könige. Die junge Freiheit wuchs im Blut der Tyrannen, und vor ihrer Stimme bebten die Throne und jauchzten die Völker. Aber die Franzosen verkauften selbst ihre junge Freiheit für den Ruhm, den ihnen Napoleon darbot und erhoben ihn auf den Kaiserthron. — Da ließ der Allmächtige das Heer des Kaisers in Rußland erfrieren und züchtigte Frankreich durch die Knute der Kosaken und gab den Franzosen die dickwanstigen Bourbonen wieder zu Königen, damit Frankreich sich bekehre vom Götzendienst der erblichen Königsherrschaft und dem Gotte diene, der die Menschen frei und gleich geschaffen. Aber als die Zeit seiner Strafe verflossen war, und tapfere Männer im Julius 1830 den meineidigen König Karl den Zehnten aus dem Lande jagten, da wendete dennoch das befreite Frankreich sich abermals zur halb-verblichen Königsherrschaft und band sich in dem Heuchler Louis Philipp eine neue Zuchtrute auf. In Deutschland und ganz Europa aber war große Freude, als der zehnte Karl vom Thron gestürzt ward, und die unterdrückten deutschen Länder richteten sich zum Kampfe für die Freiheit. Da rathschlagten die Fürsten, wie sie dem Grimm des Volkes entgehen sollten und die listigen unter ihnen sagten: Laßt uns einen Theil unserer Gewalt abgeben, daß wir das Uebrige behalten. Und sie traten vor das Volk und sprachen: Wir wollen euch die Freiheit schenken, um die ihr kämpfen wollt. — Und zitternd vor Furcht warfen sie einige Brocken hin und sprachen von ihrer Gnade. Das Volk traute ihnen leider und legte sich zur Ruhe. — Und so ward Deutschland betrogen wie Frankreich.

Denn was sind diese Verfassungen in Deutschland? Nichts als leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner für sich herausgeklopft haben. Was sind unsere Landtage? Nichts als langsame Fuhrwerke, die man einmal oder zweimal wohl der Raubgier der Fürsten und ihrer Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheit bauen kann. Was sind unsere Wahlgesetze? Nichts als Verletzungen der Bürger- und Menschenrechte der meisten Deutschen. Denkt an das Wahlgesetz im Großherzogthum, wornach keiner gewählt werden kann, der nicht hoch begütert ist, wie rechtschaffen und gutgesinnt er auch sei, wohl aber der Bielmann, der euch um die zwei Millionen bestehlen wollte. Denkt an die Verfassung des Großherzogthums. — Nach den Artikeln derselben ist der Großherzog unverletzlich, heilig und unverantwortlich. Seine Würde ist erblich in seiner Familie, er hat das Recht Krieg zu führen und ausschließliche Verfügung über das Militär. Er beruft die Landstände, vertagt sie oder löst sie auf. Die Stände dürfen keinen Gesetzesvorschlag machen, sondern sie müssen um das Gesetz bitten und dem Gutdünken des Fürsten bleibt es unbedingt überlassen, es zu geben oder zu verweigern. Er bleibt im Besitze einer fast unumschränkten Gewalt, nur darf er keine neuen Gesetze machen und keine neuen Steuern ausschreiben ohne Zustimmung der Stände. Aber theils kehrt er sich nicht an diese Zustimmung, theils genügen ihm die alten Gesetze, die das Werk der Fürstengewalt sind, und er bedarf darum keiner neuen Gesetze. Eine solche Verfassung ist ein elend jämmerlich Ding. Was ist von Ständen zu erwarten, die an eine solche Verfassung gebunden sind? Wenn unter den Gewählten auch keine Volksverräther und

feige Memmen wären, wenn sie aus lauter entschlossenen Volksfreunden bestünden?! Was ist von Ständen zu erwarten, die kaum die elenden Fetzen einer armseligen Verfassung zu vertheidigen vermögen! — Der einzige Widerstand, den sie zu leisten vermochten, war die Verweigerung der zwei Millionen Gulden, die sich der Großherzog von dem überschuldeten Volke wollte schenken lassen zur Bezahlung seiner Schulden. Hätten aber auch die Landstände des Großherzogthums genügende Rechte, und hätte das Großherzogthum, aber nur das Großherzogthum allein, eine wahrhafte Verfassung, so würde die Herrlichkeit doch bald zu Ende sein. Die Raubgeier in Wien und Berlin würden ihre Henkersklauen ausstrecken, und die kleine Freiheit mit Rumpf und Stumpf ausrotten. Das ganze deutsche Volk muß sich die Freiheit erringen. Und diese Zeit, geliebte Mitbürger, ist nicht ferne. Der Herr hat das schöne deutsche Land, das viele Jahrhunderte das herrlichste Reich der Erde war, in die Hände der Fremden und einheimischen Schinder gegeben, weil das Herz des deutschen Volkes von der Freiheit und Gleichheit seiner Vorältern und von der Furcht des Herrn abgefallen war, weil ihr dem Götzendienste der vielen Herrlein, Kleinherzoge und Däumlings-Könige euch ergeben hattet!

Der Herr, der den Stecken des fremden Treibers Napoleon zerbrochen hat, wird auch die Götzenbilder unserer einheimischen Tyrannen zerbrechen durch die Hände des Volkes. Wohl glänzen diese Götzenbilder von Gold und Edelsteinen, von Orden und Ehrenzeichen, aber in ihrem Innern stirbt der Wurm nicht, und ihre Füße sind von Lehm. — Gott wird euch Kraft geben, ihre Füße zu zerschmeißen, sobald ihr Euch bekehrt von dem Irrthum eures

Wandels und die Wahrheit erkennet: „daß nur ein Gott ist, und keine Götter neben ihm, die sich Hoheiten und Allerhöchste, heilig und unverantwortlich nennen lassen, daß Gott alle Menschen frei und gleich in ihren Rechten schuf, und daß keine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet ist, als die, welche auf das Vertrauen des Volkes sich gründet und vom Volke ausdrücklich oder stillschweigend erwählt ist; daß dagegen die Obrigkeit die Gewalt, aber kein Recht über ein Volk hat — nur alle von Gott ist, wie der Teufel auch von Gott ist, und daß der Gehorsam gegen eine solche Teufelsobrigkeit nur so lange gilt, bis ihre Teufelsgewalt gebrochen werden kann; — daß der Gott, der ein Volk durch Eine Sprache zu einem Leibe vereinigte, die Gewaltigen, die es zerfleischen und vertheilen oder gar in dreißig Stücke zerreißen, als Volksmörder und Tyrannen hier zeitlich und dort ewiglich strafen wird, denn die Schrift sagt: Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen; und daß der Allmächtige, der aus der Einöde ein Paradies umschaffen kann, auch ein Land des Jammers und des Elends wieder in ein Paradies umschaffen kann, wie unser theuerwerthes Deutschland war, bis seine Fürsten es zerfleischten und schunden."

Weil das deutsche Reich morsch und faul war, und die Deutschen von Gott und von der Freiheit abgefallen waren, hat Gott das Reich zu Trümmern gehen lassen, um es zu einem Freistaat zu verjüngen.

Er hat eine Zeitlang „den Satansengeln Gewalt gegeben, daß sie Deutschland mit Fäusten schlügen, er hat den Gewaltigen und Fürsten, die in der Finsterniß herrschen, den bösen Geistern unter dem Himmel (Ephes. 6.) Gewalt gegeben, daß sie Bürger und Bauern reinigten und ihr Blut

anfingen und ihren Muthwillen trieben mit Allen, die Recht und Freiheit mehr lieben als Unrecht und Knechtschaft." — Aber ihr Maß ist voll!

Sehet an das von Gott gezeichnete Scheusal, den König Ludwig von Baiern, den Gotteslästerer, der redliche Männer vor seinem Bilde niederzuknien zwingt, und die, welche die Wahrheit bezeugen, durch meineidige Richter zum Kerker verurtheilen läßt; das Schwein, das sich in allen Lasterpfützen von Italien wälzte, den Welf, der sich für seinen Baalshofstaat für immer jährlich fünf Millionen durch meineidige Landstände verwilligen läßt, und fragt dann: „Ist das eine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet?"

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus;
Du raubst, du schindest, kerkerst ein,
Du nicht von Gott, Tyrann!

Ich sage euch: Sein und seiner Mitfürsten Maaß ist voll. Gott, der Deutschland um seiner Sünden willen geschlagen hat durch diese Fürsten, wird es wieder heilen. „Er wird die Hecken und Zäune niederreißen und auf einem Haufen verbrennen."

Jesaias 27. 4. So wenig der Hecker noch wächset, womit Gott diesen König Ludwig gezeichnet hat, so wenig werden die Schandthaten dieser Fürsten noch wachsen können. Ihr Maaß ist voll. Der Herr wird ihre Körper zerschmeißen und in Deutschland wird dann Leben und Kraft als Segen der Freiheit wieder erblühen. Zu einem großen Leichenfelde haben die Fürsten die deutsche Erde gemacht, wie Ezechiel im 37. Capitel beschreibt: „der Herr führte mich auf ein weißes Feld, das voller Gebeine lag, und siehe, sie waren sehr verdorrt". Aber wie lautet des Herrn Wort zu

den verdorrten Gebeinen: „Siehe, ich will euch Adern geben und Fleisch lassen über euch wachsen, und euch mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und sollt erfahren, daß Ich der Herr bin.“ Und des Herrn Wort wird auch an Deutschland sich wahrhaftig beweisen, wie der Prophet spricht: „Siehe, es rauschte und regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebein. — Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr groß Heer.“

Wie der Prophet schreibet, also stand es bisher in Deutschland: Eure Gebeine sind verdorrt, denn die Ordnung, in der ihr lebt, ist eitel Schinderei. 6 Millionen bezahlt ihr im Großherzogthum einer Handvoll Leute, deren Willkür euer Leben und Eigenthum überlassen ist, und die anderen in dem zerrissenen Deutschland gleich also. Ihr seid rechtlos. Ihr müsset geben, was eure unersättlichen Pressor fordern, und tragen, was sie euch aufbürden.

So weit ein Tyrann blicket — und Deutschland hat deren wohl dreißig — verdorret Land und Volk. Aber wie der Prophet schreibet, so wird es bald stehen in Deutschland — der Tag der Auferstehung wird nicht säumen. In dem Leichenfelde wird sich's regen und wird rauschen, und der Neubelebten wird ein großes Heer sein.

Hebt die Augen auf und zählt das Häuflein eurer Pressor, die nur stark sind durch das Blut, das sie euch aussaugen und durch eure Arme, die ihr ihnen willenlos leihet. Ihrer sind vielleicht [illegible] im Großherzogthum und eurer sind es [illegible], und also verhält sich die Zahl des Volkes zu seinen Pressern auch im übrigen Deutschland. Wohl

dreschen sie mit dem Küstzeug und den Reisigen der Könige, aber ich sage euch: Wer das Schwert erhebt gegen das Volk, der wird durch das Schwert des Volkes umkommen. Deutschland ist jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies sein. Das deutsche Volk ist Ein Leib, ihr seid ein Glied dieses Leibes. Es ist einerlei, wo die Scheinleiche zu zucken anfängt. Wann der Herr euch seine Zeichen gibt durch die Männer, durch welche er die Völker aus der Dienstbarkeit zur Freiheit führt, dann erhebet euch, und der ganze Leib wird mit euch aufstehen.

Ihr bücktet euch lange Jahre in den Dornäckern der Knechtschaft, dann schuftet ihr einen Sommer im Weinberge der Freiheit und werdet frei sein bis ins tausendste Glied. Ihr wühltet ein langes Leben die Erde auf, dann wühlt ihr euren Tyrannen ein Grab. Ihr bautet die Zwingburgen, dann stürzt ihr sie, und bauet der Freiheit Haus. Dann könnt ihr eure Kinder frei taufen mit dem Wasser des Lebens. Und wie der Herr euch ruft durch seine Boten und Zeichen, wachet und rüstet euch im Geiste und betet ihr selbst und lehrt eure Kinder beten: „Herr, zerbrich den Stecken unserer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen — das Reich der Gerechtigkeit. Amen."

Anmerkung zum „Landboten".

Ueber die Verhältniſſe, aus denen heraus Büchner dieſes merkwürdige Pamphlet geſchrieben, über den Einfluß, welchen Pfarrer Weidig durch Streichungen und Zuſätze auf deſſen Textlaut genommen, über die Art der Verbreitung, ſo wie über die Folgen derſelben, ſind bereits in dem einleitenden Eſſay orientirende Andeutungen gegeben worden. Näheres hierüber findet ſich ferner im Anhang der vorliegenden Ausgabe, in den dort mitgetheilten Auszügen der Mitverſchworenen Büchners.

Hier habe ich nur einiger äußeren Momente zu gedenken.

Der vorſtehende Abdruck iſt der *vierte*, welcher dieſer Schrift geworden.

Nachdem ſie bekanntlich im April 1834 von Büchner verfaßt und von August Becker abgeſchrieben, im Mai von Weidig ſeinen Anſichten gemäß umgeſtaltet worden, nachdem ferner Büchner und ſein Freund Schütz im Juni das Manuſcript nach Offenbach gebracht, ging ſie endlich im Juli 1834 aus der geheimen Preſſe zu Offenbach als Flugblatt hervor. Ein Exemplar dieſes *erſten* Abdrucks, wohl das einzige, welches den Confiscationen und Verfolgungen entgangen, hat ſich als ſorgſam bewahrte Reliquie im Beſitze des Herrn Dr. Ludwig Büchner zu Darmſtadt erhalten und liegt mir vor. Es beſteht aus einem dicht bedruckten halben Bogen — acht Seiten — mittleren Octavs, das Papier iſt grau und ſchlecht, die Lettern undeutlich. Natürlich fehlt jede Angabe über Verfaſſer, Drucker und Druckjahr — auch ſonſt iſt es unverkennbar, daß die Flugſchrift heimlich, im Dunkel der Nacht, von ungeübten Leuten hergeſtellt worden. Der Satz enthält unzählige Fehler, iſt an

mehreren Stellen falsch umbrochen, einige Seiten sind verloren. In welcher Stärke dieser erste Abdruck hergestellt worden, ist nicht zu erkunden gewesen. Selbst das in der Einleitung citirte Werk Röllners, eines hessischen Richters, welcher das sämmtliche, im nachmaligen Hochverrathsprozesse gegen Weidig und Consorten aufgehäufte Actenmaterial sorgsamst verarbeitet und alle auf den „Landboten" bezüglichen Daten mit großer Treue zusammengetragen hat, weiß über dies numerische Moment ebensowenig Aufschluß zu geben, als über die Art der Herstellung: wer jene „geheime Presse" geleitet, wer die Kosten getragen u. s. w.

Hingegen ist aus einer, freilich nur ganz flüchtig hingeworfenen Mittheilung in Röllner's Werke (Actenmäßige Darlegung ꝛc. S. 107) zu entnehmen, daß von der Flugschrift auch ein zweiter Abdruck veranstaltet worden, welcher sich von dem ersten unterschieden. Mehr als dies Factum gibt Röllner nicht, in sonstigen Schriften über jene Bewegung findet es sich nirgendwo erwähnt, doch ist bei der ungemeinen Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit an der Thatsache selbst nicht zu zweifeln. Jedenfalls ist diese zweite Auflage der ersten bereits binnen zwei bis drei Wochen gefolgt. Anfang Juli 1834 wurde die erste Auflage aus Offenbach abgeholt und verbreitet, am 1. August 1834 wurde, wie bereits in der Einleitung berichtet, stud. jur. Karl Minnigerode an einem Thore Gießens verhaftet, als er eben 150 Exemplare der Flugschrift aus Offenbach nach Gießen bringen wollte. Damit war die Schrift den Behörden in die Hände gefallen, die Untersuchung begann, die Thätigkeit der Verschworenen war gelähmt. Daß sie also nach dem letztgenannten Datum noch an die Herstellung dieser zweiten Auflage geschritten, ist nicht anzunehmen; dieselbe ist daher spätestens in den letzten Tagen des Juli 1834 erfolgt. Dadurch wird auch, nebenbei bemerkt, erklärlich, warum die Verschworenen erst nach Monatsfrist den Versuch gemacht, den „Landboten" in Gießen zu verbreiten. Der erste Abdruck war bereits anderweitig vertheilt worden und es waren Exemplare der zweiten Auflage, die Minnigerode geholt. Hat sich ferner, wie Röllner ausdrücklich und gewiß nur auf Grund actenmäßiger Beweise angibt, dieser zweite Abdruck von dem ersten unterschieden, so kann es nur Pfarrer Weidig gewesen sein, der

weitere Zusätze und Aenderungen vorgenommen. Denn Büchner war ja bereits über die Aenderungen, welche Weidig an seinem Manuscript für die erste Auflage vorgenommen, so erzürnt, daß er sich, wie man im Anhang nachlesen mag, auf das heftigste darüber äußerte, ja die Arbeit nicht mehr als die seinige anerkennen wollte. Es ist also nicht anzunehmen, daß er sich an einer ferneren Umgestaltung betheiligt.

Der dritte Abdruck steht in den „Nachgelassenen Schriften, (Frankfurt, Sauerländer 1850.)" Der Herausgeber derselben, bekanntlich Dr. Ludwig Büchner, sah sich jedoch nicht in der Lage das in seinem Besitze befindliche Exemplar der ersten Auflage einfach vollinhaltlich der Ausgabe einzufügen. Das verhinderten die traurigen, politischen Verhältnisse des Jahres, in dem seine Ausgabe erschien. „Von dem Landboten" bemerkt er in der Einleitung dieser Ausgabe (N. A. S. 50) „konnten wir nur den kleinsten Theil wiedergeben. Vieles darin bezog sich auf ehemalige specielle Landesverhältnisse, Anderes würde noch heutzutage Staatsverbrechen involviren. Die gegebenen Stellen mögen zur Beurtheilung des Ganzen hinweisen, dessen Hauptwerth ein historischer ist." Freilich rettete Dr. Büchner ehrlich, was nur immer zu retten war, ohne den damals gewaltig langen Arm des Strafgerichts gegen das Buch in Bewegung zu setzen, aber der Auszug war gleichwohl nur sehr dürftig und konnte von dem eigentlichen Charakter der Schrift kaum ein richtiges Bild auch nur errathen lassen. Die kräftigsten Stellen mußten wegbleiben, ebenso alle Orts- und Personennamen, selbst der Titel der Schrift heißt da: „Der . . . . . sche Landbote".

Jene Rücksichten, welchen damals Dr. Büchner „dem Zwang gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" leider so ausgiebig Rechnung tragen mußte, sind heute nicht mehr wirksam. Der Staat „von Gottes Gnaden" existirt heute nicht mehr, der deutsche Bundestag ist todt, der deutsche Einheitsstaat ist erstanden. Die Streitschrift, welche so grimmig, mit dem glühenden Ethos einer Freiheit liebenden Seele, den Absolutismus befehdet, ist völlig gegenstandlos geworden; was sie bekämpft hat, ist längst dahin. Selbst die böswilligste Absicht wird diese Waffe nicht mehr gegen die Zustände der Gegenwart schwingen können. Heute hat diese merkwürdige

Schrift nur mehr und ausschließlich nur historischen Werth. Aber dieser ist, wie ich mich in der Einleitung nachzuweisen gemüht, so beträchtlich, daß er die vollinhaltliche Mittheilung an dieser Stelle zu einer Pflicht gemacht.

Dieser vierte Abdruck gibt wortwörtlich den ersten wieder. Nur die Druckfehler sind beseitigt, und die etwas sonderbare Orthographie ist der im ganzen Werke festgehaltenen unbequemt worden. Die lapsus calami hingegen, so auffällig sie auch sein mögen, habe ich mich zu corrigiren nicht für berechtigt gehalten. So wird zum Beispiel (S. 261) der Betrag der jährlichen Steuergelder im Großherzogthum Hessen mit 6,363,364 Gulden, auf derselben Seite mit 6,363,363 Gulden angegeben, während die Summirung der einzelnen Posten einen dritten verschiedenen Betrag (6,363,436 Gulden) ergeben würde. Und ähnlicher, nicht blos numerischer Irrthümer gibt es da noch einige. Sie sind charakteristisch für die Hast und Unruhe, in der die Schrift entstand.

Der „Landbote" ist die einzige Schrift Büchner's, welche nicht ausschließlich aus seiner Feder stammt. Man weiß, daß Weidig den „Vorbericht" so wie die biblischen Stellen, endlich den Schluß beigefügt, hingegen Vieles, was ihm zu radikal geschienen, gestrichen hatte. Insbesondere hat er überall da, wo Büchner von den „Reichen" gesprochen „die Vornehmen" eingeschoben und Alles weggelassen, was gegen die „sogenannte liberale Partei" gesagt war. „Das ursprüngliche Manuscript", meinte Becker, „hätte man als eine Predigt gegen den Mammon betrachten können, nicht so das letzte." Da dies ursprüngliche Manuscript natürlich nicht mehr aufzufinden gewesen, so ist mir nichts übrig geblieben, als den ersten Abdruck zu wiederholen, der übrigens, nach Becker's Ansicht, „noch gehässiger" ist, als Büchner's Arbeit. Hingegen lasse ich hier ein Verzeichniß jener Stellen folgen, welche gewiß oder höchst wahrscheinlich nicht von Büchner herrühren.

Es sind also von Weidig beigefügt:

S. 255. Z. 1 der Titel: „der Hessische Landbote". Büchner's Manuscript war titellos. Ferner der Nebentitel und das Datum.

S. 255 Z. 4 der „Vorbericht" „dieses Blatt soll" — bis: — „natürlich ohne Schuld".

S. 265. Z. 20. das Motto: „Friede den Hütten, Krieg den Palläsen!"

S. 265 Z. 21. „Im Jahre 1834" — bis: — „zum Gewürm gezählt." (S. 266. Z. 3.) Diese Stelle wird von Röllner (l. c. S. 106) nach den Ergebnissen der Untersuchung als Belastungsstelle gegen Weidig angeführt.

S. 270 Z. 29. „In Deutschland" bis: — „wie eine Hecke" (S. 271. S. 3).

S. 271. Z. 27. „Wehe über Euch" — bis: „zerrissen werden" (Z. 29)

S. 273 Z. 22. „Die heilige Schrift" — bis: — „Theil von Judas" (Z. 24.

S. 277 Z. 21. „Der Herr der den Secten" — bis: — „von Vehm" (S. 277. Z. 29).

Ferner im Anschluß daran:

S. 277. Z. 29. „Gott wird euch Kraft geben" — bis: — „zerfleischten und schunden" (S. 278. Z. 21).

S. 278. Z. 26. „Er hat eine Zeitlang" — bis: — „Unzucht und Knechtschaft." (S. 279. Z. 3).

S. 279 Z. 18. „Gott, der Deutschland" — bis: — „auf einem Haufen verbrennen" (S. 279. Z. 21).

S. 279. Z. 22. „Jesaias 27. 4. so wenig" — bis: — „war ein sehr groß Heer (S. 280. Z. 10).

S. 280. Z. 11. „Wie der Prophet" — bis: — „Schinderei". (S. 280. Z. 13).

S. 280. Z. 20. „Aber wie der Prophet" — bis: — „ein großes Heer sein" (S. 280. Z. 24). Endlich der Schluß:

S. 280. Z. 25. „Hebt die Augen auf" — bis zum Ende der Schrift.

Ferner bedürfen noch einige Stellen, welche sich auf lokale Verhältnisse oder Begebenheiten beziehen, einer kurzen Erläuterung.

S. 269. Z. 9. „Die Ketten eurer Vogelsberger Mitbürger, die man nach Rockenberg schleppte, werden euch Antwort geben!" Eine Anspielung auf den oberhessischen Bauernaufstand und dessen Ausgang. Die Erklärung mag Luise Büchner, die Schwester des Dichters besorgen. „Vornehmlich in den Standesherrschaften", erzählt sie in

ihrer „Deutschen Geschichte“ (Leipzig, Thomas 1875), „war die Erbitterung groß, weil dort noch die Feudallasten neben den Staatslasten auf das geringe Volk drückten. Dies war auch die Veranlassung, warum gerade in Oberhessen, wo sich noch sehr viele Standesherrschaften befinden, die Empörung in eine Art von Bauernkrieg ausartete. Sonst nirgends war dem kleinen Manne die Steuerlast so empfindlich als dort, auf einen Kopf allein konnte man 6 fl. 12 kr. rechnen. Eine Reise des neuen Regenten Ludwig II., die er bei seiner Thronbesteigung durch das Land gemacht, hatte 100,000 fl. gekostet; vorhergehende Zerwürfnisse mit den Ständen, welche die Forderung eines neuen Schloßbaues für den nunmehrigen Erbprinzen abgelehnt hatten, verbitterten die Stimmung noch mehr, namentlich in Betracht, daß die Schuldenlast des Großherzoglichen Hauses bereits eine zu den Kräften des Ländchens unverhältnißmäßige Höhe gewonnen hatte. Dieser oberhessische Aufstand war in den Septembertagen 1830 ausgebrochen; unter Trommelschlag, einem steten Anschwellen ihrer Haufen mit den Rufen: „Freiheit und Gleichheit!“ zogen die Bauernhaufen von Ort zu Ort. In Büdingen zwangen sie den Grafen Ysenburg, eine Strecke weit mit ihnen zu ziehen, von da wandten sie sich gegen Ortenberg, zerstörten in Nidda das Haus des Landrichters und breiteten sich dann in drei Richtungen nach der Wetterau, dem Vogelsberg und nach Butzbach hin aus. Das traurige Zwischenspiel fand dort ein Ende, während man sich in Darmstadt im Schlosse schon zur Flucht vorbereitete, und selbst der Bundestag in Frankfurt gezittert hatte. Der Prinz Emil, ein Bruder des Großherzogs, wurde nach Oberhessen entsendet, und drei Militärcolonnen sollten den Aufstand einschließen, als ein blutiges Zusammentreffen bei dem Dorfe Södel die Sache schnell beendigte, aber auch eine furchtbare Erbitterung zurückließ. Die Dragoner, die man von Butzbach berufen, hatten ohne weiteres, vor der gesetzlichen Aufforderung an die Leute, auseinander zu gehen, in das unbewaffnete Volk scharf eingehauen und dabei Leute verletzt und getödtet, die sich gerade bemühten, die Haufen durch vernünftiges Zureden zu zerstreuen. Es war eine große, unverantwortliche Brutalität, die dort begangen wurde, ein bedeutungsvolles Zeichen der Animosität, mit der sich bald aller-

ersten Bürger und Soldat feindselig gegenüberstehen sollten. Die Gebildeten hatten keinerlei Antheil an diesen Dingen genommen, aus denen aber eine spätere Reaction wieder neues Kapital zu schlagen wußte." Damit findet auch der Mahnruf

S. 270. Z. 10. „Denkt an Södel!" seine Erklärung.

S. 271. Z. 9. „L. das bedeutet Ludwig." Es ist hier der Großherzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt gemeint. An dieser Stelle sei auch die Bemerkung erlaubt, daß Büchner keineswegs von Haß gegen diesen Fürsten erfüllt war. Becker hat mit Recht während der Untersuchung ausgesagt: „Büchner hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die Großherzoglich Hessische Regierung; er meinte im Gegentheil, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Princip, welches er für die Ursache alles Elends hielt." (Köllner, l. c. S. 425).

S. 276. Z. 12. Groelmann, ein absolutistisch gesinnter großherzoglicher Minister, der mit den Ständen anläßlich ihrer Weigerung, Schulden der Krone auf das Land zu übertragen, in Konflikt gekommen war.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich für die vollinhaltliche Wiedergabe des „Landboten" in dieser Ausgabe die alleinige und ausschließliche Verantwortung übernehme.

K. G. Z.

Aus den anatomiſchen Schriften.

Aus der Vorleſung:

Ueber Schädelnerven.

. . . . . Es treten uns auf dem Gebiete der phyſiologiſchen und anatomiſchen Wiſſenſchaften zwei ſich gegenüberſtehende Grund-Anſichten entgegen, die ſogar ein nationelles Gepräge tragen, indem die eine in England und Frankreich, die andere in Deutſchland überwiegt. Die erſte betrachtet alle Erſcheinungen des organiſchen Lebens vom teleologiſchen Standpunkt aus; ſie findet die Löſung des Räthſels in dem Zweck, der Wirkung, in dem Nutzen der Verrichtung eines Organs. Sie kennt das Individuum nur als Etwas, das einen Zweck außer ſich erreichen ſoll, und nur in ſeiner Beſtrebung, ſich der Außenwelt gegenüber theils als Individuum, theils als Art zu behaupten. Jeder Organismus iſt für ſie eine verwickelte Maſchine, mit den künſtlichſten Mitteln verſehen, ſich bis auf einen gewiſſen Punkt zu erhalten. Das Enthüllen der ſchönſten und reinſten Formen im Menſchen, die Vollkommenheit der edelſten Organe, in denen die Pſyche faſt den Stoff zu durchbrechen und ſich hinter den leichteſten Schleiern zu bewegen ſcheint, iſt für ſie nur das Maximum

einer ſolchen Maſchine. Sie macht den Schädel zu einem künſtlichen Gewölbe mit Strebepfeilern, beſtimmt, ſeinen Bewohner, das Gehirn, zu ſchützen, — Wangen und Lippen zu einem Kau- und Reſpirationsapparat, — das Auge zu einem complicirten Glaſe, — die Augenlider und Wimpern zu deſſen Verhängen, — ja die Thräne iſt nur der Waſſertropfen, welcher es feucht erhält. Man ſieht, es iſt ein weiter Sprung von da bis zu dem Enthuſiasmus, mit dem Lavater ſich glücklich preiſt, daß er von ſo was Göttlichem, wie den Lippen, reden dürfe.

Die teleologiſche Methode bewegt ſich in einem ewigen Zirkel, indem ſie die Wirkungen der Organe als Zwecke vorausſetzt. Sie ſagt zum Beiſpiel: Soll das Auge ſeine Funktion verſehen, ſo muß die Hornhaut feucht erhalten werden, und ſomit iſt eine Thränendrüſe nöthig. Dieſe iſt alſo vorhanden, damit das Auge feucht erhalten werde, und ſomit iſt das Auftreten dieſes Organs erklärt; es gibt nichts weiter zu fragen. Die entgegengeſetzte Anſicht ſagt dagegen: die Thränendrüſe iſt nicht da, damit das Auge feucht werde, ſondern das Auge wird feucht, weil eine Thränendrüſe da iſt, oder, um ein anderes Beiſpiel zu geben, wir haben nicht Hände, damit wir greifen können, ſondern wir greifen, weil wir Hände haben. Die größtmöglichſte Zweckmäßigkeit iſt das einzige Geſetz der teleologiſchen Methode; nun fragt man aber natürlich nach dem Zwecke dieſes Zweckes, und ſo macht ſie auch ebenſo natürlich bei jeder Frage einen progressus in infinitum.

Die Natur handelt nicht nach Zwecken, ſie reiht ſich nicht in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den anderen bedingt; ſondern ſie iſt in allen ihren

Aeußerungen ſich unmittelbar ſelbſt genug. Alles, was iſt, iſt um ſeiner ſelbſt willen da. Das Geſetz dieſes Seins zu ſuchen, iſt das Ziel der, der teleologiſchen gegenüberſtehenden Anſicht, die ich die philoſophiſche nennen will. Alles, was für jene Zweck iſt, wird für dieſe Wirkung. Wo die teleologiſche Schule mit ihrer Antwort fertig iſt, fängt die Frage für die philoſophiſche an. Dieſe Frage, die uns auf allen Punkten anredet, kann ihre Antwort nur in einem Grundgeſetze für die geſammte Organiſation finden, und ſie wird für die philoſophiſche Methode das ganze körperliche Daſein des Individuums nicht zu ſeiner eigenen Erhaltung aufgebracht, ſondern es wird die Manifeſtation eines Urgeſetzes, eines Geſetzes der Schönheit, das nach den einfachſten Riſſen und Linien die höchſten und reinſten Formen hervorbringt. Alles, Form und Stoff, iſt für ſie an dies Geſetz gebunden. Alle Funktionen ſind Wirkungen deſſelben; ſie werden durch keine äußeren Zwecke beſtimmt, und ihr ſogenanntes zweckmäßes Aufeinander- und Zuſammenwirken iſt nichts weiter, als die nothwendige Harmonie in den Aeußerungen eines und deſſelben Geſetzes, deſſen Wirkungen ſich natürlich nicht gegenſeitig zerſtören.

Die Frage nach einem ſolchen Geſetze führte von ſelbſt zu den zwei Quellen der Erkenntniß, aus denen der Enthuſiasmus des abſoluten Wiſſens ſich von je berauſcht hat, der Anſchauung des Myſtikers und dem Dogmatismus des Vernunftphiloſophen. Daß es bis jetzt gelungen ſei, zwiſchen letzterem und dem Naturleben, das wir unmittelbar wahrnehmen, eine Brücke zu ſchlagen, muß die Kritik verneinen. Die Philoſophie a priori ſitzt noch in einer troſtloſen Wüſte; ſie hat einen weiten Weg zwiſchen ſich und dem friſchen

grünen Leben, und es iſt eine große Frage, ob ſie ihn je zurücklegen wird. Bei den geiſtreichen Verſuchen, die ſie gemacht hat, weiter zu kommen, muß ſie ſich mit der Reſignation begnügen, bei dem Streben handle es ſich nicht um die Erreichung des Ziels, ſondern um das Streben ſelbſt.

War nun auch nichts abſolut Befriedigendes erreicht, ſo genügte doch der Sinn dieſer Beſtrebungen, dem Naturſtudium eine andere Geſtalt zu geben; und hatte man auch die Quelle nicht gefunden, ſo hörte man doch an vielen Stellen den Strom in der Tiefe rauſchen, und an manchen Orten ſprang das Waſſer friſch und hell auf. . .

* * *

. . . Es dürfte wohl immer vergeblich ſein, die Löſung eines anatomiſchen Problems zu erhalten, wenn man ſein Erſcheinen in der verwickelteſten Form, nämlich bei dem Menſchen in's Auge faßt. Die einfachſten Formen leiten immer am Sicherſten, weil ſich in ihnen nur das Urſprüngliche, abſolut Nothwendige zeigt. Dieſe einfache Form bietet uns nun die Natur entweder vorübergehend im Fötus, oder ſtehen geblieben, ſelbſtſtändig geworden, in den niederen Wirbelthieren dar. Die Formen wechſeln jedoch beim Fötus ſo raſch und ſind oft nur ſo flüchtig angedeutet, daß man nur mit der größten Schwierigkeit zu einigermaßen genügenden Reſultaten gelangen kann, während ſie bei den niedrigen Wirbelthieren zu einer vollſtändigen Ausbildung gelangen und uns ſo die Zeit laſſen, ſie in ihrem einfachſten und beſtimmteſten Typus zu ſtudiren. Es frägt ſich alſo in unſerem Falle: Welche Schädelnerven treten bei den niedrigſten

Wirbelthieren zuerſt auf? wie verhalten ſie ſich zu den Hirnmaſſen und den Schädelwirbeln? und nach welchen Geſetzen wird, die Reihe der Wirbelthiere durch bis zum Menſchen, ihre Zahl vermehrt oder vermindert, ihr Verlauf einfacher oder verwickelter? Faßt man nun die Thatſachen zuſammen, welche die Wiſſenſchaft uns bis jetzt an die Hand gibt, ſo findet man neun Paar Schädelnerven, nämlich u. ſ. w. u. ſ. w.

Aus der Schrift:

Mémoire sur le système nerveux du barbeau.

(Ueberſetzung)

Als Reſultat meiner Arbeit glaube ich bewieſen zu haben, daß es ſechs urſprüngliche Gehirn-Nerven-Paare gibt, welchen ſechs Gehirn-Wirbel entſprechen, und daß die Entwicklung der Gehirn-Maſſen nach Maßgabe ihrer Entſtehung geſchieht. Daraus folgt, daß der Kopf das Erzeugniß einer Metamorphoſe des Rückenmarks und der Wirbel iſt, und daß die vor der Wirbelſäule gelegenen Organe des vegetativen Lebens ſich vor der Schädelkapſel, wenn auch in einem höheren Entwicklungs-Grad, wiederfinden müſſen. Jeder Wirbelkörper beſitzt zwei Knochen-Ringe. Der eine obere, welcher durch den Bogen und Dornfortſatz gebildet wird und dem Lichte zugewendet iſt, ſchließt das Rückenmark als Centralorgan des animalen Lebens ein; der untere dem Boden zugewendete umſchließt die Organe des vegetativen Lebens; er wird gebildet durch die Querfortſätze und die Rippen. Wer an der Richtigkeit dieſer Vergleichung zweifeln ſollte, möge einen der Schwanzwirbel der Fiſche betrachten; er wird die beiden Ringe, von denen ich ſeeben geſprochen, wiederfinden.

Der obere umſchließt das Central-Organ des animalen Lebens; der andere das Central-Organ des vegetativen Lebens oder die große Körper-Pulsader, ſo daß dieſe letztere, gerade ſo wie das Rückenmark, einen förmlichen Wirbelkanal beſitzt. Man denke ſich nun, daß die Theile, welche dieſen Bogen bilden, ſich nicht mehr in der Mittellinie vereinigen, und man hat die Rippen! Bei den höheren Thieren ergänzt ſich dieſer Bogen durch das Bruſtbein. Die hauptſächlichſten, vor der Wirbelſäule gelegenen und durch den unteren Bogen eingeſchloſſenen Organe des vegetativen Lebens ſind die, der Verdauung und der Athmung dienenden Röhren-Syſteme. In ähnlicher Weiſe wiederholt die Mundhöhle mit ihren Speichel-Organen das Verdauungs-Rohr mit ſeinen drüſigen Anhängen, und die Naſe das Athmungs-Rohr, indem die Knochen des Geſichtes den unteren Ring oder die Querfortſätze und Rippen der Schädelwirbel vorſtellen.

Uebrigens ſind alle dieſe Vergleichungen nur annähernder Art. Ich leugne nicht die großen Verſchiedenheiten zwiſchen Kopf und Rumpf, zwiſchen Gehirn und Rückenmark, zwiſchen Hirn-Nerven und Rückenmarks-Nerven, und will nur den urſprünglichen Typus zeigen, nach welchem ſich dieſe Theile entwickelt haben. Man kann einen ſolchen Typus nur verkennen, wenn man hartnäckig Thatſachen aufſucht, welche ſchwer zu erkennen und ſcheinbar willkürlich ſind. Die Natur iſt groß und reich, nicht weil ſie in jedem Augenblick willkürlich neue Organe für neue Verrichtungen ſchafft, ſondern weil ſie die höchſten und reinſten Formen nach dem einfachſten Plane hervorbringt.

Anmerkung des Herausgebers.

Das Fragment „Ueber Schädelnerven“ iſt dem Manuſcripte der Probevorleſung entnommen, welche Georg Büchner im Herbſte 1836 zu Zürich bei Antritt ſeiner Docentur für vergleichende Anatomie an der Univerſität hielt. Ein Theil dieſes Fragments — (der hier zuerſt mitgetheilte vom „Es treten uns auf dem Gebiete der phyſiologiſchen und anatomiſchen Wiſſenſchaften“ — bis: — „ſprang das Waſſer friſch und hell auf“) — findet ſich bereits in den „Nachgelaſſenen Schriften“ (S. 291–94) abgedruckt; den zweiten (von „Es dürfte wohl immer vergeblich ſein“ — bis zum Schluß) habe ich aus dem Original-Manuſcripte hierhergeſetzt, um über Zweck und Gang der Vorleſung mindeſtens eine flüchtige Andeutung zu geben. Leider iſt das Manuſcript ſo durch und durch ſchadhaft und zerfetzt, daß ich ſchon aus dieſem Grunde von einer Veröffentlichung des Ganzen abſehen mußte.

Das Fragment aus dem anatomiſchen Werke, welches Georg Büchner in franzöſiſcher Sprache veröffentlichte, bildet im Original den Schluß desſelben. Sein Titel lautet vollinhaltlich: „Mémoire sur le système nerveux du barbeau. (Cyprinus barbus. Barbe.) par George Büchner. Lu à la société d'histoire naturelle de Strasbourg, dans les séances du 13 Avril, du 20 Avril, et du 4 Mai 1836. 4°. 57 p. Strasbourg 1836.“ Die Arbeit wird von competenter Seite als „ſehr genau und fleißig“ gerühmt, die achtzehn Figuren, die Büchner ſeiner Darſtellung beigegeben, als „vortrefflich gezeichnet“. Von allgemeinem Intereſſe iſt nur der Schluß, es iſt alſo auch nur dieſer hier mitgetheilt worden — die Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen hat Herr Dr. Ludwig

Büchner beſorgt. Derſelbe hat dem Manuſcripte eine intereſſante Randgloſſe beigefügt, die ich hier folgen laſſe:

„Der Einfluß der um jene Zeit noch herrſchenden Goethe-Oken-Schelling'ſchen Natur-Philoſophie iſt in dieſen Aeußerungen nicht zu verkennen, obgleich ſich darin gleichzeitig eine ſehr deutliche Vorahnung der heutzutage herrſchend gewordenen und die ganze organiſche Welt in einen großen Gedanken zuſammenfaſſenden Entwicklungs-Theorie abſpiegelt. B. würde vielleicht, wenn er am Leben geblieben wäre und ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn weiter verfolgt hätte, derſelbe große Reformator der organiſchen Naturwiſſenſchaften geworden ſein, welchen wir jetzt in Darwin verehren."

Dr. Ludwig Büchner.

Dieſe Anſicht eines gefeierten Gelehrten wird es, neben dem Intereſſe, welches die Fragmente ſelbſt dem Gebildeten bieten, rechtfertigen, und zwar ſicherlich vollauf rechtfertigen, daß ich dieſer Geſammt-Ausgabe von Georg Büchners Werken auch die Auszüge aus den anatomiſchen Werken beigefügt.

K. E. F.

Aus den philoſophiſchen Schriften.

Aus der Schrift:

Geschichte der Griechischen Philosophie.

Thales.

Thales von Milet. Wird für einen der Sieben Weisen gehalten. Soll eine Reise nach Aegypten gemacht haben.

Sein Hauptlehrsatz: „Alles ist aus Wasser entstanden und löst sich wieder in Wasser auf". (Der Urstoff aller Dinge hat eine feuchte Natur. Alle Thiere entstehen aus Samen, der etwas Flüssiges enthält. Alle Pflanzen wachsen und sind fruchtbar vermöge der Feuchtigkeit. Selbst das Feuer der Sonne und der Gestirne wird durch die Ausdünstung des Wassers genährt.)

Ist, frägt Thales, das Wasser eine flüssige Masse von gleichartigen Theilen, aus welchen durch Verwandlung die übrigen Dinge geworden sind? Oder ist es eine Masse von verschiedenartigen Theilen in flüssigem Zustande, woraus alle Naturdinge durch Absonderung hervorgegangen sind?

Seine Behauptung, daß das Wasser als Grundstoff aller Dinge die unterste Stelle in der Natur einnehme und aus ihm sein jetziger Gegensatz, die feste Erde hervorgegangen, läßt schließen, daß er sich für letztere Annahme entschieden.

Thales hat keine Schriften hinterlassen und man findet daher bei den späteren Schriftstellern viele Zusätze und Folgerungen aus seinen Philosophemen.

So bei Aristoteles. Metaph. I. c. 3.
Sextus Pyrrhon. III. c. 30.
Plutarch, de plac. phil. I. 3.
Stobaeus. eclog. phys. I. c. 2.

Thales soll behauptet haben, das Universum sei voll von Göttern und der Magnet besitze eine Seele.

Aristot. De anima I. 2.

Ferner findet man bei

Cicero, de natura deorum I. c. 10.
Plutarch de decr. phil. I. c. 7.
Stobaeus eclog. phys. I. c. 3.

verzeichnet, Thales habe mit der materiellen Ursache eine wirkende verbunden, nämlich eine Intelligenz oder einen Weltgeist.

Plutarch. Conv. VII. und
Diog. Laert. 1. 9, 35

führen noch folgende Gedanken des Thales an:

„Gott ist das Aelteste, denn er ist nicht entstanden."

„Die Welt ist das Beste, denn sie ist von Gott gebildet."

„Keine That, auch nicht einmal ein Gedanke, ist Gott verborgen."

Die Ethik des Epikur.

Epikur geht in seiner Ethik von der Frage nach dem höchsten Gut oder der Glückseligkeit und ihrem Verhältniß zur Tugend aus.

Alle beseelten Wesen streben nach Vergnügen und Entfernung des Schmerzes. Darin besteht nun das höchste Gut, weil in dem Zustande des Vergnügens jedes beseelte Wesen befriedigt ist und nichts weiter begehrt.

Doch gab Epikur zu, daß es Arten des Vergnügens gebe, welche durch ihre Folgen nachtheilig sind, nur daß diese aus dem letzten Zweck des Menschen ausgeschlossen werden müßten. Uebrigens theilt Epikur das Vergnügen, so wie den Schmerz, in körperlichen und geistigen, und behauptet, daß Lust und Unlust des Geistes die überwiegenden seien, weil der Körper nur von dem gegenwärtigen Schmerz und Vergnügen, die Seele aber auch von dem vergangenen und künftigen afficirt werde. Eine andere und wichtige Eintheilung ist von der Art des Vergnügens an und für sich hergenommen.

Es gibt nämlich zweierlei Arten des Vergnügens, die eine, wenn das Gemüth angenehm afficirt wird, die zweite, wenn die Seele, ohne durch angenehme oder unangenehme Gefühle bewegt zu werden, in dem Zustande der Ruhe und Zufriedenheit ist.

Epikur rechnet nun zwar beide Arten zur Glückseligkeit, doch so, daß er der zweiten einen Vorrang zugesteht. Der Zustand der Schmerzlosigkeit ist das Ziel alles Bestrebens. Wenn eine Begierde auf den höchsten Grad gestiegen ist, so daß sie Befriedigung dringend fordert, so entsteht in der Seele ein unangenehmes Gefühl; wird die Begierde gestillt, so entspringt das Vergnügen und daraus ein Zustand der Ruhe, in welchem die Seele nichts mehr begehrt, also vollkommen beglückt ist. Dieser Zustand ist das Höchste, welches kein Vergnügen übersteigen kann. Alle Veränderung in

demſelben betrifft nicht den Grad, ſondern nur die Art und Weiſe des Vergnügens.

Daher hat auch Epikur eine andere Formel für das höchſte Gut, nämlich „*keinen Schmerz empfinden*“.

An ſich iſt kein Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Empfindungen, nur das, *was auf ſie folgt und ſie begleitet*, macht einen Unterſchied. Das Geſchäft der Vernunft iſt es, zu wählen und die große Summe des Angenehmen zuſammen zu ſetzen; hierin iſt der Entſtehungsgrund der Tugenden.

Die Tugend iſt ein Mittel zur Glückſeligkeit. Sie hat keinen Werth an ſich, ohne Rückſicht auf ihre Folgen. Tugend und Glückſeligkeit ſind unzertrennlich mit einander verbunden. Sie wird vorzüglich durch die Klugheit begründet, welche die Natur der angenehmen und unangenehmen Empfindungen erforſcht und beſtimmt, was man zu wählen, was zu meiden hat.

Unrecht iſt an ſich kein Uebel, es muß nur der etwaigen Fehler wegen gemieden werden. Es gibt kein anderes Material des Rechts, ſowohl in Geſetzen als Verträgen, als den *Nutzen* für das geſellige Leben. Hieraus geht die Veränderlichkeit des Rechts hervor, wenn nämlich ein Geſetz oder Vertrag wegen veränderter Umſtände nicht mehr den beabſichtigten Nutzen verſchafft.

Die Glückſeligkeit iſt kein Werk des bloßen Zufalls, bei welchem der Menſch ſich leidend verhält, er muß ſich ſeine Glückſeligkeit ſelbſt ſchaffen durch den Gebrauch ſeiner Vernunft. Ein Menſch, der ſeine Glückſeligkeit ſich ſelbſt verdankt, iſt eben darum auch weniger von dem Schickſal abhängig. Die Freiheit des Menſchen beſteht in der Unabhängigkeit von dem Einfluß zwingender Naturkräfte. . . . .

Aus der Monographie:

Das System des Spinoza.

Der fünfte Lehrsatz des Spinoza lautet:

„Es kann nicht mehrere Substanzen von gleicher Natur oder gleichem Attribute geben."

Dies beweist Spinoza so:

„Wenn es mehrere verschiedene Substanzen gäbe, so müßte man sie von einander entweder durch die Verschiedenheit ihrer Attribute oder ihrer Affectionen unterscheiden. Wollte man sie nun durch die Verschiedenheit ihrer Attribute unterscheiden, so müßte man zugeben, daß es nur eine Substanz von einem und demselben Attribute gäbe. Will man aber die Substanzen nach ihren Affectionen unterscheiden, so muß man dieselben, da die Substanz ihrer Natur nach eher da ist, als ihre Affectionen, ohne ihren Affect, d. h. an und für sich, betrachten, und es ist alsdann undenkbar, durch was sie von einander unterschieden werden könnten; es kann daher nicht mehrere Substanzen, sondern nur eine Substanz von derselben Natur geben."

Hiezu bemerke ich:

Dieser Satz beweist nur, daß wir Dinge von gleichen Eigenschaften, wenn wir sie *successive* betrachten (um die

Sache von der sinnlichen Seite zu nehmen) nicht von einander unterscheiden können, wir können aber dennoch wissen, daß es zwei sind, wenn wir beide zugleich sehen. — Da bis jetzt über das Wesen der Substanz nichts weiter gesagt ist, als daß eine Substanz durch sich selbst begriffen werde, so sehe ich nicht ein, warum der Umstand, daß zwei Substanzen von gleicher Natur nicht unterschieden werden können, zu dem Schlusse berechtigt, daß überhaupt das Dasein derselben unmöglich sei. *Spineza* verwechselt das Unterscheiden und das Sich denken können. Nach den vergehenden Sätzen können wir uns noch immer zwei Substanzen von gleicher Natur, und deren jede durch sich selbst begriffen wird, als nebeneinander existirend denken.

(Hiezu folgende spätere Randnote von Büchners Hand:)

Diese Anmerkung würde passen, wenn von Dingen und Affectionen der Substanz die Rede wäre, es bezieht sich hier aber Alles auf die Substanz allein. Immerhin beweist jedoch Spineza's Satz nur, daß wir zwei Substanzen von gleichen Attributen nicht von einander unterscheiden, aber keineswegs, daß sie nicht neben einander bestehen können; diese Unmöglichkeit ist durch nichts bewiesen.

Der erste Lehrsatz des Spineza lautet:

„Gott oder die aus unendlichen Attributen, deren jedes eine einige und unendliche Wesenheit ausdrückt, bestehende Substanz, existirt nothwendig."

Dies beweist Spineza so:

„Wer dies leugnet, der stelle sich, wenn er kann, vor, Gott existire nicht. Also schließt dann sein Wesen die

Existenz nicht ein, dies ist aber widersinnig, also existirt Gott nothwendig."

Dagegen bemerke ich:

Dieser Beweis läuft ziemlich auf den hinaus, daß Gott nicht anders als seiend gedacht werden könnte; was zwingt uns aber ein Wesen zu denken, das nicht anders als seiend gedacht werden kann?

Oder selbst zugegeben, wir seien durch den Lehrsatz von dem, was in sich oder in etwas Anderem ist, gezwungen, auf etwas zu kommen, was nicht anders als seiend gedacht werden kann, was berechtigt uns aber deßwegen, aus diesem Wesen das absolut Vollkommene — Gott zu machen?

Wenn man auf die Definition von Gott eingeht, so muß man auch das Dasein Gottes zugeben. Was berechtigt uns aber diese Definition zu machen?

Der Verstand?

Er kennt das Unvollkommene.

Das Gefühl?

Es kennt den Schmerz.

Stößt man sich an das Wort „Gott" nicht, lernt man die Art begreifen, wie es Spinoza anwendet, so wird man sich mit diesem Philosophen befreunden können, welcher Glaubenslosigkeit auch immer man sein mag . . .

Schon das erste Wissen des Spinozismus bringt unendliche Ruhe. Alle Glückseligkeit ist allein im Anschauen des Ewigen-Unveränderlichen. Nicht von dem Endlichen soll zum Unendlichen, nicht von den Dingen soll zu Gott fortgeschritten werden, sondern aus Gott heraus soll Alles

erkannt werden. Aber jetzt kommt die eigenthümliche Wendung des Spinozismus: die Erkenntniß soll eine intellectuelle Erkenntniß sein. Hier ist die große Kluft zwischen Malebranche und Spinoza. Beide knüpfen an Cartesius an, beide setzen das Fundament des Cartesianismus voraus, aber Malebranche wird seinem Lehrer untreu, er wendet sich zur Anschauung, er sieht alle Dinge in Gott, aber unmittelbar, ohne Raisonnement, nicht als Schlußfolgerung. Spinoza hingegen bleibt treu, die Demonstration ist ihm das einzige Band zwischen dem Absoluten und der Vernunft, ja er ist kühner als Cartesius, er dehnt das Recht der Demonstration weiter aus, der demonstrirende Verstand ist Alles und ist Allem gewachsen! . . .

Der Spinozismus ist der Enthusiasmus der Mathematik. In ihm vollendet und schließt sich die cartesianische Methode der Demonstration, erst in ihm gelangt sie zu ihrer völligen Consequenz. Erst unter Voraussetzung des Cartesianismus erhält der Spinozismus sein wissenschaftliches Fundament. Wie Spinoza durch Cartesius ergänzt werden muß, ersieht man am Besten in der Wissenschaftslehre des Spinoza.

Die ganze Identitätslehre des Spinoza ließe sich wohl am Leichtesten an den Satz knüpfen: Wenn Gott ist, weil wir ihn denken, so muß Denken und Sein eins sein. Das ist sein Grundstein.

Aus der Monographie:

Das System des Carteſius.

Die Philoſophie des Carteſius iſt aus dem Neide geboren worden. Der Philoſoph hat den Mathematiker um ſeine Sicherheit beneidet.

Wie Archimedes einen feſten Punkt, ſo begehrt Carteſius das erſte Gewiſſe. Er findet es in dem Satze: Cogito, ergo sum. In welcher (formalen) Eigenſchaft ſich aber Carteſius dieſen ſeinen erſten Grundſatz der gewiſſen Erkenntniß denkt, iſt ungewiß, er ſelbſt ſcheint ſich in dieſer Beziehung nicht klar geweſen zu ſein. Allenfalls ließe ſich noch ein hypothetiſcher Vernunftſchluß daraus bilden: Wenn etwas denkt, ſo iſt es. Ich denke. Alſo bin ich. — Zu den unmittelbaren Wahrheiten gehört der Satz gewiß nicht, obgleich dies vielfach behauptet worden iſt, ſo noch neuerdings von Hegel in der Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Denn der Grundcharakter aller unmittelbaren Wahrheit iſt das Poniren, das Affirmiren ſchlechthin, durch das ſecundäre Geſchäft des Denkens gar nicht vermittelt, weſentlich nicht einmal berührt. Ich denke, der Satz des Carteſius gehört zu der Gattung der mathematiſchen Grundſätze, welche nichts

Anderes darſtellen, alſo eine beſtimmte Anwendung der Geſetze des Denkens auf das allgemeine Materiale des Mathematikers, auf die Begriffe von Ausdehnung und Zahl. Carteſius wollte zur Gewißheit in philoſophiſchen Dingen kommen, indem er Alles verwarf, was bezweifelt werden kann. Nun fand er, daß an dem Satze: „Ich denke, alſo bin ich," ſelbſt die Möglichkeit des Zweifels zu Schanden werde, und daß dies bei keinem anderen Satze in höherem oder auch nur gleichem Maaße der Fall ſei, alſo ſei dieſer Satz gewiß und der erſte gewiſſe. Daß man aber an dieſem Satze nicht zweifeln könne, dafür brauchte er ſich nur auf den unausbleiblichen Widerſpruch zu berufen, in den man durch ſolchen Zweifel gerathen würde, ein Widerſpruch, der alles Zweifeln und Denken in demſelben Augenblicke, da man zweifelt und denkt, zu nichte machen würde. Es wird nach Carteſius alſo nur erkannt, daß es unmöglich ſei, zu denken, der Denkende ſei nicht; das iſt aber etwas blos Negatives, und der Grundcharakter aller unmittelbaren Wahrheit iſt, wie ſchon geſagt, das Poſitive, das Poniren, das Affirmiren ſchlechthin.

Es iſt ſonderbar, welche Umwege Carteſius macht, um unſeren Urſprung aus Gott zu beweiſen, er hätte es ganz im Sinne ſeines Syſtems ſchon kurzweg aus der in uns enthaltenen Idee von Gott demonſtriren können. Spinoza corrigirt ihn und führt dann aus, was Carteſius in ſeinen Sätzen ahnend und verworren ausſprach . . . „Entweder bin ich durch mich oder durch etwas Anderes, und dieſes Andere iſt entweder Gott oder nicht Gott."

Die erste Eigenschaft Gottes, welche nach Cartesius nothwendig aus seiner Definition sich ergibt, ist die, daß er höchst wahrhaft und der Geber alles Lichtes ist. Daraus folgt, daß das Licht der Natur oder das uns von Gott gegebene Erkenntnißvermögen nie einen Gegenstand ergreifen kann, der nicht wahr ist, insofern er nämlich wirklich von ihm ergriffen, d. h. klar und deutlich erkannt wird, denn mit Recht müßte Gott ein Betrüger genannt werden, hätte er uns ein verliehenes Erkenntnißvermögen gegeben, welches das Falsche für das Wahre nähme. Es ist, fährt Cartesius ferner fort, unmöglich, eine andere Thatsache, welche alle Zweifel aufheben könnte, aufzufinden, als eben das Dasein Gottes, denn ob ich gleich von der Art bin, daß ich, sobald ich etwas klar und deutlich erkenne, auch an die Wahrheit desselben glauben muß, so könnte ich doch, wenn ich nichts von Gott wüßte, auf Gründe stoßen, welche mir diese Ueberzeugung leicht nehmen könnten, so daß ich nie eine wahre und bestimmte Erkenntniß, sondern nur unbestimmte und veränderliche Meinungen hätte; daher könne auch ein Atheist nicht so gut als ein Theist von der Wahrheit eines mathematischen Satzes überzeugt sein, denn der Atheist könne ja nicht wissen, ob er nicht von Natur zum Irren bestimmt sei, während der Theist aus der Vollkommenheit Gottes das Gegentheil beweisen könne. Nach der Auffassung des Cartesius ist es also Gott, der den Abgrund zwischen Denken und Erkennen, zwischen Subject und Object ausfüllt; Gott ist ihm die Brücke zwischen dem „cogito ergo sum," zwischen dem einsamen inneren Denken einerseits und der Außenwelt andererseits. Der Versuch ist etwas naiv ausgefallen, aber man sieht doch, wie schon Cartesius mit instinctartiger Schärfe

das Grab der Philosophie abmaß. Sonderbar ist es freilich, wie er den armen lieben Gott als Leiter gebrauchte, um aus diesem Abgrunde herauszukriechen. Doch schon seine Zeitgenossen ließen ihn nicht über den Rand kommen! Sie fragten: „Kann man keiner Sache gewiß sein, noch irgend etwas klar und deutlich erkennen, ehe das Dasein Gottes mit Gewißheit erkannt worden ist, wie steht es dann mit der Wahrheit jener Sätze, welche das Dasein Gottes beweisen und alle dieser Erkenntniß vorangehen? wie mit dem Grundstein „cogito ergo sum?"

Auf diese Einwendungen hat Cartesius nur sehr unbefriedigend geantwortet, so mit der Ausflucht, daß nur allein die apodiktische Gewißheit jener Schlußsätze, welche wiederkehren können, ohne daß man auf ihre Gründe noch die gehörige Aufmerksamkeit wende, durch die gewisse Erkenntniß von Gottes Dasein bedingt sei — ein Zugeständniß, das er übrigens in der Folge wieder negirt hat. Cartesius hat übrigens den Widerspruch, worein er sich hier verwickelt, schon, wenigstens höchst wahrscheinlich, von vornherein selbst geahnt. Diese Annahme scheint mir durch die Art berechtigt, wie er sich nun bemüht, die mathematische Begründung seines Systems schärfer und präciser zu gestalten. Freilich, wie ich glaube, mit geringem Erfolge! Denn er selbst mußte wohl bald einsehen, daß kein anderer Satz seines Systems sich so bestimmt und unwiderleglich erweisen lasse, als jener erste „cogito ergo sum". Er mußte einsehen, daß dieser Satz nur der Ausdruck für das mit jeder Thätigkeit nothwendig verbundene Selbstbewußtsein sei, und daß es verlorene Mühe sein würde, einen zweiten Satz von gleicher Gewißheit zu suchen. Denn obgleich alle auf die Denkgesetze gegründeten Sätze uns ebenso

wahr ſcheinen, ſo ſteht uns nach Carteſius doch Niemand dafür, daß unſere Denkkraft ſelbſt nicht ſo eingerichtet ſei, daß wir irren müßten, darum brauchte er nothwendig für ſein Syſtem die Exiſtenz Gottes, und es blieb ihm, um ſich aus dem Abgrund ſeines Zweifels zu retten, eben nur dieß Eine, an das er ſein ganzes Syſtem hängte. Die Exiſtenz Gottes jedoch wirklich zu beweiſen, war ihm, glaub' ich, ſchon von vornherein durch den Charakter und die Triebfeder ſeines Denkens, den Zweifel, unmöglich.

Wenig befriedigend iſt die Art, wie Carteſius erklärt, warum wir Menſchen, obwohl wir nach ſeiner Anſicht unſeren Urſprung in Gott haben, doch ſo vielen Irrthümern unterworfen ſind. Je vollkommener der Künſtler, deſto vollkommener die Werke, warum ſollten juſt wir, Werke des höchſten Schöpfers, unvollkommen ſein? Und ferner: glaube ich an Gott, ſo glaube ich auch, daß er mich hätte ſo erſchaffen können, daß ich nie irre. Da er ja nun ohne Zweifel ſtets das Beſte will und vergeſorgt hat, ſo wäre es ja beſſer, ich irrte mich, als ich irrte mich nicht. Carteſius ſieht dieſen Widerſpruch ein, und nachdem er ihn vergeblich durch die Ausflucht zu heben geſucht, daß der Grund unſeres Irrthums nicht in der uns von Gott verliehenen Fähigkeit liege, ſondern nur in der Art, wie wir dieſelbe anwendeten, (eine Ausflucht, denn auch dieſe Anwendung zu regeln läge ja in Gottes Hand) muß er ſich zuletzt auf die Unbegreiflichkeit der göttlichen Abſichten berufen und zugeben, daß es freilich Gott leicht möglich geweſen wäre, alle Möglichkeit des Irrthums aus uns zu entfernen. We jedoch das Un-

begreifliche beginnt, hört eben alle Philosophie auf, und je weiter sie dem Unbegreiflichen die Grenzen steckt, desto enger ist sie selbst.

Ich glaube, daß selten ein geistreiches philosophisches System eine so unklare und widersprechende Partie enthält, als die Lehre des Cartesius von der Substanz; diese zu verfolgen ist eine unfruchtbare, unerquickliche, leider jedoch hier nicht zu vermeidende Arbeit . . .

Wer die Werke des Cartesius übersieht, gewahrt nur Anläufe und Bruchstücke. Die Hauptzüge der im dritten Buche der „Principien" abgehandelten Kosmogenie habe ich eben objectiv entwickelt; im vierten Buche „De terra" werden die physischen Eigenschaften des Erdkörpers abgehandelt. Die vier Elemente spielen die Hauptrolle, Alles wird aus ihrem gegenseitigen Verhältniß durch die willkürlichsten und abenteuerlichsten Hypothesen hergeleitet, auf die ich hier nicht weiter eingehe. Es war eigentlich sein Plan, die ganze Schöpfung aus seinen Principien herzuleiten und darzustellen, die Harmonie zwischen der Erfahrung und seinem System nachzuweisen, doch überraschte ihn der Tod. Den mathematischen Theil seiner Werke abgerechnet, sieht es in ihnen sonderbar aus. Großes Verdienst dagegen haben seine Untersuchungen über die Brechung des Lichtes, interessant sind auch seine Versuche zu einer Lehre von den Sinnen, hingegen meines Erachtens unbedeutend seine psychologischen Arbeiten.

Das System des Cartesius gab der Scholastik einen mächtigen Stoß. Frankreich, die Niederlande und Deutschland

sind die Länder, in welchen es hauptsächlich seine Rolle gespielt hat. In England und Italien machte es in geringerem Grade und nur vorübergehend Sensation. Schon bei seinem ersten Auftreten war es durch die beigefügten Einwürfe halb vernichtet; es ist denkbar, daß ein so scharfer Denker, wie Cartesius, es nicht verzog, sein System zu ändern, als es in Fetzen sammt den Messern, die es zerschnitten hatten, herausgaben.

Anmerkung des Herausgebers.

Ueber Entstehungszeit und Veranlassung der philosophischen Schriften Büchners ist bereits in dem einleitenden Essay gesprochen worden, und dort habe ich auch mein Urtheil über diese Arbeiten zu formuliren gesucht. Hier habe ich nur des Näheren über ihren Inhalt und Umfang zu referiren und darzulegen, welche Gesichtspunkte mich bei der Auswahl der verstehend mitgetheilten Proben geleitet.

Der Nachlaß enthält drei Manuscripte philosophischen Inhalts. Dieselben füllen zusammen 78 Bogen großen Schreibpapiers und sind durchweg mit sehr kleiner Schrift, sehr dicht und eng und auf beiden Seiten des Papiers, beschrieben. Im Druck würde jeder solcher Manuscriptbogen mindestens einen Druckbogen gewöhnlichen Octavs geben, das Ganze also drei starke Bände füllen.

Unter diesen drei Manuscripten ist das größte und zuerst entstandene die „Geschichte der griechischen Philosophie". Sie ist in drei Abschnitte getheilt: „Von den ältesten Zeiten bis Sokrates" — „Von Sokrates bis Zeno" — „Von Zeno bis Epikur". Ihren Inhalt bilden die zusammenfassenden Darstellungen der Systeme jeder einzelnen Philosophie und jeder Schule. Beigefügt sind die Biographien der Philosophen, Verzeichnisse der einschlägigen Literaturen, endlich übersichtliche Tabellen. Das Ganze ist eine mit staunenswerthem Fleiße zusammengetragene, überaus gewissenhafte Arbeit, welche durchweg aus den Quellen schöpft und mit größter Objectivität referirt. In den 34 eng beschriebenen Bogen findet sich kein Urtheil des Verfassers angeführt; er begnügt sich mit der Mittheilung und Darstellung der Systeme. Diese Selbstbeschränkung

geht aus dem Zwecke hervor, den Büchner bei dieser Arbeit verfolgte: aus dem Studium der Quellen das nöthige Materiale zu seinen Vorträgen zusammenzutragen. Es ist nichts weiter, als eine Vorarbeit, welche sich freilich bei fernerer Behandlung als sehr werthvoll erwiesen hätte. Wie aus einigen Blättern hervorgeht, welche mit Citaten, Seitenzahlen, Schlagwörtern und abgerissenen Sätzen kreuz und quer beschrieben sind, hatte Büchner die Absicht, dieses massenhafte Materiale zunächst zu einem Cursus akademischer Vorlesungen, welche er unter dem Titel: „Kritische Geschichte der griechischen Philosophie" ankündigen wollte, zu verarbeiten, später zu einem selbstständigen Werke. An der Ausführung dieses Planes hinderte ihn zunächst der Umstand, daß er sich in Zürich nicht für Philosophie, sondern für vergleichende Anatomie habilitirte, dann sein jäher Tod.

Wie man sieht, ist die Arbeit in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht einmal als Leitfaden des mündlichen Vortrags, geschweige denn für den Druck bestimmt gewesen. Wenn ich gleichwohl zwei kurze Proben hieraus mittheile, so geschieht es nicht, um Büchners philosophische Ansichten zu illustriren. Dazu ist die ganze Arbeit nicht geeignet, geschweige denn die beiden kleinen Abschnitte. Aber es lag mir daran, hier durch Thatsachen zu beweisen, wie gründlich und gewissenhaft Büchner alle Disciplinen, denen er sich zuwandte, betrieb, wie er sich auch in der Philosophie — um einen trivialen, aber treffenden Ausdruck zu gebrauchen — „nichts schenkte".

Anders verhält es sich mit den Proben aus den beiden anderen Arbeiten.

Es sind dies zwei Monographien über die verwandten Systeme des Spinoza und Cartesius. Da der Letztere der ältere Philosoph ist und Spinoza sein System in vielfacher Anlehnung an ihn aufgebaut, so wäre zu vermuthen, daß die Arbeit Büchners über Cartesius jener über Spinoza vorangegangen. Doch ist, wie sich aus einer Bemerkung Büchners ergibt, das Entgegengesetzte der Fall. Es scheint, daß der junge Gelehrte und angehende Docent der Ansicht gewesen, daß ein Colleg über Spinoza größeres Interesse bieten werde. Darum wollte er vor Allem Materiale für diesen Cursus zusammentragen. Doch ging, wie aus inneren Gründen nicht zu

bezweifeln, beiden Arbeiten ein eingehendes Studium beider Philosophen voraus. Während seiner Vorbereitung für den Cursus über den großen Amsterdamer Philosophen mochte Büchner zu der Ansicht gekommen sein, daß es sich im Interesse der Klarheit und des pragmatischen Zusammenhangs beider Systeme empfehlen werde, mit einem Cursus über Cartesius zu beginnen. Darum arbeitete er dann auch hiefür einen Leitfaden aus.

Die Monographie über Spinoza zerfällt, der eingehaltenen Methode nach, in zwei verschiedene Theile. Der erste, vierzehn Bogen stark, enthält eine vollständige Uebersetzung des ersten Abschnitts der Ethik des Spinoza: „De Deo". Der Uebersetzung beigefügt sind erläuternde oder polemische Anmerkungen. Daß Büchner sich entschloß, den ersten und wichtigsten Theil der Ethik selbst zu übersetzen, hat darin seinen Grund, weil er keine klare und correcte Uebersetzung vorfand. Berthold Auerbachs treffliche Verdeutschung (Stuttgart 1841) war damals noch nicht erschienen. Die Uebersetzung der Ethik, welche Wolff 1744 hatte erscheinen lassen, war völlig veraltet, die Uebersetzung der sämmtlichen Werke, welche Gwald vierzig Jahre vorher (Bera 1791—1793) herausgegeben, mochte Büchner schon deßhalb ungenügend scheinen, weil ihr ein ungenügend recensirter Text zu Grunde lag, und die relativ jüngste Arbeit endlich, die Uebersetzung von Schmitt (Berlin 1811), war ihm wohl ihrer sprachlichen Unklarheit wegen für seine Zwecke nicht entsprechend. Was nun seine eigene Arbeit betrifft, so ist sie sicherlich relativ ein Fortschritt, wird jedoch von denen seiner Nachfolger, Auerbach und v. Kirchmann (Berlin, 1869), übertroffen. Es erklärt sich dies zum Theil auch daraus, daß Büchner nur die mangelhafte Text-Recension von Paulus (Jena 1802—1803) zur Grundlage hatte. Die jetzt allgemein benützte Edition von Bruder (Leipzig 1843) war ihm natürlich nicht zugänglich.

Ueber das Verhältniß Büchners zu Spinoza und die charakteristische Bedeutung seiner Einwürfe habe ich bereits in der Einleitung gesprochen. Als Illustration hiezu mögen die beiden ersten Stellen dienen, die ich aus der Monographie mittheile. Leicht hätte ich eine Reihe ähnlicher Excurse hervorheben können, doch dürfen ja derartige Bruchstücke nicht auf allgemeines Interesse zählen, und mein

Zweck, die eben gegebene Charakteristik zu rechtfertigen, ist wohl auch jetzt schon erfüllt.

Was übrigens speciell den ersten hier mitgetheilten Grund betrifft, so braucht für den Kenner des Spinozistischen Systems wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß die Schwäche dieses berühmten Satzes von der Einheit der Substanz anderswo liegt, als da, wo sie Büchner gesucht. Es ist diesem sogar entgangen, daß Spinoza nicht einmal den formalen Beweis für diesen Satz aus dem Vorhergehenden erbracht. (Vgl. hierüber v. Kirchmann's „Erläuterungen zu Spinoza's Ethik" Berlin, Heimann 1871. S. 14 ff.).

Die weiteren vier mitgetheilten Bruchstücke sind dem zweiten Theil der Monographie entnommen. Es ist dies eine zusammenhängende Darstellung des Spinozistischen Systems, mit zahlreichen eingeflochtenen Citaten, die jedoch im Urtext wiedergegeben sind; dieselbe füllt zwar nur sieben Bogen des Manuscripts, aber in so enger Schrift, daß sie im Druck ein stattliches Bändchen geben würde. Das ist auch die einzige philosophische Schrift Büchners, die auch heute noch um ihrer Klarheit und charakteristischen Auffassung willen gedruckt zu werden verdiente. Ich habe mich hier nur auf die wenigen Bruchstücke beschränken müssen und bedauere insbesondere, daß ich Büchners Erläuterung und Darstellung des „Tractatus theologico-politicus" nicht habe mittheilen können. Ein kurzer Auszug wäre hier nicht am Platze gewesen, die vollinhaltliche Mittheilung aber hätte etwa drei Druckbogen erfordert, also zu viel Raum in der Ausgabe eines Dichters, die das gebildete Publikum überhaupt, nicht blos das philosophisch gebildete, interessiren soll.

Was endlich die dritte Schrift über das System des Cartesius betrifft, so schließt sie sich in der Methode an den zweiten Theil der oben erwähnten Monographie an: sie bietet eine selbstständige kritische Darstellung dieses Systems. Daran reiht sich noch eine ausführliche Biographie des Cartesius, endlich eine sehr fleißige Abhandlung über die Ansichten seiner Schüler und Gegner, wie denn überhaupt die ganze 23 Bogen starke Schrift mit ungemeinem Fleiße geschrieben ist.

Auch hier wurden die Proben nur unter dem Gesichtspunkte ausgewählt, die Charakteristik der Einleitung durch Beispiele zu erläutern.

K. G. J.

IV.

Briefe.

I. An die Familie.

1.

Straßburg, im October 1831.

..... Als ſich das Gerücht verbreitete, daß Romarine durch Straßburg reiſen würde, eröffneten die Studenten ſogleich eine Subſcription und beſchloſſen, ihm mit einer ſchwarzen Fahne entgegenzuziehen. Endlich traf die Nachricht hier ein, daß Romarine den Nachmittag mit den Generälen Schneider und Langermann ankommen würde. Wir verſammelten uns ſogleich in der Academie; als wir aber durch das Thor ziehen wollten, ließ der Offizier, der von der Regierung Befehl erhalten hatte, uns mit der Fahne nicht paſſiren zu laſſen, die Wache unter das Gewehr treten, um uns den Durchgang zu wehren. Doch wir brachen mit Gewalt durch und ſtellten uns drei bis vierhundert Mann ſtark an der großen Rheinbrücke auf. An uns ſchloß ſich die Nationalgarde an. Endlich erſchien Romarine, begleitet von einer Menge Reiter; ein Student hält eine Anrede, die er beantwortet, ebenſo ein Nationalgardiſt. Die Nationalgarden umgeben den Wagen und ziehen ihn; wir ſtellen uns

mit der Fahne an die Spitze des Zuges, dem ein großes Musikchor vormarschirt. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge unter Absingung der Marseillaise und der Carmagnole; überall erschallt der Ruf: Vive la liberté! vive Romarino! à bas les ministres! à bas le juste milieu! Die Stadt selbst illuminirt, an den Fenstern schwenken die Damen ihre Tücher, und Romarino wird im Triumph bis zum Gasthof gezogen, wo ihm unser Fahnenträger die Fahne mit dem Wunsch überreicht, daß diese Trauerfahne sich bald in Polens Freiheitsfahne verwandeln möge. Darauf erscheint Romarino auf dem Balkon, dankt, man ruft Vivat! — und die Comödie ist fertig. . . .

2.

Straßburg, im December 1831.

. . . . . Es sieht verzweifelt kriegerisch aus; kommt es zum Kriege, dann gibt es in Deutschland vermuthlich eine babylonische Verwirrung, und der Himmel weiß, was das Ende vom Liede sein wird. Es kann Alles gewonnen und Alles verloren werden; wenn aber die Russen über die Oder gehen, dann nehme ich den Schießprügel, und sollte ich's in Frankreich thun. Gott mag den allerdurchlauchtigsten und gesalbten Schafsköpfen gnädig sein; auf der Erde werden sie hoffentlich keine Gnade mehr finden. . . . .

3.

Straßburg, im Februar 1832.

. . . . Das einzige Interessante in politischer Beziehung ist, daß die hiesigen republikanischen Zierbengel mit rothen

Hüten herumlaufen, und daß Herr Périer die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn.* . . . . .

4.

Straßburg, im December 1832

. . . . Ich hätte beinahe vergessen zu erzählen, daß der Platz in Belagerungsstand gesetzt wird (wegen der holländischen Wirren). Unter meinem Fenster rasseln beständig die Kanonen vorbei, auf den öffentlichen Plätzen exerciren die Truppen, und das Geschütz wird auf den Wällen aufgefahren. Für eine politische Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe werth, das Ganze ist doch nur eine Comödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatscht und bezahlt. . . . .

5.

Straßburg, im Januar 1833.

. . . . . Auf Weihnachten ging ich Morgens um vier Uhr in die Frühmette ins Münster. Das düstere Gewölbe mit seinen Säulen, die Rose und die farbigen Scheiben und die knieende Menge waren nur halb vom Lampenschein erleuchtet. Der Gesang des unsichtbaren Chores schien über dem Chor und dem Altare zu schweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten. Ich bin kein Katholik und kümmerte mich wenig um das Schellen und Knieen der buntscheckigen Pfaffen, aber der Gesang allein machte mehr

* Périer, der damalige Minister des Innern, der das aufgestandene Polen im Interesse des Louis Philipp'schen Friedenssystems fallen ließ. L. B.

Eindruck auf mich, als die faden, ewig wiederkehrenden Phrasen unserer meisten Geistlichen, die Jahr aus Jahr ein an jedem Weihnachtstag meist nichts Gescheideres zu sagen wissen, als, der liebe Herrgott sei doch ein gescheidter Mann gewesen, daß er Christus grade um diese Zeit auf die Welt habe kommen lassen. —

6.

Straßburg, den 5. April 1833.

Heute erhielt ich Euren Brief mit den Erzählungen aus Frankfurt.* Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Nothwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen, wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug, um dem ewigen Maulaffen Volk seine zu eng geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen. Es ist eine blecherne Flinte und ein hölzerner Säbel, womit nur ein Deutscher die Abgeschmacktheit begehen konnte, Soldatchens zu spielen. Unsere Landstände sind eine Satyre auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20,000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand?

* Das Frankfurter Attentat betreffend. L. B.

Weil wir im Kerker geboren und großgezogen ſind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch ſtecken mit angeſchmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn geſetzlichen Zuſtand? Ein Geſetz, das die große Maſſe der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfniſſe einer unbedeutenden und verderbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dies Geſetz, unterſtützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit ſeiner Agenten, dies Geſetz iſt eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der geſunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geſchehen, keinen Theil genommen und an dem, was vielleicht geſchieht, keinen Theil nehmen werde, ſo geſchieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, ſondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer theile, welche in den Deutſchen ein zum Kampf für ſein Recht bereites Volk ſehen. Dieſe tolle Meinung führte die Frankfurter Vorfälle herbei, und der Irrthum büßte ſich ſchwer. Irren iſt übrigens keine Sünde, und die deutſche Indifferenz iſt wirklich von der Art, daß ſie alle Berechnung zu Schanden macht. Ich bedaure die Unglücklichen von Herzen. Sollte keiner von meinen Freunden in die Sache verwickelt ſein? . . . . . .

7.

Straßburg, im Mai 1833.

. . . . . So eben erhalten wir die Nachricht, daß in Neuſtadt die Soldateska über eine friedliche und unbewaffnete

Verſammlung hergefallen ſei und ohne Unterſchied mehrere Perſonen niedergemacht habe. Aehnliche Dinge ſollen ſich im übrigen Rheinbayern zugetragen haben. Die liberale Partei kann ſich darüber grade nicht beklagen; man vergilt Gleiches mit Gleichem, Gewalt mit Gewalt. Es wird ſich finden, wer der Stärkere iſt. — Wenn Ihr neulich bei hellem Wetter bis auf das Münſter hättet ſehen können, ſo hättet Ihr mich bei einem langhaarigen, bärtigen, jungen Mann ſitzend gefunden. Beſagter hatte ein rothes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen Caſhmir-Shawl, um den Cadaver einen kurzen deutſchen Rock, auf die Weſte war der Name „Rouſſeau" geſtickt, an den Beinen enge Hoſen mit Stegen, in der Hand ein modiſches Stöckchen. Ihr ſeht, die Carricatur iſt aus mehreren Jahrhunderten und Welttheilen zuſammengeſetzt: Aſien um den Hals, Deutſchland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er iſt ein Kosmopolit — nein, er iſt mehr, er iſt St. Simoniſt! Ihr denkt nun, ich hätte mit einem Narren geſprochen, und Ihr irrt. Es iſt ein liebenswürdiger junger Mann, viel gereiſt. — Ohne ſein fatales Coſtüm hätte ich nie den St. Simoniſten verſpürt, wenn er nicht von der femme in Deutſchland geſprochen hätte. Bei den Simoniſten ſind Mann und Frau gleich, ſie haben gleiche politiſche Rechte. Sie haben nun ihren père, der iſt St. Simon, ihr Stifter; aber billigerweiſe müßten ſie auch eine mère haben. Die iſt aber noch zu ſuchen, und da haben ſie ſich denn auf den Weg gemacht, wie Saul nach ſeines Vaters Eſeln, mit dem Unterſchied, daß — denn im neunzehnten Jahrhundert iſt die Welt gar weit vorangeſchritten — daß die Eſel diesmal den Saul

ſuchen. Rouſſeau mit noch einem Gefährten (beide verſtehen kein Wort deutſch) wollten die femme in Deutſchland ſuchen, man beging aber die intolerante Dummheit, ſie zurückzuweiſen. Ich ſagte ihm, er hätte nicht viel an den Weibern, die Weiber aber viel an ihm verloren; bei den Einen hätte er ſich ennuyirt und über die Anderen gelacht. Er bleibt jetzt in Straßburg, ſteckt die Hände in die Taſchen und predigt dem Volke die Arbeit, wird für ſeine Capacität gut bezahlt und marche vers les femmes, wie er ſich ausdrückt. Er iſt übrigens beneidenswerth, führt das bequemſte Leben unter der Sonne, und ich möchte aus purer Faulheit St. Simoniſt werden, denn man müßte mir meine Capacität gehörig honoriren. . . . . .

8.

Straßburg. Ende Mai 1833.

Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig ſein; ich werde nicht nach Freiburg gehen und ebenſowenig wie im vorigen Jahre an einer Verſammlung theilnehmen.

9.

Straßburg. im Juni 1833

. . . . . Ich werde zwar immer meinen Grundſätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das nothwendige Bedürfniß der großen Maſſe Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der Einzelnen vergebliches Thorenwerk iſt. Sie ſchreiben, man lieſt ſie nicht; ſie ſchreien, man hört ſie nicht; ſie handeln, man hilft ihnen nicht. — Ihr könnt voraus-

ſehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderſtreiche nicht einlaſſen werde.

10.

Straßburg, den 8. Juli 1833.

(Reiſe in die Vogeſen.)

Bald im Thal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum ſogenannten weißen und ſchwarzen See. Es ſind zwei finſtere Lachen in tiefer Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felſenwänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unſeren Füßen lag ſtill das dunkle Waſſer. Ueber die nächſten Höhen hinaus ſahen wir im Oſten die Rheinebenen und den Schwarzwald, nach Weſt und Nordweſt das Lothringer Hochland; im Süden hingen düſtere Wetterwolken, die Luft war ſtill. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf, zu unſerer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerriſſenen Gewölk über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletſcher in der Abendſonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir beſtiegen nämlich den höchſten Punkt der Vogeſen, den an 5000 Fuß hohen Bölgen. Man überſieht den Rhein von Baſel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen franche Comté, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entfernteſten Savoyiſchen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blaſſes Abendroth über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel in einer Sennerhütte zu. Die Hirten

haben hundert Kühe und bei neunzig Farren und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunſtig, die Sonne warf einen rothen Schein über die Landſchaft. Ueber den Schwarzwald und den Jura ſchien das Gewölk wie ein ſchäumender Waſſerfall zu ſtürzen, nur die Alpen ſtanden hell darüber, wie eine blitzende Milchſtraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, ſoweit der Blick reicht, eine ungeheure, ſchimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken und Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen. Vom Bölgen ſtiegen wir rechts herab in das ſogenannte Amarinenthal, das letzte Hauptthal der Vogeſen. Wir gingen thalaufwärts. Das Thal ſchließt ſich mit einem ſchönen Wieſengrund im wilden Gebirg. Ueber die Berge führte uns eine gut erhaltene Bergſtraße nach Lothringen zu den Quellen der Moſel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Waſſers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere intereſſante Punkte nach Straßburg zurück.

Hier gieng es ſeit einigen Tagen etwas unruhig zu. Ein miniſterieller Deputirter, Herr Saglio, kam vor einigen Tagen aus Paris zurück. Es kümmerte ſich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit iſt heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der ſeinen Frack wie einen Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemand intereſſiren könnte. Die Polizei war aber entgegengeſetzter Meinung und ſtellte deßhalb eine bedeutende Anzahl Soldaten auf dem Paradeplatz und vor dem Hauſe des Herrn Saglie auf. Dies lockte denn endlich am zweiten oder dritten Tage die Menge herbei, geſtern und vorgeſtern Abend wurde etwas vor dem Hauſe gelärmt. Präfect und Maire hielten es für

die beſte Gelegenheit, einen Orden zu erwiſchen, ſie ließen die Truppen ausrücken, die Straßen räumen, Bajonnete und Kolbenſtöße austheilen, Verhaftungen vornehmen, Proklamationen anſchlagen u. ſ. w.

11.

Gießen, den 1. November 1833.

. . . . . *Geſtern wurden wieder zwei Studenten verhaftet*, der kleine Stamm und Groß. . . . .

12.

Gießen, den 19. November 1833.

. . . . . Geſtern war ich bei dem Bankett zu Ehren der zurückgekehrten Deputirten. An zweihundert Perſonen, unter ihnen Walſer und Vogt. Einige loyale Toaſte, bis man ſich Courage getrunken, und dann das Polenlied, die Marſeillaiſe geſungen und den in Friedberg Verhafteten* ein Vivat gebracht! Die Leute gehen ins Feuer, wenn's von einer brennenden Punſchbowle kommt! . . . . .

13.

Gießen, im Februar 1834.

. . . . . Ich verachte Niemanden, am wenigſten wegen ſeines Verſtandes oder ſeiner Bildung, weil es in Niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umſtände wohl Alle gleich würden, und weil die Umſtände außer uns liegen. Der Verſtand nun gar iſt nur eine ſehr geringe Seite

* Apotheker Trapp und einige gleichgeſinnte Männer aus Oberheſſen. F.

unſers geiſtigen Weſens und die Bildung nur eine ſehr zufällige Form deſſelben. Wer mir eine ſolche Verachtung verwirft, behauptet, daß ich einen Menſchen mit Füßen träte, weil er einen ſchlechten Rock anhätte. Es heißt dieß, eine Rohheit, die man Einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, in's Geiſtige übertragen, wo ſie noch gemeiner iſt. Ich kann Jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deßhalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenſchaften der menſchlichen Dinge; für ihre Exiſtenz kann ich nichts, es kann mir aber Niemand wehren, Alles, was exiſtirt, bei ſeinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm iſt, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, iſt eine Grauſamkeit, ihn aber zu ſuchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlaſſen. Daher erklärt ſich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte Keinen und ſparte mir viel Langeweile; halten ſie mich für hochmüthig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beſchäftigungen keinen Geſchmack finde, ſo iſt es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem Andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es iſt wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Menſch, ſondern nur darüber, daß er ein Menſch iſt, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich ſelbſt, der ich ſein Schickſal theile. Die Leute nennen das Spott, ſie vertragen es nicht, daß man ſich als Narr producirt und ſie dutzt; ſie ſind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil ſie die Narrheit nur außer ſich ſuchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es iſt aber nicht der der Verachtung, ſondern der des Haſſes. Der Haß iſt ſo gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn

im vollſten Maße gegen die, welche verachten. Es iſt deren eine große Zahl, die im Beſitze einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines todten Krams, den man Gelehrſamkeit heißt, die große Maſſe ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Ariſtokratismus iſt die ſchändlichſte Verachtung des heiligen Geiſtes im Menſchen; gegen ihn kehre ich ſeine eigenen Waffen; Hochmuth gegen Hochmuth, Spott gegen Spott. — Ihr würdet euch beſſer bei meinem Stiefelputzer nach mir umſehn; mein Hochmuth und Verachtung Geiſtesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr beſtes Object. Ich bitte, fragt ihn einmal. . . Die Lächerlichkeit des Herablaſſens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Geſtalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte geſagt habe. — . . . . .

14.

Gießen, den 10. März 1834.

. . . . . Wichtiger iſt die Unterſuchung wegen der Verbindungen; die Relegation ſteht wenigſtens dreißig Studenten bevor. Ich wollte die Unſchädlichkeit dieſer Verſchwörer eidlich bekräftigen. Die Regierung muß aber doch etwas zu thun haben! Sie dankt ihrem Himmel, wenn ein paar Kinder ſchleifen oder Ketten ſchaukeln! — Die in Friedberg Verhafteten ſind frei, mit Ausnahme von Vieren — . . .

15.

Straßburg, im April 1834.

. . . In Gießen war ich im Aeußern ruhig, doch war ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die

politiſchen Verhältniſſe ein, ich ſchämte mich, ein Knecht mit Knechten zu ſein, einem vermederten Fürſtengeſchlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Ariſtokratismus zu gefallen. Ich komme nach Gießen in die widrigſten Verhältniſſe, Kummer und Widerwillen machen mich krank.*

16.

Gießen, den 25. Mai 1834.

. . . . . Das Treiben des „Burſchen" kümmert mich wenig, geſtern Abend hat er von dem Philiſter Schläge bekommen. Man ſchrie Burſch heraus! Es kam aber Niemand, als die Mitglieder zweier Verbindungen, die aber den Univerſitätsrichter rufen mußten, um ſich vor den Schuſter- und Schneiderbuben zu retten. Der Univerſitätsrichter war betrunken und ſchimpfte die Bürger; es wundert mich, daß er keine Schläge bekam; das Poſſierlichſte iſt, daß die Buben liberal ſind und ſich daher an die loyal geſinnten Verbindungen machten. Die Sache ſoll ſich heute Abend wiederholen, man munkelt ſogar von einem Auszug; ich hoffe, daß der Burſche wieder Schläge bekommt; wir halten zu den Bürgern und bleiben in der Stadt. . . . . .

17.

Gießen, den 2. Juli 1834.

. . . . . Was ſagt man zu der Verurtheilung von „Schulz?"** — Mich wundert es nicht, es riecht nach

* Der Hauptinhalt dieſes Schreibens iſt die Mittheilung über ſein Verhältniß zu Minna Jaeglé; die obige Stelle, leider die einzige, die erhalten geblieben, iſt der Einleitung entnommen. F.

** Dr. Wilhelm Schulz, früher heſſiſcher Lieutenant, ſpäter

Kommißbrod. — A propos, wißt Ihr die hübsche Geschichte vom Herrn Commissär, ꝛc. . .? Der gute Columbus sollte in Darmstadt bei einem Schreiner eine geheime Presse entdecken. Er besetzt das Haus, dringt ein. „Guter Mann, es ist Alles aus, führ' Er mich nur an die Presse.“ — Der Mann führt ihn an die Kelter. „Nein, Mann! Die Presse! Die Presse!“ — Der Mann versteht ihn nicht, und der Commissär wagt sich in den Keller. Es ist dunkel. „Ein Licht, Mann!“ — „Das müssen Sie kaufen, wenn Sie eins haben wollen.“ — Aber der Herr Commissär spart dem Lande überflüssige Ausgaben. Er rennt, wie Münchhausen, an einen Balken, er schlägt Feuer aus seinem Nasenbein, das Blut fließt, er achtet nichts und findet nichts. Unser lieber Großherzog wird ihm aus einem Civilverdienstorden ein Nasenfutteral machen. — . . . . . .

18.

Frankfurt, den 3. August 1834.

. . . . Ich benutze jeden Vorwand, um mich von meiner Kette loszumachen. Freitag Abends ging ich von Gießen weg; ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und so wanderte ich in der lieblichsten Kühle unter hellem Sternenhimmel, an dessen fernstem Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Postillonen und sonstigem Gesindel, legte ich während der Nacht den größten Theil des Wegs zurück. Ich ruhte mehrmals unter-

Mitglied des deutschen Parlaments, wurde am 18. Juni 1834 wegen mehrerer als aufrührerisch befundenen Schriften zur Cassation und fünfjährigen Festungsstrafe verurtheilt. L. B.

wegs. Gegen Mittag war ich in Offenbach. Den kleinen Umweg machte ich, weil es von dieſer Seite leichter iſt, in die Stadt zu kommen, ohne angehalten zu werden. Die Zeit erlaubte mir nicht, mich mit den nöthigen Papieren zu verſehen. . . . . .

19.

Gießen, den 5. Auguſt 1834.

. . . . Ich meine, ich hätte Euch erzählt, daß Minnigerode* eine halbe Stunde vor meiner Abreiſe arretirt wurde, man hat ihn nach Friedberg abgeführt. Ich begreife den Grund ſeiner Verhaftung nicht. Unſerem ſcharfſinnigen Univerſitätsrichter fiel es ein, in meiner Reiſe, wie es ſcheint, einen Zuſammenhang mit der Verhaftung Minnigerode's zu finden. Als ich hier ankam, fand ich meinen Schrank verſiegelt, und man ſagte mir, meine Papiere ſeien durchſucht worden. Auf mein Verlangen wurden die Siegel ſogleich abgenommen, auch gab man mir meine Papiere (nichts als Briefe von Euch und meinen Freunden) zurück, nur einige franzöſiſche Briefe von W . . ., Muſton,** L . . . und B . . . wurden zurückbehalten, wahrſcheinlich weil die Leute ſich erſt einen Sprachlehrer müſſen kommen laſſen, um ſie zu leſen. Ich bin empört über ein ſolches Benehmen, es wird mir übel, wenn ich meine heiligſten Geheimniſſe in den Händen dieſer ſchmutzigen Menſchen denke. Und das

* Vrgl. d. Anm. zum „Landboten" S. 283.

** Muſton, ein franzöſiſcher Flüchtling, der am Savoyer-Zuge Theil genommen hatte, ſich in Darmſtadt aufhielt und viel mit dem Briefſteller correſpondirte. L. B.

Alles — wißt Ihr auch warum? Weil ich an dem nämlichen Tag abgereist, an dem Minnigerode verhaftet wurde. Auf einen vagen Verdacht hin verletzte man die heiligsten Rechte und verlangte dann weiter Nichts, als daß ich mich über meine Reise ausweisen sollte!!! Das konnte ich natürlich mit der größten Leichtigkeit; ich habe Briefe von B., die jedes Wort bestätigen, das ich gesprochen, und unter meinen Papieren befindet sich **keine** Zeile, die mich compromittiren könnte. Ihr könnt über die Sache ganz unbesorgt sein. Ich bin auf freiem Fuß, und es ist unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im Tiefsten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligsten Familiengeheimnisse einzubrechen. Man hat mich auf dem Universitätsgericht **bloß gefragt**, wo ich mich während der drei letzten Tage aufgehalten, und um sich darüber Aufschluß zu verschaffen, **erbricht** man schon am zweiten Tag in meiner Abwesenheit meinen Pult und bemächtigt sich meiner Papiere! Ich werde mit einigen Rechtskundigen sprechen und sehen, ob die Gesetze für eine solche Verletzung Genugthuung schaffen! . . . .

20.

Gießen, den 8. August 1834.

. . . . . Ich gehe meinen Beschäftigungen wie gewöhnlich nach, vernommen bin ich nicht weiter geworden. Verdächtiges hat man nicht gefunden, nur die französischen Briefe scheinen noch nicht entziffert zu sein; der Herr Universitätsrichter muß sich wohl erst Unterricht im Französischen nehmen. Man hat mir sie noch nicht zurückgegeben. . . . . Uebrigens

habe ich mich bereits an das Disciplinargericht gewendet und es um Schutz gegen die Willkür des Universitätsrichters gebeten. Ich bin auf die Antwort begierig. Ich kann mich nicht entschließen, auf die mir gebührende Genugthuung zu verzichten. Das Verletzen meiner heiligsten Rechte und das Einbrechen in alle meine Geheimnisse, das Berühren von Papieren, die mir Heiligthümer sind, empörten mich zu tief, als daß ich nicht jedes Mittel ergreifen sollte, um mich an dem Urheber dieser Gewaltthat zu rächen. Den Universitätsrichter habe ich mittelst des höflichsten Spottes fast ums Leben gebracht. Wie ich zurückkam, mein Zimmer mir verboten und mein Pult versiegelt fand, lief ich zu ihm und sagte ihm ganz kaltblütig mit der größten Höflichkeit, in Gegenwart mehrerer Personen: wie ich vernommen, habe er in meiner Abwesenheit mein Zimmer mit seinem Besuche beehrt, ich komme, um ihn um den Grund seines gütigen Besuches zu fragen ꝛc. — Es ist Schade, daß ich nicht nach dem Mittagessen gekommen, aber auch so barst er fast und mußte diese beißende Ironie mit der größten Höflichkeit beantworten. Das Gesetz sagt, um in Fällen sehr dringenden Verdachts, ja nur eines Verdachtes, der statt halben Beweises gelten könne, dürfe eine Haussuchung vorgenommen werden. Ihr seht, wie man das Gesetz auslegt. Verdacht, am wenigsten ein dringender, kann nicht gegen mich vorliegen, sonst müßte ich verhaftet sein; in der Zeit, wo ich hier bin, könnte ich ja jede Untersuchung durch Verabreden gleichlautender Aussagen und dergleichen unmöglich machen. Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts compromittirt bin, und daß die Haussuchung nur vorgenommen werden, weil ich nicht liederlich und nicht sclavisch genug

ausſehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Eine ſolche Gewaltthat ſtillſchweigend ertragen, hieße die Regierung zur Mitſchuldigen machen; hieße ausſprechen, daß es keine geſetzliche Garantie mehr gäbe; hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugthuung mehr erhalte. Ich will unſerer Regierung dieſe grobe Beleidigung nicht anthun.

Wir wiſſen nichts von Minnigerode; das Gerücht mit Offenbach* iſt jedenfalls reine Erfindung; daß ich auch ſchon da geweſen, kann mich nicht mehr compromittiren, als jeden anderen Reiſenden. . . . — Sollte man, ſowie man ohne die geſetzlich nothwendige Urſache meine Papiere durchſuchte, mich auch ohne dieſelbe feſtnehmen, in Gottes Namen! ich kann ſo wenig darüber hinaus, und es iſt dies ſo wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anhielte, plünderte oder mordete. Es iſt Gewalt, der man ſich fügen muß, wenn man nicht ſtark genug iſt, ihr zu widerſtehen; aus der Schwäche kann Einem kein Vorwurf gemacht werden. . . . . .

21.

Gießen, Ende Auguſt 1834.

Es ſind jetzt faſt drei Wochen ſeit der Hausſuchung verfloſſen, und man hat mir in Bezug darauf noch nicht die mindeſte Eröffnung gemacht. Die Vernehmung bei dem

* Das Gerücht, daß dort eine geheime Preſſe entdeckt worden. Der Leſer weiß, daß das Gerücht ſehr begründet war, und daß Büchner in erſter Linie wußte, es ſei durchaus keine „Erfindung". Ueber die Abſicht, welche Büchner durch dieſe und ähnliche Unrichtigkeiten den beſorgten Eltern gegenüber verfolgte, gibt die Einleitung Aufſchluß. F.

Universitätsrichter am ersten Tage kann nicht in Anschlag gebracht werden, sie steht damit in keinem gesetzlichen Zusammenhang; der Herr Georgi verlangt nur als Universitätsrichter von mir als Studenten: ich solle mich wegen meiner Reise ausweisen, während er die Haussuchung als Regierungscommissär vernahm. Ihr sehet also, wie weit man es in der gesetzlichen Anarchie gebracht hat. Ich vergaß, wenn ich nicht irre, den wichtigen Umstand anzuführen, daß die Haussuchung sogar ohne die drei, durch das Gesetz vorgeschriebenen Urkundspersonen vorgenommen wurde, und so um so mehr den Charakter eines Einbruchs an sich trägt. Das Verletzen unserer Familiengeheimnisse ist ohnehin ein bedeutenderer Diebstahl, als das Wegnehmen einiger Geldstücke. Das Einbrechen in meiner Abwesenheit ist ebenfalls ungesetzlich; man war nur berechtigt, meine Thüre zu versiegeln, und erst dann in meiner Abwesenheit zur Haussuchung zu schreiten, wenn ich mich auf erfolgte Vorladung nicht gestellt hätte. Es sind also drei Verletzungen des Gesetzes vorgefallen: Haussuchung ohne dringenden Verdacht (ich bin, wie gesagt, noch nicht vernommen worden, und es sind drei Wochen verflossen), Haussuchung ohne Urkundspersonen, und endlich Haussuchung am dritten Tage meiner Abwesenheit ohne vorher erfolgte Vorladung. —

Die Vorstellung an das Disciplinargericht war im Grund genommen überflüssig, weil der Universitätsrichter als Regierungscommissär nicht unter ihm steht. Ich that diesen Schritt nur vorerst, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen; ich stellte mich unter seinen Schutz, ich überließ ihm meine Klage. Seiner Stellung gemäß mußte es meine

Sache zu der seinigen machen, aber die Leute sind etwas furchtsamer Natur; ich bin überzeugt, daß sie mich an eine andere Behörde verweisen. Ich erwarte ihre Resolution. . . . Der Verfall ist so einfach und liegt so klar am Tage, daß man mir entweder volle Genugthuung schaffen oder öffentlich erklären muß, das Gesetz sei aufgehoben und eine Gewalt an seine Stelle getreten, gegen die es keine Appellation, als Sturmglocken und Pflastersteine gebe. . . . .

22.

Weißenburg, den 9. März 1835.

Eben lange ich wohlbehalten hier an. Die Reise ging schnell und bequem vor sich. Ihr könnt, was meine persönliche Sicherheit anlangt, völlig ruhig sein. Sicheren Nachrichten gemäß bezweifle ich auch nicht, daß mir der Aufenthalt in Straßburg gestattet werden wird. . . . Nur die dringendsten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlassen. . . Ich konnte mich unserer politischen Inquisition stellen; von dem Resultat einer Untersuchung hatte ich nichts zu befürchten, aber Alles von der Untersuchung selbst. . . . . Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen wird. Diese Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker zu Friedberg verseſſen; körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden. Dies stand mir so deutlich vor Augen, dessen war ich so gewiß, daß ich das große Uebel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei. . . . Es liegt jetzt Alles in meiner Hand. Ich werde das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften mit der größten

Anstrengung betreiben, und auf dem Felde ist noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leisten, und unsere Zeit ist grade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen. Seit ich über der Grenze bin, habe ich frischen Lebensmuth, ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte. Der beständigen geheimen Angst vor Verhaftung und sonstigen Verfolgungen, die mich in Darmstadt beständig peinigte, enthoben zu sein, ist eine große Wohlthat. . . . .

23.

Straßburg, den 27. März 1835.

. . . . . Ich fürchte sehr, daß das Resultat der Untersuchung den Schritt, welchen ich gethan, hinlänglich rechtfertigen wird; es sind wieder Verhaftungen erfolgt, und man erwartet nächstens deren noch mehr. Minnigerode ist in flagranti crimine ertappt worden; man betrachtet ihn als den Weg, der zur Entdeckung aller bisherigen revolutionären Umtriebe führen soll, man sucht ihm um jeden Preis sein Geheimniß zu entreißen; wie sollte seine schwache Constitution der langsamen Folter, auf die man ihn spannt, widerstehen können? . . . . Ist in den deutschen Zeitungen die Hinrichtung des Lieutenant Kesseritz auf dem Hohenasperg in Württemberg bekannt gemacht worden? Er war Mitwisser um das Frankfurter Complott, und wurde vor einiger Zeit erschossen. Der Buchhändler Frankh aus Stuttgart ist mit noch mehreren Anderen aus der nämlichen Ursache zum Tode verurtheilt worden, und man glaubt, daß das Urtheil vollstreckt wird.* . . . . .

* Diese Angaben sind unrichtig: Kesseritz wurde begnadigt und nach Amerika entlassen, Frankh von den Civilgerichten zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt. L. B.

24.

Straßburg, den 20. April 1835.

. . . . . Heute Morgen erhielt ich eine traurige Nachricht; ein Flüchtling aus der Gegend von Gießen ist hier angekommen; er erzählte mir, in der Gegend von Marburg seien mehrere Personen verhaftet und bei einem von ihnen eine Presse gefunden worden, außerdem sind meine Freunde A. Becker und Klemm eingezogen worden, und Rector Weidig von Butzbach wird verfolgt. Ich begreife unter solchen Umständen die Freilassung von P . . . . . nicht. Jetzt erst bin ich froh, daß ich weg bin, man würde mich auf keinen Fall verschont haben. . . . Ich sehe meiner Zukunft sehr ruhig entgegen. Jedenfalls könnte ich von meinen schriftstellerischen Arbeiten leben. . . . . Man hat mich auch aufgefordert, Kritiken über die neu erscheinenden französischen Werke in das Literaturblatt zu schicken, sie werden gut bezahlt. Ich würde mir noch weit mehr verdienen können, wenn ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, aber ich bin entschlossen, meinen Studienplan nicht aufzugeben. . . . . .

25.

Straßburg, den 5. Mai 1835.

Schulz* und seine Frau gefallen mir sehr gut, ich habe schon seit längerer Zeit Bekanntschaft mit ihnen gemacht und besuche sie öfters. Schulz namentlich ist nichts weniger, als die unruhige Kanzleibürste, die ich mir unter ihm ver-

* Schulz war bekanntlich am 31. December 1834 durch die Hilfe seiner entschlossenen Frau aus der Festung entflohen und nach Straßburg gegangen. L. W.

ſtellte; er iſt ein ziemlich ruhiger und ſehr anſpruchsloſer Mann. Er beabſichtigt, in aller Nähe mit ſeiner Frau nach Nancy und in Zeit von einem Jahr ungefähr nach Zürich zu gehen, um dort zu decken. . . . Die Verhältniſſe der politiſchen Flüchtlinge ſind in der Schweiz keineswegs ſo ſchlecht, als man ſich einbildet; die ſtrengen Maßregeln erſtrecken ſich nur auf diejenigen, welche durch ihre fortgeſetzten Tollheiten die Schweiz in die unangenehmſten Verhältniſſe mit dem Auslande gebracht und ſchon beinahe in einen Krieg mit demſelben verwickelt haben. . . . . Böckel und Baum ſind fortwährend meine intimſten Freunde; Letzterer will ſeine Abhandlung über die Methodiſten, wofür er einen Preis von 3000 Francs erhalten hat und öffentlich gekrönt worden iſt, drucken laſſen. Ich habe mich in ſeinem Namen an Gutzkow gewendet, mit dem ich fortwährend in Correſpondenz ſtehe. Er iſt im Augenblick in Berlin, muß aber bald wieder zurückkommen. Er ſcheint viel auf mich zu halten, ich bin froh darüber, ſein Literaturblatt ſteht in großem Anſehn. . . . . Im Juni wird er hierherkommen, wie er mir ſchreibt. Daß Mehreres aus meinem Drama im Phönix erſchienen iſt, hatte ich durch ihn erfahren, er verſicherte mich auch, daß das Blatt viel Ehre damit eingelegt habe. Das Ganze muß bald erſcheinen. Im Fall es euch zu Geſicht kommt, bitte ich euch, bei eurer Beurtheilung vorerſt zu bedenken, daß ich der Geſchichte treu bleiben und die Männer der Revolution geben mußte, wie ſie waren: blutig, liederlich, energiſch und cyniſch. Ich betrachte mein Drama wie ein geſchichtliches Gemälde, das ſeinem Original gleichen muß. . . . Gutzkow hat mich um Kritiken, wie um eine beſondere Gefälligkeit gebeten; ich konnte es nicht abſchlagen, ich gebe mich ja doch

in meinen freien Stunden mit Lectüre ab, und wenn ich dann manchmal die Feder in die Hand nehme und ſchreibe über das Geleſene etwas nieder, ſo iſt dieß keine ſo große Mühe und nimmt wenig Zeit weg. . . . Der Geburtstag des Königs ging ſehr ſtill vorüber, Niemand fragt nach dergleichen, ſelbſt die Republikaner ſind ruhig; ſie wollen keine Emeuten mehr, aber ihre Grundſätze finden von Tag zu Tag, namentlich bei der jungen Generation, mehr Anhang, und ſo wird wohl die Regierung nach und nach, ohne gewaltſame Umwälzung von ſelbſt zuſammenfallen. . . . Sartorius iſt verhaftet, ſowie auch Becker. Heute habe ich auch die Verhaftung des Herrn Weidig und des Pfarrers Flick zu Petterweil erfahren. . . . . .

26.

Straßburg, Mittwoch nach Pfingſten 1835.

. . . . . Was ihr mir von dem in Darmſtadt verbreiteten Gerüchte hinſichtlich einer in Straßburg beſtehenden Verbindung ſagt, beunruhigt mich ſehr. Es ſind höchſtens acht bis neun deutſche Flüchtlinge hier, ich komme faſt in keine Berührung mit ihnen, und an eine politiſche Verbindung iſt nicht zu denken. Sie ſehen ſo gut wie ich ein, daß unter den jetzigen Umſtänden dergleichen im Ganzen unnütz und dem, der daran Theil nimmt, höchſt verderblich iſt. Sie haben nur einen Zweck, nämlich durch Arbeiten, Fleiß und gute Sitten das ſehr geſunkene Anſehn der deutſchen Flüchtlinge wieder zu heben, und ich finde das ſehr lobenswerth. Straßburg ſchien übrigens unſerer Regierung höchſt verdächtig und ſehr gefährlich, es wundern mich daher die umgehenden Gerüchte nicht im Geringſten, nur macht es mich beſorgt,

daß unsere Regierung die Ausweisung der Schuldigen verlangen will. Wir stehen hier unter keinem gesetzlichen Schutz, halten uns eigentlich gegen das Gesetz hier auf, sind nur geduldet und somit ganz der Willkür des Präfecten überlassen. Sollte ein derartiges Verlangen von unserer Regierung gestellt werden, so würde man nicht fragen: existirt eine solche Verbindung oder nicht?, sondern man würde ausweisen, was da ist. Ich kann zwar auf Protection genug zählen, um mich hier halten zu können, aber das geht nur so lange, als die hessische Regierung nicht besonders meine Ausweisung verlangt, denn in diesem Falle spricht das Gesetz zu deutlich, als daß die Behörde ihm nicht nachkommen müßte. Doch hoffe ich, das Alles ist übertrieben. Uns berührt auch folgende Thatsache: Dr. Schulz hat nämlich vor einigen Tagen den Befehl erhalten, Straßburg zu verlassen; er hatte hier ganz zurückgezogen gelebt, sich ganz ruhig verhalten und dennoch! Ich hoffe, daß unsere Regierung mich für zu unbedeutend hielt, um auch gegen mich ähnliche Maßregeln zu ergreifen, und daß ich somit ungestört bleiben werde. Sagt, ich sei in die Schweiz gegangen. — Heumann sprach ich gestern. — Auch sind in der letzten Zeit wieder fünf Flüchtlinge aus Darmstadt und Gießen hier eingetroffen und bereits in die Schweiz weiter gereist. Rosenstiel, Wiener und Stamm sind unter ihnen. . . . .

27.

Straßburg, im Juli 1835.

. . . . . „Ich würde Dir* das nicht sagen, wenn ich im Entferntesten jetzt an die Möglichkeit einer politischen

* Das Schreiben ist an Georgs Bruder, Wilhelm Büchner, gerichtet. Das vorangehende Stück existirt nicht mehr. F.

Umwälzung glauben könnte. Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu thun ist, und daß Jeder, der *im Augenblicke* sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse, ich weiß, wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinstimmendes Handeln unmöglich ist, und daß jeder Versuch auch nicht zum geringsten Resultate führt. — — — — Eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionärs im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieser Seite nicht das Geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!

28.

Straßburg, im Juli 1835.

..... Ich habe hier noch mündlich viel Unangenehmes aus Darmstadt erfahren. *Koch*, *Walloth*, *Geilfuß* und einer meiner Gießener Freunde, mit Namen *Becker*, sind vor Kurzem hier angekommen, auch ist der junge *Stamm* hier. Es sind sonst noch Mehrere angekommen, sie gehen aber sämmtlich weiter in die Schweiz oder in das Innere von Frankreich. Ich habe von Glück zu sagen und fühle mich manchmal recht frei und leicht, wenn ich den weiten, freien Raum um mich überblicke und mich dann in das Darmstädter Arresthaus zurückversetze. Die Unglücklichen! Minnigerode sitzt jetzt fast ein Jahr, er soll körperlich fast aufgerieben sein, aber zeigt er nicht eine heroische Standhaftigkeit? Es heißt, er sei schon mehrmals geschlagen

werden, ich kann und mag es nicht glauben. A. Becker wird wohl von Gott und der Welt verlassen sein; seine Mutter starb, während er in Gießen im Gefängniß saß, vierzehn Tage darnach eröffnete man es ihm!!! Klemm* ist ein Verräther, das ist gewiß, aber es ist mir doch immer, als ob ich träumte, wenn ich daran denke. Wißt Ihr denn, daß seine Schwester und seine Schwägerin ebenfalls verhaftet und nach Darmstadt gebracht werden sind, und zwar höchst wahrscheinlich auf seine eigne Aussage hin? Uebrigens gräbt er sich sein eignes Grab; seinen Zweck, die Heirath mit Fräulein v. . . . . in Gießen, wird er doch nicht erreichen, und die öffentliche Verachtung, die ihn unfehlbar trifft, wird ihn tödten. Ich fürchte nur sehr, daß die bisherigen Verhaftungen nur das Vorspiel sind; es wird noch bunt hergehen. Die Regierung weiß sich nicht zu mäßigen; die Vortheile, welche ihr die Zeitumstände in die Hand geben, wird sie auf's Aeußerste mißbrauchen, und das ist sehr unklug und für uns sehr vortheilhaft. Auch der junge

* Stud. Gustav Klemm aus Lich, schon in das Frankfurter Attentat verwickelt und deßwegen längere Zeit in Haft, aber am 20. Mai 1834 wieder freigegeben, nahm an der nun folgenden Thätigkeit der geheimen Gesellschaften zur Verbreitung revolutionärer Flugschriften lebhaften Antheil und legte bei seiner am 8. Mai 1835 erfolgten zweiten Verhaftung so umfassende und absichtliche Geständnisse über seine Mitschuldigen vor dem Untersuchungsrichter ab, daß er in Berücksichtigung dieser Verdienste sowohl, als einer geschwächten Gesundheit, schon am 23. August desselben Jahres wieder freigelassen wurde (was damals bei keinem der sonstigen Angeschuldigten geschah) und von da an in fortwährender Relation mit seinem Untersuchungsrichter blieb. — Er lebte später, überall zurückgestoßen, an verschiedenen Orten. L. B.

v. Biegeleben, Weidenbuſch, Kleret ſind in eine Unterſuchung verwickelt; das wird noch ins Unendliche gehen. Drei Pfarrer, Flick, Weidig und Thudichum ſind unter den Verhafteten. Ich fürchte nur ſehr, daß unſere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt, doch bin ich der Verwendung der Profeſſoren Lauth, Duverney und des Doctor Boeckel's gewiß, die ſämmtlich mit dem Präfecten gut ſtehen. — Mit meiner Ueberſetzung bin ich längſt fertig; wie es mit meinem Drama geht, weiß ich nicht; es mögen wohl fünf bis ſechs Wochen ſein, daß mir Gutzkow ſchrieb, es werde daran gedruckt, ſeit der Zeit habe ich nichts mehr darüber gehört. Ich denke, es muß erſchienen ſein, und man ſchickt es mir erſt, wenn die Recenſionen erſchienen ſind, zugleich mit dieſen zu. Anders weiß ich mir die Verzögerung nicht zu erklären. Nur fürchte ich zuweilen für Gutzkow; er iſt ein Preuße und hat ſich neuerdings durch eine Vorrede zu einem in Berlin erſchienenen Werke das Mißfallen ſeiner Regierung zugezogen. Die Preußen machen kurzen Prozeß; er ſitzt vielleicht jetzt auf einer preußiſchen Feſtung; doch wir wollen das Beſte hoffen. . . . . .

29.

Straßburg, 16. Juli 1835.

. . . . Ich lebe hier ganz unangefochten; es iſt zwar vor einiger Zeit ein Reſcript von Gießen gekommen, die Polizei ſcheint aber keine Notiz davon genommen zu haben. . . . . Es liegt ſchwer auf mir, wenn ich mir Darmſtadt vorſtelle; ich ſehe unſer Haus und den Garten und dann unwillkürlich das abſcheuliche Arreſthaus. Die Unglücklichen! Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo Einer nach dem

Andern ſtirbt und in der Stille begraben wird. Ein Todesurtheil, ein Schaffot, was iſt das? Man ſtirbt für ſeine Sache. Aber ſo im Gefängniß auf eine langſame Weiſe aufgerieben zu werden! Das iſt entſetzlich! Könntet Ihr mir nicht ſagen, wer in Darmſtadt ſitzt? Ich habe hier Vieles untereinander gehört, werde aber nicht klug daraus. Klemm ſcheint eine ſchändliche Rolle zu ſpielen. Ich hatte den Jungen ſehr gern, er war grenzenlos leidenſchaftlich, aber offen, lebhaft, muthig und aufgeweckt. Hört man nichts von Minnigerode? Sollte er wirklich Schläge erhalten? Es iſt mir undenkbar. Seine hereiſche Standhaftigkeit ſollte auch den verſteckteſten Ariſtokraten Ehrfurcht einflößen. . . . . .

30.

Straßburg, 28. Juli 1835.

. . . . . Ueber mein Drama muß ich einige Worte ſagen: erſt muß ich bemerken, daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzuſehr benutzt worden iſt. Faſt auf jeder Seite weggelaſſen, zugeſetzt, und faſt immer auf die dem Ganzen nachtheiligſte Weiſe. Manchmal iſt der Sinn ganz entſtellt oder ganz und gar weg, und faſt platter Unſinn ſteht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abſcheulichſten Druckfehlern. Man hat mir keinen Correcturbogen zugeſchickt. Der Titel iſt abgeſchmackt, und mein Name ſteht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er ſteht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuſcripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht geſagt haben würde. Gutzkow's glänzende Kritiken

habe ich geleſen und zu meiner Freude dabei bemerkt, daß ich keine Anlagen zur Eitelkeit habe. Was übrigens die ſogenannte Unſittlichkeit meines Buchs angeht, ſo habe ich Folgendes zu antworten: der dramatiſche Dichter iſt in meinen Augen nichts, als ein Geſchichtſchreiber, ſteht aber *über* Letzterem dadurch, daß er uns die Geſchichte zum zweiten Mal erſchafft und uns gleich unmittelbar, ſtatt eine trockne Erzählung zu geben, in das Leben einer Zeit hinein verſetzt, uns ſtatt Charakteriſtiken Charaktere und ſtatt Beſchreibungen Geſtalten gibt. Seine höchſte Aufgabe iſt, der Geſchichte, wie ſie ſich wirklich begeben, ſo nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder *ſittlicher* noch *unſittlicher* ſein, als die *Geſchichte ſelbſt*; aber die Geſchichte iſt vom lieben Herrgott nicht zu einer Lectüre für junge Frauenzimmer geſchaffen worden, und da iſt es mir auch nicht übel zu nehmen, wenn mein Drama ebenſowenig dazu geeignet iſt. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen! Wenn ich ihre Liederlichkeit ſchildern wollte, ſo mußte ich ſie eben liederlich ſein, wenn ich ihre Gottloſigkeit zeigen wollte, ſo mußte ich ſie eben wie Atheiſten ſprechen laſſen. Wenn einige unanſtändige Ausdrücke vorkommen, ſo denke man an die weltbekannte, obſcöne Sprache der damaligen Zeit, wovon das, was ich meine Leute ſagen laſſe, nur ein ſchwacher Abriß iſt. Man könnte mir nur noch vorwerfen, daß ich einen ſolchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf iſt längſt widerlegt. Wollte man ihn gelten laſſen, ſo müßten die größten Meiſterwerke der Poeſie verworfen werden. Der Dichter iſt kein Lehrer der Moral, er erfindet und ſchafft Geſtalten, er macht vergangene Zeiten wieder

aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, ſo gut, wie aus dem Studium der Geſchichte und der Beobachtung deſſen, was im menſchlichen Leben um ſie herum vorgeht. Wenn man ſo wollte, dürfte man keine Geſchichte ſtudiren, weil ſehr viele unmoraliſche Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gaſſe gehen, weil man ſonſt Unanſtändigkeiten ſehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter ſchreien, der eine Welt erſchaffen, worauf ſo viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir übrigens noch ſagen wollte, der Dichter müſſe die Welt nicht zeigen wie ſie iſt, ſondern wie ſie ſein ſolle, ſo antworte ich, daß ich es nicht beſſer machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie ſie ſein ſoll. Was noch die ſogenannten Idealdichter anbetrifft, ſo finde ich, daß ſie faſt nichts als Marionetten mit himmelblauen Naſen und affectirtem Pathos, aber nicht Menſchen von Fleiſch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Thun und Handeln mir Abſcheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Goethe und Shakſpeare, aber ſehr wenig auf Schiller. Daß übrigens noch die ungünſtigſten Kritiken erſcheinen werden, verſteht ſich von ſelbſt; denn die Regierungen müſſen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweiſen laſſen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unſittliche Menſchen ſind. Ich halte übrigens mein Werk keineswegs für vollkommen, und werde jede wahrhaft äſthetiſche Kritik mit Dank annehmen. —

Habt ihr von dem gewaltigen Blitzſtrahl gehört, der vor einigen Tagen das Münſter getroffen hat? Nie habe ich einen ſolchen Feuerglanz geſehen und einen ſolchen Schlag

gehört, ich war einige Augenblicke wie betäubt. Der Schade iſt der größte ſeit Wächtersgedenken. Die Steine wurden mit ungeheurer Gewalt zerſchmettert und weit weg geſchleudert; auf hundert Schritt im Umkreis wurden die Dächer der benachbarten Häuſer von den herabfallenden Steinen durchgeſchlagen. —

Es ſind wieder drei Flüchtlinge hier eingetroffen, Rievergelder iſt darunter; es ſind in Gießen neuerdings zwei Studenten verhaftet worden. Ich bin äußerſt vorſichtig. Wir wiſſen hier von Niemand, der auf der Grenze verhaftet worden ſei. Die Geſchichte muß ein Mährchen ſein. . . . . .

31.

Straßburg, Anfangs Auguſt 1835.

. . . . . Vor Allem muß ich Euch ſagen, daß man mir auf beſondere Verwendung eine Sicherheitskarte verſprochen hat, im Fall ich einen Geburts- (nicht Heimats-) Schein vorweiſen könnte. Es iſt dies nur als eine vom Geſetze vorgeſchriebene Förmlichkeit zu betrachten; ich muß ein Papier vorweiſen können, ſo unbedeutend es auch ſei. . . . Doch lebe ich ganz unangefochten, es iſt nur eine prophylactiſche Maßregel, die ich für die Zukunft nehme. Sprengt übrigens immerhin aus, ich ſei nach Zürich gegangen; da ihr ſeit längerer Zeit keine Briefe von mir durch die Poſt erhalten habt, ſo kann die Polizei unmöglich mit Beſtimmtheit wiſſen, wo ich mich aufhalte, zumal da ich meinen Freunden geſchrieben, ich ſei nach Zürich gegangen. Es ſind wieder einige Flüchtlinge hier angekommen, ein Sohn des Profeſſor Vogt iſt darunter, ſie bringen die Nachricht von neuen Verhaftungen dreier Familienväter! Der eine in

Rödelheim, der andere in Frankfurt, der dritte in Offenbach. Auch iſt eine Schweſter des unglücklichen Reubeſ, ein ſchönes und liebenswürdiges Mädchen, wie man ſagt, verhaftet worden. Daß ein Frauenzimmer aus Gießen in das Darmſtädter Arreſthaus gebracht wurde, iſt gewiß; man behauptet, ſie ſei die ..... Die Regierung muß die Sache ſehr geheim halten, denn ihr ſcheint in Darmſtadt ſehr ſchlecht unterrichtet zu ſein. Wir erfahren Alles durch die Flüchtlinge, welche es am beſten wiſſen, da ſie meiſtens zuvor in die Unterſuchung verwickelt waren. Daß Minnigerode in Friedberg eine Zeit lang Ketten an den Händen hatte, weiß ich gewiß, ich weiß es von Einem, der mit ihm ſaß. Er ſoll tödtlich krank ſein; wolle der Himmel, daß ſeine Leiden ein Ende hätten! Daß die Gefangenen die Gefängnißkoſt bekommen und weder Licht noch Bücher erhalten, iſt ausgemacht. Ich danke dem Himmel, daß ich vorausſah, was kommen würde, ich wäre in ſo einem Loch verrückt geworden. .... In der Politik fängt es hier wieder an, lebendig zu werden. Die Höllenmaſchine in Paris und die der Kammer vorgelegten Geſetz-Entwürfe über die Preſſe machen viel Aufſehn. Die Regierung zeigt ſich ſehr unmoraliſch; denn obgleich es gerichtlich erwieſen iſt, daß der Thäter ein verſchmitzter Schurke iſt, der ſchon allen Parteien gedient hat und wahrſcheinlich durch Geld zu der That getrieben wurde, ſo ſucht ſie doch das Verbrechen den Republikanern und Carliſten auf den Hals zu laden und durch den momentanen Eindruck die unleidlichſten Beſchränkungen der Preſſe zu erlangen. Man glaubt, daß das Geſetz in der Kammer durchgehen und vielleicht noch geſchärft werden wird. Die Regierung iſt ſehr unklug; in ſechs Wochen hat

man die Höllenmaſchine vergeſſen, und dann befindet ſie ſich mit ihrem Geſetz einem Volke gegenüber, das ſeit mehreren Jahren gewohnt iſt, Alles, was ihm durch den Kopf kommt, öffentlich zu ſagen. Die feinſten Politiker reimen die Höllenmaſchine mit der Revue in Kaliſch zuſammen. Ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben; die Höllenmaſchine unter Bonaparte! der Raſtadter Geſandtenmord!! . . . . .

Wenn man ſieht, wie die abſoluten Mächte Alles wieder in die alte Unordnung zu bringen ſuchen, Polen, Italien, Deutſchland wieder unter den Füßen! es fehlt nur noch Frankreich, es hängt ihnen immer, wie ein Schwerdt, über dem Kopf. So zum Zeitvertreib wirft man doch die Millionen in Kaliſch nicht zum Fenſter hinaus. Man hätte die auf den Tod des Königs folgende Verwirrung benutzt und hätte gerade nicht ſehr viele Schritte gebraucht, um an den Rhein zu kommen. Ich kann mir das Attentat auf keine andere Weiſe erklären. Die Republikaner haben erſtens kein Geld und ſind zweitens in einer ſo elenden Lage, daß ſie nichts hätten verſuchen können, ſelbſt wenn der König gefallen wäre. Höchſtens könnten einige Legitimiſten hinein verwickelt ſein. Ich glaube nicht, daß die Juſtiz die Sache aufklären wird. . . . . .

32.

Straßburg, den 17. Auguſt 1835.

Von Umtrieben weiß ich nichts. Ich und meine Freunde ſind ſämmtlich der Meinung, daß man für jetzt Alles der Zeit überlaſſen muß; übrigens kann der Mißbrauch, welchen die Fürſten mit ihrer wieder erlangten Gewalt treiben, nur zu unſerem Vortheil gereichen. Ihr müßt Euch

durch die verschiedenen Gerüchte nicht irre machen lassen; sie soll sogar ein Mensch Euch besucht haben, der sich für Einen meiner Freunde ausgab. Ich erinnere mich gar nicht, den Menschen je gesehen zu haben; wie mir die Anderen jedoch erzählten, ist er ein ausgemachter Schurke, der wahrscheinlich auch das Gerücht von einer hier bestehenden Verbindung ausgesprengt hat. Die Gegenwart des Prinzen Emil, der eben hier ist, könnte vielleicht nachtheilige Folgen für uns haben, im Fall er von dem Präfecten unsere Ausweisung begehrte; doch halten wir uns für zu unbedeutend, als daß Seine Hoheit sich mit uns beschäftigen sollte. Uebrigens sind fast sämmtliche Flüchtlinge in die Schweiz und in das Innere abgereist, und in wenigen Tagen gehen noch mehrere, so daß höchstens fünf bis sechs hier bleiben werden. . . . . .

33.

Straßburg, den 20. September 1833.

. . . . . Mir hat sich eine Quelle geöffnet; es handelt sich um ein großes Literaturblatt, „Deutsche Revue" betitelt, das mit Anfang des neuen Jahres in Wochenheften erscheinen soll. Gutzkow und Wienbarg werden das Unternehmen leiten; man hat mich zu monatlichen Beiträgen aufgefordert. Ob das gleich eine Gelegenheit gewesen wäre, mir vielleicht ein regelmäßiges Einkommen zu sichern, so habe ich doch meiner Studien halber die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen abgelehnt. Vielleicht, daß Ende des Jahres noch etwas von mir erscheint. — Klemm also frei? Er ist mehr ein Unglücklicher, als ein Verbrecher, ich bemitleide ihn eher, als ich ihn verachte; man muß doch gar pfiffig die tolle Leidenschaft des armen Teufels benützt haben. Er hatte

ſonſt Ehrgefühl, ich glaube nicht, daß er ſeine Schande wird ertragen können. Seine Familie verleugnet ihn, ſeinen älteren Bruder ausgenommen, der eine Hauptrolle in der Sache geſpielt zu haben ſcheint. Es ſind viel Leute dadurch unglücklich geworden. Mit Minnigerode ſoll es beſſer geben. Hat denn Gladbach noch kein Urtheil? Das heiße ich einen doch lebendig begraben. Mich ſchaudert, wenn ich denke, was vielleicht mein Schickſal geweſen wäre! . . . . . .

34.

Straßburg im October 1835.

. . . . . Ich habe mir hier allerhand intereſſante Notizen über einen Freund Goethe's, einen unglücklichen Poeten Namens Lenz verſchafft, der ſich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufſatz in der deutſchen Revue erſcheinen zu laſſen. Auch ſehe ich mich eben nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philoſophiſchen oder naturhiſtoriſchen Gegenſtand um. Jetzt noch eine Zeit lang anhaltendes Studium, und der Weg iſt gebrochen. Es gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider. . . . . .

35.

Straßburg, den 2. November 1835

. . . . . Ich weiß beſtimmt, daß man mir in Darmſtadt die abenteuerlichſten Dinge nachſagt; man hat mich bereits dreimal an der Grenze verhaften laſſen. Ich finde es natürlich; die außerordentliche Anzahl von Verhaftungen und Steckbriefen muß Aufſehen machen, und da das Publikum

jedenfalls nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt, so macht es wunderliche Hypotheſen. . . . . .

. . . . . Aus der Schweiz habe ich die beſten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der Züricher Facultät den Doctorhut erhielte, in welchem Falle ich alsdann nächſte Oſtern anfangen würde, dort zu decinen. In einem Alter von zwei und zwanzig Jahren wäre das Alles, was man fordern kann. . . . . .

. . . . . Neulich hat mein Name in der Allgemeinen Zeitung paradirt. Es handelte ſich um eine große literariſche Zeitſchrift, „Deutſche Revue," für die ich Artikel zu liefern verſprochen habe. Dieß Blatt iſt ſchon vor ſeinem Erſcheinen angegriffen worden, worauf es denn hieß, daß man nur die Herren Heine, Börne, Mundt, Schulz, Büchner ꝛc. zu nennen brauche, um einen Begriff von dem Erfolge zu haben, den dieſe Zeitſchrift haben würde. — Ueber die Art, wie Minnigerode mißhandelt wird, iſt im Temps ein Artikel erſchienen. Er ſcheint mir von Darmſtadt aus geſchrieben; man muß wahrhaftig weit gehen, um einmal klagen zu dürfen. Meine unglücklichen Freunde! . . . . .

35.

Straßburg, den 1. Januar 1836.

. . . . . Das Verbot der „Deutſchen Revue" ſchadet mir nichts. Einige Artikel, die für ſie bereit lagen, kann ich an den Phönix ſchicken. Ich muß lachen, wie fromm und moraliſch plötzlich unſere Regierungen werden; der König von Bayern läßt unſittliche Bücher verbieten! da darf er ſeine Biographie nicht erſcheinen laſſen, denn die wäre das Schmutzigſte, was je geſchrieben werden! Der Großherzog

von Baden, erſter Ritter vom doppelten Mopserden, macht ſich zum Ritter vom heiligen Geiſt und läßt Gutzkow arretiren, und der liebe deutſche Michel glaubt, es geſchähe Alles aus Religion und Chriſtenthum und klaſcht in die Hände. Ich kenne die Bücher nicht, von denen überall die Rede iſt; ſie ſind nicht in den Leihbibliotheken und zu theuer, als daß ich Geld daran wenden ſollte. Sollte auch Alles ſein, wie man ſagt, ſo könnte ich darin nur die Verirrungen eines durch philoſophiſche Sophismen falſch geleiteten Geiſtes ſehen. Es iſt der gewöhnlichſte Kunſtgriff, den großen Haufen auf ſeine Seite zu bekommen, wenn man mit recht vollen Backen: „unmoraliſch!“ ſchreit. Uebrigens gehört ſehr viel Muth dazu, einen Schriftſteller anzugreifen, der von einem deutſchen Gefängniß aus antworten ſoll. Gutzkow hat bisher einen edlen, kräftigen Charakter gezeigt, er hat Proben von großem Talent abgelegt; woher denn plötzlich das Geſchrei? Es kommt mir vor, als ſtritte man ſehr um das Reich von dieſer Welt, während man ſich ſtellt, als müſſe man der heiligen Dreifaltigkeit das Leben retten. Gutzkow hat in ſeiner Sphäre muthig für die Freiheit gekämpft; man muß doch die Wenigen, welche noch aufrecht ſtehn und zu ſprechen wagen, verſtummen machen! Uebrigens gehöre *ich für meine Perſon* keineswegs zu dem ſogenannten *Jungen Deutſchland*, der literariſchen Partei Gutzkow's und Heine's. Nur ein völliges Mißkennen unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe konnte die Leute glauben machen, daß durch die Tagesliteratur eine völlige Umgeſtaltung unſerer religiöſen und geſellſchaftlichen Ideen möglich ſei. Auch theile *ich keineswegs ihre Meinung über die Ehe und das Chriſtenthum*, aber ich ärgere mich doch, wenn

Leute, die in der Praxis tausendfältig mehr gesündigt, als diese in der Theorie, gleich moralische Gesichter ziehn und den Stein auf ein jugendliches, tüchtiges Talent werfen. Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des Drama's, das mit all diesen Streitfragen nichts zu thun hat; ich zeichne meine Charaktere, wie ich sie der Natur und der Geschichte angemessen halte, und lache über die Leute, welche mich für die Moralität oder Immoralität derselben verantwortlich machen wollen. Ich habe darüber meine eignen Gedanken. . . . . .

. . . . . Ich komme vom Christkindelsmarkt, überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder, die mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dreck und Goldpapier standen. Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter. . . . . .

37.

Straßburg, den 15 März 1836.

. . . . . Ich begreife nicht, daß man gegen Kühler etwas in Händen haben soll; ich dachte, er sei mit nichts beschäftigt, als seine Praxis und Kenntnisse zu erweitern. Wenn er auch nur kurze Zeit sitzt, so ist doch wohl seine ganze Zukunft zerstört: man setzt ihn vorläufig in Freiheit, spricht ihn von der Instanz los, läßt ihn versprechen, das Land nicht zu verlassen, und verbietet ihm seine Praxis, was man nach den neusten Verfügungen kann. — Als sicher und gewiß kann ich Euch sagen, daß man vor Kurzem in Bayern zwei junge Leute, nachdem sie seit fast vier Jahren

in ſtrenger Haft geſeſſen, als **unſchuldig** in Freiheit geſetzt hat! Außer Küchler und Groß ſind noch drei Bürger aus Gießen verhaftet worden. Zwei von ihnen haben ihr Geſchäft, und der eine iſt obendrein Familienvater. Auch hörten wir, Max v. Biegeleben ſei verhaftet, aber gleich darauf wieder gegen Caution in Freiheit geſetzt worden. Gladbach ſoll vor einiger Zeit zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden ſein; das Urtheil ſei aber wieder umgeſtoßen, und die Unterſuchung fange von Neuem an. Ihr würdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr mir über Beides Auskunft gäbet.

Ich will euch dafür ſogleich eine ſonderbare Geſchichte erzählen, die Herr J. in den engliſchen Blättern geleſen, und die, wie dazu bemerkt, in den deutſchen Blättern nicht mitgetheilt werden durfte. Der Director des Theaters zu Braunſchweig iſt der bekannte Componiſt Methfeſſel. Er hat eine hübſche Frau, die dem Herzog gefällt, und ein Paar Augen, die er gern zudrückt, und ein Paar Hände, die er gern aufmacht. Der Herzog hat die ſonderbare Manie, Madame Methfeſſel im Coſtüm zu bewundern. Er befindet ſich daher gewöhnlich vor Anfang des Schauſpiels mit ihr allein auf der Bühne. Nun intriguirt Methfeſſel gegen einen bekannten Schauſpieler, deſſen Name mir entfallen iſt. Der Schauſpieler will ſich rächen, er gewinnt den Maſchiniſten, der Maſchiniſt zieht an einem ſchönen Abend den Vorhang ein Viertelſtündchen früher auf, und der Herzog ſpielt mit Madame Methfeſſel die erſte Scene. Er geräth außer ſich, zieht den Degen und erſticht den Maſchiniſten; der Schauſpieler hat ſich geflüchtet. —

Ich kann euch verſichern, daß nicht das geringſte politiſche

Treiben unter den Flüchtlingen hier herrscht; die vielen und guten Examina, die hier gemacht werden, beweisen hinlänglich das Gegentheil. Uebrigens sind wir Flüchtigen und Verhafteten gerade nicht die Unwissendsten, Einfältigsten oder Liederlichsten! Ich sage nicht zuviel, daß bis jetzt die besten Schüler des Gymnasiums und die fleißigsten und unterrichtetsten Studenten dieß Schicksal getroffen hat, die mitgerechnet, welche von Examen und Staatsdienst zurückgewiesen sind. Es ist doch im Ganzen ein armseliges, junges Geschlecht, was eben in Darmstadt herumläuft und sich ein Aemtchen zu erkriechen sucht!

38.

Straßburg, im Mai 1836.

. . . . . Ich bin fest entschlossen, bis zum nächsten Herbste hier zu bleiben. Die letzten Vorfälle in Zürich geben mir einen Hauptgrund dazu. Ihr wißt vielleicht, daß man unter dem Vorwande, die deutschen Flüchtlinge beabsichtigten einen Einfall in Deutschland, Verhaftungen unter denselben vorgenommen hat. Das Nämliche geschah an anderen Punkten der Schweiz. Selbst hier äußerte die einfältige Geschichte ihre Wirkung, und es war ziemlich ungewiß, ob wir hier bleiben dürften, weil man wissen wollte, daß wir (höchstens noch sieben bis acht an der Zahl) mit bewaffneter Hand über den Rhein gehen sollten! Doch hat sich Alles in Güte gemacht, und wir haben keine weiteren Schwierigkeiten zu besorgen. Unsere hessische Regierung scheint unserer zuweilen mit Liebe zu gedenken. . . . . .

. . . . . Was an der ganzen Sache eigentlich ist, weiß

ich nicht; da ich jedoch weiß, daß die Mehrzahl der Flüchtlinge jeden directen revolutionären Versuch unter den jetzigen Verhältnissen für Unsinn hält, so konnte höchstens eine ganz unbedeutende, durch keine Erfahrung belehrte Minderzahl an dergleichen gedacht haben. Die Hauptrolle unter den Verschworenen soll ein gewisser Herr v. Eib gespielt haben. Daß dieses Individuum ein Agent des Bundestags sei, ist mehr als wahrscheinlich; die Pässe, welche die Züricher Polizei bei ihm fand, und der Umstand, daß er starke Summen von einem Frankfurter Handelshause bezog, sprechen auf das directeste dafür. Der Kerl soll ein ehemaliger Schuster sein, und dabei zieht er mit einer liederlichen Person aus Mannheim herum, die er für eine ungarische Gräfin ausgibt. Er scheint wirklich einige Esel unter den Flüchtlingen übertölpelt zu haben. Die ganze Geschichte hatte keinen andern Zweck, als, im Falle die Flüchtlinge sich zu einem öffentlichen Schritt hätten verleiten lassen, dem Bundestag einen gegründeten Vorwand zu geben, um auf die Ausweisung aller Refugiés aus der Schweiz zu dringen. Uebrigens war dieser v. Eib schon früher verdächtig, und man war schon mehrmals vor ihm gewarnt worden. Jedenfalls ist der Plan vereitelt und die Sache wird für die Mehrzahl der Flüchtlinge ohne Folgen bleiben. Nichts destoweniger fände ich es nicht räthlich, im Augenblick nach Zürich zu gehen; unter solchen Umständen hält man sich besser fern. Die Züricher Regierung ist natürlich eben etwas ängstlich und mißtrauisch, und so könnte man wohl unter den jetzigen Verhältnissen meinem Aufenthalte Schwierigkeiten machen. In Zeit von zwei bis drei Monaten ist dagegen die ganze Geschichte vergessen. .....

39.

Straßburg im Juni 1836.

..... Es ist nicht im Entferntesten daran zu denken, daß im Augenblick ein Staat das Asylrecht aufgibt, weil ein solches Aufgeben ihn den Staaten gegenüber, auf deren Verlangen es geschieht, politisch annulliren würde. Die Schweiz würde durch einen solchen Schritt sich von den liberalen Staaten, zu denen sie ihrer Verfassung nach natürlich gehört, lossagen und sich an die absoluten anschließen, ein Verhältniß, woran unter den jetzigen politischen Constellationen nicht zu denken ist. Daß man aber Flüchtlinge, welche die Sicherheit des Staates, der sie aufgenommen, und das Verhältniß desselben zu den Nachbarstaaten compromittiren, ausweist, ist ganz natürlich und hebt das Asylrecht nicht auf. Auch hat die Tagsatzung bereits ihren Beschluß erlassen. Es werden nur diejenigen Flüchtlinge ausgewiesen, welche als Theilnehmer an dem Savoyer Zuge schon **früher waren ausgewiesen** worden, und diejenigen, welche an den letzten Vorfällen Theil genommen haben. Dieß ist authentisch. Die Mehrzahl der Flüchtlinge bleibt also ungefährdet, und es bleibt Jedem unbenommen, sich in die Schweiz zu begeben. Nur ist man in vielen Kantonen gezwungen, eine Caution zu stellen, was sich aber schon seit längerer Zeit so verhält. Meiner Reise nach Zürich steht also kein Hinderniß im Weg. — Ihr wißt, daß unsere Regierung uns hier chicanirt, und daß die Rede davon war, uns auszuweisen, weil wir mit den Narren in der Schweiz in Verbindung ständen. Der Präfect wollte genaue Auskunft, wie wir uns hier beschäftigten. Ich gab dem Polizei-

Commissär mein Diplom als Mitglied der Société d'histoire naturelle nebst einem von den Professoren mir ausgestellten Zeugnisse. Der Präfect war damit außerordentlich zufrieden, und man sagte mir, daß ich namentlich ganz ruhig sein könne. .....

40.

Straßburg, den 2. Septembr 1836.

..... Ich bin ganz vergnügt in mir selbst, ausgenommen, wenn wir Landregen oder Nordwestwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die Abends vor dem Bettgehn, wenn sie den einen Strumpf vom Fuß haben, im Stande sind, sich an ihre Stubenthür zu hängen, weil es ihnen der Mühe zuviel ist, den andern ebenfalls auszuziehen ..... Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie gelegt, und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Ueberflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza, zu halten. — Dabei bin ich gerade daran, sich einige Menschen auf den Papier todtschlagen oder verheirathen zu lassen, und bitte den lieben Gott um einen einfältigen Buchhändler und ein groß Publikum mit so wenig Geschmack, als möglich. Man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Muth, sogar, um Privatdocent der Philosophie zu sein. .....

41.

Straßburg, im September 1836.

.... Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchem

unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erste Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid. . . .

42.

Zürich, den 26. October 1836.

. . . . . Wie es mit dem Streite der Schweiz mit Frankreich gehen wird, weiß der Himmel. Doch hörte ich neulich Jemand sagen: „die Schweiz wird einen kleinen Knicks machen, und Frankreich wird sagen, es sei ein großer gewesen.“ Ich glaube, daß er Recht hat. . . . . .

43.

Zürich, den 20. November 1836.

. . . . . Was das politische Treiben anlangt, so könnt Ihr ganz ruhig sein. Laßt euch nur nicht durch die Ammenmährchen in unseren Zeitungen stören. Die Schweiz ist eine Republik, und weil die Leute sich gewöhnlich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sagen, jede Republik sei unmöglich, so erzählen sie den guten Deutschen jeden Tag von Anarchie, Mord und Todtschlag. Ihr werdet überrascht sein, wenn Ihr mich besucht; schon unterwegs überall freundliche Dörfer mit schönen Häusern, und dann, je mehr Ihr Euch Zürich nähert und gar am See hin, ein durchgreifender Wohlstand; Dörfer und Städtchen haben ein Aussehen, wovon man bei uns keinen Begriff hat. Die Straßen laufen hier nicht voll Soldaten, Accessisten und faulen Staatsdienern, man riskirt nicht von einer adligen Kutsche überfahren zu werden; dafür überall ein gesundes, kräftiges Volk und um

wenig Geld eine einfache, gute, rein republikaniſche Regierung, die ſich durch eine Vermögensſteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausſchreien würde . . .

Minnigerode iſt todt, wie man mir ſchreibt, das heißt, er iſt drei Jahre lang todt gequält worden. Drei Jahre! Die franzöſiſchen Blutmänner brachten Einen doch in ein paar Stunden um, das Urtheil und dann die Guillotine! Aber drei Jahre! Wir haben eine gar menſchliche Regierung, ſie kann kein Blut ſehen. Und ſo ſitzen noch an vierzig Menſchen, und das iſt keine Anarchie, das iſt Ordnung und Recht, und die Herren fühlen ſich empört, wenn ſie an die anarchiſche Schweiz denken! Bei Gott, die Leute nehmen ein großes Kapital auf, das ihnen einmal mit ſchweren Zinſen kann abgetragen werden, mit ſehr ſchweren — . . . . .

11.

Zürich, Ende November 1836.

Ich ſitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern. . . .

II. An die Braut.

1.

Gießen 1833.

Hier iſt kein Berg, wo die Ausſicht frei ſei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an dieſe Natur gewöhnen, und die Stadt iſt abſcheulich. Bei uns iſt Frühling, ich kann deinen Veilchenſtrauß immer erſetzen, er iſt unſterblich wie der Lama. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg? es geht dort allerlei vor, und du ſagſt kein Wort davon. Je baisse les petites mains, en goûtant les souvenirs doux de Strasbourg. —

„Prouves-moi que tu m'aimes encore beaucoup en me donnant bientôt des nouvelles.“ Und ich ließ dich warten! Schon ſeit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu ſchreiben. Ich ſtudirte die Geſchichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geſchichte. Ich finde in der Menſchennatur eine entſetzliche Gleichheit, in den menſchlichen Verhältniſſen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer

Zufall, die Herrſchaft des Genies ein Puppenſpiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Geſetz, es zu erkennen das Höchſte, es zu beherrſchen unmöglich. So fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Kaſtebern der Geſchichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmeſſer. Das muß iſt eins von den Verdammungsworten, womit der Menſch getauft werden. Der Ausſpruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, — iſt ſchauderhaft. Was iſt das, was in uns lügt, mordet, ſtiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an deine Bruſt legen! B. wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich ſchrieb ihm. Ich verwünſche meine Geſundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küſſen und umſchlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finſterniß wogte über mir, mein Herz ſchwoll in unendlicher Sehnſucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten ſich nieder. Und jetzt? Und ſonſt? Ich habe nicht einmal die Wolluſt des Schmerzes und des Sehnens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele iſt mir genommen. Oſtern iſt noch mein einziger Troſt; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und die Erlaubniß, ſie zu beſuchen. Ich habe die Reiſe ſchon tauſendmal gemacht und werde nicht müde. — Du frägſt mich: ſehnſt du dich nach mir? Nennſt du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann, und wenn man davon geriſſen iſt und dann nur noch das Gefühl ſeines Elendes hat? Gib mir doch Antwort. Sind meine Lippen ſo

kalt? . . . . . — Dieſer Brief iſt ein Charivari: ich tröſte dich mit einem andern.

2.

Gießen 1833.

. . . Ich dürſte nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich deine Hand? Meine Freunde verlaſſen mich, wir ſchreien uns wie Taube einander in die Ohren; ich wollte, wir wären ſtumm, dann könnten wir uns doch nur anſehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum Jemand ſtarr anblicken, ohne daß mir die Thränen kämen. Es iſt dies eine Augenwaſſerſucht, die auch beim Starrſehen oft vorkommt. Sie ſagen, ich ſei verrückt, weil ich geſagt habe, in ſechs Wochen würde ich auferſtehen, zuerſt aber Himmelfahrt halten, in der Diligence nämlich. Lebe wohl, liebe Seele, und verlaß mich nicht. Der Gram macht mich dir ſtreitig, ich lieg' ihm den ganzen Tag im Schooß; armes Herz, ich glaube, du vergiltſt mit Gleichem. . . .

3.

Gießen 1833.

. . . Der erſte helle Augenblick ſeit acht Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor zwei Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beſtändiges Auffahren aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält dich wie mich, doch vermochte ich nichts über mich. Liebe, liebe Seele, vergibſt du? Eben komme ich von draußen herein. Ein einziger, forthallender Ton aus tauſend Lerchenkehlen ſchlägt durch die brütende

Sommerluft, ein ſchweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrauſende Wind klingt wie ſein melodiſcher Schritt. Die Frühlingsluft löſte mich aus meinem Starrkrampf. Ich erſchrack vor mir ſelbſt. Das Gefühl des Geſtorbenſeins war immer über mir. Alle Menſchen machten mir das hippokratiſche Geſicht, die Augen verglaſt, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maſchinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme herausknarrte und ich das ewige Orgellied herumtrillern hörte und die Wälzchen und Stiftchen im Orgelkaſten hüpfen und drehen ſah, — ich verfluchte das Concert, den Kaſten, die Melodie und — ach, wir armen ſchreienden Muſikanten! das Stöhnen auf unſrer Folter, wäre es nur da, damit es durch die Wolkenritzen dringend und weiter, weiter klingend wie ein melodiſcher Hauch in himmliſchen Ohren ſtirbt? Wären wir das Opfer im glühenden Bauch des Perrylluſtiers, deſſen Todesſchrei wie das Aufjauchzen des in den Flammen ſich aufzehrenden Gottſtiers klingt. Ich läſtre nicht. Aber die Menſchen läſtern. Und doch bin ich geſtraft, ich fürchte mich vor meiner Stimme und — vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn Gallot-Hoffmann ſitzen können, nicht wahr, meine Liebe? Für das Modelliren hätte ich Reiſegeld bekommen. Ich ſpüre, ich fange an, intereſſant zu werden. —

Die Ferien fangen morgen in vierzehn Tagen an; verweigert man die Erlaubniß, ſo gehe ich heimlich, ich bin mir ſelbſt ſchuldig, einem unerträglichen Zuſtande ein Ende zu machen. Meine geiſtigen Kräfte ſind gänzlich zerrüttet. Arbeiten iſt mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat ſich meiner bemeiſtert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt ſich in mir ſelbſt; hätte ich einen Weg

für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies Stummsein ist meine Verdammniß. Ich habe dir's schon tausendmal gesagt: Lies meine Briefe nicht, — kalte, träge Worte! Könnte ich nur über dich einen vollen Ton ausgießen — so schleppe ich dich in meine wüsten Irrgänge. Du sitzest jetzt im dunkeln Zimmer in deinen Thränen allein, bald trete ich zu dir. Seit vierzehn Tagen steht dein Bild beständig vor mir, ich sehe dich in jedem Traum. Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen. Ich lechze nach einer seligen Empfindung, die wird mir bald, bald, bei dir.

4.

Gießen 1834.

... Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne Darmstadt zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten gestoßen, und meine Reise wäre vielleicht bis zu Ende der Vakanzen verschoben worden. Ich schreibe dir jedoch vorher noch einmal, sonst ertrag' ich's nicht vor Ungeduld; dieser Brief ist ohnedies so langweilig, wie ein Anmelden in einem vornehmen Hause: Herr Studiosus Büchner. Das ist Alles! Wie ich hier zusammenschrumpfe, ich erliege fast unter diesem Bewußtsein; ja sonst wäre es ziemlich gleichgiltig; wie man nur einen Betäubten oder Blödsinnigen beklagen mag! Aber du, was sagst du zu dem Invaliden? Ich wenigstens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausstehen. Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenir à la hauteur du siècle; et puis me faudra-t-il du fer à cheval pour faire

de l'impression à un coeur de femme? Aujourd'hui on a le système nerveux un peu robuste. Adieu.

5.

Gießen 1834.

... Ich wäre untröſtlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was dich heilte. Ich ſchreibe jetzt täglich, ſchon geſtern hatte ich einen Brief angefangen. Faſt hätte ich Luſt, ſtatt nach Darmſtadt, gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt dein Unwohlſein eine ernſte Wendung, — ich bin dann im Augenblick da. Doch was ſollen dergleichen Gedanken? Sie ſind mir Unbegreiflichkeiten. — Mein Geſicht iſt wie ein Oſterei, über das die Freude rothe Flecken laufen läßt. Doch ich ſchreibe abſcheulich, es greift deine Augen an, es vermehrt das Fieber. Aber nein, ich glaube nichts, es ſind nur die Nachwehen des alten nagenden Schmerzes; die linde Frühlingsluft küßt alte Leute und hektiſche todt; dein Schmerz iſt alt und abgezehrt, er ſtirbt, das iſt Alles, und du meinſt, dein Leben ginge mit. Siehſt du denn nicht den neuen lichten Tag? Hörſt du meine Tritte nicht, die ſich wieder rückwärts zu dir wenden? Sieh, ich ſchicke dir Küſſe, Schneeglöckchen, Schlüſſelblumen, Veilchen, der Erde erſte ſchüchterne Blicke ins flammende Auge des Sonnenjünglings. Den halben Tag ſitze ich eingeſchloſſen mit deinem Bild und ſpreche mit dir. Geſtern Morgen verſprach ich dir Blumen; da ſind ſie. Was gibſt du mir dafür? Wie gefällt dir mein Bedlam? Will ich etwas Ernſtes thun, ſo komme ich mir vor, wie Larifari in der Komödie: will er das Schwerdt ziehen, ſo iſt's ein Haſenſchwanz. . . . . .

Ich wollte, ich hätte geſchwiegen. Es überfällt mich

eine unſägliche Angſt. Du ſchreibſt gleich, doch um Himmelswillen nicht, wenn es dich Anſtrengung koſtet. Du ſprachſt mir von einem Heilmittel; lieb Herz, ſchon lange ſchwebt es mir auf der Zunge. Ich liebte aber ſo unſer ſtilles Geheimniß, — doch ſage deinem Vater Alles, — doch zwei Bedingungen: Schweigen, ſelbſt bei den nächſten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kuſſe die Kochtöpfe raſſeln hören und bei den verſchiedenen Tauten das Familienvatersgeſicht ziehen. Dann: nicht eher an meine Eltern zu ſchreiben, als bis ich ſelbſt geſchrieben. Ich überlaſſe dir Alles, thue, was dich beruhigen kann. Was kann ich ſagen, als daß ich dich liebe; was verſprechen, als was in dem Worte Liebe ſchon liegt, Treue? Aber die ſogenannte Verſorgung? Student noch zwei Jahre; die gewiſſe Ausſicht auf ein ſtürmiſches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden!

Zum Schluſſe trete ich zu dir und ſinge dir einen alten Wiegengeſang:

War nicht umſonſt ſo ſtill und ſchwach,
Verlaſſ'ne Liebe trug ſie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie ſtets an der Erinnerung ſog;
An ihrem Brodſchrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr ſtand,
Und wenn ein Schlaf ſie übernahm,
Er immer, immer wieder kam.

Und dann:

Denn immer, immer, immer noch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menſchen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Faſt ausgelöſcht iſt ſein Geſicht,
Doch ſeiner Worte Kraft noch nicht.

Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.*

6.

Zürich, Anfang Januar 1837

. . In längstens acht Tagen will ich „Leonce und Lena" mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen. . .

7.

Zürich, 13. Januar 1837.

„Mein lieb Kind! . . . . . Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer öder. So im Anfange ging's: neue Umgebungen, Menschen, Verhältnisse, Beschäftigungen — aber jetzt, da ich an Alles gewöhnt bin, Alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht, man vergißt sich nicht mehr. Das Beste ist, meine Phantasie ist thätig, und die mechanische Beschäftigung des Präparirens läßt ihr Raum. Ich sehe dich immer so halb durch zwischen Fischschwänzen, Froschzehen ꝛc. Ist das nicht rührender, als die Geschichte von Abälard, wie sich ihm Heloise immer zwischen die Lippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag poetischer, alle meine Gedanken schwimmen in Spiritus. Gott sei Dank, ich träume wieder viel Nachts, mein Schlaf ist nicht mehr so schwer.

---

* Aus dem Gedichte von Reinhold Lenz: „Die Liebe auf dem Lande". F.

8.

Zürich, 20 Januar 1837.

„Ich habe mich verkältet und im Bett gelegen. Aber jetzt ist's besser. Wenn man so ein wenig unwohl ist, hat man ein so groß Gelüsten nach Faulheit; aber das Mühlrad dreht sich also fort ohne Rast und Ruh. . . . Heute und gestern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und lese nicht; morgen geht's wieder im alten Trab, du glaubst nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gehe fast so richtig, wie eine Schwarzwälder Uhr. Doch ist's gut: auf all das aufgeregte, geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetischen Produkte. Der arme Shakspeare war Schreiber den Tag über und mußte Nachts dichten, und ich, der ich nicht werth bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, hab's weit besser. — . . . . . Lernst Du bis Ostern die Volkslieder singen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und du weißt, wie ich die Frauenzimmer lieb habe, die in einer Soiree oder einem Concerte einige Töne todtschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelt, du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe. . . . . Jeden Abend sitz' ich eine oder zwei Stunden im Casino; Du kennst meine Vorliebe für schöne Säle, Lichter und Menschen um mich." . . .

9.

Zürich, 27. Januar 1837.

„Mein lieb Kind, Du bist voll zärtlicher Besorgniß und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du

ſtirbſt — aber ich habe keine Luſt zum Sterben und bin geſund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich geſund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm geweſen, und ich hätte mich mit dem größten Behagen in's Bett gelegt, vierzehn Tage lang, rue St. Guillaume No. 66, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzwergen Zimmer, mit grüner Tapete! Hätt' ich dort umſonſt geklingelt? Es iſt mir heut einigermaßen innerlich wohl, ich zehre noch von geſtern, die Sonne war groß und warm im reinſten Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöſcht und einen edlen Menſchen an die Bruſt gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der ausſieht, wie ein betrunkenes Kaninchen, und mir in ſeinem prächtigen Hauſe vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermiethet hat. Edler Menſch! Das Haus ſteht nicht weit vom See, vor meinen Fenſtern die Waſſerfläche und von allen Seiten die Alpen, wie ſonnenglänzendes Gewölk. — Du kommſt bald? mit dem Jugendmuth iſt's fort, ich bekomme ſonſt graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückſeligkeit ſtärken und Deiner göttlichen Unbefangenheit und Deinem lieben Leichtſinn und all Deinen böſen Eigenſchaften, böſes Mädchen. Adio piccola mia!" —

III. An Karl Gutzkow.

1.

Darmstadt, Ende Februar 1835.

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinausbungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere.* Ich bitte

* Dem Briefe lag das Manuscript von „Dantons Tod“ bei. Vgl. d. Einleitung. F.

Sie nämlich, das Manuſcript ſo ſchnell wie möglich zu durchleſen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewiſſen als Kritiker dieß erlauben ſollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und ſogleich zu antworten.

Ueber das Werk ſelbſt kann ich Ihnen nichts weiter ſagen, als daß unglückliche Verhältniſſe mich zwangen, es in höchſtens fünf Wochen zu ſchreiben. Ich ſage dieß, um Ihr Urtheil über den Verfaſſer, nicht über das Drama an und für ſich zu motiviren. Was ich daraus machen ſoll, weiß ich ſelbſt nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Urſache habe, der Geſchichte gegenüber roth zu werden; doch tröſte ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakſpeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben daſtehen.

Ich wiederhole meine Bitte um ſchnelle Antwort; im Falle eines günſtigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn ſie noch vor nächſtem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer ſehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieſes Briefes befremden, ſo bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und faſt leichter, die Piſtole in der Hand: la bourse ou la vie! zu ſagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüſtern.

G. Büchner.

2.

Straßburg, Juni 1835.

Verehrteſter!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im „Frankfurter Journal" meine Abreiſe von Darmſtadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich bleiben werde, weiß

ich nicht, das hängt von verſchiedenen Umſtänden ab. Mein Manuſcript wird unter der Hand ſeinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft iſt ſo problematiſch, daß ſie mich ſelbſt zu intereſſiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem ſubtilen Selbſtmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entſchließen, ich hoffe, meine Faulheit wenigſtens ein Vierteljahr lang friſten zu können und dann ſterbe ich mit meiner Geliebten. . . . .

3.

Straßburg, Juli 1835.

Die ganze Revolution hat ſich ſchon in Liberale und Abſolutiſten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klaſſe aufgefreſſen werden; das Verhältniß zwiſchen Armen und Reichen iſt das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moſes, der uns die ſieben egyptiſchen Plagen auf den Hals ſchickte, könnte ein Meſſias werden. Mäſten Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den galliſchen Hahn verenden.

4.

Straßburg, Herbſt 1835.

. . . Was Sie mir über die Zuſendung aus der Schweiz ſagen, macht mich lachen. Ich ſehe ſchon, wo es herkommt. Ein Menſch, der mir einmal, es iſt ſchon lange her, ſehr lieb war, mir ſpäter zur unerträglichen Laſt geworden iſt, den ich ſchon ſeit Jahren ſchleppe und der ſich, ich weiß

nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth, und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität."

* Ueber die Veranlassung dieses Schreibens erzählt Gutzkow (im Frankfurter „Telegraph", 1837, Nr. 43, S. 339) folgendes: „Meine Kritik (über „Dantons Tod") hatte auch eine Folge, die für unsere Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anscheine nach von der dortigen „jeune Allemagne" — nicht zu verwechseln mit dem „jungen Deutschland"!) — herrührte und worin mir über mein Lob eines politischen Apostaten, wofür Büchner nun schon galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe aussprach. Den Verfasser, den ich wohl errathe, ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchner's Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen." Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchner's wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Schreiben so verdächtig, daß ich Büchner einen Wink gab und von ihm (obige) Aufklärung

5.

Straßburg (1836).

Lieber Freund!

„War ich lange genug ſtumm? Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich ſaß auch im Gefängniß und im langweiligſten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geſchrieben in die Länge, Breite und Tiefe,“ Tag und Nacht über der eckelhaften Geſchichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächſten Semeſter zu Zürich einen Curs über die Entwickelung der deutſchen Philoſophie ſeit Carteſius zu leſen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute ſcheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danten den Dekterhut aufzuſetzen.

Was war da zu machen?

Sie ſind in Frankfurt und unangefochten!

Es iſt mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebſtöckel (Straßburger Gaſthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutſchland weiß ich ſo gut als Nichts; nur einige verſprengte Broſchüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt ſich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht geſunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch ſo natürlich ſein können! Und Menzel's Hohn über die politiſchen Narren

---

erhielt.“ Nebenbei bemerkt, hieß dieſer Anonymus Trapp und ſtarb drei Monate nach Büchner in Zürich, nachdem er kurz vor deſſen Erkrankung eine Wiederausſöhnung mit ihm verſucht hatte.

K.

in den deutſchen Feſtungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geſchichten erzählen.

Es hat mich im Tiefſten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächſtens eine Profeſſur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu ſein, Sie und Ihre Freunde ſcheinen mir nicht gradé den klügſten Weg gegangen zu ſein. Die Geſellſchaft mittelſt der Idee, von der gebildeten Klaſſe aus reformiren? Unmöglich! Unſere Zeit iſt rein materiell; wären Sie je directer politiſch zu Werke gegangen, ſo wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von ſelbſt aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwiſchen der gebildeten und ungebildeten Geſellſchaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, ſo viel Conceſſionen ſie auch von der Gewalt für ſich begehrt, wird nie ihr ſpitzes Verhältniß zur großen Klaſſe aufgeben wollen. Und die große Klaſſe ſelbſt? Für ſie gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöſer Fanatismus. Jede Partei, welche dieſe Hebel anzuſetzen verſteht, wird ſiegen. Unſere Zeit braucht Eiſen und Brod — und dann ein Kreuz oder ſonſt ſo was. Ich glaube, man muß in ſocialen Dingen von einem abſoluten Rechtsgrundſatz ausgehen, die Bildung eines neuen geiſtigen Lebens im Volke ſuchen, und die abgelebte moderne Geſellſchaft zum Teufel gehen laſſen. Zu was ſoll ein Ding, wie dieſe, zwiſchen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derſelben beſteht nur in Verſuchen, ſich die entſetzlichſte Langeweile zu vertreiben.

Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes

wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man ſich nur einbilden könnte, die Löcher in unſeren Hoſen ſeien Palaſtfenſter, ſo könnte man ſchon wie ein König leben! So aber friert man erbärmlich." —

Anmerkung des Herausgebers.

Es iſt mir leider, zu meinem lebhaften Bedauern und trotz aller angewandten Mühe, nicht gelungen, hier auch bisher ungedruckte Briefe Büchners mittheilen zu können. Die Briefe an die Familie ſind in den fünfziger Jahren bei einem Brande im Familienhauſe der Büchner in Darmſtadt zu Grunde gegangen, die Braut des Dichters, Fräulein Minna Jaglé, hat die Exiſtenz von zahlreichen Briefen wohl zugeſtanden, die Herausgabe jedoch rundweg verweigert, und was endlich die Freunde Büchners betrifft, ſo iſt mir ſowohl auf direktes Erſuchen, als auch in Folge einer öffentlichen Bitte nur überall die Antwort geworden, daß die Briefe theils nicht aufbewahrt worden, theils während der langen vierzig Jahre ſeit dem Tode des Dichters in Verluſt gerathen.

So habe ich mich hier nothgedrungen auf den Wiederabdruck der bereits veröffentlichten Briefe beſchränken müſſen. Die Briefe „an die Familie" wurden zuerſt von Dr. Ludwig Büchner in den „Nachgelaſſenen Schriften", und zwar theils zerſtreut in der Einleitung, theils in einer Reihenfolge (N. S. S. 237—280) mitgetheilt. Er hatte da, ſeiner Abſicht getreu, nur das zu geben, „was zur Kenntniß der politiſchen Bewegung jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erſchien," nur dürftige Auszüge mitgetheilt — der Veröffentlichung in extenso ſtanden damals Rückſichten entgegen, durch die er ſich gebunden fühlen mußte. Heute, wo dies nicht mehr der Fall geweſen wäre, war leider kein Nachholen möglich; die Briefe ſind, wie oben erwähnt, verbrannt. Mir blieb alſo nur die Aufgabe übrig, alles Erhaltene in chronologiſcher

Folge zu ordnen. Wo ferner in den „N. S.“ die Namen von Perſonen und Orten blos mit Punkten bezeichnet geweſen, habe ich dieſelben, ſo weit ſie zu eruiren waren, voll ausgeſchrieben. Endlich habe ich den erläuternden Anmerkungen Dr. Ludwig Büchner's (mit „L. B.“ gezeichnet) noch einige hinzugefügt, welche mit „F.“ gezeichnet ſind.

Die Briefe „an die Braut“ wurden von dieſer 1838 eigenhändig nach den Originalen copirt und an Karl Gutzkow geſendet, um in der von dieſem vorbereiteten Geſammt-Ausgabe abgedruckt zu werden. Doch wurden auch dieſe Auszüge erſt in den „N. S.“ abgedruckt und erſcheinen hier unverändert herübergenommen.

Was endlich die Briefe „an Karl Gutzkow“ betrifft, ſo ſind ſie von demſelben zuerſt im Frankfurter „Telegraph“ vom Juni 1837, ſpäter, um zwei vermehrt, in ſeinen „Oeffentlichen Charakteren“ mitgetheilt worden. Zu dem unter Nr. 5 mitgetheilten (letzten) Briefe macht Gutzkow die Bemerkung: „Dies Ganze iſt eine Zuſammenſetzung zweier Briefe, der letzte Theil iſt älter, als der erſte“. Da mir jedoch die Originale nicht vorlagen, ſo war auch die angedeutete Scheidung nicht äußerlich durchzuführen.

K. G. F.

V.

Anhang.

I. Jugendverſe.*

Der beſten Mutter.

Gebadet in des Meeres blauer Fluth
Erhebt aus purpurrothem Oſten ſich
Das prächtig-ſtrahlende Geſtirn des Tags,
Erweckt, gleich einem mächt'gen Zauberwort,
Das Leben der entſchlafenen Natur,
Von der der Nebel wie ein Opferrauch
Empor zum unermeſſ'nen Aether ſteigt.
Der Berge Zinnen brennen in dem Strahl
Der weichen, wie vom flammenden Altar,
Der Rauch des finſtren Waldgebirges wallt —
Und fernhin in des Ocean's Fluthen weicht
Die Nacht. So ſtieg auch uns ein ſchöner Tag
Vom Aether, der noch oft mit frohem Strahl
Im leichten Tanz der Horen grüßen mag
Den frohen Kreis, der den Allmächt'gen heut
Mit lautem Danke preiſt, da gnädig er
Uns wieder feiern läßt den ſchönen Tag,
Der uns die beſte aller Mütter gab.

* Dieſe Jugendgedichte Büchner's, wohl ſämmtlich 1828, alſo in ſeinem fünfzehnten Jahre, entſtanden, erſcheinen hier zum erſten Male aus dem Original-Manuſcript abgedruckt. — Die Zuſatzſtrophe zu dem Gedichte „Die Nacht" hat Büchner 1835 flüchtig an den Rand des Papiers hingeſchrieben. L.

Auch heute wieder in der üppigſten
Geſundheit, Jugend-Fülle, ſteht ſie froh
Im frohen Kreis der Kinder, denen ſie
Voll zarter Mutterlieb' ihr Leben weiht.
O! ſieg noch oft der Liebe Genius
An dieſem ſchönen Tag zu uns herab
Ihn ſchmückend mit dem holden Blumenpaar
Der Kinderliebe und der Zärtlichkeit! —

Vergänglichkeit.

Leiſe hinter düſterm Nachtgewölke
Tritt des Mondes Silberbild hervor,
Aus des Wieſenthales feuchtem Grunde
Steigt der Abendnebel leicht empor.

Ruhig ſchummernd liegen alle Weſen,
Feiernd ſchweigt des Waldes Sängerchor,
Nur aus ſtillem Haine, einſam klagend,
Tönet Philomeles Lied hervor.

Schweigend ſteht des Waldes düſtre Fichte,
Süß entſtrömt der Nachtviole Duft,
Um die Blume ſpielt des Weſt-Winds Flügel,
Leis hinſtreichend durch die Abendluft.

Doch was dämmert durch der Tannen Dunkel
Blinkend in Selenens Silberſchein?
Hoch auf hebt ſich zwiſchen ſchroffen Felſen
Einſam ein verwittertes Geſtein.

An der alten Mauer dunklen Zinnen
Rankt der Epheu üppig ſich empor,
Aus des weiten Burghofs öder Mitte
Ragt ein ringsbemooſter Thurm hervor.

Feſt noch trotzen alte Strebepfeiler,
Aufgethürmet wie zur Ewigkeit
Stehen ſie und ſchau'n wie ernſte Geiſter
Nieder auf der Welt Vergänglichkeit.

Still und ruhig iſt's im öden Raume,
Wie ein weites Grab ſtreckt er ſich hin;
Wo einſt kräftige Geſchlechter blühten,
Nagt die Zeit jetzt, die Zerſtörerin.

Durch der alten Säle düſtre Hallen
Flattert jetzt die ſcheue Fledermaus,
Durch die ringszerfallenen Bogenfenſter
Bricht der Nachtwind pfeifend ein und aus.

Auf dem hohen Söller, wo die Laute
Schlagend einſt die edle Jungfrau ſtand,
Krächzt der Uhu ſeine Todtenlieder,
Klebt ſein Neſt der Rabe an die Wand.

Alles, Alles hat die Zeit verändert,
Ueberall nagt ihr gefräß'ger Zahn.
Ueber Alles ſchwingt ſie ihre Senſe
Nichts iſt was die ſchnelle hemmen kann.

Die Nacht.

Niederſinkt des Tages goldner Wagen,
Und die ſtille Nacht ſchwebt leiſ' herauf,
Stillt mit ſanfter Hand des Herzens Klagen,
Bringt uns Ruh' im ſchweren Lebenslauf.

Ruhe gießt ſie in das Herz des Müden,
Der ermattet auf der Pilgerbahn,
Bringt ihm wieder ſeinen ſtillen Frieden,
Den des Schickſals rauhe Hand ihm nahm.

Ruhig ſchlummernd liegen alle Weſen,
Feiernd ſchließet ſich das Heiligthum,
Tiefe Stille herrſcht im weiten Reiche,
Alles ſchweigt im öden Kreis' herum.

Und der Mond ſchwebt hoch am klaren Aether,
Gießt ſein ſanftes Silberlicht herab;
Und die Sternlein funkeln in der Ferne,
Schau'n herab auf Leben und auf Grab.

Willkommen Mond, willkommen ſanfter Bote
Der Ruhe in dem rauhen Erdenthal,
Verkündiger von Gottes Lieb' und Gnade,
Des Schirmers in Gefahr und Mühſal.

Willkommen Sterne, ſeid gegrüßt ihr Zeugen
Der Allmacht Gottes, der die Welten lenkt,
Der unter allen Myriaden Weſen
Auch meiner voll von Lieb' und Gnade denkt.

Ja heil'ger Gott, du biſt der Herr der Welten,
Du haſt den Sonnenball emporgethürmt,
Haſt den Planeten ihre Bahn bezeichnet,
Du biſt es, der das All mit Allmacht ſchirmt.

Unendlicher, den keine Räume faſſen,
Erhabener, den Keines Geiſt begreift,
Allgütiger, den alle Welten preiſen,
Erbarmender, der Sündern Gnade beut!

Erlöſe gnädig uns von allem Uebel,
Vergieb uns liebend jede Miſſethat,
Laß wandeln uns auf Deines Sohnes Wegen,
Und ſiegen über Tod und über Grab.

1828.

Die Nacht.

Wieder eine Nacht herabgeſtiegen
Auf das alte, ew'ge Erdenrund
Wieder eine Finſterniß geworden
In dem qualerfüllten Lebensſchlund! — — —

1835. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

II. Cato Uticensis.*

Groß und erhaben iſt es, den Menſchen im Kampfe mit der Natur zu ſehen, wenn er gewaltig ſich ſtemmt gegen die Wuth der entfeſſelten Elemente und vertrauend der Kraft ſeines Geiſtes, nach ſeinem Willen die rohen Kräfte der Natur zügelt. Aber noch erhabner iſt es, den Menſchen zu ſehen im Kampfe mit ſeinem Schickſale, wenn er es wagt einzugreifen in den Gang der Weltgeſchichte, wenn er an die Erreichung ſeines Zwecks ſein Höchſtes, ſein Alles ſetzt. Wer nur *einen* Zweck und kein Ziel bei der Verfolgung desſelben ſich vorgeſteckt, gibt den Widerſtand nie auf, er ſiegt oder — ſtirbt. Solche Männer waren es, welche, wenn die ganze Welt feige ihren Nacken dem mächtig über ſie hinrollenden Zeitrade beugte, kühn in die Speichen deſſelben griffen, und es entweder in ſeinem Umſchwunge mit gewaltiger Hand zurückſchnellten oder von ſeinem Gewichte zermalmt einen rühmlichen Tod fanden, d. h. ſich mit dem Reſte des Lebens *Unſterblichkeit* erkauften. Solche Männer, die unter den Millionen, welche auch aus dem Schooß der Erde ſteigen, ewig am Staube kleben und wie

* Büchners Rede bei ſeinem Abgang vom Darmſtädter Gymnaſium (Herbſt 1831.) Erſter Abdruck nach dem Original-Manuſcript. F.

Staub vergehn und vergeſſen werden, ſich zu erheben, ſich Unvergänglichkeit zu erkämpfen wagten, ſolche Männer ſind es, die gleich Meteoren aus dem Dunkel des menſchlichen Elends und Verderbens hervorſtrahlen. Sie durchkreuzen wie Kometen die Bahn der Jahrhunderte; ſo wenig die Sternkunde den Einfluß der einen, ebenſo wenig kann die Politik den der andern berechnen. In ihrem excentriſchen Laufe ſcheinen ſie nur Irrbahnen zu beſchreiben, bis die großen Wirkungen dieſer Phänomene beweiſen, daß ihre Erſcheinung lange vorher durch jene Vorſehung angeordnet war, deren Geſetze eben ſo unerforſchlich, als unabänderlich ſind. — Jedes Zeitalter kann uns Beiſpiele ſolcher Männer aufweiſen, doch alle waren von jeher der verſchiedenartigſten Beurtheilung unterworfen. Die Urſache hiervon iſt, daß jede Zeit *ihren* Maaßſtab an die Helden der Gegenwart oder Vergangenheit legt, daß ſie nicht richtet nach dem eigentlichen Werthe dieſer Männer. Für einen Rieſen aber paßt nicht das Maaß eines Zwerges; eine kleine Zeit darf nicht einen Mann nach ſich beurtheilen wollen, von dem ſie nicht *einen* Gedanken faſſen und ertragen könnte. Wer will dem Adler die Bahn vorſchreiben, wenn er die Schwingen entfaltet und ſtürmiſchen Fluges ſich zu den Sternen erhebt? Wer will die zerknickten Blumen zählen, wenn der Sturm über die Erde brauſt und die Nebel zerreißt, die dumpfbrütend über dem Leben liegen? Wer will nach den Meinungen und Motiven eines Kindes wägen und verdammen, wenn Ungeheures geſchieht, wo es ſich um Ungeheures handelt? Die Lehre davon iſt: man darf die Ereigniſſe und ihre Wirkungen nicht beurtheilen, wie ſie *äußerlich* ſich darſtellen, ſondern

man muß ihren inneren tiefen Sinn zu ergründen ſuchen, und dann wird man das Wahre finden. —

Ich glaubte erſt dieſes vorausſchicken zu müſſen, um bei der Behandlung eines ſo ſchwierigen Themas zu zeigen, von welchem Standpunkte man bei der Beurtheilung eines Mannes, bei der Beurtheilung eines alten Römers ausgehen müſſe, um zu beweiſen, daß man an einen Cato nicht den Maaßſtab unſrer Zeit anlegen, daß man ſeine That nicht nach neueren Grundſätzen und Anſichten beurtheilen könne.

Man hört ſo oft behaupten: ſubjectiv iſt Cato zu rechtfertigen, objectiv zu verdammen, d. h. von unſerm, vom chriſtlichen Standpunkte aus iſt Cato ein Verbrecher, von ſeinem eigenen aus ein Held. Wie man aber dieſen chriſtlichen Standpunkt hier anwenden könne, iſt mir ein Räthſel geblieben. Es iſt ja doch ein ganz eigner Gedanke, einen alten Römer nach dem Katechismus kritiſiren zu wollen! Denn da man die Handlungen eines Mannes nur dann zu beurtheilen vermag, wenn man ſie mit ſeinem Charakter, ſeinen Grundſätzen und ſeiner Zeit zuſammenſtellt, ſo iſt nur ein Standpunkt, und zwar der ſubjektive, zu billigen und jeder andre, zumal in dieſem Falle der chriſtliche, gänzlich zu verwerfen. So wenig als Cato Chriſt war, ſo wenig kann man die chriſtlichen Grundſätze auf ihn anwenden wollen; er iſt nur als Römer und Stoiker zu betrachten. Dieſem Grundſatze gemäß werde ich alle Einwürfe, wie z. B. „es iſt nicht erlaubt ſich das Leben zu nehmen, das man ſich nicht ſelbſt gegeben,“ oder „der Selbſtmord iſt ein Eingriff in die Rechte Gottes“ ganz und gar nicht berückſichtigen und nur die zu widerlegen ſuchen, welche man Cato vom Standpunkte des

Römers aus machen könnte, wobei es nothwendig iſt, vorerſt eine kurze, aber getreue Schilderung ſeines Charakters und ſeiner Grundſätze zu entwerfen. —

Cato war einer der untadelhafteſten Männer, die die Geſchichte uns zeigt. Er war ſtreng, aber nicht grauſam; er war bereit, Andern viel größere Fehler zu verzeihen, als ſich ſelbſt. Sein Stolz und ſeine Härte waren mehr die Wirkung ſeiner Grundſätze, als ſeines Temperaments. Voll unerſchütterlicher Tugend, wollte er lieber tugendhaft ſein als ſcheinen. Gerecht gegen Fremde, begeiſtert für ſein Vaterland, nur das Wohl ſeiner Mitbürger, nicht ihre Gunſt beachtend, erwarb er ſich um ſo größeren Ruhm, je weniger er ihn begehrte. Seine große Seele faßte ganz die großen Gedanken: Vaterland, Ehre und Freiheit. Sein verzweifelter Kampf gegen Cäſar war die Folge ſeiner reinſten Ueberzeugung, ſein Leben und ſein Tod den Grundſätzen der Stoiker gemäß, die da behaupten: „Die Tugend ſei die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menſchen mit ſich ſelbſt, die durch die Herrſchaft über die Leidenſchaften erlangt werde; dieſe Tugend ſetze die höchſte innere Ruhe und Erhabenheit über die Affektionen ſinnlicher Luſt und Unluſt voraus; ſie mache den Weiſen nicht gefühllos, aber unverwundbar und gebe ihm eine Herrſchaft über ſein Leben, die auch den Selbſtmord erlaube".

Solche Gefühle und Grundſätze in der Bruſt, ſtand Cato da, wie ein Gigant unter Pygmäen, wie der Heros einer untergegangenen Heldenzeit, wie ein Rieſenbau, erhaben über ſeine Zeit, erhaben ſelbſt über menſchliche Größe. Nur ein Mann ſtand ihm gegenüber. Es war Julius Cäſar.

Beide waren gleich an Geisteskräften, gleich an Macht und Ansehn, aber beide ganz verschiedenen Charakters. Cato der letzte Römer, Cäsar nichts mehr als ein glücklicher Catilina; Cato groß durch sich selbst, Cäsar groß durch sein Glück. Für zwei solcher Männer war der Erdkreis zu eng. Einer mußte fallen, und Cato fiel, nicht als ein Opfer der Ueberlegenheit Cäsars, sondern seiner verdorbenen Zeit. Anderthalbe hundert Jahre zuvor hätte kein Cäsar gesiegt. Nach Cäsars Sieg hatte Cato die Hoffnung seines Lebens verloren; nur von wenigen Freunden begleitet begab er sich nach Utika, wo er noch die letzten Anstrengungen machte, die Bürger für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Doch als er sah, daß in ihnen nur Sklavenseelen wohnten, als Rom von seinem Herzen sich losriß, als er nirgends mehr ein Asyl fand für die Göttin seines Lebens, da hielt er es für das Einzigwürdige, durch einen besonnenen Tod seine freie Seele zu retten. Voll der zärtlichsten Liebe sorgte er für seine Freunde, kalt und ruhig überlegte er seinen Entschluß, und als alle Bande zerrissen, die ihn an das Leben fesselten, gab er sich mit sicherer Hand den Todesstoß und starb, durch seinen Tod einen würdigen Schlußstein auf den Riesenbau seines Lebens setzend. Solch' ein Ende konnte allein einer so großen Tugend in einer so heillosen Zeit geziemen!

So verschieden nun die Beurtheilungen dieser Handlung sind, ebenso verschieden sind auch die Motive, die man ihr zum Grunde legt. Doch ich denke, ich habe nicht nöthig, hier diejenigen zurückzuweisen, welche von Eitelkeit, Ruhmsucht, Halsstarrigkeit und dergleichen kleinlichen Gründen mehr reden (solche Gefühle hatten keinen Raum in der Brust

eines Cato!) oder gar diejenigen, welche mit dem Gemeinplatz der Feigheit angezogen kommen. Ihre Widerlegung liegt schon in der bloßen Schilderung seines Charakters, der nach dem einstimmigen Zeugniß aller alten Schriftsteller so groß war, daß selbst Vellejus Paterculus von ihm sagt: homo virtuti simillimus et per omnia ingenio diis, quam hominibus, propior.

Andere, die der Wahrheit schon etwas näher kamen und auch die meisten Anhänger fanden, behaupteten, der Beweggrund zum Selbstmord sei ein unbeugsamer Stolz gewesen, der nur vom Tode sich habe wollen besiegen lassen. Wahrlich, wäre dies das wahre Motiv, so liegt schon etwas Großes und Erhabenes in dem Gedanken, mit dem Tode die Gerechtigkeit der Sache, für die man streitet, besiegeln zu wollen. Es gehört ein großer Charakter dazu, sich zu einem solchen Entschluß erheben zu können. Aber auch nicht einmal dieser Beweggrund war es — es war ein höherer. Catos große Seele war ganz erfüllt von einem unendlichen Gefühle für Vaterland und Freiheit, das sein ganzes Leben durchglühte. Diese beiden Dinge waren die Centralsonne, um die sich alle seine Gedanken und Handlungen drehten. Den Fall seines Vaterlandes hätte Cato überleben können, wenn er ein Asyl für die andere Göttin seines Lebens, für die Freiheit, gefunden hätte. Er fand es nicht. Die Welt lag in Roms Banden, alle Völker waren Sklaven, frei allein der Römer. Doch als auch dieser endlich seinem Geschicke erlag, als das Heiligthum der Gesetze zerrissen, als der Altar der Freiheit zerstört war, da war Cato der einzige unter Millionen, der einzige unter den Bewohnern einer Welt, der sich das Schwert in

die Bruſt ſtieß, um unter Sklaven nicht leben zu müſſen; denn Sklaven waren die Römer, ſie mochten in goldnen oder ehernen Feſſeln liegen — ſie waren gefeſſelt. Der Römer kannte nur eine Freiheit, ſie war das Geſetz, dem er ſich aus freier Ueberzeugung als nothwendig fügte; dieſe Freiheit hatte Cäſar zerſtört, Cato war Sklave, wenn er ſich dem Geſetz der Willkür beugte. Und war auch Rom der Freiheit nicht werth, ſo war doch die Freiheit ſelbſt werth, daß Cato für ſie lebte und ſtarb. Nimmt man dieſen Beweggrund an, ſo iſt Cato gerechtfertigt, ich ſehe nicht ein, warum man ſich ſo ſehr bemüht, einen niedrigern hervorzuheben; ich kann nicht begreifen, warum man einem Manne, deſſen Leben und Charakter makellos ſind, das Ende ſeines Lebens ſchänden will. Der Beweggrund, den ich ſeiner Handlung zu Grunde lege, ſtimmt mit ſeinem ganzen Charakter überein, iſt ſeines ganzen Lebens würdig, und alſo der wahre. —

Dieſe That läßt ſich jedoch noch von einem anderen Standpunkte aus beurtheilen, nämlich von dem der Klugheit und der Pflicht. Man kann nämlich ſagen: handelte Cato auch klug? hätte er nicht verſuchen können, die Freiheit, deren Verluſt ihn tödtete, ſeinem Volke wieder zu erkämpfen? Und hätte er, wenn auch dieſes nicht der Fall geweſen wäre, ſich nicht dennoch ſeinen Mitbürgern, ſeinen Freunden, ſeiner Familie erhalten müſſen?

Der erſte Einwurf läßt ſich widerlegen durch die Geſchichte. Cato mußte wiſſen und wußte es, daß Rom ſich nicht mehr erheben könne, daß es einen Tyrannen nöthig habe, und daß für einen despotiſch beherrſchten Staat nur Rettung in dem Untergang ſei. Wäre es ihm auch

gelungen, selbst Cäsar zu besiegen, Rom blieb dennoch Sklavin; aus dem Rumpfe der Hyder wären nur neue Rachen hervorgewachsen. Die Geschichte bestätigt diese Behauptung. Die That eines Brutus war nur ein leeres Schattenbild einer untergegangenen Zeit. Was hätte es also Cato genützt, wenn er noch länger die Flamme des Bürgerkrieges entzündet, wenn er auch Roms Schicksal noch um einige Jahre aufgehalten hätte? Er sah, Rom und mit ihm die Freiheit waren nicht mehr zu retten. —

Noch leichter läßt sich der andere Einwurf, als hätte Cato sich seinem, wenn auch unterjochten Vaterlande, dennoch erhalten müssen, beseitigen. Es gibt Menschen, die ihrem größeren Charakter gemäß mehr zu allgemeinen großen Diensten für das Vaterland, als zu besondern Hülfeleistungen gegen einzelne Nothleidende verpflichtet sind. Ein solcher war Cato. Sein großer Wirkungskreis war ihm genommen, seinen Grundsätzen gemäß konnte er nicht mehr handeln. Cato war zu groß, als daß er die freie Stirne dem Sklavenjoche des Usurpators hätte beugen, als daß er, um seinen Mitbürgern eine Gnade zu erbetteln, vor einem Cäsar hätte kriechen können. Kleineren Seelen überließ er dies; doch wie wenig durch Nachgeben und Fügsamkeit erreicht wurde, kann Ciceros Beispiel lehren. Cato schlug einen andern Weg ein, noch den letzten großen Dienst seinem Vaterlande zu erweisen; sein Selbstmord war eine Aufopferung für dasselbe! Wäre Cato leben geblieben, hätte er sich mit Verleugnung aller seiner Grundsätze dem Usurpator unterworfen, so hätte dieses Leben die Billigung Cäsars enthalten; hätte er dies nicht gewollt, so hätte er in offenem Kampf auftreten und unnützes Blut vergießen

müſſen. Hier gab es nur einen Ausweg, er war der Selbſtmord. Er war die Apologie des Cato, war die furchtbarſte Anklage des Cäſar. Cato hätte nichts Größeres für ſein Vaterland thun können, denn dieſe That, dieſes Beiſpiel hätte alle Lebensgeiſter der entſchlafenen Roma wecken müſſen. Daß ſie ihren Zweck verfehlte, daran iſt nur Rom, nicht Cato ſchuld.

Daſſelbe läßt ſich auch auf den Einwurf erwidern, Cato hätte ſich ſeiner Familie erhalten müſſen. Kato war der Mann nicht, der ſich im engen Kreiſe des Familienlebens hätte bewegen können. Auch ſehe ich nicht ein, warum er es hätte thun ſollen; ſeinen Freunden nützte ſein Tod mehr, als ſein Leben; ſeine Porcia hatte einen Brutus gefunden, ſein Sohn war erzogen; der Schluß dieſer Erziehung war der Selbſtmord des Vaters, er war die letzte große Ehre für den Sohn. Daß derſelbe ſie verſtand, lehrte die Schlacht bei Philippi.

Das Reſultat dieſer Unterſuchung liegt in Ludens Worten: „Wer fragen kann, ob Cato durch ſeine Tugend nicht Rom mehr geſchadet habe, als genützt, der hat weder Roms Art erkannt, noch Catos Seele, noch den Sinn des menſchlichen Lebens.“

Nimmt man nun alle dieſe angeführten Gründe und Umſtände zuſammen, ſo wird man leicht einſehen, daß Cato ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen gemäß ſo handeln konnte und mußte und daß jede andere Handlungsart ſeinem ganzen Leben widerſprochen haben würde. —

Obgleich hierdurch nun Cato nicht allein entſchuldigt, ſondern auch gerechtfertigt wird, ſo hat man doch noch einen

andern, keineswegs leicht zu beseitigenden Einwurf gemacht; es heißt nämlich: „Eine Handlung läßt sich nicht dadurch rechtfertigen, daß sie dem besondern Charakter eines Menschen gemäß gewesen ist. Wenn der Charakter selbst fehlerhaft war, so ist es die Handlung auch. Dieß ist bei Cato der Fall. Er hatte nur eine sehr einseitige Entwicklung seiner Natur erfahren. Die Ursache, warum mit seinem Charakter die Handlung des Selbstmordes übereinstimmte, lag nicht in seiner Vollkommenheit, sondern in seinen Fehlern. Es war nicht seine Stärke und sein Muth, sondern sein Unvermögen, sich in einer ungewohnten Lebensweise schicklich zu bewegen, welches ihm das Schwert in die Hand gab." —

So wahr auch diese Behauptung klingt, so hört sie bei näherer Betrachtung doch ganz auf, einen Flecken auf Catos Handlungen zu werfen. Diesem Einwurf gemäß wird gefordert, daß Cato sich nicht allein in die Rolle des Republikaners, sondern auch in die des Dieners hätte fügen sollen. Daß er dies nicht konnte und wollte, schreibt man der Unvollkommenheit seines Charakters zu; daß aber dieses Schicken in alle Umstände eine Vollkommenheit sei, kann ich nicht einsehen, denn ich glaube, daß das große Erbtheil des Mannes sei, nur eine Rolle spielen, nur in einer Gestalt sich zeigen, nur in das, was er als wahr und recht erkannt hat, sich fügen zu können. Ich behaupte also im Gegentheil, daß grade dieses Unvermögen, sich in eine seinen heiligsten Rechten, seinen heiligsten Grundsätzen widersprechende Lage zu finden, von der Größe, nicht von der Einseitigkeit und Unvollkommenheit des Cato zeugt.

Wie groß aber seine Beharrlichkeit bei dem war, was er als wahr und recht erkannt hatte, kann uns sein Tod selbst lehren. Wenig Menschen werden ja gefunden worden sein, die den Entschluß zu sterben mit soviel Ruhe haben fassen, mit soviel Beharrlichkeit haben ausführen können. Sagt auch Herder verächtlich: „Jener Römer, der im Zorne sich die Wunden aufriß!“ so ist doch dies ewig und sicher wahr, daß grade der Umstand, daß Cato leben blieb und doch die Waffe nicht zurückzog, daß grade der Umstand die That nur noch großartiger macht.

So handelte, so lebte, so starb Cato. Er selbst der Repräsentant Römischer Größe, der letzte eines untergesunkenen Heldenstammes, der größte seiner Zeit! Sein Tod der Schlußstein für den ersten Gedanken seines Lebens, seine That ein Denkmal im Herzen aller Edlen, das über Tod und Verwesung triumphirt, das unbewegt steht im fluthenden Strome der Ewigkeit! Rom, die Riesin, stürzte, Jahrhunderte gingen an seinem Grabe vorüber, die Weltgeschichte schüttelte über ihm ihre Loose, und noch steht Cato's Namen neben der Tugend und wird neben ihr stehen, so lange das große Urgefühl für Vaterland und Freiheit in der Brust des Menschen glüht! —

III. Büchner als Agitator.*

. . . Man läßt den Angeklagten, August Becker, vertreten und macht ihm zur Aufgabe, sich darüber zu erklären: von wem die erste Idee zu Flugschriften ausgegangen sei, worin deren Zweck, Tendenz bestanden, und zu welcher Zeit die Abfassung solcher Schriften erfolgt sei. Derselbe erklärt hierauf dictirend folgendes:

„. . . Den „Landboten" betreffend, sei es mir erlaubt, den Verfasser desselben, Georg Büchner, in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, hier für mich reden zu lassen; dies kann zugleich dazu dienen, wenigstens eine Seite von Büchner's Charakter kennen zu lernen. — Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, um die Verhältnisse Deutschlands umzustoßen, sagte er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man sich doch gefaßt machen mußte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen nichts hätte ent-

* Zur Vervollständigung jener Darstellung, welche die Einleitung von Büchner's politischen Ueberzeugungen und Handlungen gibt, finden sich hier jene Stellen aus Röllners Werk über den Prozeß Weidig, welche auf Büchner Bezug haben, vollinhaltlich zusammengestellt. F.

gegenſtellen können, als eine handvoll undiſciplinirter Liberaler. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, ſo kann und darf das bloß durch die große Maſſe des Volkes geſchehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichſam erdrückt werden müſſen. Es handelt ſich alſo darum, dieſe große Maſſe zu gewinnen, was vor der Hand nur durch Flugſchriften geſchehen kann.

Die früheren Flugſchriften, welche zu dieſem Zweck etwa erſchienen ſind, entſprachen demſelben nicht; es war darin die Rede vom Wiener Congreß, Preßfreiheit, Bundestagsordonnanzen u. dgl., lauter Dinge, um welche ſich die Bauern (denn an dieſe, meinte Büchner, müſſe man ſich vorzüglich wenden) nicht kümmern, ſo lange ſie noch mit ihrer materiellen Noth beſchäftigt ſind; denn dieſe Leute haben aus ſehr nahe liegenden Urſachen durchaus keinen Sinn für die Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menſchen u. ſ. w., ſie ſind gegen all' das gleichgültig und in dieſer Gleichgültigkeit allein beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürſten und ihre Theilnahmloſigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit. Gleichwohl ſcheinen ſie unzufrieden zu ſein, und ſie haben Urſache dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen ſie aus ihrer ſaueren Arbeit ziehen, und der ihnen zur Verbeſſerung ihrer Lage ſo nothwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anſpruch nimmt. So iſt es gekommen, daß man bei aller parteiiſchen Vorliebe für ſie doch ſagen muß, daß ſie eine ziemlich niederträchtige Geſinnung angenommen haben; und daß ſie, es iſt traurig genug, faſt an keiner Seite mehr zugänglich ſind, als gerade am Geldſack. Dies muß man benutzen, wenn man ſie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will; man muß ihnen zeigen und

verrechnen, daß sie einem Staate angehören, dessen Lasten sie größtentheils tragen müssen, während andere den Vortheil davon beziehen; — daß man von ihrem Grundeigenthum, das ihnen ohnedem so sauer wird, noch den größten Theil der Steuern erhebt, während die Capitalisten leer ausgehen; daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden u. s. w. Dieses Mittel, die Masse des Volkes zu gewinnen, muß man, fuhr Büchner fort, benutzen, so lange es noch Zeit ist. Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, der ihnen fast ohnedem unbequem sein muß, sollten sie die kostspieligen, stehenden Heere, die ihnen unter Umständen entbehrlich sein können, vermindern, sollten sie den künstlichen Organismus der Staatsmaschine, deren Unterhaltung so große Summen kostet, auf einfachere Principien zurückführen, dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erbarmt, in Deutschland auf immer verloren. Seht die Oesterreicher, sie sind wohlgenährt und zufrieden! Fürst Metternich, der geschickteste unter allen, hat allen revolutionären Geist, der jemals unter ihnen aufkommen könnte, für immer in ihrem eigenen Fett erstickt. So sind die eigenen Worte des Büchner gewesen.

Die Tendenz der Flugschrift läßt sich hiernach vielleicht dahin aussprechen: sie hatte den Zweck, die materiellen Interessen des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als dem einzigen möglichen Weg, die letztere zu bewerkstelligen. — Solche Mittel, die Revolution herbeizuführen, hielt Büchner für ebenso erlaubt und ehrbar, als alle anderen. Wenigstens sagte er oft, der materielle Druck,

unter welchem ein großer Theil Deutschlands liege, sei eben so traurig und schimpflich, als der geistige; und es sei in seinen Augen bei weitem nicht so betrübt, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausend Familien nicht im Stande wären, ihre Kartoffeln zu schmelzen u. s. w.

Ob ich mich hier gleich meistens der Worte Büchner's bedient habe, so dürfte es doch schwer sein, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Meinungen vortrug, zu machen. —

Man braucht nur vier Jahre (und halb so viel im Gefängniß) älter zu sein, als ich damals war, da Büchner solche Reden führte, um die Sophisterei, die sie enthalten, einzusehen; damals war ich fast blind dagegen, sowie Andere, z. B. Glemm, Louis Becker, Schütz, denen allen Büchner imponirte, ohne daß sie es vielleicht selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, als durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug. Wären solche Meinungen das Rühmlichste von Büchner gewesen, dann würde der Abscheu, den sie vielleicht in den Augen des Gerichtes erregen, mit Recht auf diejenigen, welche genaueren Umgang mit ihm gepflegen, zurückfallen; allein er hatte bei all' dem das edelste Herz und war für diejenigen, die ihn genau kannten, der liebenswürdigste Mensch.

Um noch einmal auf die Flugschrift Büchner's zurückzukommen, so kann ich nicht angeben, ob sie den beabsichtigten Zweck erreicht habe; soviel weiß ich, daß, wie mir Weidig gesagt hat, Professor Jordan sich mißbilligend über dieselbe ausgesprochen; auch Dr. Hundeshagen soll sie, wie ich von Weyprecht erfahren, heftig getadelt haben.

In dem oben angegebenen Sinn schrieb Büchner die Flugschrift, welche von Weidig Landbote genannt werden ist Noch muß ich erwähnen, daß Büchner während meiner Abwesenheit einmal bei Weidig gewesen sein muß, um bei demselben eine Statistik vom Großherzogthum, die er bei seiner Arbeit benutzt hat, zu entlehnen; ich weiß wenigstens nicht, wie er sonst dazu gekommen sein soll, denn diese Statistik habe ich Weidig später überschickt. Auch wußte Weidig schon vorher von der Absicht Büchner's, etwas zu schreiben. Diese Schrift wurde durch Klemm und mich an Weidig überbracht. Er machte zum Theil dieselben Einwendungen, [illegible] er mir gegen dieselbe gemacht hatte und sagte, daß bei solchen Grundsätzen kein ehrlicher Mann mehr bei uns aushalten werde. (Er meinte damit die Liberalen.) Ich erinnere mich dieser Einzelnheiten noch sehr genau; überhaupt war Weidig in Allem der Gegensatz zu Büchner; er (Weidig) hatte den Grundsatz, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brennen solle; er war unter den Republikanern republikanisch und unter den Constitutionellen constitutionell. — Büchner war sehr unzufrieden über diese Bemerkung Weidig's und sagte, es sei keine Kunst ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen habe. Indessen konnte Weidig der Flugschrift einen gewissen Grad von Beifall nicht versagen und meinte, sie müsse vortreffliche Dienste thun, wenn sie verändert werde. Dies zu thun behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in welcher sie später im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich vom Originale namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen die Vernehmen gesetzt sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei ge-

sagt war, weggelassen und mit Anderem, was sich blos auf die Wirksamkeit der constitutionellen Verfassung bezieht, ersetzt worden ist, wodurch denn der Charakter der Schrift noch gehässiger geworden ist. Das ursprüngliche Manuscript hätte man allenfalls als eine schwärmerische, mit Beispielen belegte Predigt gegen den Mammon, wo er sich auch finde, betrachten können, nicht so das Letzte. Die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig. Als Clemm und ich diese Schrift zu Weidig brachten, befand sich dessen Frau krank zu Friedberg. Es mag Anfangs Juni 1834 gewesen sein, als Schütz und Büchner nach Offenbach reisten, um die erwähnte Schrift in Druck zu geben. Ungefähr einen Monat später gingen Schütz und Minnigerode an denselben Ort, um sie abzuholen. Wer sie gedruckt und wo diese Leute bei dieser Gelegenheit logirt, kann ich nicht angeben. Karl Zenner hat damals einen Pack von der Flugschrift nach Butzbach gebracht. Ich war gerade in seinem Haus, als er zurückkehrte, und ich brachte sie in der Tasche in die Wohnung des Weidig. —

Vorgelegt wird die Flugschrift, betitelt: „Der hessische Landbote. Erste Botschaft. — Mit Vorbericht." — Becker erklärt darüber:

„Das Manuscript dieser Flugschrift habe ich bei Büchner in's Reine geschrieben, weil seine eigene Hand durchaus unleserlich war. Es ist nachher in die Hände Weidig's gekommen, wie eben gesagt, aus welchen, soviel ich weiß, es Schütz und Büchner empfangen haben, um es in die Druckerei nach Offenbach zu tragen. Ich habe indessen nur das ursprüngliche Manuscript, wie es Büchner geliefert hat, abge-

schrieben. Ich kann auch hier noch anführen, daß der Verbericht ebenfalls von Weidig verfaßt worden ist. Büchner war über die Veränderung, welche Weidig mit der Schrift vorgenommen hatte, außerordentlich aufgebracht, er wollte sie nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß er ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt habe, und wodurch alles andere gleichsam legitimirt werde, durchgestrichen habe."

Frage. „Der Landbote war seinem Inhalte nach hauptsächlich für's Großherzogthum Hessen bestimmt. Demungeachtet war, wie Sie sich auch selbst schon ausgesprochen haben, der Zweck der Ausbreitung von Flugschriften umfassender. Durch Aufreizung des Volkes in unserem Lande konnte für die gewünschte allgemeine, deutsche Freiheit wenig genützt werden; es mußten daher offenbar weitere Mittel in Aussicht genommen worden sein, um jenen Hauptzweck zu erreichen, und worin haben dieselben wohl bestanden?" —

Antwort des August Becker. Büchner, der bei seinem mehrjährigen Aufenhalte in Frankreich das deutsche Volk wenig kannte, wollte, wie er mir oft gesagt hat, sich durch diese Flugschrift überzeugen, in wie weit das deutsche Volk geneigt sei, an einer Revolution Antheil zu nehmen. Er sah indessen ein, daß das gemeine Volk eine Auseinandersetzung seiner Verhältnisse zum deutschen Bund nicht verstehen und einem Aufruf, ihre angeborenen Rechte zu erkämpfen, kein Gehör geben werde; im Gegentheil glaubte er, daß es nur dann bewogen werden könne, seine gegenwärtige Lage zu verändern, wenn man ihm seine nabeliegenden Interessen vor Augen lege. Dies hat Büchner in der Flugschrift ge-

than. Er hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die Großherzoglich Hessische Regierung; er meinte im Gegentheil, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Princip, welches er für die Ursache alles Elends hielt. — Mit der von ihm geschriebenen Flugschrift wollte er vor der Hand nur die Stimmung des Volkes und der deutschen Revolutionäre erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Bestimmungen in Bezug auf ein Andereswerden auf. Er glaubte nicht, daß durch die constitutionelle, landständische Opposition ein wahrhaft freier Zustand in Deutschland herbeigeführt werden könne. Sollte es diesen Leuten gelingen, sagte er oft, die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist. Um nun auf die Frage selbst zurückzukommen, muß ich noch bemerken, daß Büchner und seine Freunde in Gießen die Absicht hatten, wenn der Versuch mit dieser ersten Flugschrift gelinge, dahin zu wirken, daß auch in anderen Ländern ähnliche Schriften verfaßt würden. Dies ist aber nicht geschehen, da der Versuch so ungünstig ausgefallen war.

Frage. „Theilte Weidig diese Ansichten Büchner's?"

Antwort. Zum Theil; doch stimmte er in Manchem mit Büchner überein. So erinnere ich mich, daß Büchner einst Streit über Wahlcensus mit ihm hatte. Büchner meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerika-

nischen Staaten, müsse jeder ohne Rücksicht auf Vermögensverhältnisse eine Stimme haben, und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Pöbelherrschaft, wie in Frankreich entstehen werde, die Verhältnisse des deutschen Volks und unserer Zeit verkenne. Büchner äußerte sich einst in Gegenwart des Zeugen sehr heftig über diesen Aristokratismus des Weidig, wie er es nannte, und Zeuge beging dann später die Indiscretion, es dem Weidig wieder zu sagen. Hierdurch entstand ein Streit zwischen Weidig und Büchner, welchen ich beizulegen mich bemühte und welcher die Ursache ist, daß ich diese Einzelheiten behalten habe."

August Becker wird zum Verhöre vorgeführt und weiter befragt:

Frage. Was gab die Veranlassung zu der am 3. Juli 1834 auf der Badenburg stattgehabten Versammlung? —

Antwort. Die Mitglieder unserer Gesellschaft stimmten darin mit Weidig überein, daß man gemeinschaftlich handeln müsse, wenn unser politisches Wirken einigen Erfolg haben solle. Büchner meinte, daß man Gesellschaften errichten müsse, Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden mit einander bekannt mache und durch sie Flugschriften verbreiten lasse. Ueber diesen Punkt wollte man sich auf der Badenburger Versammlung besprechen. Büchner hoffte, auf derselben seine Ansichten bei den Marburgern durchzusetzen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn nach meiner Rückkehr aus dem Hinterland über die Sache sprach, sagte er mir, daß auch die Marburger Leute seien, welche

ſich durch die franzöſiſche Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmährchen, hätten erſchrecken laſſen, daß ſie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu ſehen fürchteten u. ſ. w. Es muß demnach auf dieſer Verſammlung die Rede davon geweſen ſein, in welchem Geiſt die Flugſchriften abgefaßt werden müßten, und Büchner, welcher glaubte, daß man ſich an die niederen Volksklaſſen wenden müſſe, und der auf die öffentliche Tugend der ſogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburg ſeine Anſichten nicht gebilligt geſehen haben, weil er über die Marburger ſich ſo ungehalten äußerte." —

„Dieſer Büchner," — erklärt weiter noch Becker im Verhör, — „war mein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten ſeiner theuerſten Angelegenheiten machte, von welchen er weder ſeiner Familie, noch einem ſeiner anderen Freunde Etwas geſagt hatte. Ein ſolches Vertrauen mußte ihm mein Herz gewinnen; ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſeine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage ſeines Patriotismus war wirklich das reinſte Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er ſprach und ſeine Stimme ſich erhob, dann glänzte ſein Auge, — ich glaubte es ſonſt nicht anders — wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugſchrift abgeſchrieben. Was hätte ich nicht für ihn gethan, wovon hätte er mich nicht überzeugt?!" —

Es wird dem Carl Zenner ein Exemplar des „hessischen Landboten", erste Botschaft, zur Anerkennung verabreicht ꝛc. Nach Ansicht äußert derselbe:

„Es ist dies ein Exemplar derjenigen Schriften, welche durch den Minnigerode gebracht und durch diesen und mich auf die verbin bezeichnete Weise weiter befördert werden sind. Ich las diese Schrift nach meiner Ankunft in Butzbach zum erstenmal; da dieselbe aber meinen politischen Gesinnungen und Absichten nicht entsprach, so nahm ich ein Blatt davon, ging zu H. Weidig, bei dem Schüz und Minnigerode gleichfalls gewesen waren, und erzählte ihm die Sache ꝛc. Nicht lange darnach kam der Pfarrer Schaum von Hochweisel. Ich äußerte gegen Weidig, die Schrift sei zu scharf und wahrhaft ekelhaft. Weidig sagte, er habe das auch schon gesagt, die Schrift sei noch schlimmer projectirt gewesen, er habe sie etwas milder abgefaßt ꝛc.

In der darauf folgenden Nacht (vom 1. auf den 2. August) klopfte mir um Mitternacht Jemand an meinem Fenster und rief mich bei Namen. Ich öffnete das Fenster und fragte: „was gibt's Neues?" worauf erwiedert wurde: Minnigerode sei am Eber zu Gießen verhaftet worden und man habe bei ihm Schriften vorgefunden, er habe sich sogleich aufgemacht, um uns davon zu benachrichtigen. Ich erkannte nun den Büchner, er wünschte, ich möge ihn alsbald zu Weidig begleiten, was ich dann auch that. Ich klopfte dem Weidig am Fenster, sowie er heraussah, wurde ihm alsbald die Hiobspost mitgetheilt; er erwiederte, das sei schlimm. Weidig öffnete das Haus, und wir traten in seine Stube. Weidig rechte auch den August Becker aus dem Schlaf, welcher damals in dem Weidig'schen Hause über

nachtete. Becker war sehr bestürzt. Außer uns vier Personen war Niemand zugegen. Weidig sagte sogleich zu Büchner, da er doch einmal auf dem Weg sei, so müsse er nothwendig seine Reise fortsetzen, namentlich nach Offenbach, um den Schütz, wo möglich, zeitig zu benachrichtigen, damit er nicht in eine gleiche Falle gerathe, sodann auch den Hausmann, damit dieser etwa verrätherische Schriften wegthun könne ꝛc."

IV. Büchners letzte Tage.*

2. Februar 1837. Wir fragten Büchner, ob er einen weiten Spaziergang mit uns machen wollte; er antwortete, daß er mit seinem Freunde Schmid nur einen kurzen Gang machen würde, weil er sich nicht ganz wohl fühle. Als wir gegen Abend nach Hause kamen, klagte er, daß es ihm fieberisch zu Muthe sei. Da er sich aber nicht zu Bette legen wollte, aus Furcht nicht einschlafen zu können, setzte er sich zu uns auf's Sopha. Ich bot ihm Thee an, den er annahm; bald bemerkte ich, daß er einschlief, und als er erwachte, bat ich ihn dringend, sich zu Bett zu legen, was er auch endlich that. Wir sagten ihm, daß er an der Wand liegen solle, die an unsere Schlafstube stieß, wenn er des Nachts etwas bedürfe, und ließen seine Lampe brennen.

3. Februar. Büchner hatte nicht gut geschlafen, klagte aber keinerlei Schmerzen. Da es sehr hell im Zimmer war, gab ich ihm grüne Vorhänge, auch ein Pferdehaarkissen unter den Kopf, was ihm wohl that. Ich hatte gehofft, daß er

* Diese Aufzeichnungen stammen aus der Feder der Frau Schulz, Gattin des Dr. Wilhelm Schulz, Büchners getreuer Pflegerin. Sie sind ein Auszug aus dem Tagebuche der edlen Frau, welchen sie nach dem Dahinscheiden des Dichters für dessen Familie angefertigt. F.

den Abend wieder bei uns zubringen könnte, und deßwegen unser gewöhnliches Leskränzchen nicht abgesagt; da er aber nicht dabei sein konnte, ließ er sich von uns erzählen, womit wir uns unterhalten hatten.

4. Februar. Das Fieber war etwas stärker, doch gab es zu keiner Besorgniß Raum; er aß etwas Suppe und Obst und versicherte, daß es ihm ganz wohl in seinem Bette sei. Wir erhielten Briefe von den Unsrigen, die ich ihm vorlas und denen er mit Interesse zuhörte.

5. Februar. Er klagte über Schlaflosigkeit; ich suchte ihn damit zu trösten, daß ich in meiner kürzlichen Krankheit viele Nächte nicht geschlafen und dabei noch Schmerzen habe leiden müssen. Er war sehr geduldig und ruhig; da wir genöthigt waren einige Besuche zu machen, so blieb sein liebster Freund Schmid bei ihm; als wir wieder nach Hause kamen, ließ er sich von uns erzählen; doch hatte er es nicht gerne, wenn man laut sprach.

6. Februar. Da ich keine häuslichen Geschäfte hatte, konnte ich mich ganz seiner Pflege widmen, was ich von Herzen gerne that. Es zeigte sich nach und nach eine große Empfindlichkeit bei ihm; man konnte ihm nicht leicht etwas recht machen, was seine Freunde oft nicht begreifen konnten. Ich, die ich aber aus Erfahrung wußte, wie es Einem ist, wenn man an den Nerven leidet, ich that ihm alles, was er nur haben wollte, worüber ich jetzt doppelt froh bin.

7. Februar. Frau Zell schickte für Büchner Suppe, die ihm sehr gut schmeckte; auch die vorgeschriebene Arznei nahm er gerne, worüber ich ihn oft lobte. Da wir den Fastnachts-Abend bei Zell zubringen sollten, so blieb Büchners Freund Braubach bei ihm, den er auch sehr gerne hatte.

8. Februar. Das Fieber zeigte sich nur sehr wenig, und er wollte, da Briefe von seiner Braut angekommen waren, an dieselbe schreiben; ich bat ihn, dieses zu verschieben, bis er sich wieder ganz wohl fühlte. Auch erbot ich mich statt seiner zu schreiben, was er aber ablehnte. Da die Briefe Minna's sehr fein geschrieben waren, legte er sie weg, um sie später fertig zu lesen.

9. Februar. Der Kranke hatte fast gar kein Fieber, doch klagte er fortwährend über Schlaflosigkeit; mein Mann war des Nachts lange bei ihm und bemerkte doch, daß er zuweilen geschlafen hatte. Er war kleinmüthig, und wir sprachen ihm alle Muth ein; auch rieth man ihm, ein wenig aufzustehen, um dann vielleicht besser schlafen zu können. Es wurde ihm Mandelmilch verordnet, die ich ihm bereitete und die ihn sehr erquickte.

10. Februar. Er stand Nachmittags auf und wollte schreiben; ich holte ihm alles Nöthige herbei, da ich sah, daß er sich durchaus nicht wollte abhalten lassen und da er sagte, daß er sich auf dem Sopha wohler wie im Bett fühle, so freute ich mich sehr und nahm es für ein Zeichen der Besserung. Er ergriff die Feder, erklärte aber sogleich nicht schreiben zu können; ich bot ihm abermals an, in seinem Namen zu schreiben, was er jetzt geschehen ließ. Damit er seinen Geist nicht anstrengen sollte, schrieb ich den Brief nach meiner Idee, und er sagte mir alsdann, was ich daran ändern sollte. Endlich war das Schreiben nach seinem Wunsch ausgefallen; er nahm es mir hastig weg und setzte die Worte: „Adieu mein Kind" darunter, ließ mich eine seiner Locken hineinlegen und eilte schnell zu Bett, nach welchem er sehr verlangte. Nachdem der Brief weg war, fiel es mir

ſchwer auf's Herz, daß die gute Minna vielleicht dieſe Worte für Abſchiedsworte nehmen könnte, da doch die Krankheit damals nicht im Geringſten gefährlich ſchien. Dies beunruhigte mich ſehr, und ich hatte einen traurigen Abend. Mein Mann und ſeine anderen Freunde ſchliefen dieſe wie die folgenden Nächte abwechſelnd in ſeinem Zimmer, was ihm lieb war.

11. Februar. Der ſchwache Thee, den er Morgens aneß und die Suppen, die ich ihm ſelbſt kochte, ſchmeckten ihm recht gut; doch fiel uns eine Art Unempfindlichkeit (Apathie) an ihm auf. Ich fragte ihn an dieſem Morgen, ob es ihm angenehm wäre, wenn ich mit meiner Arbeit mich zu ihm ſetzte, was er gerne zu haben ſchien. Da ihm das Sprechen ſchwer fiel, drückte er ſich oft durch Geberden aus, die mich zu Thränen rührten, auch weil ſie mich lebhaft an meinen verſtorbenen Vater erinnerten, mit dem ich ſogar in der hohen freien Stirne einige Aehnlichkeit bei Büchner zu entdecken glaubte. An einigen Aeußerungen, die er an dieſem Tage that, bemerkte ich, daß ſein Geiſt nicht ganz helle war. Wir beſchloſſen noch einen Arzt kommen zu laſſen und zwar Schönlein; der Kranke wollte aber nichts davon hören, da er ſich nicht ſo krank fühlte. So wurde indeſſen jetzt jede Nacht gewacht, was ſeine Freunde gerne übernahmen.

12. Februar Sonntag. Büchner erklärte endlich, daß er Schönlein zu ſprechen wünſche; dieſer war aber verreiſt; ſein Aſſiſtent hatte indeſſen Büchner ſchon beſucht und ſich mit den von Dr. Zehnder verordneten Mitteln ganz einverſtanden erklärt.

13. Februar. Die Betäubung dauerte fort; am Tage vorher war es, wo er zum erſtenmale ſagte, der Kopf

sei ihm schwer und dies war das einzige Mal in seiner ganzen Krankheit, daß er über den Kopf klagte. Er war ganz bei sich, sprach aber zuweilen im Schlaf. Wir schrieben an diesem Tage an seine Geschwister nach Darmstadt.

14. Februar. Morgens früh kam Schönlein und billigte ganz das bisherige Verfahren des Dr. Zehnder, auch behielt er dieselben Arzeneien bei. Büchner sprach sehr vernünftig mit ihm, bekam aber schon während der Anwesenheit der Aerzte starke Hitze; ich blieb bei ihm und er nannte mich manchmal Schmid; wenn ich dann sagte, ich sei Frau Schulz, lächelte er mir zu; auch glaubte er zuweilen, es stände Jemand in der Ecke und sagt. Ich las für mich im Morgenblatt, das er für einen Brief hielt, ich legte es daher weg. Gegen Abend bekam er einen heftigen Anfall von Zittern (Zittern der Hände hatte man schon früher bemerkt), wobei er ganz irre sprach. Ich wurde sehr unruhig und sorgte von nun an dafür, daß außer mir auch immer noch einer seiner Freunde bei ihm war. Er wurde nach und nach immer ruhiger. Gegen 8 Uhr kam das Delirien wieder, und sonderbar war es, daß er oft über seine Phantasieen sprach, sie selbst beurtheilte, wenn man sie ihm ausgeredet hatte. Eine Phantasie, die oft wiederkehrte war die, daß er wähnte ausgeliefert zu werden. Die Nacht war unruhig; er sprach viel Französisch und redete mehrere Male seine Braut an.

15. Februar. Ich fand ihn Morgens früh sehr verändert; doch kannte er mich, verlangte zu seinem Thee, weil die Tasse groß war, auch einen großen Löffel. Er sprach wenn er bei sich war, etwas schwer, sobald er aber delirirte, sprach er ganz geläufig. Er erzählte mir eine lange zu

sammenhängende Geschichte wie man ihn gestern schon vor die Stadt gebracht habe, wie er zuvor eine Rede auf dem Markte gehalten u. s. w. Ich sagte ihm, er sei ja hier in seinem Bette und habe das alles geträumt, da erwiederte er, ich wisse ja, daß Fischer (einer seiner Schüler) sich für ihn verbürgt habe und deßhalb sei er wieder zurückgebracht worden. So hatte sich nämlich die Idee bei ihm gebildet, er habe Schulden, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall war. Solche Phantasien ließ er sich leicht ausreden, verfiel aber alsdann in andere. Um 12 Uhr kam Schönlein, den Büchner nicht erkannte und da ich um jeden Preis wissen wollte, wie es um den Kranken stehe, blieb ich im Zimmer, ob es schicklich war, oder nicht. Schönlein betrachtete den Kranken und sagte zu mir: „Alles paßt zusammen, es ist das Faulfieber und die Gefahr ist sehr groß." Ich erschrack heftig, und da meine Nerven sehr angegriffen waren, empfahl mir der Arzt dringend, das Krankenzimmer zu meiden; auch war männliche Pflege jetzt dringender. Ich konnte jetzt nichts mehr für ihn thun, als beten. — Es wurde ein braver Wärter angenommen, doch war bei diesem immer noch einer von Büchner's Freunden, besonders Wilhelm und Schmid. Ich war sehr traurig und schrieb sogleich nach Straßburg.

16. Februar. Die Nacht war unruhig; der Kranke wollte mehrere Male fort, weil er wähnte in Gefangenschaft zu gerathen, oder schon darin zu sein glaubte und sich ihr entziehen wollte. Den Nachmittag vibrirte der Puls nur und das Herz schlug 160 Mal in der Minute, die Aerzte gaben die Hoffnung auf. Mein sonst frommes Gemüth fragte bitter die Versehung: „Warum?" Da trat Wilhelm in's Zimmer, und da ich ihm meine verzweiflungsvollen Ge-

danken mittheilte, sagte er: „Unser Freund gibt dir selbst Antwort, er hat soeben, nachdem ein heftiger Sturm von Phantasien vorüber war, mit ruhiger, erhobener, feierlicher Stimme die Worte gesprochen: „Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein. Wir sind Tod, Staub, Asche, wie dürften wir klagen?“ Mein Jammer löste sich in Wehmuth auf, aber ich war sehr traurig und werde es noch lange sein.

17. Februar. In der Nacht phantasirte der Kranke von seinen Eltern und Geschwistern in den rührendsten Ausdrücken. Er sprach fast immerwährend. Schönlein wunderte sich, ihn am Morgen noch lebend zu finden; er kam täglich zweimal und nahm den größten Antheil, sowie Alle, die Büchner auch nur entfernt kannten. Jeden Morgen ließ man sich von verschiedenen Zeiten nach seinem Befinden erkundigen. Gegen 10 Uhr kam Frau Pfarrer Schmid von Straßburg und benachrichtigte uns, daß Minna angekommen sei; ich erschrack sehr, denn ich fürchtete für sie, wenn sie den Kranken in so verändertem Zustande sehen würde. Ich eilte zu ihr in's Wirthshaus und bereitete sie nach und nach auf die große Gefahr vor, in der ihr Theuerstes schwebte. Ich machte mich recht stark bei ihr. Ich holte sie nach Tisch mit ihrer Begleiterin zu uns, die Aerzte hatten ihr erlaubt, den Kranken zu sehen. Er erkannte sie, was eine schmerzliche Freude für sie war; unsere Thränen flossen vereint an diesem Tage und mein Herz litt viel, denn es verstand das ihrige. Sie und Frau Schmid blieben von nun an bei uns. Die Nacht war für uns Alle traurig. Der Kranke delirirte fort während.

18. Februar. Minna besuchte früh den Kranken, der sie deutlicher wie am vorigen Tage erkannte; er sprach zu ihr, auch von ihrem Vater, doch konnte man nicht alles verstehen, denn seine Stimme war jetzt schwächer. Er nahm aus Minna's Händen ein wenig Wein und Confitur, aß Mittags etwas Suppe, nannte mehrere seiner Freunde mit Namen, auch der Puls hob sich ein wenig; alles dieses war ein Hoffnungsstrahl für uns, trotz den Aerzten, die nichts darauf gaben, aber nur ein Hoffnungsstrahl, denn am Abend traten von neuem üble Symptome ein. Die Nacht war ruhig, da die Schwäche zunahm; doch sprach der Kranke immerfort.

19. Februar, Sonntag. Der Athem wurde schwer, die Schwäche größer, der Tod mußte nahe sein. Das starke Mädchen bat meinen Mann sie zu rufen, wenn der verhängnißvolle Augenblick käme, denn lange konnte und durfte sie nicht im Krankenzimmer verweilen. Es war Sonntag; der Himmel war blau und die Sonne schien, die Kinder hatte man weggeschickt, es war stille im Hause und stille auf der Straße. Die Glocken läuteten. Minna und ich saßen allein in meinem traulichen Stübchen. Wir wußten daß wenige Schritte von uns ein Sterbender lag und welcher! Wir hatten uns aber in den Willen der Vorsehung ergeben, denn was in der Menschen Macht lag, den Theuren zu retten, war ja geschehen. Ich erinnere mich in meinem Leben wenig so feierlicher Stunden, wie diese; eine heilige Ruhe goß sich über uns. Wir lasen einige Gedichte, wir sprachen von ihm, bis Wilhelm eintrat, Minna zu rufen, damit sie dem Geliebten den letzten Liebesdienst erzeuge. Sie that es mit starker Ruhe, aber dann brach ihr Schmerz

laut aus. Ich nahm sie in meine Arme und weinte mit ihr. Sie wurde ruhiger und endigte einen angefangenen Brief. Der Abend verging uns in Gesprächen über den Hingeschiedenen, oft gedachten wir mit Schmerz der armen Eltern und Geschwister des Verewigten. Minna brachte die Nacht bei mir zu, und da wir lange nicht geschlafen hatten, behauptete die Natur ihr Recht, und ein sanfter Schlummer stärkte uns. Am Abend war ein Brief aus Darmstadt gekommen, der uns tief bewegte; ich beantwortete ihn.

20. Februar. Minna schrieb an ihren Vater. Wir lasen in einer Art Tagebuch, das sich unter Büchners Papieren gefunden hatte und reiche Geistesschätze enthält. Die Freunde des Verewigten brachten den Abend bei uns zu und er war, wie immer, der Gegenstand unserer Unterhaltung. Da er über alles was uns interessirte, je oft mit uns gesprochen hatte, so wußten wir viel von ihm zu erzählen. Fast jeder Gegenstand, der uns umgab, erinnerte uns an diese oder jene geistreiche Bemerkung, die er darüber gemacht. Bald flossen unsre Thränen und bald mußten wir lachen, wenn wir uns seine treffende Satyre, seine witzigen Einfälle und launigen Scherze in's Gedächtniß zurückriefen.

21. Februar. Der Himmel war helle und die Sonne schien dem Tage, an dem seine irdische Hülle der Erde wieder gegeben werden sollte. Wir wanden am Morgen einen großen Kranz von lebendigem Grün, Lorbeer und Myrthen und weißen Blüthen, der nach hiesiger Sitte den ganzen Sarg umgeben sollte. Auch ließ Minna dem Dichter und Bräutigam durch Wilhelm einen Lorbeer- und Myrthenkranz auf die bleiche blasse Stirne drücken. Ein Strauß von lebendigen Blumen,

den einige Freundinnen schickten, ruhte in seinen Händen. Um 4 Uhr sollte das Begräbniß stattfinden, ich verließ daher gleich nach Tisch mit Minna das Haus, denn einem zerrissenen Herzen konnten die Anstalten dazu keinen Trost gewähren. Wir besuchten zuerst den Lieblingsspaziergang unsres Freundes, einen kleinen Platz am See, und dann begaben wir uns zu einer theilnehmenden Freundin, wo wir bis zum Abend blieben. Wilhelm holte uns dort ab und erzählte uns, daß mehrere hundert Personen, die beiden Bürgermeister und andere der angesehensten Einwohner der Stadt an der Spitze, den Verewigten zur Ruhestätte begleitet hatten. Die Theilnahme der ganzen Stadt war groß. Bekannte und Unbekannte waren tief erschüttert durch den Tod eines so geist- und talentvollen jungen Mannes.

Am Abend schickte eine Freundin einen Blumenkorb, gefüllt mit der Bibe, in der der Vollendete ruht. Das Immergrün, das darin stand und das auch auf seinem Grabe sproßt, sei uns ein Symbol der Hoffnung, der Hoffnung des Wiedersehns. Mit den herzlichsten, theilnehmendsten Worten an Minna war dieses sinnige Geschenk begleitet.

V. Nekrolog.*

Im Verlaufe weniger Tage hat der Tod zwei ausgezeichnete deutsche Männer den Reihen ihrer trauernden Landsleute und der Genossen ihres Schicksals entrissen. Am 13. Februar wurde Ludwig Börne zu Paris, am 21. Februar Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Beide ruhen in fremdem Lande, denn Beiden hatte sich das Vaterland verschlossen. Wenn Börne im heiligen Kampfe für Licht und Recht ein lang erprobter Streiter war, der mit steter Ausdauer die scharfen Geisteswaffen gegen Unterdrückung und Knechtschaft, gegen Heuchelei und Lüge gerichtet hatte, so begrüßten Alle, welche Georg Büchner näher kannten, in diesem die frische Jugendkraft, der eine weite Bahn des Ruhms und der Ehre offen lag. Große Hoffnungen ruhten auf ihm, und so reich war er mit Gaben ausgestattet, daß er selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde.

Georg Büchner, der Sohn eines angesehenen Arztes zu Darmstadt, wurde am 17. Oktober 1813 zu Goddelau bei Darmstadt geboren. Nachdem er das Gymnasium dieser Stadt besucht, widmete er sich zu Straßburg vom Herbste

---

* Aus der „Züricher Zeitung" vom 23. Februar 1837. Der Verfasser des Artikels ist Dr. Wilhelm Schulz. Z.

1831 bis zum August 1832, sodann vom Oktober dieses Jahres bis zur Mitte des Jahres 1833 dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und vergleichenden Anatomie. In dieser Zeit von einer Unpäßlichkeit befallen, fand er sorgsame Pflege im Hause seines Verwandten, des Pfarrers Jäglé zu Straßburg. Während dieser Krankheit verlobte er sich mit der Tochter dieses würdigen Geistlichen, welche durch Geist und Herz in jeder Beziehung seiner würdig war. Die Reize seines Heimathlandes riefen ihn im Herbst 1833 auf die Universität Gießen, wo er sein Studium der Naturwissenschaften fortsetzte und zugleich, nach dem Wunsche seines Vaters, mit der praktischen Medizin sich beschäftigte. Durch eine Hirnentzündung im Frühjahr 1834 erlitten diese Studien einige Unterbrechung, doch kehrte er nach kurzem Aufenthalte in Darmstadt nach Gießen zurück, wo er bis zum Herbst 1834 verweilte. Von da begab er sich abermals in sein älterliches Haus zu Darmstadt, wo er fortwährend mit Naturwissenschaften, sowie mit Philosophie sich beschäftigte und zugleich, im Auftrage seines Vaters, anatomische Vorlesungen hielt.

In der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Gießen wurde Büchner, mit vielen andern Jünglingen seines Alters und Alters, in die politischen Bewegungen jener Zeit verwickelt. Der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung entzog er sich im März 1835 durch seine Abreise nach Straßburg. Hier gab er entschieden die praktische Medizin auf und widmete sich mit rastlosem Eifer dem Studium der neueren Philosophie. Besonders tief drang er in die Lehren von Cartesius und Spinoza ein. Eine gleiche Thätigkeit, die ihn häufig seine Arbeiten bis tief in die Nacht fortsetzen ließ, wendete er auf

die Naturwiſſenſchaften. Im Dezember 1835 begann er die Vorarbeiten für ſeine Abhandlung: „Sur le système nerveux du barbeau“, welcher er die Ernennung zum korreſpondirenden Mitgliede der naturforſchenden Geſellſchaft zu Straßburg verdankte. Durch Einſendung derſelben Abhandlung an die philoſophiſche Fakultät zu Zürich erwarb er ſich die philoſophiſche Doktorwürde. Von den ausgezeichnetſten Kennern der Naturwiſſenſchaften iſt dieſe Schrift für eine meiſterhafte Arbeit erklärt worden, die zu den höchſten Erwartungen berechtige. Gleich bedeutend kündigte er ſich durch ſeine Probevorleſung und ſeine akademiſchen Vorträge über vergleichende Anatomie an der Hochſchule zu Zürich an, wohin er ſich am 18. Oktober vorigen Jahres zu bleibendem Aufenthalte begeben hatte.

Aber nicht blos die Natur, auch das reiche innere Leben der Menſchen, ihre Leidenſchaften und Neigungen, ihre Schwächen und Tugenden zogen ihn mächtig an, und was er mit ſcharfem Blicke auffaßte, geſtaltete ſich ſeinem produktiven Geiſte zu poetiſchen Schöpfungen. Beſonders hatte ihn das große Drama der neueren Zeit, die franzöſiſche Revolution, lebhaft ergriffen. Er ſtudirte gründlich die Geſchichte derſelben und bemächtigte ſich eines ihrer bedeutendſten Stoffe. In politiſche Unterſuchungen verwickelt, unter mannigfachen Störungen und Beſchäftigungen verſchiedener Art, vollendete er in wenigen Wochen, während ſeines letzten Aufenthaltes zu Darmſtadt, ſein dramatiſches Werk: „Dantons Tod; dramatiſche Bilder aus der Zeit der Schreckensherrſchaft.“ Einer der ſtrengſten und geiſtvollſten Kritiker Deutſchlands bezeichnete dieſes Drama als das Werk des Genie's, und pries ſich glücklich, der Erſte zu ſein, welcher

das deutsche Publikum auf den so hervorragenden Geist aufmerksam mache. In Straßburg gab sodann Büchner sehr gelungene Uebersetzungen der beiden Dramen Viktor Hugo's, Lucrecia Borgia und Maria Tudor, heraus. In derselben Zeit und später zu Zürich vollendete er ein im Manuscript vorliegendes Lustspiel, Leonce und Lena, voll Geist, Witz und kecker Laune. Außerdem findet sich unter seinen hinterlassenen Schriften ein beinahe vollendetes Drama, sowie das Fragment einer Novelle, welche die letzten Lebenstage des so bedeutenden als unglücklichen Dichters Lenz zum Gegenstande hat. Diese Schriften werden demnächst im Druck erscheinen.

Der so reich begabte junge Mann war mit zu viel Thatkraft ausgerüstet, als daß er bei der jüngsten Bewegung im Völkerleben, die eine bessere Zukunft zu verheißen schien, in selbstsüchtiger Ruhe hätte verharren sollen. Durch seinen früh gereiften Geist auf eine heitere Höhe gestellt, blieb er indessen in seinen politischen Ansichten von manchen Täuschungen frei, welchen sich die Jugend willig hinzugeben pflegt. Ein Feind jeder thöricht unbesonnenen Handlung, die zu keinem günstigen Erfolge führen konnte, haßte er doch jenen thatenlosen Liberalismus, der sich mit seinem Gewissen und seinem Volke durch leere Phrasen abzufinden sucht, und war zu jedem Schritte bereit, den ihm die Rücksicht auf das Wohl seines Volkes zu gebieten schien. So haben denn in gleicher Weise die Wissenschaft, die Kunst und das Vaterland seinen frühzeitigen Verlust zu beklagen. Dieses Vaterland hatte er verlassen müssen, aber der Genius ist überall zu Hause. In Zürich hätte er eine zweite Heimath gefunden; dafür bürgt die Anerkennung, die ihm seine Talente erwarben, dafür die

Theilnahme, die von so vielen der ausgezeichnetsten Bewohner dieser Stadt seinem Andenken am Tage der Beerdigung bezeigt wurde.

Keiner seiner Freunde hatte diesen Tag noch vor wenigen Wochen nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war Büchner während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Aeußeres schien mit seinem Inneren in Harmonie zu stehen, und die breit gewölbte Stirne schien noch lange seinem umfassenden Geiste eine sichere Stätte zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines frühen Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem hinterlassenen Tagebuche den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabende, und schließt seine Bemerkung mit den Worten: „Ich fühle keinen Ekel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!“

Am 2. Februar mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenige Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Aerzte und der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltbare Fortschritte und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus. Am 12. Tage fingen die Delirien an. Der Gegenstand seiner Phantasieen waren seine Braut, seine Eltern und Geschwister, deren er mit der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner politischen Jugendgenossen, die seit Jahren in den Kerkern seiner Heimath schmachten. Wie vor seiner Krankheit, so sprach er auch jetzt in bitteren aber wahren Worten, die im Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unserer Tage sich aus, über die verwerfliche Behandlung der politischen Schlachtopfer, die nach gesetzlichen Formen und mit dem Anschein der Milde in Jahre langer

Unterſuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geiſt zum Wahnſinne getrieben und ihr Körper zu Tode gequält iſt. „In jener franzöſiſchen Revolution," ſo rief er aus, „die wegen ihrer Grauſamkeit ſo verrufen iſt, war man milder als jetzt. Man ſchlug ſeinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ ſie nicht Jahre lang hinſchmachten und hinſterben." Später jedoch, als ihm der Tod näher gerückt war, ſchien er ſich bereits von allen irdiſchen Banden losgeriſſen zu haben, und mit gehobener Sprache, deren Worte die erhabenſten Stellen der Bibel in's Gedächtniß riefen, ergoß ſich ſeine Seele in religiöſen Phantaſieen.

Auf die erſte Nachricht von ſeiner Krankheit eilte ſeine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in ſeine Träume hinein, und ſeine ſichtbar freudige Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei Denen, die ihm nahe ſtanden. Aber es war nur ein kurzes Aufflackern des verglimmenden Lebens! Von Landsleuten und Freunden umgeben, ſtarb er am 19. Februar, Nachmittags gegen 4 Uhr, und ſeine treue Braut ſchloß ihm das gebrochene Auge. Sein Verſcheiden war ſchmerzlos und ſanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!

VI. Poetiſche Stimmen über Büchner.*

Zum Andenken an Georg Büchner.

Von Georg Herwegh.

Die Guten ſterben jung —
Doch deren Herzen trocken, wie der Staub
Des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf!

I.

So hat ein Purpur wieder fallen müſſen!
Haſt eine Krone wiederum geraubt!
Du ſchonſt die Schlangen zwiſchen deinen Füßen
Und trittſt den jungen Adlern auf das Haupt!
Du läßt die Sterne von dem Himmel ſinken
Und Flittergold an deinem Mantel blinken!
Sprich, Schickſal, ſprich, was haſt du dieſen Tempel
So früh in Schutt und Aſche hingelegt?
So rein und friſch war dieſer Münze Stempel —
Was haſt du heute ſie ſchon umgeprägt?
O theurer, als im goldenen Pokale
Einſt jene Perle der Kleopatra,
Lag eine Perle in dem Haupte da;

* Das Gedicht von Herwegh iſt deſſen „Gedichte eines Lebendigen", die von Louiſe Büchner ſind ihren Gedichten: „Frauenherz" (Leipzig, Thomas) entnommen. J.

Der Mörder Tod ſchlich nächtlich ſich in's Haus.
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geiſt als Opfer aus. —

Mein Büchner todt! Ihr habt mein Herz begraben!
Mein Büchner todt, als ſeine Hand ſchon offen,
Und als ein Volk ſchon harrete der Gaben,
Da wird der Fürſt von jähem Schlag getroffen!
Der Jugend fehlt ein Führer in die Schlacht,
Um einen Frühling iſt die Welt gebracht;
Die Glocke, die im Sturm ſo rein geklungen,
Iſt, da ſie Frieden läuten wollt', zerſprungen.
Wer weint mit mir? — Nein, Ihr begreift es nicht,
Wie zehnfach ſtets das Herz des Dichters bricht,
Wie blutend, gleich der Sonne, nur ſich reißt
Von dieſer Erde — ſtets ein Dichtergeiſt;
Wie immer, wo er von dem Leib ſich löſte,
Sein eigner Schmerz beim Scheiden war der größte.
Ein Scepter kann man ruhig fallen ſehn,
Wenn einmal nur die Hand mit ihm geſpielt,
Von einem Weibe kann man lächelnd gehn,
Wenn man's nur einmal in den Armen hielt;
Der Todesſtunde Qual ſind jene Schemen,
Die wir mit uns in unſre Grube nehmen,
Die Geiſter, die am Sterbebette ſtehn,
Und uns um Leben und Geſtaltung flehn,
Die ſchon die junge Morgenröthe wittern,
Und ihrem Werden bang entgegen zittern,
Des Dichters Qual, die ungeborne Welt,
Der Keim, der mit der reifen Garbe fällt. . . .

Ich will Euch an ein Dichterlager bringen:
Seht mit dem Tod ihn um die Zukunft ringen,
Seht ſeines Auges letzten Fieberſtrahl,
Seht, wie es trunken in die Leere ſchaut
Und drein noch ſterbend Paradieſe baut!
Die Hand zuckt nach der Stirne noch einmal,

Das Herz pocht wilder an die ſchwachen Rippen,
Das Zauberwort ſchwebt auf den blaſſen Lippen —
Noch ein Geheimniß möcht' er uns entdecken,
Den letzten, größten Traum in's Daſein wecken. —
O Herr des Himmels, ſei ihm jetzt nicht taub!
Noch eine Stunde gönn' ihm, o Geſchick,
Verlöſche uns nicht des Propheten Blick!
Umſonſt — es bricht die müde Bruſt in Staub,
Und mit ihr wieder eine Freiheitsſtütze;
Auf's ſtille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß ſie im Tod noch vor der Welt es ſchütze!
Und die ſo reich vor ſeinem Geiſte ſtand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben,
Und ſeine Träume müſſen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied ſinkt er in's Grab,
Der Verſe ſchönſten nimmt er mit hinab.

Du flammſt nun wieder nach durchbrochner Schranke
In Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke;
Am kalten Herde ſitzen wir allein,
Und weinen in die Aſche ſtill hinein.
O, mein Jahrhundert, ſammle ſie geſchwind! —
Er war ein Held, und mehr: Er war dein Kind!
An deiner Bruſt haſt du ihn aufgeſäugt,
Dein Banner einzig hat er ja geſchwenkt!
Vor dir allein hat er ſein Knie gebeugt,
Vor dir, vor dir allein ſein Schwert geſenkt;
Für dich und mit dir hat er kühn geſtritten,
Für dich und mit dir hat er treu gelitten;
Um deinetwillen ſtieß ſein Vaterland
Ihn aus, gleich wie der Mutterborn die Welle,
Daß ſie am fremden, freudenloſen Strand
Mit allen Himmeln in der Bruſt zerſchelle.
An fremdem, freudenloſem Strande, ja!
Denn weſſen Herz ſtand hier dem ſeinen nah.

Wo ſcheu der Menſch den Fuß vom Boden hebt,
Und Fels und Stein allein nach oben ſtrebt?
Wo doppelt, doppelt ſchön der Aether blaut
Und doppelt tief der Menſch zur Erde ſchaut.
Wo ſtolze Adler ihre Heimath haben,
Und wo am Ruder ſitzen doch die Raben.
Der Alpen Kind, wie iſt dein Ruf verhallt!
Einſt groß, wie ſie, und jetzt, wie ſie, nur kalt!
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

II.

Gleich Roſenhauch auf einer Jungfrau Wangen
Seh' ich den Abend im Gebirge prangen;
Im zarten Dufte glühen ſie vor mir,
Die Gletſcher, denen treu die Sonne hier
Ihr erſtes und ihr letztes Lächeln zeigt;
Und aus den Flammen wie ein Phönix ſteigt
Der Mond mit ſilberſtrahlendem Gefieder,
In jede Woge taucht ſein Bildniß nieder.
Ob ſtumm ſie ruht, ob leuchtend ſie ſich bricht,
Sie wird verklärt und er vergißt ſie nicht.
So mag der Geiſt der Welt in unſer Denken,
In jede Blüthe, jede Bruſt ſie ſenken.
Dem Mond ſtreut ſtill mit ſchmeichelnder Geberde
Goldwölkchen auf die Bahn des Abends Fehn,
Gleich Blumen, doch nicht Blumen dieſer Erde,
Die welken müſſen, ehe ſie vergehn.
Dort in den Nachen wirft mit kalter Hand
Sein letztes Gold das herbſtlich gelbe Land,
Und meine Seele ſieht in ſüßer Ruh'
Der Perlen Träufeln von den Rudern zu,
Wie ſie von Ringen hin zu Ringen tönen.

Ein fließendes Symbol der Ewigkeit,
Und endlich ſich, von jeder Form befreit,
Geſtaltlos mit dem Element verſöhnen.
O Geiſt, der über dieſen Waſſern lebt,
Der hier aus dieſen kühlen Gründen thaut,
Der aus der Tiefe Himmel wiederblaut!
Du Geiſt des Friedens, der mich jetzt umſchwebt,
Der ſich den Aether maßlos läßt entfalten,
Der Erde ſtillen Drang zum Lenz geſtalten —
So liebend heut die Luft des Vogels ſchwingen,
Der Harfe Ton, um drin ſich auszuklingen —
Was haſt du uns um dieſen Stern betrogen,
Und, eh' es tagen wollte, uns entzogen
Den Genius, der dir ſo rein verwandt,
Sich in dein All, wie Hauch in Hauch empfand,
D'rein, wie in einer Blume Kelch ſich ſenkte,
Und d'raus ein Herz, ſo gottesdurſtig, tränkte?
Du haſt ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefſte Seele ſah,
Um einen Beter biſt du ſelbſt gekommen —
Um einen Beter? ei, ſo ſtaunet, ja!
Um keinen Beter, ruhig, ſicher, ſtill, —
Die Flamme bebt, wenn ſie nach oben will!
Um keinen Beter — nein, um keinen Wurm —
Es tobt das Meer und lobt den Herrn im Sturm!
Der Blumen ſchönſte brauchet einen Dorn,
Ein edles Herz zu Schutz und Trutz den Zorn;
Manch heiß Gebet hüllt ſich in einen Fluch,
Wie unſre Hoffnung in das Leichentuch.

III.

Was er geſchaffen, iſt ein Edelſtein,
D'rin blitzen Strahlen für die Ewigkeit;
Doch hätt' er uns ein Leitſtern ſollen ſein
In dieſer halben, irrgewordnen Zeit.

In dieſer Zeit, ſo wetterſchwül und bang,
Die noch im Ohr der Kindheit Glockenklang,
Und mit der Hand ſchon nach dem Schwerte zittert,
Zur Hälfte todt, zur Hälfte neugeboren,
Gleich einer Pflanze, die den Frühling wittert
Und ihre alten Blätter nicht verloren.
Er hätte — aber gönnt ihm ſeine Ruh'!
Die Augen fielen einem Müden zu;
Doch hat er, funkelnd in Begeiſterung,
Vom Himmelslichte trunken, ſie geſchloſſen,
Der Dichtung Quelle hat ſich voll und jung
Noch in den ſtillen Ocean ergoſſen.
Und eine Braut nahm ihn der andern ab;
Ver der verhaucht' er friedlich ſanft ſein Leben,
Die Freiheit trug den Jünger in das Grab,
Und legt ſich bis zum jüngſten Tag daneben.
Auch nicht allein iſt er dahingegangen,
Zwei Pfeiler unſrer Kirche ſtürzten ein;
Erſt als den freiſten Mann die Gruft empfangen,
Senkt man auch Büchner in den Todtenſchrein,
Büchner und Börne, — deutſche Dioskuren.
Weh', daß der Lorbeer nicht auf deutſchen Fluren
Für ſolch geweihte Häupter wachſen darf!
Der Wind im Norden weht noch rauh und ſcharf,
Der Lorber will im Treibhaus nur gedeihen,
Ein freier Mann holt ſich ihn aus dem Freien!
— — — — — — — — — — — — — —

O bleibe, Freund, bei deinem Danton liegen!
's iſt beſſer, als mit unſern Adlern fliegen. —
Der Frühling kommt, da will ich Blumen brechen
Auf deinem Grab und zu den Deutſchen ſprechen:
„Kein Held noch, noch kein Zioka oder Tell?
Und Eure Trommel noch das alte Fell?"

Zürich, im Februar 1841

Am Grabe des Bruders.

Von Louiſe Büchner.

Nach langem, langem Sehnen
An deinem Grab ich ſtand,
Nach vielen, bitt'ren Thränen
Sah ich dies Stückchen Land,
Das Alles kalt bedecket,
Woran voll Zärtlichkeit,
Seit Leben ihm erwecket,
Das Kind hing allezeit!

Das Kind — o, Schmerz! ich habe
Dich anders nicht gekannt,
Stiegſt jetzt du aus dem Grabe,
Du hätt'ſt mich kaum erkannt.
Doch wie ich ſo hier ſtehe,
Wird Eins mir wunderbar,
Trotz allem Schmerz und Wehe,
Im tiefſten Innern klar.

Zu früh mir hingeſchwunden
Warſt du mein Lebensſtern,
Nach dem in allen Stunden
Ich ſah zum Himmel gern;
Sein Strahl ward meine Leuchte,
Zog meinem Geiſt voran,
Zum Guten, Schönen zeigte,
Zur Wahrheit mir die Bahn.

Und daß in ew'ger Treue
Ihm ſtets gefolgt mein Herz,
Daß hier ich ſteh' ohn' Reue,
Dies ſänftigt meinen Schmerz;
Daß tief mir im Gemüthe
Daſſelbe Feuer wacht,
Das deine Bruſt durchglühte
Mit ſeltner Liebesmacht.

So fühl' ich mit Entzücken
Stünd'ſt eben du vor mir,
Als Geiſtesſchweſter drücken
Würd'ſt du an's Herz mich dir!
Die Hände ſegnend breiten
Auf meine Stirne bleich,
Mich wie in Kinderzeiten
Anlächelnd mild und weich. —

Muß wieder von ihm gehen,
Dem ſchmerzlich theuren Ort,
Doch was mir dort geſchehen,
Wirkt muthig in mir fort!
Laß ſo du in mir lebeſt
Für alle Ewigkeit,
Zum Höchſten mich erhebeſt —
Dies iſt Unſterblichkeit!

Die Züricher Glocken.

Von Louiſe Büchner.

O, du wunderbarer grüner
See im ſchönen Schweizerland,
Wie ſo lieblich ſich die ſtolze
Zürich ſchmiegt an deinen Rand!
Hüben ſanfte Rebenhügel,
Hingeſtreut wie ein Idyll,
Drüben majeſtätiſche Alpen,
Schneebedecket, ernſt und ſtill.

Wie ein Mann ruhſt du dazwiſchen,
Dem ein Zaub'rer Alles lieh,
Tiefſten Ernſt und Morgenfriſche,
Ruhe, ſtarke Poeſie.

Lächelſt in ſo holder Schöne —
Faſt Vergeſſen mich umſtrickt,
Daß mir von den grünen Höhen
Auch ein Grab entgegen blickt.

Weh', da tönen Glockenklänge,
Schneiden mir in's tiefſte Herz.
Niemals wachte ſo gewaltig
In mir auf der erſte Schmerz!
Weh', das ſind dieſelben Glocken,
Welche bebten durch die Luft,
Als man deine theure Hülle
Senkte in die kühle Gruft!

Alles Andre iſt vergangen,
Selbſt den Schmerz bethört' die Zeit,
Aber dieſe Glocken ſprechen
Noch ſo laut, als wär es heut',
Daß der beſten Geiſter einem,
Ganz erfüllt vom höchſten Drang,
Daß dem treuſten, wärmſten Herzen
Sie getönt den Grabgeſang!

VII. Gutzkow über „Dantons Tod“.*

Die Kritik ist immer verlegen, wenn sie prüfend an die Werke des Genies herantritt. Sie, die sonst so schnelle und wortreiche Base, blickt hier scheu und wählt ängstlich in ihren Ausdrücken, um das Würdige mit Würde zu empfangen. Die Kritik kann hier nicht mehr sein, als der Kammerdiener, der die Thür des Salons öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft, das Uebrige wird das Genie selbst vollbringen. Es wird dem matten Gespräche plötzlich eine neue Wendung geben, es wird Ideen aus seinem Haupte schütteln. Das Genie bedarf keiner Empfehlung, das fühlen wir, wenn wir von Georg Büchner reden, und treten auch im Folgenden nur abseits in einen Winkel, um die Sache für sich selbst reden zu lassen.

Eine tragische Katastrophe der französischen Revolution entwickelt sich in Büchners „Danton“ vor unseren Augen. Die Autorität Robespierre's ist im Steigen, und die zweite Reaction gegen die Revolution beginnt. Die erste Reaction

* Die vorstehende Kritik, aus Karl Gutzkow's Feder, ist die erste und eine der bemerkenswerthesten, welche das Werk erfahren. Sie ist hier wortgetreu nach dem ersten Abdruck (im „Phönix“, Frühlings-Zeitung für Deutschland, Nr. 162 vom 11. Juli 1835. S. 645–46) reproduzirt. F.

war der Sturz der Gironde, die zweite der Sturz des Moderantismus. Die Revolution verschlang wie Saturn ihre eigenen Söhne. Welch' ein Unterschied aber schon in den verschiedenen Classen dieser Rückwirkungen! Die Girondisten waren Männer, welche nicht durch Absichten und Systeme in die Revolution hineingerissen wurden, sondern durch einige Sympathien, durch einige Principien und durch einen erhabenen Enthusiasmus, welcher alle Gemüther in jenen sturmvollen Zeiten ergriffen und sich endemisch, wie ein Fieber, fortgepflanzt hatte. Die Girondisten starben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem noblen Ernste und dieser vornehmen Geringschätzung, welche die Doctrine in der Theorie und das juste milieu oft in der Praxis zu begleiten pflegt — sie starben, weil sie die Revolution ohne die Massen wollten. Die Dantonisten hatten schon Blut an den Händen, das Blut des Septembers, das nicht vergossen wurde, um zu strafen, sondern um zu schrecken. Die Aristokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren hatten sie in eine chirurgische Verzückung versetzt, die mit lächelnder Miene ein faules Glied amputirt. Die Dantonisten hatten der Revolution ein Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre der Ruhe geweihten Nächte, sie hatten so viel gethan, daß sie nicht glaubten, die Revolution verlange sie selbst noch als Opfer. Robespierre gab zwei Anklagen, die eine auf übertriebene Mäßigung, die andere auf Unsittlichkeit. Waren die Girondisten die Römer der Revolution gewesen, so waren die Dantonisten ihre Griechen, man hatte die Charaktere guillotinirt, jetzt wollte man die Genialität guillotiniren. Danton war Alcibiades, Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle seine Anschauungen gingen vom Ilyssus aus.

Er nannte das Palais royal den Ceramicus, er wollte eine Republik, worin man patriotisch wäre, wie Demosthenes, weise wie Sokrates und genial in den Sitten, wie die Kreise, die sich um Aspasia sammelten. Die dritte Phase der Revolution war die religiös-fanatische Robespierre's. Die Revolution war ein Cultus geworden und hatte ihre Altäre, ihre Dogmen, ihre Ceremonie. Dem Blut-Messias Robespierre, wie ihn Camille nannte, stand St. Just zur Seite, die Apokalypse neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der französischen Revolution besser, als die Begriffe, die zu verschiedenen Zeiten über die Revolution herrschten. Die Girondе hielt die Revolution für etwas, das man ersetzen könne, Danton für etwas, das man abschließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menschlichen Willens läge, also für die Vorsehung und die Gottheit selbst. Aber alle sahen sie die Revolution als etwas fertiges, abgegränztes über ihrem Haupte: die ersten als eine Last, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Messiasidee, in welche sie sich hineinschoben, wie auch Christus nichts anders that, als eine Vorstellung seiner Nation adoptiren und sich selbst zum Substrat und Subject einer Thatsache machen. Eine Idee despotisirte hier die Menschen, die Menschen waren nur Beamte eines Begriffes. Alle beriefen sich auf die Revolution, wie auf eine unsichtbare Gottheit, die sie doch wahrlich in Händen hatten, wie einen Hut, der mein ist!

Georg Büchners Auffassung der französischen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derselben. Seine Charakteristiken der Tendenzen und der Personen sind meisterhaft. Seine

Gemälde sind skizzenartig hingeworfen, aber die Umrisse der Kohle sind so scharf, daß unsrer Einbildungskraft sich von selbst eine Welt verzaubert. Danton, Robespierre, St. Just, Camille. Desmoulins — sind vortrefflich gezeichnet — sowie in allen Nebenpartien, in den Volksscenen und dem Gespräche der untersten Classen sich die Vertrautheit mit seinem Gegenstande zu erkennen gibt. Warum sollte er dies auch nicht! Unsre Jugend studirt die Revolution, weil sie die Freiheit liebt und doch die Fehler vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienst begehen kann.

Man darf sagen, daß in Büchners Drama mehr Leben als Handlung herrscht. Die Handlung selbst ist eine abgeschlossene, schon da, als der Vorhang aufgeht. Der Stoff ist undramatisch, wie Maria Stuart. Schiller wollte eine Tragödie geben und gab die Dramatisirung eines Processes. Büchner gibt statt eines Dramas, statt einer Handlung, die sich entwickelt, die anschwillt und fällt, das letzte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Aber die Fülle von Leben, die sich hier vor unsern Augen noch zusammendrängt, läßt den Mangel der Handlung, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue aussieht, weniger schmerzlich entbehren. Wir werden hingerissen von diesem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten als aus Thaten besteht, und erstaunen über die Wirkung, welche eine Aufführung dieser Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die unmöglich ist, weil man Haydn's Schöpfung nicht auf der Drehorgel leiern kann.

Wir nähern uns dem besondern künstlerischen Verdienste dieser Production, von welchem wir gestehen müssen, daß es die Auffassung des Stoffes noch bei Weitem zu übertreffen

ſcheint. Wer ſo ſehr an der Fähigkeit der Deutſchen, ſich mit Geiſt, Grazie, kurz mit Styl auszudrücken, verzweifeln muß, wie der Herausgeber einer kritiſchen Revue der täglich aufwuchernden literariſchen Erſcheinungen, muß bei der Beurtheilung eines Buches, wie Danton's Tod von Büchner iſt, eine Freude empfinden, die viel zu nüancirt und zuſammengeſetzt iſt, als daß ich ſie hier ganz wiedergeben könnte. In Bildern und Antitheſen blitzt hier alles von Witz, Geiſt und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken ſtrecken ihre lange Geſtalt gen Himmel und ſchlottern wie geſpenſtiſche Vogelſcheuchen am Winde hin und her. Keine neugebornen Embryone ſtehen in Spiritusgläſern um uns herum und beleidigen das Auge durch ihre Unſchönheit, ſie mögen auf noch ſo tiefe Entdeckungen zu deuten ſcheinen. Es iſt Alles ganz, fertig, abgerundet. Staub und Schutt, das Atelier des Geiſtes ſieht man nicht. Ich wüßte nicht, worin anders das Kennzeichen eines literariſchen Genies beſteht. Als ein ſolches muß man Georg Büchner mit ſeiner Ideenfülle, ſeiner erhabenen Auffaſſung, mit ſeinem Witz und Humor begrüßen. Was iſt Immermann's monotone Jambenclaſſicität, was iſt Grabbe's wahnwitzige Miſchung des Trivialen mit dem Regelloſen gegen dieſen jugendlichen Genius!

Ich bin ſtolz darauf, der Erſte geweſen zu ſein, der im literariſchen Verkehr und Geſpräch den Namen Georg Büchner's genannt hat.

VIII. Das Büchner-Denkmal.

Georg Büchner hatte bei seinem jähen Tode im Jahre 1837 auf dem Friedhof am Zeltweg in Zürich ein stilles Grab gefunden; ein einfaches Denkmal aus Sandstein bezeichnete seine Ruhestätte. Seit einer Reihe von Jahren war der Friedhof nicht mehr im Gebrauch und gewöhnlich auch für Besucher nicht zugänglich; Gras wuchs über den Gräbern. Das Andenken Büchner's aber lebte nicht nur in der deutschen Literaturgeschichte fort; es war auch in Zürich, wo er zwar nur kurze Zeit, aber in sehr anregender Weise als akademischer Lehrer gewirkt hatte, lebendig geblieben und wurde besonders in den Kreisen der dort lebenden Deutschen gepflegt. Als nun bekannt wurde, daß der Friedhof am Zeltweg demnächst aufgehoben und zu Bauplätzen verwendet werden solle, erwachte bei den Züricher Freunden Büchner's der Wunsch, für seine Gebeine eine neue Ruhestätte zu gewinnen, wo sich das Andenken ihres genialen Landsmannes in würdiger und ungefährdeter Weise verewigen lasse.

Adolf Calmberg, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Lehrerseminar zu Küsnacht bei Zürich, als dramatischer Dichter in weiteren Kreisen bekannt, übernahm es, nachdem er sich der Zustimmung von Büchner's Familie

versichert hatte, für die praktische Ausführung dieses Gedankens zu wirken. Am 16. Mai 1875 feierte die „Gesellschaft deutscher Studirender in Zürich", welche der schönen Tendenz huldigt, im fremden Lande neben der deutschen Gemüthlichkeit auch die Liebe für's deutsche Vaterland zu pflegen, ihr zehnjähriges Stiftungsfest im Gasthof zur Sonne in Küsnacht; zahlreiche Gäste aus den Kreisen der deutschen Geschäfts- und Gelehrtenwelt in Zürich waren dazu geladen. Diese Gelegenheit benutzte Calmberg, um der festlich gestimmten Versammlung die Bedeutung Georg Büchner's an's Herz zu legen; er las einen Act von „Danton's Tod" vor, welcher von zündender Wirkung war, und forderte sodann die Gesellschaft auf, ein Comité zu bilden, welches für die Uebertragung der Gebeine an einen sicheren Ort und für die Errichtung eines würdigen Denkmals sorgen solle. Der Vorschlag fand lebhaften Anklang, der deutsche Reichskonsul Ph. E. Merk sicherte dem patriotischen Unternehmen seine eifrige Mitwirkung zu, ebenso der als Kämpfer und Märtyrer für deutsche Geistesfreiheit bekannte Schriftsteller G. A. Wislicenus; die „Gesellschaft deutscher Studirender" übernahm das Arrangement einer „Büchner-Feier".

Es wurde nun ein Comité bestellt, aus den ebengenannten drei Herren und den Studirenden W. Umlauft, A. Krupp und G. Steinmes bestehend, welches durch gedruckte Circulare sowie in öffentlichen Blättern eine „Einladung zur Gedenkfeier für Georg Büchner" erließ und als den passendsten Ort für die Errichtung des „Büchner-Denkmals" einen kleinen Hügel auf dem westlichen Abhange des Zürichbergs erkor, den sogenannten Germania-Hügel, auf welchem zu Anfang der sechziger Jahre die Züricher Studenten-

verbindung „Germania" bei festlichem Anlaß eine Linde gepflanzt hatte. Der Gemeinderath der Gemeinde Oberstraß, in deren Gemarkung der Germaniahügel liegt, ertheilte in freundlichster Weise die Genehmigung zur Errichtung des Denkmals und erklärte sich zur Übernahme desselben bereit. Am 26. Juni versammelte sich das Comité auf dem Zürichberg am Fröschweg, hob in aller Stille die Gebeine Büchner's nach Anordnung des sachverständigen Studenten der Medicin H. Steinmetz aus dem Grabe nehmen, in einen Sarg legen und nach dem Germaniahügel bringen. Von der Leiche selbst wurden alle Knochentheile, wenn auch in zusammenhangslosem Zustande, aufgefunden; besonders gut erhalten waren der Schädel, die Wirbelsäule und die oberen Gliedmaßen. Von Kleidern fand sich keine Spur mehr vor; von dem Sarge waren nur noch wenige morsche Holztheile vorhanden. Nachdem sie hier unter der Germania-Linde auf's Neue bestattet worden, wurde über dem frischen Grabe ein schöner Denkstein aus grauem Marmor aufgestellt.

Die Einweihungsfeier des Denkmals war auf Sonntag den 3. Juli festgesetzt. Am Nachmittage versammelten sich die Verehrer Büchner's in beträchtlicher Zahl auf dem freien Platze vor dem Polytechnikum in Zürich; es waren Deutsche und Schweizer aus allen Ständen, darunter der eidgenössische Oberstlieutenant H. Pfenning, der einst als Student in Zürich die Vorlesungen Büchner's gehört, der Dichter Gottfried Kinkel und andere Notabilitäten; zu besonderer Bedeutung wurde jedoch die Feier noch dadurch erhoben, daß die Familie Büchner der Einladung des Comité's entsprochen hatte: die Schwester Georg's, Louise Büchner, bekannt als Dichterin und als Schriftstellerin

auf dem Gebiete der Frauenbildung, zwei Brüder: Wilhelm Büchner, Fabrikant zu Pfungstadt, und Ludwig Büchner, der berühmte Verfasser von „Kraft und Stoff", sowie ein Neffe, Dr. Ernst Büchner, waren aus Hessen gekommen; ein dritter Bruder, der bekannte Literarhistoriker Alexander Büchner, Professor zu Caen in Frankreich, war am Erscheinen verhindert, hatte aber dem Comité brieflich seine Theilnahme ausgesprochen.

Um vier Uhr ordneten sich die Versammelten zu einem langen, stattlichen Zuge von etwa 200 Theilnehmern, um den Kirchberg hinan zum Germania-Hügel zu schreiten; an der Spitze des Zuges, mit einem großen Lorbeerkranz geschmückt, wehte die schwarzrothgoldene Fahne der deutschen Studirenden, getragen von Studiosus Krupp, dem Neffen des bekannten Kanonenkönigs zu Essen. Als der Zug am Hügel angekommen war und in weitem Halbkreis um das Denkmal sich aufgestellt hatte, eröffneten die Studenten die Feier durch den Gesang des alten Burschenschaftsliedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus". Hierauf begrüßte Studiosus Umlauft die Versammelten mit begeisterten Worten in einer kurzen Ansprache. Es folgte die Ansprache von Dr. Galmberg, welcher in ausführlicher Entwickelung ein genaues Bild von dem Leben und Wirken Georg Büchner's entrollte, indem er ihn als Dichter, als Politiker und als Gelehrten schilderte; mit den Worten, daß dem edlen Todten dieser Ehrenplatz gebühre, weil er „ein Dichter und ein Kämpfer für die Freiheit" gewesen, nahm er den Lorbeerkranz von der Fahne und legte ihn auf das Denkmal. Nun trat Louise Büchner vor, um in warmen, herzlichen Worten der Versammlung den Dank der Familie auszusprechen

und das Denkmal dem Schutze der Behörde zu empfehlen. Wilhelm Büchner trug ein schwungvolles Gedicht vor, welches er dem Andenken seines zu früh dahingeschiedenen Bruders gewidmet. Louise Büchner legte einen Trauerkranz auf das Grab. Ein ernster Gesang der Studenten schloß die erhebende Feier.

Am Abend versammelten sich viele Theilnehmer des Zuges zu einem Bankett im Saale des Café littéraire. Hier folgten sich nun, der patriotischen Feststimmung entsprechend, in freier Weise zahlreiche Trinksprüche und Reden von G. A. Wislicenus, Gottfried Kinkel, Louis Büchner, u. A. Dazwischen kamen verschiedene Zuschriften zur Verlesung, welche aus Nah' und Fern beim Comité eingelaufen waren, von Professor Karl Vogt in Genf, von Rudolf Fendt in Darmstadt, von Alexander Büchner in Caen u. A. Alle feierten in ehrenden Worten das Andenken an Georg Büchner und sprachen ihre Sympathie für die Ideale aus, für die er gekämpft und gelitten.

Hoch oben auf dem freundlichen Germania-Hügel am Zürichberg, gegenüber dem blauen Spiegel des Züricher See's und dem hochragenden Kranze der mit ewigem Schnee gekrönten Alpen, im Angesicht einer der schönsten Landschaften des herrlichen Schweizerlandes — da steht nun sein Denkmal; es trägt auf einer Erztafel die Inschrift: „Zum Gedächtniß an den Dichter von Danton's Tod, Georg Büchner, geb. zu Darmstadt den 17. October 1813, gestorben als Docent an der Universität Zürich den 19. Februar 1837.

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab."

Herwegh.

IX. Die Familie Büchner.

„Wenn der gottbegnadete Strahl des Genius oder der versagender Geisteskraft", bemerkt Ludwig Büchner in einer seiner Schriften, „sich unter so vielen Tausenden von Durchschnitts-Menschen hier oder da auf ein einzelnes Haupt niederläßt, so bietet ein solches Ereigniß an und für sich Grund zur Erstaunens oder der Bewunderung und gibt der großen Mehrzahl der Menschen hinreichenden Anlaß, an eine gewisse Art von „Genien" zu glauben oder der sehr verbreiteten Meinung zu huldigen, daß die Genies, wie man zu sagen pflegt, „vom Himmel fallen!" In unserer nüchternen Zeit freilich, die an keine Wunder mehr glaubt oder glauben will, pflegt man sich nach anderen und solchen Gründen für die Entstehung der Genies umzusehen, welche mehr mit dem natürlichen Gang der Dinge zusammenhängen. Man forscht nach ihrer Herkunft, nach ihrer Familie, nach ihrer Erziehung und Umgebung, kurz nach jenen mannigfaltigen inneren und äußeren Einflüssen, welche jeden einzelnen Menschen in seinem Wesen, wie in seinen Handlungen oder Leistungen bis zu einem gewissen Grade beeinflussen oder bestimmen, daß nach der Meinung der angesehensten Philosophen der Vergangenheit und Gegenwart nur ein verhältnißmäßig kleiner Spielraum

für seinen sogenannten freien Willen oder seine freie Wahl übrig bleibt. Am belehrendsten oder wichtigsten aber für eine solche Forschung müssen jene Fälle erscheinen, wo ein genialer Mensch nicht vereinzelt oder unvermittelt mit seiner Umgebung dasteht, sondern wo dieselben Ursachen, welche ihm selbst das Leben gaben, gleichzeitig und in seiner nächsten Nähe eine Reihe ähnlicher oder verwandter Erscheinungen hervorgerufen oder zur Folge gehabt haben."

Als der Verfasser vom „Kraft und Stoff" diese Bemerkung niederschrieb, dachte er vielleicht kaum daran, daß ein solcher Fall, und zwar der instruktivsten Art, gerade in seiner Familie vorliege. Wenn es wahr ist, daß, wie die Physiologen behaupten und die tägliche Erfahrung bestätigt, die Eigenschaften der Eltern auf die Kinder übergehen, und daß eine glückliche Mischung der Charakter- und Geister-Eigenschaften der beiden Erzeuger eine der vornehmsten Bedingungen für die Tüchtigkeit des Erzeugten bildet, so muß schon bei Georg's Eltern nach solchen Bedingungen oder nach hervorragenden Geister-Eigenschaften gesucht werden. Daß uns in der That die eben bezeichnete Regel auch hier nicht im Stiche läßt, haben wir in der Einleitung nachzuweisen gesucht. Aber diese glückliche Gabe ist nicht blos dem Erstgeborenen zu Theil geworden. Auch alle Geschwister Georg's Brüder sind, wenn auch nicht in gleichem Maaße, so doch mehr oder weniger von jenem Strahle des Geistes beschienen worden, welcher dem Namen ihres erstgeborenen Bruders einen so großen Antheil an Erhaltung im Gedächtniß der nachfolgenden Geschlechter erworben hat. Es sind hier die drei jüngsten Geschwister Georg's. Die beiden ihm zunächst folgenden, Mathilde (geb. 30. April 1821) und

Wilhelm (geb. 5. August 1817), deren bereits in der Einleitung Erwähnung geschehen, sind nicht schriftstellerisch thätig gewesen. Aber auch sie sind keine Dutzendmenschen. Mathilde hat sich durch ihre praktische Thätigkeit um gemeinnützige weibliche Bestrebungen verdient gemacht, Wilhelm als Großindustrieller und auf politischem Gebiete. Er ist jetzt Besitzer einer der größten existirenden Ultramarinfabriken in Pfungstadt bei Darmstadt und entdeckte die künstliche Bereitung des Ultramarins selbstständig zu einer Zeit, da diese noch Geheimniß war. Nachdem ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zu wiederholten Malen als Abgeordneten in den hessischen Landtag geschickt, wo er hauptsächlich in Finanzfragen im Interesse des Landes wirkte, wählte ihn im Frühjahr 1877 der Wahlkreis Darmstadt-Großgerau zum Abgeordneten in den Deutschen Reichstag, wo er sich der Fortschrittspartei anschließt. Er hat nur wenige Nachschriften geschrieben; um so thätiger waren, wie erwähnt, die drei jüngsten Geschwister. Dieselben bilden in Gemeinschaft mit ihrem verstorbenen Bruder Georg eine Schriftsteller-Familie im wahren Sinne des Wortes, wie dies schon Karl Gutzkow in einem vor mehreren Jahren erschienenen Aufsatz mit Recht bemerkt hat.

Die Aelteste derselben Louise Büchner, ist geboren am 12. Juni 1821. Sie kannte ihren Bruder Georg nur als Kind und hatte ihn natürlich auch während der zwei Jahre seiner Verbannung nicht gesehen, doch blieb sein Andenken stets in ihr lebendig durch die Erzählungen der Eltern und der älteren Geschwister. Ihr dichterisches Talent entwickelte sich bereits sehr früh. Leider warf des Bruders tragischer Tod[illegible]

gezogenheit der Familie einen düstren Schatten gerade in die Zeit ihrer ersten Jugend. Einigen Ersatz hiefür gewährte ihr eine innige Freundschaft mit Karl Gutzkows erster, in jener Zeit in Frankfurt a. M. wohnender Frau Amalie, die sie in liebevollster Weise an sich heranzog, und in deren Haus sie so manche schöne und interessante Stunden und Wochen verlebte. Nachdem sie durch den Tod dieser treuen Freundin sehr vereinsamt worden, erwachte in ihr allmählig der Wunsch und Trieb, das, was sie in sich fühlte und dachte, auch weiteren Kreisen mitzutheilen. Die äußere Anregung gab der Buchhändler K. Meidinger in Frankfurt a. M., er ermunterte die ihrer eigenen Kraft mißtrauende Schreiberin so lange, bis das kleine und später so verbreitete Buch „Die Frauen und ihr Beruf" entstand. Es erschien im Herbst 1855 ohne den Namen der Verfasserin. Schon ein halbes Jahr vorher hatte eine Novelle „Die kleine Hand" Aufnahme in das „Morgenblatt" gefunden. Die Verfasserin blieb von da ab in fortgesetzter Verbindung mit diesem Blatt und schrieb für dasselbe mehrere Novellen, welche später gesammelt bei Th. Thomas in Leipzig unter dem Titel „Aus dem Leben, Erzählungen aus Heimath und Fremde" (1861) erschienen und von der Kritik sehr günstig aufgenommen wurden. Insbesondere fand die anziehend geschriebene Novelle „Der lederne Bräutigam", zu der sich die Verfasserin den Stoff aus einem Aufenthalt bei Verwandten in Holland geholt hatte, großen Beifall. Etwa ein Jahr darauf erschien ein einbändiger Roman „Schloß Wimmis".

Inzwischen fand das Schriftchen über die Frauen und ihren Beruf so allgemeinen Anklang, daß rasch nacheinander mehrere durch Zusätze bereicherte Ausgaben erschienen (Vierte

Auflage, Thomas in Leipzig 1872). Nach dem Tode der Eltern richtete Louise Büchner, nachdem sie noch im Jahre 1860 eine inzwischen in zwei Auflagen erschienene Gedichte-Sammlung unter dem Titel „Frauenherz", so wie in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Alexander die vor Kurzem in fünfter Auflage ausgegebene Anthologie „Dichterstimmen aus Heimath und Fremde" veröffentlicht hatte, in ihrem Hause einen alljährlich zur Winterszeit wiederkehrenden Geschichtekursus für junge Damen ein. Im Laufe von zehn aufeinander folgenden Jahren trug sie so die gesammte Weltgeschichte vor.

1865 erschienen (Flemming, Pflegan) die liebenswürdigen „Weihnachtsmärchen", entstanden aus winterlichen Erzählungen, mit welchen die Verfasserin die beiden ältesten Kinder ihres Bruders Ludwig zu unterhalten pflegte. Das kleine Buch weiht in einer sehr glücklichen Weise den heidnischen Ursprung des Weihnachtsfestes an dessen gegenwärtige christliche Bedeutung an und hat vielen Kinderherzen große Freude gemacht.

Das Jahr 1866 brachte ihr Gelegenheit, ihre theoretischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Frauenfrage auch praktisch zu bethätigen. Die in Darmstadt residirende Prinzessin Ludwig von Hessen (Alice, Tochter der Königin von England, jetzt regierende Großherzogin) zog Fräulein Büchner zu sich, um ihr bei der Bildung eines gemeinnützigen Frauenvereines behülflich zu sein. So entstand der seitdem zu großer Blüthe gelangte „Alice-Verein für Frauenbildung und Frauenerwerb". Aus diesem Verein gingen hervor: der Alice-Bazar, das Alice-Lyceum und eine Industrie-Schule für junge Mädchen. Im Alice-Lyceum hielt Louise Büchner

während drei Wintern Vorträge über deutsche Geschichte, deren letzter Abschnitt 1875 (Th. Thomas, Leipzig) erschien unter dem Titel „Deutsche Geschichte von 1815—1870". Das Buch wurde von der Kritik mit vielem Lobe aufgenommen. Im Uebrigen gab der neugegründete Verein ihr immer reichere Gelegenheit, ihre Kräfte und Anstrengungen der praktischen Lösung der Frauenfrage zuzuwenden. Auf den Frauenverbandstagen zu Berlin und Hamburg wurden ihr darum auch vielfache, ehrlich verdiente Auszeichnungen zu Theil. Größere schriftstellerische Erzeugnisse dieser Thätigkeit sind die 1870 bei C. Janke in Berlin erschienene Schrift „Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage" und die 1872 bei C. Kehler in Darmstadt herausgegebene Broschüre „Ueber weibliche Berufsarten". Ferner erschien (Th. Thomas, Leipzig) ein erzählendes Gedicht aus ihrer Feder „Clara Tettin". In den letzten Jahren hat sich die geistige Produktion der fleißigen Schriftstellerin nur auf kleinere Aufsätze und Arbeiten beschränkt, doch ist sie praktisch fortwährend in einer Weise thätig, welche ihr hohe Achtung und Anerkennung sichert.

Der bekannteste Sprosse der Büchner'schen Familie ist der jüngste, Dr. Ludwig Büchner, Verfasser der berühmten Schrift: „Kraft und Stoff", welche Jahre hindurch die gebildete Welt in geistige Aufregung versetzt und unzählige Federn in Bewegung gebracht hat und noch bringt. Geboren am 29. März 1824 zeigte er schon als Knabe und Jüngling eine starke geistige Regsamkeit und Schaffenskraft. Nachdem er das Darmstädter Gymnasium mit glänzendem Zeugnisse absolvirt, bezog er im Frühjahr 1843 die Landesuniversität Gießen, um daselbst, entgegen dem Wunsche seines Vaters

und entgegen seiner eigenen, mehr zur Nachdenklichkeit und zu idealem Schaffen neigenden Geistesrichtung, das Studium der Medizin zu ergreifen. Es geschah dieses gerade zu einer Zeit, während welcher die neuere, durch Chemie und Mikroscop gestützte und durch Liebig und Vischer vertretene Richtung der Naturwissenschaften und der Medizin die ältere naturphilosophische Schule unter Wilbrand, Nitzen u. s. w. zu verdrängen begann. Neben den medizinischen setzte jedoch Büchner seine philosophischen und ästhetischen Studien fort. Als Student betheiligte er sich lebhaft an den damals in der deutschen Studentenschaft auftauchenden Reformationsbestrebungen. Nachdem er auch in Straßburg ein halbes Jahr lang medizinische Vorlesungen in französischer Sprache gehört hatte, bestand er im Frühjahr 1848 sein Fakultäts-Examen in Gießen „magna cum laude". Der Sommer dieses stürmischen Jahres theilte sich für ihn zwischen der Abfassung seiner Inaugural-Abhandlung: „Beiträge zur Hall'schen Lehre von einem excitomotorischen Nervensystem" (Gießen 1848) und der Theilnahme an den politischen Bewegungen der damaligen Zeit.

Im Herbst 1848 kehrte er nach Druck seiner Abhandlung und Bestehung seiner Disputation als Doktor in seine Vaterstadt zurück. Hier setzte er im Verein mit seinen jüngeren Studien- und Gesinnungsgenossen seine politischen Bestrebungen auf einem allerdings sehr unsicheren Boden fort, bis die Niederschlagung des Aufstandes in Baden aller politischen Agitation ein Ende machte und eine nun folgende schwere Zeit für alle Diejenigen, welche sich politisch eifrig gezeigt hatten, begann. Den Nachtheilen, welche seine Freunde und Gesinnungsgenossen betrafen, entging Büchner einigen

maßen durch seine Stellung als Arzt und dadurch, daß er nicht lange darnach behufs weiterer Berufs-Ausbildung eine Reise nach Würzburg und Wien unternahm, nachdem er noch vorher die Herausgabe der „Nachgelassenen Schriften" seines Bruders Georg besorgt und die Lebensbeschreibung desselben als Einleitung dazu geschrieben hatte. In Würzburg war es namentlich Virchow, dessen damals mehr und mehr empor-keimender Ruhm ihn fesselte und der zum Theil seine spätere Richtung bestimmte. Nach der Rückkehr von Wien befaßte sich Büchner theils mit der ärztlichen Praxis in seiner Vaterstadt, theils nach Wunsch und Anleitung seines Vaters mit der Abfassung gerichtlich-medizinischer Arbeiten.

Bald darauf nahm er eine Stellung als Assistenz-Arzt an der medizinischen Klinik und als Privat-Dozent daselbst an. Während der drei Jahre, welche er in Tübingen zubrachte, hielt er, abgesehen von den ihm als Hospital-Arzt obliegenden Geschäften, besuchte und mit Beifall aufgenommene Vorlesungen, namentlich über gerichtliche Medizin. Die letztere, deren humane Seite Büchners Neigung anzog, bildete sein Hauptfach, in welchem er namentlich durch Verwerthung der neueren Resultate der Physiologie und pathologischen Anatomie zu wirken suchte. Diese Arbeiten, sowie die Lectüre von Moleschott's „Kreislauf des Lebens", gaben ihm die Idee zu seinem so bekannt gewordenen Buch „Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien", in welchem er den kühnen Versuch unternahm, die bisherige theologisch-philosophische Weltanschauung auf Grund moderner Naturkenntniß umzugestalten. Tendenz und Art der Darstellung gewannen dem 1855 (Meidinger, Frankfurt a. M.) erschienenen Werke eine solche Theilnahme, daß schon nach wenigen Wochen eine

neue Auflage veranstaltet werden konnte. Für den Verfasser selbst hatte dasselbe die persönlich unangenehme Folge, daß er seinen Lehrstuhl in Tübingen aufgeben und in die Heimath zurückkehren mußte, wo er seine frühere Thätigkeit als praktischer Arzt wieder aufnahm. Das Buch erlebte inzwischen immer neue Auflagen, rief einen wahren Sturm in der Presse und eine große Menge aufeindender Kritiken, wie gebarnischter Gegenschriften hervor und verwickelte Büchner in eine Reihe literarischer Streitigkeiten, denen er theils durch Vorreden zur dritten und vierten Auflage von „Kraft und Stoff", theils durch Journal-Artikel zu begegnen suchte, in welchen er außerdem noch andere, seiner Richtung verwandte Gegenstände in den Kreis der Betrachtung zog.

Sein zweites Werk „Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen" (dritte Auflage, Leipzig. Thomas. 1874 — auch in französischer und englischer Uebersetzung erschienen) dient gewissermaßen als Ergänzung und Erläuterung der in „Kraft und Stoff" niedergelegten Ansichten, indem es das reiche, inzwischen angesammelte Material nach verschiedenen Seiten hin in gedrängter und übersichtlicher Weise verarbeitet und vervollständigt. Das Talent Büchners zeigt sich in diesen Arbeiten namentlich nach seiner kritischen Seite als ein scharfes und feines. Die letzte Auflage enthält auch eine in vieler Hinsicht sehr bemerkenswerthe Selbstkritik von „Kraft und Stoff". Dieses letztere Werk, von welchem jetzt die vierzehnte deutsche Auflage vorliegt (Leipzig Th. Thomas 1876), wurde fast in alle lebenden Sprachen übertragen. Die französische Uebersetzung hat bereits die fünfte, die italienische die dritte Auflage erlebt.

Auch sind in Amerika zwei deutsch-amerikanische Ausgaben erschienen.

Im Jahre 1857 veröffentlichte Büchner unter dem Eindruck der von allen Seiten auf ihn einstürmenden Polemik die in Dialog-Form abgefaßte Schrift: „Natur und Geist oder Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die realphilosophischen Fragen der Gegenwart", in welcher er den Versuch unternahm, die beiden, in der materialistischen Streitfrage sich bekämpfenden Standpunkte einander gegenüber zu stellen und durch einen gegenseitigen Meinungsaustausch die Grenzen zu bestimmen, bis zu welchen zur Zeit die menschliche Erkenntniß auf Grund realer Prinzipien vorzuschreiten vermag. Obgleich die auf zwei Bände angelegte Schrift nicht vollendet wurde und bis jetzt nur der erste, den Mikrokosmos behandelnde Band vorliegt, hat doch dieser erste Band bereits die dritte Auflage erlebt. (Leipzig, Th. Thomas, 1876.)

Nachdem sich der durch „Kraft und Stoff" hervorgerufene Sturm etwas gelegt hatte, erschienen die späteren Auflagen des merkwürdigen Buches ohne weitere Verreden, und Büchner benützte seine freie Zeit wieder mehr zur Fortsetzung seiner fachwissenschaftlichen Studien, sowie zu öffentlichen Vorträgen. Diese haben das Material für das Buch „Physiologische Bilder" (Erster Band, Leipzig, Th. Thomas, zweite Auflage 1872, zweiter Band ebenda 1875) geliefert, in dessen zweitem Bande die wichtige Gehirn- und Seelenfrage in ebenso erschöpfender, wie überzeugender Weise behandelt wird. Ein dritter und letzter Band steht in Aussicht. 1864 veröffentlichte er ferner eine Uebersetzung und populäre Bearbeitung des berühmten Werkes des englischen Geologen Ch. Lyell „Ueber das Alter des Menschengeschlechtes und die

Erde und den Urſprung der Arten durch Abänderung". (2. Aufl. Leipzig. Th. Thomas 1874.) In den Wintern 1866—68 hielt er in ſeiner Vaterſtadt, ſowie in einer Anzahl benachbarter Städte eine Reihe von öffentlichen Vorleſungen über die Darwin'ſche Theorie von der Entſtehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich. Dieſe Vorträge erſchienen im Jahre 1868 in Druck und fanden gleichfalls ſolchen Anklang bei dem leſenden Publikum, daß im Jahre 1876 bereits die vierte, ſehr vermehrte Auflage ausgegeben werden konnte. Ebenfalls aus einer Reihe öffentlicher Vorträge entſtand die Schrift: „Der Menſch und ſeine Stellung in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder: Woher kommen wir? Wer ſind wir? Wohin gehen wir?" (Leipzig. Thomas), von welcher Schrift 1872 die zweite, ſehr vermehrte Auflage erſchien. Sie wurde gleichzeitig in franzöſiſcher, italiäniſcher und engliſcher Sprache ausgegeben. In der dritten Abtheilung dieſer Schrift „Wohin gehen wir?" entwirft der Verfaſſer ein intereſſantes Bild von der wahrſcheinlichen Zukunft des Menſchengeſchlechts und der menſchlichen Geſellſchaft im Sinne fortſchreitender leiblicher und geiſtiger Entwicklung.

Im Frühjahr 1872 hielt Büchner in Folge einer ihm gewordenen Einladung in Peſth, Wien und Nürnberg eine Reihe von Vorleſungen über naturphiloſophiſche Gegenſtände mit großem Erfolg. Derſelbe ermuthigte ihn zur Annahme einer aus den Vereinigten Staaten von Seiten verſchiedener deutſcher Vereine wiederholt an ihn ergangenen Einladung zur Abhaltung öffentlicher Vorleſungen in Amerika. Im Herbſt 1872 verließ Büchner Europa, nachdem er noch in Hamburg mehrere Vorträge gehalten. In Amerika ſprach er im Laufe des Winters in nicht weniger als zweiunddreißig

Städten über sieben verschiedene Themata. Einer dieser Vorträge bildet in erweiterter Gestalt den Inhalt des zweiten Bandes der „Physiologischen Bilder“ bilden; einer erschien als Vortrag, ebenfalls erweitert, im Jahre 1874 bei Th. Thomas in erster und zweiter Auflage unter dem Titel: „Der Gottesbegriff und seine Bedeutung in der Gegenwart“; ein Vortrag endlich über Materialismus ist bei Butts und Comp. in New-York in englischer Sprache erschienen unter dem Titel: „Materialism: Its history and influence on society“. Die Aufnahme, die Büchner in Amerika sowohl von Seiten der Deutschen, wie fast noch mehr der Amerikaner fand, war eine ebenso glänzende wie zuvorkommende, und die Verbreitung seiner Schriften nahm von dieser Zeit an in Amerika wie anderwärts einen solchen Aufschwung, daß er nach seiner Rückkehr nach Europa im Frühjahr 1873 sich lange Zeit nur mit der Vorbereitung der neuen Auflagen seiner Werke beschäftigen konnte. Nichtsdestoweniger folgte er im Winter 1873—74 einer Einladung zur Abhaltung von sieben Vorträgen in Berlin, denen noch einige weitere Vorträge in Brandenburg, Leipzig, Dresden u. s. w. folgten. Im Jahre 1876 erschien im Verlage von A. Hofmann in Berlin die letzte größere Schrift Büchner's: „Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen“. Diese Schrift, welche merkwürdige Enthüllungen über die Geistesthätigkeit der niederen Thierwelt in ansprechender Form bringt, ist von der gesammten Kritik auf das beifälligste aufgenommen worden. „Ludwig Büchner's Schriften“, sagt ein competenter Kritiker hierüber, „sind immer interessant, sei es durch die pikante Behandlung, welche er realpolitischen Fragen zu geben weiß, sei es durch die geschickte Verwerthung wissenschaftlichen Materials für seine Tendenz. Das In-

teressanteste jedoch, was bisher aus der Feder dieses lebensvollen Autor's floß, dürfte dieses neueste Werk sein. Es ist eine Darstellung der Thierseelenkunde auf Grund wissenschaftlicher Thatsachen und bringt vieles Bekannte. Wie jedoch der Autor z. B. das Leben der Ameise schildert, die Ameisen-Republik, Haus- und Wegebau, die Ackerbau treibende Ameise, die Viehzucht und Milcherei des merkwürdigen Insekts, ferner den Staat der Bienen, die Jagd der Spinnen u. s. w., das macht das Buch einzig in seiner Art. Es funkelt so zu sagen von Geist und hat ein Leben des Vortrags, eine Charakteristik der Thier-Individuen, spannt die Erwartung der Leser und rundet die einzelnen Capitel ab, fast wie eine gute Novelle. Das Buch wird sicherlich Glück machen." Diese Voraussage ist bereits eingetroffen, eine zweite Auflage und eine holländische Uebersetzung sind erschienen. Ganz neuerdings erschien noch in demselben Verlage als Pendant zu obigem Werke: „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt".

Diese vielseitige Thätigkeit des fruchtbaren Schriftstellers ist um so mehr anzuerkennen, als ihm seine Nöthigung zu materiell-praktischer Berufsarbeit — abgesehen davon, daß sie zerstreuend wirkt — verhältnißmäßig nur wenig Zeit zur Schriftstellerei, zur Erfüllung oder Weiterführung der vielen literarischen Aufgaben und Pläne, welche noch vor ihm liegen, übrig läßt. Sollte sich dieser leidige Umstand ändern, so ist von Büchner, der gegenwärtig auf der Höhe seiner Verstandesfähigkeit steht, gewiß noch Bedeutendes zu erwarten.

Im Jahre 1860 verheirathete sich Büchner mit einem Fräulein Thomas aus Frankfurt a. M., welche ihn mit vier blühenden Kindern beschenkt hat. Ein überaus glückliches Familienleben entschädigt ihn für viele ungerechte Angriffe

jeder Art, welche ihm sein redliches und oft so mühsames Streben nach Wahrheit und Aufklärung eingetragen hat und noch einträgt. Im öffentlichen und politischen Leben war Büchner seit dem Mißglücken der 1848er Bewegung, der er sich mit ganzer Seele hingegeben hatte, wenig mehr thätig, doch verdankt ihm hauptsächlich die durch eine lange Reihe von Jahren von ihm geleitete Darmstädter Turngemeinde ihre jetzige Blüthe und Bedeutung, insbesondere durch die von Büchner angeregte und auch ausgeführte zweimalige Einrichtung eines Verwundeten-Lazareths in den weiten Räumen der Turnhalle in den Kriegsjahren 1866 und 1870, und durch die Gründung und Erziehung einer aus den Mitgliedern der Gemeinde gebildeten Sanitätsmannschaft, welche theils in den Lazarethen, theils auf dem Schlachtfelde thätig war. Einen Theil dieser Mannschaft führte Büchner im Oktober 1870 nach Epernay in Frankreich, um in den dortigen Spitälern thätig zu sein. Seine Verdienste in dieser Richtung anerkannten die preußische, östreichische und hessische Regierung durch Verleihung von Auszeichnungen. Auch erwählte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum Mitglied der Darmstädter Stadtverordneten-Versammlung.

Die Urtheile über Ludwig Büchner und sein schriftstellerisches Verdienst sind bekanntlich überaus verschieden und oft diametral einander entgegengesetzt. Denn während die Einen ihn und seine Leistungen hoch erheben, wissen die Anderen nicht genug Ausdrücke der Verachtung und Herabsetzung für beide zu finden. Wenn nun auch Neid über Büchners schriftstellerische Erfolge hierbei eine Rolle spielen mag, so liegt der wahre Grund doch tiefer. Büchner hat durch seine radikalen und von seiner irgischen Gesinnung zeugenden Ideen und Aeußerungen, überhaupt durch

ſeinen erfolgreichen Kampf gegen philoſophiſches Phraſen- und Blendwerk, ſowie gegen theologiſche Irrthümer, den unverſöhnlichen Haß aller Derer auf ſich gezogen, welche bei der Aufrechterhaltung jenes Blendwerks oder jener Irrthümer perſönlich betheiligt ſind. Derer ſind aber zur Zeit noch ſo viele, daß ihren vereinigten Anſtrengungen ſchwer zu widerſtehen iſt. Daß es Büchner doch gekennt, iſt ein Beweis für die Bedeutung des Mannes.

Der jüngſte Sproſſe der Büchner'ſchen Familie, Alexander Büchner, iſt am 25. Oktober 1827 zu Darmſtadt geboren. Er beſuchte das dortige Gymnaſium, ſtudirte vom Frühjahr 1845 an zu Gießen und Heidelberg Jurisprudenz und promovirte am erſtgenannten Orte im Sommer 1848. Sodann betrieb er ſeinen Acceß an heſſiſchen Gerichten, wurde aber im Laufe des Jahres 1851 durch Miniſterialverfügung in Ungnade entlaſſen, weil er ſich an der im März 1848 ausgebrochenen politiſchen Bewegung auf's lebhafteſte betheiligt, viele Volksreden gehalten und zahlreiche Artikel in demokratiſche Blätter geſchrieben hatte. Im Sommer 1851 war er zur erſten Weltausſtellung nach London gegangen. Alsbald berichteten Berliner Spione, daß er mit Kinkel, Ledru Rollin, Koſſuth und anderen Flüchtlingen conſpirire. Nach Darmſtadt zurückgekehrt, wurde er deßhalb von einer Special-Unterſuchungs-Commiſſion geſtellt, welche jedoch nichts herausbrachte als dasjenige, was der Angeſchuldigte ſelbſt zugab, nämlich das Vorhandenſein demokratiſcher und deutſch-einheitlicher Geſinnungen. Zu einer Zeit, wo Biſchof Kettler in Mainz thatſächlich Großherzog von Heſſen war, genügte dies, um die erwähnte Maßregelung zu veranlaſſen.

Alexander Büchner benützte nun mit Freuden dieſen

Anlaß, um seinen belletristischen Neigungen ungestört nachzuhängen. Er hatte bereits ein Bändchen Gedichte (1851) veröffentlicht, und begab sich nun zunächst nach München, um seine artistischen Kenntnisse zu vervollständigen. Dann ging er nach Zürich, wo er sich als Privatdozent an der philosophischen Facultät habilitirte. Die Aussichten auf Errichtung einer eidgenössischen Hochschule, welche damals mehrere junge Gelehrte nach Zürich gezogen hatte, zerschlugen sich jedoch, und er lebte nun längere Zeit in Stuttgart und in Tübingen zum Zwecke der Benützung der dortigen Bibliotheken und im Verkehr mit seinem an der Tübinger Klinik angestellten Bruder Ludwig. In jenen Jahren erschienen von ihm eine Uebersetzung des „Childe Harold" (1853, Meidinger, Frankfurt) und eine „Geschichte der englischen Poesie seit dem Mittelalter" (Darmstadt, Diehl, 1855.) Später folgte die Novelle „Der Wunderknabe von Bristol", (Leipzig, Thomas 1862) und der Roman „Lord Byron's letzte Liebe" (im selben Verlage 1863.)

Ende 1854 unternahm Alexander Büchner eine Reise nach Paris, und die bei dieser Gelegenheit angeknüpften Verbindungen bewirkten im Frühjahr 1857 seinen Eintritt in das französische Unterrichtswesen. Er lebte zunächst in Valenciennes und dann seit 1862 in der prächtigen Normandie zu Caen, woselbst er an der Universität als Professor der „littérature étrangère" wirkt. Eine der Früchte des Aufenthalts in Frankreich sind die „Französischen Literaturbilder aus dem Bereich der Aesthetik" (2 Bände, Frankfurt 1858), ferner eine Uebersetzung von Jean Pauls „Vorschule zur Aesthetik". In Gemäßheit seiner Stellung hat sich Alexander Büchner seither mehr und mehr der Schriftstellerei in französischer Sprache zugewendet und eine große Reihe literarischer

Abhandlungen veröffentlicht, deren letzte „Hamlet le Danois“ (Paris, Hachette, 1878) ist. Die zahlreichen Freunde, welche er sich in Deutschland erhalten hat, rühmen ebenso sehr die französische Urbanität seiner Sitten, wie die ächt deutsche Unwandelbarkeit seines Charakters.

Wir haben damit das Bild dieser Schriftsteller-Familie vollendet und wollen nur noch bemerken, daß die Familie Büchner als solche, in Folge einer am Ende des vergangenen Jahrhunderts geschehenen Auswanderung zweier Großenkel der gegenwärtigen Familie nach Holland in diesem Lande weit zahlreicher verbreitet ist, als in Deutschland. Ein dortiges Glied derselben, Dr. Ernst Büchner, bekleidet seit lange den ehrenvollen Posten eines Mitgliedes der ersten Kammer der Stände des Königreichs. Dessen Vater und Georg Büchners Onkel, Dr. Willem Büchner in Breda, hat eine ganze Reihe bedeutender medicinischer Werke in holländischer Sprache veröffentlicht. Auch in Amerika leben mehrere Zweige der Familie Büchner. K. E. F.

Nachschrift. Seitdem Obiges (vor länger als zwei Jahren) geschrieben wurde, ist Luise Büchner (am 28. Nov. 1878) im 56. Lebensjahre aus dem Leben geschieden. Ihr auf die Frauenfrage bezüglicher Nachlaß ist 1878 bei H. Gesenius in Halle unter dem Titel: „Die Frau. Hinterlassene Aufsätze, Abhandlungen und Berichte zur Frauenfrage“ (370 S.) erschienen, während ihr „belletristischer Nachlaß und vermischte Schriften“ in demselben Jahre bei J. J. Sauerländer in Frankfurt a. M. in zwei Bänden herausgegeben wurde.